This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NAA
Neue

Gottfried Hermann,

Prof. der Beredsamkeit zu Leipzig.

geb. zu Leipzig d. 28. Novbr. 1772.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

ASTOR LIBRARY

Des CII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Prof. Hermann zu Leipzig.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt, Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des hundert und zweyten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Ausführliche Katechisationen üb. d. Hannöversch. Landeskatechismus, v. D. J. F. C. Gräffe. 3r Th. S. 5
Magazin f. Religions-, Moral- u. Kirchengeschichte. Herausgeg. v. D. G. F. Stäudlin. 1r u. 2r Bd. 4
Predigten üb. d. ganze christl. Pflichtenlehre, v. N. Funk u. D. J. W. Olshausen. 6r u. 7r Bd.

Auch unter dem Titel:

Predigten üb. d. Pflichten d. Menschen gegen Andere, in sofern sie sich auf d. Vervollkommnung ihr. Anlagen u. Vorzüge beziehen.

und

Predigten üb. d. Pflichten d. Menschen in Rücksicht auf d. vorzüglichst. besond. Verhältnisse u. Umstände desselben. ebd.

Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen üb. die Sonn- u. Festtagsevangelien. Ein Beytrag zur reinen Tugend- u. Religionslehre v. J. C. Greiling. 5r Bd. 1s u. 2s Heft. 6r Bd. 7
Materialien f. alle Theile d. Amtsführung ein. Predigers, nebst prakt. Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unsrer Zeiten gemäß, zu gebrauchen. 8r Bd. 8
Materialien zu allgemein. Beichtreden. 2n Bds. 3s Heft. ebd.
Versuch ein. psycholog. Pastoral-Klugheitslehre, v. M. C. F. Rosenhahn. 1r Th. 9
Theoret. prakt. Beyträge zur Beförderung mehrerer Pastoralklugheit in öffentl. Religionsvorträgen, v. J. G. Diefenbach. 1s Bdchn. ebd.
Biblische Vorlesungen zum Gebrauch f. Betstunden u. zur häusl. Andacht an festl. u. andern außerordentl. Tagen; v. J. P. S. Bunzel. Versuch ein. Beytr. zur verbessert. Liturgie. 129
Kurze Uebersicht d. vorzüglichst. Materien, welche in d. Pastoral-Theologie Erläuterung verdienen; v. H. E. Güte. 132
Liturgie mit besond. Rücksicht auf d. Hannöverische; v. J. W. F. Mebliß. 134

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Anweisung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange, v. D. Gollowitz. 1r u. 2r Bd. 135

III. Rechtsgelahrheit.

Praktisch. Kommentar üb. d. Pandekten nach d. Lehrbuche d. Hrn. GRR. Hellfeld. 14r u. 15r Th. 22
Civilist. Versuche v. D. P. J. A. Feuerbach. 1r Th. 23
Ausführl. Erläuterung d. Pandekten nach Hellfeld, v. D. C. F. Glück. 7r Th. 1e Abth. 25
Skizzen u. Bemerkungen üb. d. Mangelhafte d. Verfahrungsart bey Kriminaluntersuchungen u. d. Kriminalverfassung überhaupt, nebst Beyspielen u. Erfahrungen, u. s. w. v. Krause. 26

Ver-

Versuch die Lehre von juridisch. Verschwendern systemat. u. krit. zu bearbeiten, v. F. Hoppe. 113
Vermischte juristi. Abhandlungen. Von F. A. Freyhrn. v. Ende. 119
Grundsätze d. Judenrechts nach d. Gesetzen f. d. preuß. Staaten, v. R. F. Terlinden. 121
Ueber d. Befugniß Zuchthäuser anzulegen, besond. aus allgemein. Grundsätzen von d. Zwecke dieser Strafanstalt hergeleitet. Von D. C. G. v. Bülow. 142
Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen d. in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deduktionen, rechtlich. Bedenken, Relationen u. Urtheilen; — v. GJR. Pätter. 4n Bds. 2r Th. ebd.
Erster Versuch ein. Chrestomathie von Beweisstellen f. d. heutige Römische Recht; v. Prof. Hugo in Göttingen.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch ein. civilistisch. Kursus. 7r Bd. 145
Der Gebrauch fremder Rechte, insbesond. d. allgemein. Preußisch. Landrechts, als ein. Autorität in Deutschland. — Ein Nachtrag zu d. Schrift: Ueber d. Redaktion ein. deutsch. Gesetzbuchs, u. s. w. v. J. C. Reitemeier. 146
J. F. *Malblanc* principia juris Rom. sec. ord. Digestorum. P. II. Sect. prior. et poster. 147
Repertorium d. gesammten positiv. Rechts d. Deutschen, besond. f. prakt. Rechtsgelehrte. 11r Th. 148
Ueber landwirthschaftl. Kontrakte u. deren Kautelen, besond. in ökonom. Rücksicht u. Beziehung auf Mecklenburg; v. v. Ferber. ebd.
Theoret. prakt. System d. Lehre von gerichtl. Klagen u. Einreden ꝛc. Von D. J. G. Mößler ꝛc. 4r Th.

Auch unter dem Titel:

D. J. G. Mößlers System d. Lehre von dinglichen u. vermischten Klagen ꝛc. 137

IV. Arzneygelahrheit.

Gehörmesser zur Untersuchung d. Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen, v. G. W. Pfingsten. 2s Heft. 29

Die Leiden d. jungen Hubers, od. d. schrecklichen Folgen d. Onanie. Eine wahre Geschichte zur Warnung ꝛc. f. Jünglinge, Aeltern u. Erzieher, v. L. J. Kügelchen. 30

Lehrsätze zu ein. empirisch. Psychologie, v. D. J. D. Metzger. 66.

Erfahrungen üb. d. Heilkräfte d. Galvanismus, u. Betrachtungen üb. dessels. chemische u. physiol. Wirkungen; v. C. F. *Hellwag*, u. Beobachtungen bey d. medicin. Anwendung d. Voltaischen Säule; v. M. *Jacobi*. 150

Archiv f. d. Pharmacie u. ärztliche Naturkunde; herausgeg. v. D. J. *Schaub* u. D. G. H. *Piepenbring*. In Bds. Is u. IIs St. IIn Bds. Is St. 151

G. *Cuvier* — Vorlesungen üb. d. vergleichende Anatomie, gesammelt u. herausgeg. v. C. *Dumeril*. Aus d. Franz. v. G. *Fischer*. 2r Bd. enth. die Organe d. Empfindungen. 155

Ueber den Schädel Kants. Ein Beytrag zu Galls Hirn- u. Schädellehre; v. D. W. G. *Keleb*. 156

Neue Darstellungen aus d. Gallschen Gehirn- u. Schädellehre, als Erläuterungen zu d. vorgedruckten Vertheidigungsschrift des D. Gall. Mit ein. Abhandlung üb. d. Wahnsinn, die Pädagogik u. d. Physiologie d. Gehirns etc. Herausg. v. *Walther*. 157

Handbuch d. pathologisch. Anatomie; v. D. F. G. *Voigtel*. Mit Zusätz. v. P. F. *Meckel*. Ir, IIr u. IIIr Bd. 158

Pharmaceut. Erfahrungen, vorzügl. d. Receptirkunst betr. zum Nutzen ausübend. Apotheker. Mit ein. Vorrede d. Hrn. D. u. HR. Mönch. 159

P. H. Tytken's neue an den muskulös. Organen des Menschen u. rothblutig. Thiere angestellt. galvanisch. Versuche. Aus d. Franz. Von C. F. Dörner. 160

Berlinisch. Jahrbuch f. d. Pharmacie u. f. d. damit verbundenen Wissenschaften, auf d. J. 1804. 10r Jahrg.

Auch mit dem Titel:

Neues Berlin. Jahrbuch f. d. Pharmacie auf d. J. 1804. 2r Bd. 161

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Sammlung vermischter Gedichte; v. F. W. Gölbe. 166

VI. Romane.

Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im J. 1785—1786. 10r Th. mit Kupf. 170
Eduard Hohenstein u. seine Freunde. Eine Familiengeschichte unsrer Tage. 11, 21 u. 31 Bd. 173

VII. Weltweisheit.

Wie der ungemeine Menschenverstand die Philosophie nehme; an dem kritisch. philos. Journale d. Hrn. Schelling u. Hegel, dargestellt v. *Zettel* u. *Squenz*. 58
Elpizon, od. üb. meine Fortdauer im Tode. 21 u. 31 Th.

Auch unter dem Titel:

Was steht vom Zustande nach d. Tode in d. Bibel? 11 Th. 91
Von der Natur d. Dinge, in 3 Büchern; v. J. J. Wagner. 174

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

Entwurf ein. Systems d. Pflanzenphysiologie u. d. Thierphysiologie, wissenschaftlich bearbeit. v. J. Reubel. 11 Bd. 41
G. *Fischer's* Anatomie der Maki u. der ihnen verwandten Thiere. 11 Bd. enth. d. Naturgesch. u. d. Knochenbau d. Maki. Mit 2 Kupfertaf. 43
Archiv f. Zoologie u. Zootomie. Herausgeg. v. C. A. W. Wiedmann. 4n Bds. 1s St. Mit Kupf. 44

IX. Chemie und Mineralogie.

Von d. chemischen Processen, den dabey sich darbietenden Erscheinungen, nebst Darstellung d. sie bewirkenden Mittel u. Ursachen. Von F. Giese. 177
Englische Destillirkunst, od. alle einfache u. zusammengesetzte Wasser od. Liqueure zu bereiten. Von A. Cooper. Aus d. Engl. 178
Ueber d. Chrysopras u. die denselb. begleitenden Fossilien in Schlesien, v. J. L. G. *Meinecke*. 180

X. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Handbuch d. pharmaceut. Botanik. 15s, 16s u. 17s Heft. Mit Kupf. 45
Vollständiges Lexikon d. Gärtnerey u. Botanik, od. alphab. Beschreibung vom Bau, Wartung u. Nutzen aller in- u. ausländ. ökonom. officinell. ꝛc. Gewächse, v. F. G. Dietrich, 1r, 2r, 3r, 4r u. 5r Bd. 47
Scharlatanerien d. neuen Forstwirthschaftskunde, zur Berichtigung derselben gesammelt u. beard. von ein. Gesellschaft ausübend. Forstmänner, u. herausgeg. v. K. Stelzogn. 1s Heft. 50
Die botanische Pflanzkunst nach Dümont-Courset. Von M. C. G. Berger. 2r Th. ebd.
Handbuch d. Forsttechnologie, v. F. L. Walther. Mit 29 Kupfertaf. 51

XI. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Ueber Hohenlohe, die altdchsl. Feste. Von J. F. Möller. 193
Christl. Kirchengeschichte seit d. Reformation, v. J. M. Schröckh. 2r Th. 195

XII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Darstellung d. österreich. Monarchie nach d. neuesten statistisch. Beziehungen. Von J. A. Demian. 1r Bd. 52

Reise nach Indien u. Arabien, in d. J. 1789 u. 90 angestellt v. B. Degrandpre. Aus d. Franz. 57

Abriß d. westlichen Provinzen d. österreich. Staates, v. J. Rohrer. 201

Monatl. Korrespondenz zur Beförderung d. Erd- u. Himmelskunde; herausgeg. v. Freyherr. v. Zach. 10r Bd. Jul. — Dec. 1804. 207

Briefe während mein. Aufenthalts in England u. Portugal, v. L. Bernard geb. Gad. 1r Th. 2r Th. v. L. Bernard geb. Gad, jetzt verehel. Domeier. 213

J. Kants physische Geographie. 4r Bd. 218

Europa, ein geograph. historisch. statist. Gemälde z. f. Freunde u. Lehrer d. Geographie, f. Jünglinge u. s. w. Nach d. neuesten u. besten Quellen, v. C. Ritter. 1r Th. 219

XIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Die Rhetorik des Aristoteles. Aus d. Griech. mit Anmerkung. ein. Inhaltsanz. u. vollständ. Regist., v. M. W. Voigt. 1r Bd. 65

Exeget. Briefe üb. d. M. Vitruvius Pollio Baukunst. An Aug. v. Rode. Von H. C. Genelli. 2s Heft. Mit 22 Kupfert. 223

XIV. Erziehungsschriften.

Neues Bilderbuch f. d. Jugend, in kurzen Erklärungen von d. Sitten, Meinungen u. Gebräuchen d. vornehmst. europäisch. Nationen, u. von d. Merkwür-

digkeiten d. Länder ꝛc. Ein Buch zur Beförderung d. Länder- u. Völkerkunde ꝛc. Mit Kupf. 2e Bdchn.

Auch unter dem Titel:

Gemälde d. Zustandes, d. Sitten, Gebräuche ꝛc. der sranz. Nation, u. s. w. 68

Jak. Stille's Erzählungsbuch, od. kleine Bibliothek f. Kinder, die d. Lesen angefangen haben, u. sich gern Etwas erzählen lassen. Von J. Glatz. 4 Bdchn. 76

Allwin u. Theodor. Ein Lesebuch f. Kinder. ebd.

Neue Gespräche, Erzählungen ꝛc. zum ersten Unterricht f. Kinder, von d. Fr. v. Genlis. Mit ein. Vorerinnerung v. G. C. Claudius, mit Inbegriff des franz. Originals,

unter dem Titel:

Nouvelle méthode d'enseignement pour la première enfance. Avec fig. 72

Moralisches Bilderbuch zur angenehm. u. lehrreich. Unterhaltung f. d. Jugend, v. C. P. Funke. ebd.

Der deutsche Kinderfreund, ein Lesebuch f. Volksschulen, v. F. P. Wilmsen. ebd.

Erster Unterricht in d. Sittenlehre f. Kinder von 8—10 Jahren. Von C. G. Salzmann. ebd.

Prakt. Handbuch zur statarisch. u. kursorisch. Lektüre d. deutsch. Klassiker f. Lehrer u. Erzieher, v. C. H. L. Pölitz. 2r Th. 225

XV. Kriegswissenschaft.

Charakteristik d. wichtigsten Ereignisse d. 7jährig. Krieges, in Rücksicht auf Ursachen u. Wirkungen. Von F. A. v. Retzow. 1r Th. 2e Aufl. 2r Th. 78

Zusätze u. Berichtigungen zur Charakteristik d. wichtigst. Ereignisse d. 7jährig. Krieges in Rücksicht auf Ursachen u. Wirkungen. Von Ebd. 79

Vertheidigung Friedrichs d. Groß. in Ansehung d. Fehler, welche ihm in d. Charakteristik d. wichtigst. Ereignisse d. 7jährigen Krieges u. s. w. Schuld gegeben werden. Nebst Anhang üb. seine Erfindung d. schrägen Schlachtordnung. ebd.

Beyt

Beyträge zur Kriegskunst in Fragmenten für verschied. taktische Gegenstände. 16, 26 u. 36 Heft. 230
Handbuch f. Ingenieure u. Bauleute, enthält die reine Theorie d. Druks d. Erde auf allerley Mauern bey Pracht u. andern Gebäuden, bey Futtermauern in Festungswerken, an Weinbergen, öffentl. Heerstrassen ꝛc. Von J. H. Voßmann. Mit Tabellen u. Kupfert. 234
Beyträge zur Taktik u. Strategie. Von d. Verf. d. Versuchs ein. Anweisung zur Logistik. 1e Abtheil. Mit 6 Kupf. 235

XVI. Haushaltungswissenschaft.

G Chiley üb. d. Auswahl u. Verpflanzung d. vorzüglichst. Hausthiere. Aus d. Engl. mit Anmerkung. v. F. Damm. Mit Kupf. 81
Leitfaden zur wohlfeilsten u. geschwindesten Erbauungsart d. verdorbten Hopfens, auf Erfahrung gegründet, v. J. A. Fritsch. 82
Kleine ökonom. Aufsätze. Von F. C. Medikus. 84

XVII. Vermischte Schriften.

Lessings Gedanken u. Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt u. erläutert v. F. Schlegel. 1r, 2r u. 3r Th. 86
Pestalozzi's Menschenlehre, aus sein. Nachforschungen üb. d. Gang d. Natur in d. Entwickelung d. Menschengeschlechts gezogen, u. mit untermischt. kritisch. Anmerkung. katechetisch dialog. bearbeit. v. M. C. G. Hempel. 94
Pestalozzi's Religionslehre, vornehml. aus sein. Nachforschungen — (D. Uebrige wie im vorhergeh.) ebd.
Narrheit u. Vernunft. Jedem das Seine. Ein moral. Bilderbuch f. alte Kinder. Frey aus d. Franz übers. — v. J. Heiter. 107
Die ächte Wahrsagerkunst, nebst ein. kurzen Lebensgeschichte d. merkwürdigen Wahrsagers Bart. Lebe-

rechts ꝛc. Eine Volksschrift v. D. J. P. Philaletes. 108
Anweisung zum Schönschreiben d. kleinen u. großen Kurrentbuchstaben, nach d. Hallischen Lehrart zum Gebrauch f. Bürger- u. Landschulen. Von J. P. Scheider. 109
Für Deutschlands edle Töchter, die außer d. Sorge f. d. Körper auch die f. d. Geist kennen. 111
Paraclet. Oder vermischte Gedanken, Bemerkungen, Erfahrungen, Empfindungen, Tröstungen, Winke, u. s. w. f. Leidende, von ein. Leidenden. 2r Th. Vom Verf. d. Philosophs Christinen II. ꝛc. 115
Abbadonna, ein Buch f. Leidende. Aus fremden u. eigenen Schriften gesammelt von d. Verf. d. Natalis. 1r u. 2r Th. 117
Ueber d. Verfall d. obrigkeitl. Ansehens, u. d. Wiederherstellung desselben. Von G. Sedlmayr. 119
Anmerkungen u. Zusätze zu des Hrn. J. J. B. Trinius Schrift üb. Accidenzien u. Predigergebühren. Eine Herzenserleichterung. 121
Betrachtungen u. Gedanken üb. verschiedene Gegenstände d. Welt u. Literatur. 3r Th. 183

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des hundert und zweyten Bandes.

1. Ankündigungen.

Bücher f. Preuß. Geschäftsmänner ꝛc. bey Nicolai. S. 59.
Ulfilas Gothische Bibelübersetz. herausg. v. Zahn. 241.

2. Berichtigungen.

Das 3te St. d. Meuselschen Kunstarchivs betr. 61

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Blühdorn 241. Brunner 241. Burkard 124. Campe 185. Christ 185. Daub 124. Eschke 125. Kick 185. Gerstenberg, v., 62. Heinzelmann 63. Hirschmann 185. Hirzel 242. Hörstel 125. Hottinger 242. Humboldt, v., 124. Jahn 62. Juch 124. Lange 63. Leveling, v., 124. Lips 185. Martin 124. Nüschler 242. Rosenhain 124. Scheppler 186. Süßkind 124. Ulrich 242. Wilken 63. Wyß 242. Zerrenner 185.

4. Todesfälle.

Backe 186. Bär Bing 63. Bauer 186. Bönike 186. Charpentier 187. Dänker 125. Ehrhardt, Jodocus v., 186. Gestewitz 63. John 186. Irminger 125. Kaltenstein 242. Kimpfel 186. Klockner 125. Lang 125. Muter 125. Murstma 63. Rebel 126. 186. Reinbeck 186. Schulz 126.

5. Chronik deutscher Universitäten.

Königsberg 126. Leipzig 187.

6. Ge-

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Akademie, Königs., d. Wissenschaften zu Berlin. 242
Gesellschaft, Jablonowskysche, zu Leipzig. 127

7. Anzeige kleiner Schriften.

Bibliotheca Ungeriana, s. Catal. tum mstt. tum impressorum — quos — coll. J. F. Unger, sec. ord. dig. Neuber. 63
Briefe ein. Reisenden üb. d. Aufhebung d. Klöster. 189
Grundriss ein. Theorie d. physischen Erziehung d. Jugend. 187
Rehe, J. G., üb. d. Geist d. preuß. Staatsökonomie. 188
Rost de notione vocab. παραγγραφὴ diss. 189

8. Korrespondenz.

Auszug ein. Schreibens aus Ulm vom 31. Jul. 1805. 190

9. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Kästner's Vorlesungen üb. d. Mnemonik. 192
Schwarz, Progr. de lapide lydio vett. ac recent. comm. V. 128
Wörterbuch, franz. 2e verb. Auflage. 128

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Ausführliche Katechisationen über den Hannöverischen Landeskatechismus von D. Joh. Fried. Christoph Gräffe. Dritter Theil. Göttingen, bey Vandenhoek und Ruprecht. 428 S. 8.

Der Vers. versichert in der Vorrede, daß ihm mündlich und schriftlich die Versicherung gegeben sey, daß bey angestellten Proben von den Katechumenen dieselben Antworten erfolgt wären. Rec. kann dieß günstige Urtheil des Vers. von sich, nicht unterschreiben, weil er in der Form dieser Kat. den Grund dazu nicht finden kann. Der Vers. holt zu weit aus, erlaubt sich Digressionen, die dem ermüdeten, durch die gehäuften Abweichungen von der Hauptsache abgeleiteten Kinde, die Einsicht erschweren. Die Uebergänge sind auch zu schwerfällig. Als Belege führt Rec. an S. 5. Der Verfasser will bey der Heiligung die Kinder darauf aufmerksam machen, daß sie durch Arbeit noch nicht allein ihre Nahrung sich verschaffen können. Wozu nun die Anführung eines Spruchs, daß der Mensch arbeiten müsse? Und nun, welch' ein Uebergang! » Wir sind allzumal Sünder — wenn nun alle Menschen Sünder sind, wessen werden sie wohl zu ihrer Heligung bedürfen? « Dazu kommt noch eine ermüdende Weitschweifigkeit, wenn er S. 8 über den Begriff des Guten, von Anführern von Räuberbanden und Mördern redet, welche ihre Kinder doch zur Schule schickten, um darauf zu kom-

men, daß die Gesinnung gut seyn müsse, daß man durch Liebe des Gesetzes und durch Liebe gegen Gott geleitet werde. Uebrigens mag wohl ein Kind das Letzte begreifen; wie es aber in einer verstandenen Antwort, als Kantianer um des Gesetzes willen, Gutes thun wolle, läßt sich nicht wohl begreifen. So ist auch die Antwort des Kindes, welcher Mensch gut ist und gut handle, gewiß nicht begriffen; sondern nur nachgebetet: »wer sich Gott und Jesu ergiebt, ihm leben und sterben will.« Um solche Antworten zu geben, werden viele Mittelbegriffe erfordert, die bey Katechumenen noch nicht vorhanden sind. Eben so antwortet ein Kind, »Tüchtigkeit und Geneigtheit zum Guten würde durch den heiligen Geist gewirkt, ohne daß demselben diese Antwort gehörig, und ohne Mißverständniß erklärt und erleichtert worden wäre.

Gegen die Materie wäre auch Manches einzuwenden: z. B. S. 337, von der ewigen Dauer der Unseligkeit, vgl. mit S. 543. »was sagen wir von dem Zeitraum, wenn tausend mal tausend, und hundert tausend mal tausend Jahre verflossen sind?« Darauf antwortet das Kind: »daß es alsdann so seyn werde, als ob die Unseligkeit der Gottlosen zu allererst, und von neuem anfinge!« Wie viele Grausamkeiten werden doch in dem Reiche der ewigen Liebe einem weisen und gütigen Gott angedichtet!

Bd.

Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeschichte. Herausgegeben von D. G. F. Stäudlin. Erster Band. Hannover, bey Hahn. 1801. 1 Alph. 13 B. 8. Zweyter Band. 1803. 1 Alph. 15 Bogen.

Der Herausgeber dieses Magazins, wozu verschiedene Gelehrte Beyträge liefern hat noch (1. B. S. 284) die Absicht, darin die erforderlichen Vorarbeiten zu einer künftigen allgemeinen kritischen Geschichte aller Religionen, so weit eine solche ausgeführt werden kann, zu liefern. Eine solche Geschichte umfaßt, wie der Herausgeber mit Recht sagt, beydes, philosophische und Offenbarungsreligionen,

und

und setzt den Einfluß ins Licht, welche beyderley Religionen in einander hatten. (Man sieht, daß das Wort philosophisch hier in dem allerweitesten Verstande genommen wird.) Sie verfolgt die Geschichte der Religion chronologisch, synchronistisch, ethnographisch, geographisch und nach den Religionsbegriffen. Wegen der engen Verbindung der Religion und Moral ist sie sehr eng mit der Geschichte der Moral verknüpft; und als Geschichte der Offenbarungsreligionen, und der Wirkungen der verschiedenen Religionen auf die menschliche Gesellschaft ist sie auch Kirchengeschichte, und zwar nicht bloß christliche. Rec. fürchtet sehr, daß der Herausgeber die Gränzen seines Plans zu weit gesteckt hat. Die Religionsgeschichte aller Völker ist weder Geschichte der Moral, noch Kirchen- noch Dogmen-Geschichte, noch auch Geschichte der Religionsbegriffe, wenn man die Sache genau nimmt. Kritik und Exegese der heiligen Bücher der Juden und der Christen, wie sich der Herausgeber ausdrückt, gehören ganz nicht hieher, und er hat also Recht gethan, sie von seinem Plane auszuschließen.

Nach der Ansicht des Rec. ist das Unternehmen des Herausgebers zwar sehr nützlich, aber mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es giebt noch eine große Anzahl Nationen und Völkerschaften, die uns noch ganz unbekannt sind. Von den uns selbst schon etwa den Namen nach bekannten, aber sehr weit von uns entfernten, sind die Nachrichten, welche ihre Religion betreffen, nicht immer richtig und zuverlässig. Die einzelnen Reisenden in sehr entlegene Länder, sind insgemein mehr bemüht gewesen, die geographische Lage und Landesprodukte derselben, ihren Handel, ihre Sitten und Gebräuche, Kleidertrachten ꝛc. zu entdecken und zu beschreiben, als ihre Religion. Von den letztern kommen oft in den besten neuern Reisebeschreibungen oft nur einige beyläufige Notizen, oder einige oberflächliche Erzählungen vor. Und diese Notizen sind nun noch überdieß oft bloß aus dem Umgange mit dem gemeinen Volke und dessen Meinungen geschöpft, und dann noch durch die Ansichten und Vorurtheile der Reisebeschreiber gemodelt. Wie schwer ist es also nicht, auch bey dem größten Fleiße, auch bey der strengsten Kritik das Wahre von dem Falschen, oder

Hauptsätze und die Dispositionen als die Ausführungen zu empfehlen. Der Verf. hat nicht die Gabe, leicht und faßlich, und doch rührend über moralisch-religiöse Wahrheiten zu sprechen, und wird bey aller Zergliederung der Begriffe nach dem Kantischen Systeme dem gemeinen Mann unverständlich. Er ist in der Schreibart hinweilen nichts weniger als populär, z. B. Frage, Schlendrian, politisch, unpatriotisch, Privatzwecke, affektiren ꝛc. kommen darin vor. Sein Ton ist nicht immer der religiöse, der in Predigten, eben darum, weil es Predigten sind, durchaus herrschen muß; sondern er nähert sich oft einer gewissen Kraftsprache, die an die vergangenen Zeiten erinnert. Der Lügner wird bey dem Verfasser nicht verachtet; sondern angespien. — wozu dergleichen Uebertreibungen? Der eine wird zwar unwillig über den Lügner; aber der andere lacht ihn bloß aus; beyde verachten ihn, wenn sie ihn gleich nicht anspeien, welches eine Beleidigung seyn würde.

36.

1. Materialien für alle Theile der Ausübung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäß, zu gebrauchen. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. Achter Band, in vier Heften. Leipzig, bey Barth. 1803 — 1805. 1 Alphb. 8 Bog. gr. 8. 1 Rt. 8 Gr.

2. Materialien zu allgemeinen Beichtreden. Zweyten Bandes drittes Heft. Leipzig, bey Fleischer. 1803. 11¼ Bog. 12 Gr.

In den Materialien Nr. 1, kommen verschiedene Abhandlungen vor, bey welchen sich Rec. gern etwas verweilte, wenn es ohne Ausführlichkeit geschehen könnte. Es gehören dahin unter andern folgende: Gedanken über die Frage: ob die Wunder Jesu die Wahrheit seiner Lehre beweisen sollten, oder ob sie bloß als Beweise seiner göttlichen Sendung und Vollmacht anzusehen seyen? Von Welker — Ueber den Umfang und die Gränzen der

Pflicht

Pflicht der Wahrhaftigkeit, von Matthäi. — Fordert nach der kritischen Philosophie die moralische Vernunft, denn wirklich etwas Unmögliches, indem sie Heiligkeit gebietet? vom Prof. Snell zu Idstein. — Ueber den Gebrauch der Anthropomorphismen in der Gotteslehre; von eben demselben — Psychologische Untersuchung über die bey vielen jungen Leuten so gewöhnliche Vorliebe für das Neue; von demselben. — Beytrag zur Entscheidung der Frage, ist Sittlichkeit oder Glückseligkeit menschliche Bestimmung? vom D. Callisen. — Auch unter den exegetischen Versuchen kommen einige nicht unwichtige vor. Recensent kann jedoch bey den ihm gesetzten Schranken nichts weiter thun, als diese Fortsetzung einer schon bekannten und beurtheilten Zeitschrift anzeigen, und sie, und jene angezeigte Abhandlungen insonderheit, dem prüfenden Urtheile der Leser bestens empfehlen.

In Nr. 2 ist die erste Abhandlung die erheblichste. Es wird darin die Versöhnungslehre aus dem praktischen Gesichtspunkte betrachtet, oder eigentlich die kirchliche, doch etwas gemilderte Lehre von der Versöhnung aus dem Grunde in Schutz genommen, weil sie von vorzüglicher praktischer Brauchbarkeit sey. Eine Nebenabsicht des Verf. ist, wie es scheint, zugleich Etwas zur Vertheidigung der bekannten Reinhardschen Predigt von der freyen Gnade Gottes in Christo beyzutragen. Auch hier fände Recens. zu manchen weitern Erörterungen und Bemerkungen reichen Anlaß. Er kann sie aber um so eher zurücklassen, da hierüber schon an mehreren Orten dieser Bibliothek, und selbst bey Beurtheilung jener Reinhardschen Predigt das Nöthige gesagt ist.

Kl.

2. Versuch einer psychologischen Pastoral-Klugheitslehre von M. Carl Fr. Rosenhayn, Oberpfarrer in Schmiedeberg im Churkreise. Erster Theil Leipzig, bey Crusius. 1804, 21½ Bogen und 2 Bogen Vorrede, gr. 8. 1 Rl. 8 Gr.

3. Theoretisch-praktische Beyträge zur Beförderung

mehrerer Pastoral-Klugheit in öffentlichen Religionsvorträgen, von J. G. Diefenbach, Pfarrer zu Ostheim im Hessen-Darmstädtschen. Erstes Bändchen. Giessen und Darmstadt, bey Heyer. 1804. 14 Bog. 8.

Klugheit ist jedem Menschen in jedem Stande, auf jedem Posten und bey jeder Unternehmung von einiger Wichtigkeit zu seinem bessern Fortkommen und zur glücklichen Ausrichtung seines Geschäffts unentbehrlich; und dieß um so mehr, je ausgebreiteter der Wirkungskreis des Handelnden und je wichtiger der Zweck ist, welchen er erreichen will. Es ist daher außer Zweifel, daß auch der Prediger, der eigentlich richtige Religions-Erkenntniß und moralische Besserung befördern soll, derselben bedürfe, und daß es mithin eine gewisse Pastoral-Klugheit und eine Pastoral-Klugheits-Lehre gebe. Wir besitzen auch bereits mehrere ältere und neuere Schriften, worin diese Materie mehr oder weniger ausgeführt, und zum Theil sehr zweckmäßige Anweisung zum klugen Verhalten eines Volkslehres gegeben wird. Der Verf. von Nr. 1, kennet diese Schriften, rühmt eben dieß von ihnen, vermißt aber darin die rechten psychologischen Gründe, auf welchen eigentlich jede Pastoral-Klugheitslehre erbauet werden müsse. Was das Letztere betrifft: so stimmt ihm darin Rec. vollkommen bey, indem sich freylich keine Klugheitslehre, sie beziehe sich nun aufs Allgemeine, oder auf diesen und jenen Stand insonderheit, denken läßt, die nicht auf Seelenkunde und Menschenkenntniß gegründet wäre. Unleugbar haben wir auch in mehreren praktischen Pastoralschriften sehr gute und aus richtigen psychologischen Kenntnissen geschöpfte Klugheitsregeln, und es ist eine nicht zu billigende Anmaaßung auf Seiten unsers Verf. wenn er dieß nicht erkennen, und seine Ideen als ganz neu und sein Werk für original, oder einzig in seiner Art ausgeben will. Wir wollen doch sehen, ob er nicht wenigstens etwas Neues oder Besseres geliefert, oder doch einen eigenen Gang, der gerader und sicherer zum Zwecke führt, gewählt habe.

In der Vorrede sowohl, als in der darauf folgenden Einleitung hebt er mit den jetzt sehr allgemeinen Klagen über die

die immer mehr sinkende Achtung gegen Religion und gegen den Predigerstand an, untersucht die Ursachen, woher dieß komme, doch vornehmlich nur, in wie fern sie auf Seiten der Volkslehrer anzutreffen seyn; und da meint er sie denn hauptsächlich in dem Mangel der erforderlichen auf psychologischen Gründen beruhenden Pastoral-Klugheit zu finden. Daß diese sehr vielen Predigern fehle, ist wohl nicht zu leugnen. Daß dieß aber eine Hauptursache des gesunkenen Ansehns des Predigerstandes sey, will dem Rec. noch nicht ganz einleuchten, worüber er hernach an einem bequemern Orte, noch mehr zu sagen gedenkt. Eben so wenig kann er dem Verf. beystimmen, wenn derselbe S. 7 und 8, bey Bestimmung der Gränzen seiner psychologischen Pastoral-Klugheitslehre sie nicht nur von der Pastoralwissenschaft, sondern selbst von der Pastoral-Klugheit an sich unterscheidet. Jene soll bloß die Gesetze, Verordnungen und Observanzen lehren, nach welchen das Amt eines Predigers verwaltet werden kann; diese zeigt das besondere Verhalten des Predigers in Hinsicht auf die Anwendung jener Gesetze zur Erreichung seines Zwecks; dagegen versteht er unter der psychol. Past. Klugheitslehre nichts anders, als die angewandte Psychologie auf den Wirkungskreis des Predigers. Offenbar ist diese Erklärung und ganze Gränzbestimmung vom Verf. bloß willkührlich zum Behuf seiner weiter folgenden Behauptungen aufgestellt, in der Sache selbst aber gar nicht gegründet. Prediger-Klugheit ohne psychologische Kenntnisse ist und bleibt schlechterdings ein Unding. Richtiger ist die Beantwortung folgender Frage: was eigentlich diese Klugheitslehre leisten soll? Sie soll nämlich den Prediger in den Stand setzen, den möglichsten moralischen Nutzen durch alle seine Handlungen als Vorsteher eines geistlichen Amtes zu stiften. Allein hier, so heißt es S. 11, entsteht oft ein Widerstreit (Antinomie) zwar nicht der Vernunft mit sich selbst; aber wohl des Kirchengesetzes mit der Pflicht des Predigers. Was hat nun hier Letzterer zu thun? Der Verf. verbreitet sich über diesen Widerstreit ziemlich ausführlich, und zieht zuletzt daraus den an sich richtigen Schluß, wie höchst nöthig demselben genaue Seelenkenntniß sey, wenn er unter diesen Umständen seines Hauptzwecks nicht verfehlen wolle. Manches ist hier wahr; Anderes aber zum Theil übertrieben.

Auf

Auf diese Einleitung folgt nun die Klugheitslehre selbst in fünf Abschnitten. Was etwa für den zweyten Band aufbewahrt ist, wissen wir nicht, finden auch in der Vorrede darüber nichts gesagt. Der erste Abschnitt handelt von dem Verhalten des Predigers bey seinen Religionsvorträgen; und ist nach des Verf. eigenen Aeußerung der wichtigste. Wir wollen daher das Wesentliche, und was eigentlich Neu oder ächt psychologisch seyn soll, kürzlich ausheben. Der Zweck aller Predigten ist moralische Bildung der Zuhörer. Hier findet sich aber bey den mehresten eine große Schwierigkeit, welche der Prediger zu bestreiten hat, nämlich die natürliche Trägheit oder Gleichgültigkeit, woraus der Mangel der nöthigen Aufmerksamkeit bey Anhörung öffentlicher Vorträge entsteht. Hier hat also jener Klugheit nöthig, um diese Aufmerksamkeit zu erregen und die Trägheit in Thätigkeit umzustimmen. Wie soll das geschehn? d. i. wie soll wahre Religiosität befördert werden? Der Verf. führt hier verschiedene Methoden an, deren man sich zu diesem Zwecke bedient habe, und noch bedienе. Welche, sagt er, meinten, man müsse zuerst auf das Herz, und durch dieses auf den Verstand wirken. (Pietisten) Andere gingen den entgegenstehenden Weg, und suchten durch Belehrung des Verstandes das Herz zu gewinnen. Diese nennt er Vernunftprediger, oder philosophische Prediger. Noch andere suchten beyde Wege zu vereinigen, und sich nach dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zuhörer zu richten, und ihre jedesmalige Stimmung zu benutzen (transcendentale synthetische Predigt-Methode.) Allein alle diese Predigtmethoden hatten ihre eigenen Schwierigkeiten, und erreichten den Zweck nur selten. Daher fielen Andere darauf, daß man zur Erreichung desselben schon früher anfangen, und den Menschen durch Erziehung und jugendlichen Unterricht darauf vorbereiten, und sie eben hierdurch desselben empfänglich machen müsse. Der Verfasser kommt nun auf die jetzt bestehenden Schulanstalten, auch die in neuern Zeiten unternommenen Reformen und Verbesserungen; läßt sich jedoch auf die nähere Prüfung der verschiedenen Methoden nicht ein; ob er wohl zugiebt, daß allerdings in der frühen Jugend durch den Schulunterricht die Grundlage zu dem künftigen Bildungsgeschäfft des Predigers gemacht werden müsse. Soll dieß geschehn: so muß nach seiner Angabe Folgendes in den Schulen beobachtet wer-

werden: 1) der Lehrer muß durch seine Methode Liebe zum Unterricht, Aufmerksamkeit, Fleiß und Anhänglichkeit an dem Lehrer und seinem Unterrichte, und 2) Achtung gegen die Religion insonderheit, auch gegen Prediger als Lehrer derselben zu erwecken suchen; 3) er muß bey seinen Zöglingen auf äußerliche Reinlichkeit des Körpers halten; 4) das edle Gefühl der Dankbarkeit gegen Aeltern und Wohlthäter, also auch Folgsamkeit gegen die vorgetragenen Lehren und Nachdenken darüber auf alle Weise erregen, u. s. f. 5) insonderheit ihnen den Irrthum benehmen, als wären weltliche Geschäffte dem Religionsunterrichte vorzuziehen, und endlich 6) gegen die Schulkinder in Absicht der Behandlung gerecht und unparteyisch ohne Hinsicht auf Stand, Armuth und Reichthum verfahre. Dieß ist das Wesentliche aus den hier angegebenen Regeln, woraus Sachkundige von selbst ersehen werden, daß sie nichts Unbekanntes enthalten, was nicht alles schon längst von Andern besser und bestimmter gesagt wäre. Indeß erdreistet sich der Vf. doch, sein Urtheil dahin im Allgemeinen abzugeben, daß alle unsere Schulen und Erziehungsanstalten das nicht leisteten, was hiernach gefordert werden könne, und daß sie mithin noch keineswegs in der nöthigen Beziehung auf das vom Prediger zu führende Lehramt ständen; vielmehr wären sie noch zu sehr isolirt. Es bleibe daher dem letztern nichts anders übrig, als daß er so gut wie möglich diesen Widerstreit (die natürliche Trägheit und Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen den Religionsunterricht) sich selbst zu lösen suche, und seine Zuhörer, die von Seiten des religiösen Sinnes bey ihrer Erziehung vernachläßigter sind, als Menschenkinder behandle, um seinen moralischen Zweck zu erreichen. » Hier, fährt er S. 50 fort, sind wir also auf den letzten Grund zurückgekommen, auf welchem alle Pastoralklugheit, sowohl überhaupt, als insonderheit bey den Religionsvorträgen fußen muß. Die Zuhörer des Predigers sind Menschenkinder, d. i. in ihnen liegt der subjektive Grund des radikalen Bösen, oder eine vor dem Erwachen der Vernunft bereits entstandene bösartige Disharmonie der Neigungen gegen das moralische Gute u. s. f. Es würde daher dem Prediger ganz unmöglich seyn, etwas Gutes zu stiften, wenn es nicht zwey Wege gäbe, auf welchen eine Aussicht zur Möglichkeit sich öffnete. Der eine ist die Benutzung der

Liebe,

nun das Herz für die Moralität oder Tugend erwärmt und zu dem Kampfe, welchen es mit der Sinnlichkeit und natürlichen Trägheit zu führen hat, hinlänglich gestärkt werden; zumal wenn man fortfährt, die schönen Religionsvorträge zu hören, und das eigene ganze Beyspiel des Predigers anzuschauen. Die größte Klugheit dieses Lehrers bestehe also darin, seine Gemeinde auf diesem Wege zur Moralität zu führen, aus welcher hernach, wenn sie das erste Prinzip des Handelns wird, der reine Sinn für Tugend entstehe, u. s. f.

Dieß ist im Kurzen das Wesentliche, oder nach dem Ausdrucke des Verf. das Positive, was er zu seiner Klugheitslehre, und ins besondere zur rechten Predigtmethode rechnet. Nun nimmt er die Sache von der andern Seite, nämlich negativ, und kommt nun in den folgenden Typhen dieses Abschnitts auf einige psychologische Sünden, wie er sie benennt, deren sich Prediger häufig bey ihren öffentlichen Vorträgen schuldig machen, und wodurch sie das natürliche Schönheitsgefühl unterdrücken und die Wirksamkeit ihres Amts hindern. Diese zeigen sich bey Erfindung, Ausführung und Haltung der Predigt, bey den dabey gewöhnlichen Manieren, und selbst bey dem Anzuge (Kleidung) des Predigers. (Wie dieser zu den psychologischen Sünden gehöre, sehen wir nicht) Kurz, es sind 21, schreibe ein und zwanzig solcher psychologischen Sünden, welche der Verf. hier aufzählt, und worüber er sich in der Folge ziemlich ausführlich verbreitet. An sich sind die mehresten Punkte, die er hier rügt, und seine Bemerkungen darüber gegründet, und die Erinnerungen, welche er darüber seinen Amtsbrüdern macht, größtentheils treffend, und für viele unter ihnen bemerkenswerth. Nur hält er sich hin und wieder zu lange bey alltäglichen oft schon getadelten Fehlern und bey Kleinigkeiten auf, die allenfalls mit wenigen Worten berührt werden konnten. Hierher gehört z. B. was er über den äußerlichen Anstand des Predigers auf der Kanzel bey Haltung der Predigt sagt. Der Raum gestattet es uns jedoch nicht, ihm hier in seinem Detail zu folgen, oder einzelne Stellen als Belegs auszuheben. Eben so wenig können wir uns bey den folgenden Abschnitten aufhalten, sondern halten es für hinreichend, bloß den Inhalt derselben

ben summarisch anzuzeigen. Er redet also im zweyten Abschnitte von dem klugen Verhalten des Predigers gegen die eingeführten (oder noch einzuführenden) Kirchengebräuche; im dritten von dem Verhalten desselben gegen einzelne Gemeindeglieder, bey besondern Fällen, z. B. bey Krankenbesuchen, Kranken-Kommunion, u. s. f. im vierten von seinem Verhalten, in Hinsicht seiner zu erhaltenden Würde bey dem gesellschaftlichen Umgange mit seinen Gemeindegliedern und andern Vergnügungen; im fünften endlich von dem Verhalten gegen die weltliche Obrigkeit. In allen diesen Abschnitten kommt sehr viel Gutes und Nützliches vor, was allerdings zur Pastoralklugheit gehört, und jungen und unerfahrnen Predigern und allen, die wider die Klugheit sündigen, recht sehr zu empfehlen ist; obwohl Rec. eben nicht sagen kann, daß er hier neue unbekannte Sachen, oder mehr eigentliche Psychologie als in manchen andern neuen Pastoralschriften gefunden hätte. Also zum Schluß noch unser Urtheil über den neuen Grund, welchen der Verf. seiner psychologischen Klugheitslehre untergelegt hat, nämlich über das ästhetische oder Schönheitsgefühl, worauf hier Alles, besonders im ersten Abschnitte zurückgeführt wird. Daß in dem Menschen eine gewisse Anlage zum ästhetischen Gefühl vorhanden sey, will Rec. nicht läugnen, wenn darunter bloß das natürliche Vermögen, die sinnlichen Gegenstände zu unterscheiden, für den einen Neigung und den andern Abneigung zu empfinden, oder das Eine zu begehren, und das Andere zu verabscheuen, verstanden wird. Allein dieß rohe Naturgefühl kann doch unmöglich ein sicheres Fundament, auf welchem sich die moralische Besserung erbauen ließe, abgeben. Wer weiß nicht, wie verschieden die Begriffe von dem, was schön ist, mithin auch der Geschmack und das davon abhängende Urtheil unter ganzen Völkern und einzelnen Personen ist? Der Südsee-Bewohner findet es schön, wenn er seinen Leib mit Farben bemahlt, oder demselben allerley Figuren durchs Tättuiren eingezeichnet; der Neger hält die weiße Haut des Europäers für häßlich, und die schwarze für schön. Selbst in den mehr kultivirten Ländern ist der Geschmack äußerst verschieden; zumal unter dem ungebildeten großen Haufen, der öfters die ärgsten Carrikaturen und das widerlichste Farbengemisch bewundert, u. s. f. Es muß daher dieß natürliche Gefühl schlechterdings erst ausgebildet

oder richtig gelenkt und verfeinert werden, wenn darauf ein wirklich guter Geschmack und ein eigentlich ästhetisches Gefühl nach dem Ausdruck des Verf. entstehen soll. Und dieß kann wieder nicht anders geschehen, als wenn die Vernunft zum Nachdenken erweckt, der Verstand durch Unterricht und Uebung angebaut, und mit richtigen Kenntnissen angefüllt wird. Der Mensch muß sich selbst und die Gegenstände, die ihn umgeben, nach ihrer wahren Beschaffenheit kennen, das Bessere vom Schlechtern, das Schöne nicht nur vom Häßlichen; sondern auch von dem scheinbar Schönen unterscheiden, und hiernach empfinden und urtheilen lernen. Doch hier ist nicht der Ort, ausführlich über die beste Art, wie dieß alles geschehen könne, zu reden. Genug, der Verf. erkennt selbst die Nothwendigkeit dieser Ausbildung. Auch erkennt er, daß früh damit angefangen, und folglich schon bey der ersten Erziehung und dem jugendlichen Unterrichte darauf hingearbeitet werden müsse. Auch wünscht er, daß dieß schon in den niedern Schulen geschehen möchte, und daß alle Schul- und Erziehungsanstalten zu diesem Zwecke eingerichtet, und in so fern durch ihre Vorarbeit dem Predigtamte zu Hülfe gekommen werde. Er klagt jedoch, daß es bis jetzt noch in den mehresten Schulen hieran fehle; macht es gleichwohl dem Prediger zur Pflicht, auf dieß Naturgefühl besonders durch seine Vorträge zu wirken, und darauf gleichsam die Grundlage zur moralischen Besserung seiner Zuhörer zu errichten. Ist dieß nicht eine offenbar ungerechte Forderung? Wie kann der Prediger durch den wenigen Religionsunterricht, den er zu geben vermögend ist, dieß ästhetische Gefühl in so weit ausbilden, daß sich darauf etwas Sicheres zur sittlichen Besserung desselben gründen ließe. Oder kann überhaupt durch den bloßen Unterricht in der Religion das Schönheitsgefühl erweckt und gebildet werden? Gehören dazu nicht viele andere Erweckungs- und Uebungsmittel, die der Prediger wenig oder gar nicht anwenden kann? Kann es überhaupt mit der Kultur der Menschen hier auf Erden jemals bis dahin kommen, daß dieß ästhetische Gefühl, so wie es der Verfasser haben will, bey dem großen Haufen und in allen Ständen so völlig ausgebildet werde? Und wenn es möglich wäre, ist damit nun Alles gewonnen? Sind denn etwa die feiner gebildeten Gemeindeglieder, denen man einen guten ästhetischen Geschmack zueignen muß, vorzüglich

dies

diejenigen, auf deren Moralität der wirklich schöne und gründliche Vortrag des Predigers am mehresten wirkt? Wo Rec. seine und mehrerer anderer Erfahrungen und Beobachtungen nicht trügen: so verliert die Religion in unsern Tagen zusehends an Achtung bey der feinern Welt. Kurz, das neue Fundament, welches der Verf. seiner psychologischen Pastoral-Klugheitslehre untergelegt hat, ist äußerst unsicher und schlechterdings unhaltbar. Auch hat er ganz und gar nicht zureichend gezeigt, wie der Prediger auf diesem Grunde bauen soll. Denn, was er zu dem Ende sagt, ist eigentlich nichts Neues; sondern es sind im Grunde die alten Resultate, und daraus abgeleitete Regeln, die gute Homileten und Prediger, die das menschliche Herz und die Welt kennen, den Lehrern der Religion gegeben haben. Und in dieser Hinsicht behält sein Buch noch immer viel Brauchbarkeit, so wie es auch unter nöthiger Einschränkung wahr bleibt, daß der Prediger seine Vorträge ästhetisch schön einrichten müsse. Doch dieß alles kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Zum Schluß nur noch eine einzige Anmerkung, die der Rec. aus seiner eignen Erfahrung und Ueberzeugung niederschreibt. Es wird in dieser Schrift, wie in vielen andern, auch sonst überall mündlich darüber geklagt, daß die Religion ihre Achtung verliere; daß das Predigtamt, und der öffentliche Unterricht sehr wenig Frucht bringe; man findet die Ursachen davon bald auf Seiten des Predigers, bald in andern Verhältnissen, Zeitumständen, u. s. f. Diese Ursachen sind größtentheils gegründet; obwohl auch Manches übertrieben, oder zu einseitig angegeben wird; wie denn z. B. in dieser Schrift der Verf. zu viel auf das unkluge Betragen der Prediger rechnet. Aber alle Klagen, alle Pastoralanweisungen, alle Klugheitslehren, wären sie auch noch so psychologisch, haben der Sache nicht abgeholfen, werden es auch in der Zukunft nicht thun; ob sie wohl das Uebel mindern können. Der Schaden liegt tiefer verborgen, so daß Rec. kaum sieht, wie er aus dem Grunde geheilt, und also der Irreligiosität und allen daraus entstehenden Uebeln abgeholfen werden soll. Es fehlt nämlich unsern Zeitgenossen, die da noch Christen heißen, an wirklicher Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion, Zweifel herrschen allgemein, und der Religionslehrer ist nicht im Stande, sie in seiner Lage und durch seine öffentlichen und besondern Belehrungen hinlänglich aufzulösen. Die

Autorität der Bibel gilt nicht mehr; die historische Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte wird von allen Seiten her bestritten und wenigstens wankend gemacht. Viele sind gebildet genug, um die Zweifel aufzufassen, und in ihrem Glauben ungewiß zu werden; aber nur Wenige besitzen Fähigkeit und Vorerkenntniß genug, die philosophischen Gründe für die Religion zu fassen. Selbst die Philosophen sind in ihrer Religion nicht einig; einer reißt nieder, was der andere gebauet hat, u. s. f. Was soll hier der Prediger lehren; zumal wenn er selbst, wie dieß jetzt öfters der Fall ist, von mancherley Zweifeln beunruhiget wird? wie soll er überzeugen — wie soll er der Moral, die zwar an sich fest genug steht; aber doch der Hülfe der Religion zur nähern Anwendung so sehr bedarf, Kraft und Leben ertheilen? — Lauter wichtige Fragen — und wie manche ließen sich noch hinzufügen! — Rec. kann dieß an dieser Stelle nicht thun; aber er empfiehlt dieß Alles seinen Amtsbrüdern, welche die Religion kennen und schätzen, zur ernstlichen Erwägung dringend und herzlich.

Wir kommen zu Nr. 2. nämlich zu den Diefenbachischen Beyträgen, welche ebenfalls zur Beförderung der Pastoralklugheit dienen sollen. Es bestehen dieselben theils aus vier Abhandlungen, welche das Wesentliche des Begriffs Religion bestimmen sollen; theils aus Religionsvorträgen und kürzern Predigtentwürfen. Die Abhandlungen haben folgende Ueberschriften: 1) Religion, nicht Kantische, nicht Fichtische, nicht mystische; sondern in Allen ein und ebendieselbe. 2) Religion als Liebe und Gewissen. 3) Reflexionen eines Religiösen über das Unerforschte in ihm; oder Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung aus seinem Gemüthe gehoben. 4) Welche Gegenstände sind zu öffentlichen Religionsvorträgen geeignet? — Alle vier Abhandlungen haben einen Zweck, nämlich zu zeigen, was eigentlich Religion sey, und was also der Prediger lehren solle. Ohnstreitig hätte der Verf. besser gethan, wenn er diese Materien in eine Abhandlung zusammen gezogen, das Ganze darin gehörig geordnet, die Begriffe genau entwickelt, und daraus die Resultate für den Kanzelvortrag gezogen hätte. Er konnte dem ungeachtet die Religion von mehrern Seiten betrachten; aber es würde hierdurch die Ansicht dem Leser und Forscher erleich-

leichtert. Jetzt liefert er bloße Bruchstücke, die aus frey hingeworfenen Ideen, religiösen Reflexionen und Ergießungen eines gefühlvollen Herzens bestehen, die viel Schönes und Wahres enthalten; aber kein zusammenhängendes und vollendetes Ganze ausmachen. Der Verf. erklärt sich zwar wider den Mystizismus; aber seine Ideen und selbst seine Sprache verrathen doch einen gewissen Hang zu demselben. Wie schwankend ist nicht seine Erklärung von dem, was Religion sey? Er versteht darunter »Etwas in dem Menschen, das jedem, der Liebe und Gerechtigkeit schätzt, das Höchste seyn muß — das Höchste für sein Wohlgefühl und Denken, und das aus beyden hervorgehende Streben« — Nach der zweyten Abhandlung ist ihm Religion nichts weiter als Liebe und Gewissen; und nach der dritten setzt er wieder den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung als das Wesentliche derselben fest. Man sieht hieraus, wie die Religion in den ersten beyden Abhandlungen mehr subjektiv, oder wie sie im Menschen seyn und sich äußern soll, und in der dritten mehr objektiv nach ihren wesentlichen Lehren betrachtet wird. Warum unterschied er das nicht deutlicher; warum bestimmte er die Begriffe nicht genauer, um daraus eine richtige und mehr verständliche Erklärung von dem, was Religion ist, zusammen zu setzen? — Alle hier unter einander gemischte Reflexionen, Spekulationen, Deklamationen, schön klingende Floskeln und religiöse Herzensergießungen ersetzen sicher den Mangel der Bestimmtheit und Gründlichkeit nicht. Rec. kann sich jedoch auf die nähere Anzeige dieser Mängel und auf die Berichtigung, ohne zu ausführlich zu werden, nicht einlassen. Will der Verf. das Werk fortsetzen: so empfiehlt er ihm das, was hier nur kurz gesagt ist, zur weitern Beherzigung. Wahre Pastoralklugheit wird nicht durch solche unvollendete Arbeiten befördert. Ueberdieß fehlt es in unsern Tagen nicht an bessern und gemeinnützigern Beyträgen dieser Art. Was die auf diese Abhandlungen folgenden geistlichen Vorträge und Entwürfe betrifft: so sind die zum Grunde liegenden Materien nicht unwichtig; auch zum Theil ganz gut ausgeführt. Nur mißfällt dem Rec. das sichtbare Streben des Verf. durch neue Erklärungen und Bestreitung der alten Aufmerksamkeit zu erregen. Es streitet gerade zu wider die Pastoralklugheit, alte dem großen Haufen noch sehr heilige Sätze und Gebräuche so

gerade zu anzugreifen und umzustoßen. Man lehre ihn nur das Bessere, und suche ihn unvermerkt von alten Vorurtheilen und Mißverständnissen zur lautern und anwendbaren Wahrheit hinzuführen. Doch über diesen Punkt ist schon öfters und ausführlicher in unserer Bibliothek geredet worden.

Nb.

Rechtsgelahrheit.

Praktischer Commentar über die Pandekten nach dem Lehrbuche des Herrn G. R. R. Hellfeld. Vierzehnter Theil. 1803. 1. Alph. 15 Bogen. Funfzehnter Theil. 1804. 2 Alph. 7 Bogen. Leipzig, bey Böhme. gr. 8.

Hiermit hat denn der Commentar des Ungenannten, aber doch wohl bekannten Verfassers sein Ende erreicht, und zwar sein natürliches. Er hat wirklich das ganze Feld der Pandekten ermessen, und steht bereits am Ziele, während die übrigen Commentare über das Hellfeldische Lehrbuch noch auf der Reise begriffen sind. Eine fröhlige Begebenheit, die mit einer langen Recension gefeyert zu werden verdiente, ist diese Ankunft am Ziele nun gerade nicht für die Jurisprudenz. Daher wir denn unser oft ausgesprochenes Urtheil hier nur kurz nochmahls wiederholen wollen: es ist ein opus manu factum, dessen geringster Fehler darin besteht, daß es selbst keinen Werth für die Wissenschaft hat, dessen größerer Fehler, ja dessen eigentliches Verbrechen das ist, daß dadurch die jungen Juristen von dem gründlichen Studium der Jurisprudenz abgeleitet, und so schwach in ihren Kräften erhalten werden, daß sie nie außer dem Gängelbande einer Person, die den Vermittler zwischen ihnen und den Quellen macht, gehen können. Es ist ein eigentliches Gift für die Wissenschaft, welches in der Officin des Verlegers in nicht weniger als funfzehn Büchsen öffentlich verkauft wird.

Di.

Civilistische Versuche von Dr. Paul Johann Anselm Feuerbach, ordentlichem Professor des Rechts auf der Universität in Kiel. Erster Theil. Giessen, bey Tasche und Müller. 1803. 274. 8. 1 Rth.

Die vorliegende Schrift ist ganz im Geiste der übrigen Schriften Hrn. F. geschrieben, sie enthält daher viel gründliche Entwickelungen; aber auch mehrere gewagte, jedoch der eignen Darstellung wegen sehr scheinbare Behauptungen. Wir begnügen uns hier bloß mit einer Inhaltsanzeige, und dieß um so mehr, da die Einwürfe gegen einige der hier befindlichen Aufsätze bereits schon besonders gedruckt erschienen sind.

I. Abhandl. Entdeckung des Unterschiedes zwischen servitus luminum und servitus ne luminibus officiatur. Die erste Servitut nennt der Verfasser Schattendienstbarkeit, und setzt ihr Wesen darein, daß das dienende Grundstück verbunden sey, dem herrschenden Schatten zu bewirken. Die letztere Servitut enthält das Recht auf das Licht, so daß der Nachbar dasselbe durch kein Gebäude nehmen oder mindern darf. Hiergegen die Schrift von Dabelow über die servitus luminum der Römer gegen Hrn. Feuerbach Halle. 1804. — II. Abhandl. Beweis daß die Redhibitorienklage sowohl statt finde wegen Mängel, welche die Brauchbarkeit der Sache völlig aufheben, als auch wegen solcher, die nur ihren Werth verringern. — III. Abh. Grundlinien zu einer Theorie der juridischen Kritik, und Beantwortung der Frage: ist die Kritik dem Praktiker brauchbar? Die Kritik wird hier in die historische, d. i. diejenige, welche sich mit der Wiederherstellung des ursprünglichen Textes der Gesetze durch Entdeckung der von dem Gesetzgeber damit vorgenommenen Veränderungen beschäftigt, und in die gesetzliche eingetheilt, welche dieß durch Entwickelung und Verbesserung der Fehler der Abschreiber und Herausgeber thut. Dieses ist wieder entweder die niedere, wenn sie sich bloß mit Vergleichung der Lesarten abgiebt, oder Conjecturalkritik, wenn sie auf Verbesserung des Textes selbst abzweckt. Die aufgeworfene Frage wird bejaht gegen Hrn. Thibauts Versuche. I. B. — IV.

Abhandl. Ueber die L. 13. §. 5. Dig. de usufructu. Eine nothwendige kritische Emendation, die wohl keinen Zweifel hat. — V. Abhandl. Was ist ein Direktarius? Zur Erklärung der L. 9. Dig. de extraordinariis criminibus und der L. 1. §. 1. seq de effractor, et expilatoribus. Ein Direktarius soll derjenige Dieb gewesen seyn, der sich in die obern Stockwerke eingeschlichen, und also die ärmere Volksklasse, welche diese Theile der Häuser zu bewohnen pflegte, bestahl. Hiergegen streitet Joh. Heinrich Grosse, der Begriff des Directariats. Göttingen, 1804. — VI. Abh. Ueber den römischen Begriff von status und die gewöhnlichen Eintheilungen desselben. Die gewöhnliche Idee, die man sich von status als einer persönliche Rechte begründenden Eigenschaft macht, wird für falsch erklärt und bemerkt, daß status als ein bestimmter allgemeiner Grund der Zuständigkeit und Anerkennung von Rechten in Rom zu verstehen sey, wo dann die Eintheilung in status naturalis und civilis wegfallen müsse, und nur die in status libertatis, civitatis und familiae beybehalten werden könne. — VII. Etwas über die Methode des deutschen Privatrechtes mit besonderer Anwendung auf die Frage: ist der Interimswirth für seine Person zu einer Lehnwaare verbunden? Eine Vertheidigung Hrn. Hofelands gegen Hrn. Bosse. — VIII. Abhandl. Ueber actio in rem und actio in personam, jus in rem und jus in personam. Gegen Hrn. Prof. Thibaut's Versuche II. B 2. Abth.) Das persönliche Recht wird dasjenige genannt, welches nur gegen eine gewisse, bestimmte Person Gültigkeit hat, das Dingliche hingegen ein Recht in Ansehung eines gewissen Gegenstandes, welches gegen alle Menschen (gegen unbestimmte Personen) Gültigkeit hat. Actio realis ist eine Klage, welche ich aus dem Grunde, weil ein von einem besondern obligatorischen *Factum* des Beklagten unabhängiges Recht mir zusteht, gegen den Beklagten dahin anstelle, daß dieses Recht, als mir zuständig gerechtlich anerkannt, dadurch aber die Anmaaßung des Beklagten für rechtwidrig erklärt werde; eine actio personalis hingegen wird diejenige genannt, welche ich aus dem Grunde, weil mir der Andere durch ein besonderes *Factum* zu etwas verpflichtet ist, gegen diesen dahin anstelle, daß er der Verbindlichkeit schuldig erklärt werde.

Ag.

Aus-

Ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld, ein Commentar von D. Christn. Friederich Glück. Siebenten Theils erste Abtheilung. Erlangen, bey Palm. 18 Bog. gr. 8.

Diese Fortsetzung reicht bis zum fünften Buche 2. Titel, 551. Paragraphen. Der Verf. bleibt sich auf eine sehr beyfallswürdige Weise darin vollkommen gleich, daß er keinen nachbetenden Commentar; sondern ein Werk eigener Forschung und Prüfung liefert. Dieser Charakter des Commentars, wodurch derselbe so lange einen bleibenden, entschiedenen Werth in der juristischen Literatur behalten muß, als man nicht im Stande seyn wird, dem Verf. die Competenz zur eigenen Forschung und Prüfung streitig zu machen, zeigt sich jedoch in der einen Lehre stärker, als in der andern. Sehr geern sind wir insbesondere dem Verf. durch die Schlangenwege der schwierigen Lehre von der querela inofficiosae donationis gefolgt, wo man in dem Verf. den selbstständigen, auf die Resultate eigener reifer Untersuchung gestützten Führer gern anerkennt. Wir erinnern uns nicht, diese Lehre irgendwo leicht besser ausgeführt gelesen zu haben. Dürften wir bey Gelegenheit der vorliegenden Fortsetzung eine Ausstellung hinzusetzen: so wäre es die, daß das Polemische in die eigene Untersuchung mit hinein verflochten ist. Es ist zwar an sich nichts Wesentliches, wo die Polemik ihren Platz hat. Aber es ist und bleibt im Lesen immer höchst unangenehm, wenn man nicht umhin kann, sich jeden Augenblick durch das, was nebenbey und auf der Seite mit den Widersachern verhandelt wird, in der wesentlichen Folge der Gedanken und des Raisonnements unterbrechen und stören zu lassen. Wir würden, zur Abhelfung dieses noch so allgemein herrschenden Fehlers in der Form, keinesweges rathen, die Polemik ganz wegzulassen; sondern wir würden nur wünschen, selbige von der eigenen Untersuchung, etwa wie Noten vom Texte, getrennt zu sehen. Dann hängt es doch von dem Leser ab, ob er Zeit und Lust hat, auf die Seite zu sehen, oder ob er es vorzieht, sein Ziel geraden Schrittes und unverwandten Auges zu verfolgen. Bey keinem Werke wäre eine solche Absonderung vielleicht ersprießlicher gewesen, als bey dem vorliegenden. Der Werth desselben würde auch auf diese

Weise nur noch stärker hervor gehoben seyn. Denn nur solche Schriftsteller, welche nicht Resultate eigenen Nachdenkens und eigener Forschung zu geben im Stande sind, können bey einer Vermischung ihrer eigenen Ansichten und Meinungen mit polemischen Discussionen gewinnen.

Zw.

Skizzen und Bemerkungen über das Mangelhafte der Verfahrungsart bey Kriminalunterſuchungen und der Kriminalverfaſſung überhaupt, nebſt Beyſpielen und Erfahrungen, geſammelt bey Gelegenheit der zu Bochum niedergeſetzten Immediat-Sicherheits-Kommiſſion, von dem Inquirenten bey derſelben Aſſeſſor von Krauſe. Osnabrück, bey Blothe. 1804. (ohne Titelblatt, Dedication und Inhalts-Anzeige) 290 S. 8. 1 Rt. 4 Gr.

Die vorliegenden Skizzen und Bemerkungen gewähren eine vielumfaſſende Erfahrung in dem Geſchäffte der Unterſuchung gegen Verbrecher und einen forſchenden Geiſt ihres Verfaſſers. Sie enthalten ſo ſchöne Winke für Inquirenten, den beſten Weg zu Entdeckung der Verbrechen aufzufinden, und Fehler bey der Unterſuchung zu vermeiden, daß Rc. dem Ganzen ſeinen Beyfall nicht verſagen kann. Deſto mehr bedauert er es aber auch, daß das Gewand, in welchem ſie hier erſcheinen, ſo wenig geeignet iſt, den hier aufgeſtellten Sätzen allgemeinen Eingang zu verſchaffen. Denn abgerechnet, daß der Styl des Verfaſſers öfters ziemlich ſchwer und undeutlich iſt: ſo ſind auch die Bemerkungen weder in einer ſtrengen und lichtvollen Ordnung aufgeführt, noch auch an ſich ſelbſt gehörig ausgehoben. In der That gehört ſchon beſondere Vertrautheit des Leſers mit dem Unterſuchungsgeſchäffte des Richters dazu, um die Schwierigkeiten, die ſie in den hier geſetzten Fällen haben, die Gründe, um deren willen ſonſt richtig und zweckmäßig ſcheinende gerichtliche Handlungen gerade hier oder da nachtheilig werden müſſen, und die feinen Bemerkungen gewahr zu werden, die der Vf. allerdings oft über dergleichen Umſtände macht.

So

So z. B. sind bey dem fünften Kapitel, welches von der Verfahrungsart bey complicirten und verwickelten Untersuchungssachen handelt, die Schwierigkeiten der Untersuchung wegen der Menge der Verbrecher und Theilnehmer, wegen der Menge der verübten Verbrechen u. s. w. nicht scharf genug, oder vielmehr gar nicht ausgehoben, die zweckmäßigen Mittel dagegen wohl angegeben; aber die Gründe ihrer Zweckmäßigkeit nicht hervorstechend aufgestellt. Rec. glaubt daher auch, daß dieß Werk mehr zur weiteren Ausbildung und Versicherung eines in Untersuchungsgeschäfften schon erfahrnen und geübten Richters, als zur Anleitung und Bildung eines Anfängers oder eines nicht speculirenden Richters dienen werde. Um also jene auf dieß Werk aufmerksam zu machen, ist hier eine Inhaltsanzeige nicht am unrechten Orte. Das Ganze besteht aus sechs Kapiteln. I. Kapitel, von dem *corpore delicti* oder Thatbestande eines begangenen Verbrechens, nebst allem was zur Ausmittelung desselben nöthig ist, von der Tödtlichkeit der Verwundungen, was daraus in Ansehung der Zurechnung des Thäters folgt, u. s. w. Sehr genau entwickelt hier der Verfasser im vierten und siebenten Abschnitte S. 38 und 60 u. f. die Kennzeichen tödtlicher Verwundungen, und die Ausmittelung des Thatbestandes bey dem Kindermorde und der Abtreibung. Dagegen ist Rec. im fünften und sechsten Abschnitte S. 45 und 57 und f. wo von dem Grade der Zurechnung, besonders in Beziehung auf den ausgemittelten Thatbestand und von der Ausmittelung des Thatbestandes bey Vergiftungen die Rede ist, nicht befriedigt worden; bey dem letzteren Abschnitte insbesondere hätten die Gegenstände der Section noch bestimmter angegeben werden sollen, welches um so nöthiger gewesen wäre, da man heut zu Tage die Erörterung des Thatbestandes leicht für unzureichend zu erklären geneigt ist, im Fall nicht alle Theile des Körpers untersucht, und es außer Zweifel gebracht worden ist, daß nirgends eine zweyte mögliche Ursache des Todes vorhanden gewesen sey, wovon auch in Kleins Annalen der Rechtsgelehrsamkeit Fälle vorkommen. II. Kapitel, von der Verfahrungsart gegen einen generell Angeschuldigten S. 81. Der Zweck dieses Kapitels geht dahin zu zeigen, daß bey ganz schwachem und unbedeutendem Verdachte durch Mühe des Richters oft die größte Schuld entdeckt worden; umgekehrt aber auch bey dem

größ-

größten Verdachte die Unschuld offenbar an den Tag kommen könne. Alles dieß (so wie durchgängig im ganzen Werke) ist mit Beyspielen erläutert. Bey den Beyspielen für den erstern Fall S. 90 und f. hätte sich der Verfasser etwas kürzer fassen können, (das Beyspiel von dem zweyten Falle S. 107 u. f. ist fast zu gewöhnlich und in der That nicht passend genug, da die Aussage des Verletzten gegen einen Dritten der nach vielen Sammlungen von Rechtsfällen so gewöhnlichen Täuschung in der Person wegen,) den Verdacht noch nicht so groß macht, als z. B. verdächtige Abwesenheit zur Zeit des begangenen Verbrechens, verbunden mit Auffindung blutiger Kleidung, oder wenn noch Feindschaft des Verdächtigen und Verletzten dazu kömmt, u. s. w. — III. Kapitel, von der Verfahrungsart wider solche, die wirklich begangener Verbrechen überführt und mehrerer verdächtig sind S. 117 enthält insbesondere S. 122 und f. sehr zu beherzigende Bemerkungen über die Zeit, wenn die Konfrontation vorzunehmen sey. — IV. Kapitel, von körperlicher Züchtigung zur Ausmittelung der Wahrheit insbesondere S. 139. Ist hier weniger ausführlich und zureichend abgehandelt als in andern Schriften, vorzüglich in von Arnim's bekannten Bruchstücken über Verbrechen und Strafen. — V. Kapitel, von der Verfahrungsart bey complicirten und verwikkelten Untersuchungssachen, wie solche einzuleiten und zu behandeln, und wie die Untersuchung auf dem kürzesten Wege zu beendigen sey; nebst Beyspielen. S. 147. Außer dem was Rec. schon oben über dieses Kapitel gesagt hat, bemerkt er hier nur noch den Hauptvorschlag des Verfassers S. 164, nämlich neben den Untersuchungs-Akten zwey General-Specialvolumina anzulegen und in dem einen die Verbrechen nach Nummerfolge und mit Bemerkung der Original-Untersuchungsprotokolle aufzuführen, und in dem andern die Verbrecher nach Nummerfolge nebst Biographien derselben und Bemerkung der Verbrechen, an welchen jeder Theil gehabt hat, anzugeben. Dieser Vorschlag, so zweckmäßig er auch ist, hat aber eigentlich nur für den künftigen Referenten und Urtheilsprecher; nicht aber für die kürzere und leichtere Untersuchung Wirkung; wenigstens ist das Letztere von dem Verfasser nicht gezeigt worden. — VI. Kapitel, von der Kriminalpolizey, von Zucht und Besserungsanstalten, von der

Im-

Immoralität derselben; von den Strafgesetzen, von Gefängnissen, dem Ausbrechen und Entweichen der Gefangenen; von Edictalcitationen und öffentlicher Bekanntmachung der Entwichenen; von Ertheilung des sicheren Geleites und von der Defension. S. 171. Dieses Kapitel ist am wenigsten interessant, weil es meist bekannte Dinge enthält, und die Gegenstände mitunter zu kurz abfertigt. Den Beschluß des Ganzen macht ein Nachtrag, in welchem der Verf. die vorzüglichsten Verbrechen erzählt, welche die für die beyden Provinzen Kleve und Mark zu Bochum niedergesetzte Immediat-Sicherheits-kommission zu untersuchen gehabt hat. Er dient so wie das ganze Werk zu einem richtigen Dokumente für den historischen Juristen, und giebt einen abermaligen Beweis, wie unrecht man dem Mittelalter thut, wenn man es als das Zeitalter der Zügellosigkeit schildert; denn in der That, was der Verfasser hier aus den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts von den Räubereyen und Mordthaten in den genannten beyden Provinzen erzählt, wird schwerlich ein Seitenstück in dem Mittelalter finden können.

Ok.

Arzneygelahrheit.

Gehörmesser zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen v. G. W. Pfingsten. Zweytes Heft. Kiel, bey Mohr. 1804. 91 S. 8.

Der Zusatz, zweytes Heft, bezieht sich auf die Schrift des Verf.: Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen. In der Einleitung liefert er einige schätzbare Bemerkungen über die Irrthümer, zu welchen man verleitet werden kann, wenn man prüfen will, ob ein Taubstummer besser hört oder nicht. Es ist auffallend, wie schlau sich die Taubstummen zu benehmen wissen, um glauben zu machen, als hörten sie wirklich. Hat der Taubstumme sein völliges Gehör wieder erlangt: so muß er im Stande seyn, alle die verschiedenen Laute in der Sprache zu hören und zu unterscheiden, sonst wird er nie sprechen

Lern

lernen. Diese Laute sind nun selbst der Gehörmesser. Der Verf. theilt sie in drey Klassen, erstlich in hochtönende Laute oder Vocale, zweytens in gedämpfttönende Laute mit der Stimme, als r j l w m n ng nf, und drittens in leise Laute oder Consonanten ohne Stimme, wozu die übrigen Consonanten gehören. Er macht dann treffliche Bemerkungen über diese Laute selbst, und die Art, wie sie hervorgebracht werden, welche keinen Auszug erlauben. Der Zweck dieser Schrift ist zugleich, Vorsicht bey den galvanisirten Taubstummen zu empfehlen, um nicht zu rasche Schlüsse zu machen. Angehängt ist eine bescheidene, treffende Antwort von dem Sohne des Verf. gegen die Beschuldigungen des Hrn. Wolke. Mit Vergnügen sieht Rec. fernern Bemerkungen von einem so genannten und erfahrnen Beobachter, als der V. entgegen.

Om.

Die Leiden des jungen Hubers, oder die schrecklichen Folgen der Onanie. Eine wahre Geschichte zur Warnung und Beherzigung für Jünglinge, Aeltern und Erzieher, von K. J. Kügelgen, Direktor des Erziehungs-Instituts zu Godesberg. Andernach, bey Lassaulx und Heckmann. Jahr 13. — 1805. 55 S. 8. 6 Gr.

Nichts Neues; aber eine Warnungs-Geschichte vor dem Laster der Onanie, das bey der lieben Jugend noch immer im Finstern schleicht! In der angenommenen Briefform wird der Anfang, der Fortgang und das Ende dieser zerrüttenden Wollust mit lebhaften Farben geschildert. Möchte dieß treue Gemälde den reifenden Jüngling, vor der geheimen Sünde abschrecken!

Lehrsätze zu einer empirischen Psychologie, von D. J. D. Metzger. Königsberg, bey Goebbels und Unzer. 1805. 8. 148 Seiten.

Der Verf. giebt die Grundzüge einer empirischen Psychologie; wird er auch damit Dank bey den Zeitgenossen ver-

verdienen, denen Empirie, als Gegensatz des Transcendentalen, gar sehr anekelt? Und dennoch befindet sich der theoretische und praktische Arzt bey Erfahrung immer besser, als bey den philosophischen Phantasten. Der Verf. will nach seinen eigenen Gedanken diese Lehre den Zuhörern vortragen: wer kann ihm dieß verargen? Ein Jeder hat seine eigene Ansicht, ein Jeder wird seines Glaubens leben, sagt die Schrift. Dabey ist nicht in das Gebiet der philosophischen Seelenlehre und der physischen Anthropologie gestreift, wie so viele Andere thaten, und das ist löblich: Einem Jeden das Seinige. Wie hat der Verf. diese Materie behandelt? das zeigt der Inhalt. Er hat nach vorgängiger Einleitung das Thierreich, Hirn- und Nervensystem, den Mensch und seine Vorzüge, die Verhältnisse zwischen Körper und Seele, die Seelenkräfte und Entstehung der Begriffe, die Sinne, nebst der Theorie der Sensationen und der Denkkraft, die Einwirkungen des Körpers auf die Seelenkräfte, z. B. Naturtriebe, Geschlecht, Erziehung, Krankheit Gewohnheit, Nachahmung, Temperament, Leidenschaften, die Physiognomik, Hirn- und Schädellehre, Wachen, Schlaf, Träume, Krankheiten der Seelenkräfte, z. B. Wahnsinn, Blödsinn, Tod, als Rubriken, aufgestellt. Wie verfährt er mit diesen Materialien? praktisch, d. h. er nimmt die bekannten Thatsätze, und schmiegt diesen eine faßliche Erklärung an. Wer die physiologischen Meinungen des Verf. kennt, der findet hier ähnliche Grundzüge nach dem vorgesteckten Ziele; wir enthalten uns daher aller Auszüge oder Bemerkungen. Wer unsers Verf. Denkart noch nicht kennt, der komme, und lese die wenigen Bogen selbst durch: er wird manches Gute finden, so wie der Anfänger immer noch viel Neues. Wer alles idealistisch geformt haben will, der gehe vorüber: muß denn alles Wissenschaftliche nach der Normalität und Polarität seines transcendentalen Kopfs geformt seyn? Welche indiscrete Anforderung. Es ist lächerlich, wenn die jungen Propädien-Schreiber die Miene der Reformatoren annehmen, und über fremdes Verdienst so keck aburtheln wollen! Es wähle also Jeder vom Verf. an, was er kann und will!

H.

Welt-

Weltweisheit.

Wie der ungemeine Menschenverstand die Philosophie nehme; an dem kritisch philosophischen Journale der Herren Schelling und Hegel, dargestellt von *Zettel* und *Sqenz*, Bücherverleihern zu Buxtehude. Im Verlage der Leih- und Lesebibliothek zu B. 1802. 40 S.

Die beyden auf dem Titel genannten Herren kauften sich für ihre Buxtehuder Leih- und Lesebibliothek das Schelling-Hegelsche Journal, (worauf sie im voraus durch eine sehr bescheidene Ankündigung in den gelehrten und politischen Blättern aufmerksam gemacht worden) indem sie als rechtliche Bücherverleiher an den grossen literarischen Tendenzen unsers Zeitalters den thätigsten Antheil nehmen, mithin es sich zur Pflicht machen, jedes neue sich auszeichnende Werk möglichst schnell im Umlauf zu bringen. Aber wie erstaunten sie, als Niemand nach dem neuesten philosophischen Journale fragte, und sie dadurch in Gefahr geriethen, ihr baar bezahltes Exemplar den Käsekrämern überlassen, oder zu Fidibus selbst eigen verbrauchen zu müssen. Aus Mitleiden mit dem Journale wie mit ihrer Kasse, ergriffen sie also die Feder, um durch eine getreue Relation von dem ersten Stücke desselben, die Aufmerksamkeit des Buxtehuder wie des grössern Publikums darauf hinzulenken. Diesen Zweck konnten sie nicht verfehlen, wenn Rec. nach sich urtheilen darf: er hat mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelesen, weil er hier Dinge fand, die kein Auge je gesehn, kein Ohr gehört hat, und die in keines Menschen Herz jemals gekommen sind, z. B. S. 7: Die Philosophie ist *nur dadurch* Philosophie, dass sie dem *Verstande*, und damit noch mehr dem *gesunden Menschenverstande*, worunter man die *locale und temporelle Beschränktheit* eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegen gesetzt ist; im Verhältnisse zu diesem ist an und für sich (also relativ und zugleich absolut!) die *Welt der Philosophie eine verkehrte Welt*. — Rec. braucht wohl nicht mehr hinzuzusetzen, um Leser, welche die neueste Philosophie wol-

wollen in nuce können lernen, noch diesen vor Bogen lüstern zu machen. Die Herren Bücherverleger kämmen ihre Klienten mit vieler Ruhe wider den Strich. Nur einmal, S. 33, entwischt ihnen ein hartes Wort. Die Rede ist da von einem Worte, welches einer der neuesten Philosophen in Vorschlag brachte, zu einer Schrift, die über das Wesen der neuesten Philosophie sonnenklare Aufklärungen geben, und alle Leser zum Verstehen derselben zwingen sollte. »Zur *Schande* des Urhebers, sagen die Herren Z. und S., wollen wir das *einfältige* Ding hiedurch verewigen. Es lautet, wie folgt:

Zweifle an der Sonnenklarheit,
An der Gottheit höhern Liebe,
Leser! nur an meiner Wahrheit
Und an *deiner Dummheit* nicht.

Findet man bey diesen Herren nicht Wahrheit: so findet man doch Griechheit; nämlich die Griechheit, worin die schöne Musarion die beyden Hausfreunde ihres Freundes sich üben sah. Zwar greifen unsre Philosophen ihren Gegnern bis jetzt nicht in die Haare, so viel man weiß; aber sie nennen sie wahnsinnig, verrückt; sie sagen von Reinhold: er sey ein Exempel der Dummheit, und lasse sich von einem Narren beschlafen, u. dgl. Solche kraftvolle Vorübungen könnte scheinet es, der seinen Fingern geben wollen, welcher Lust hätte, sie gelegentlich zu einer Faust zu ballen. Wer weiß, was wir noch erleben!

E.

Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode. Zweyter Theil. 1804. 365 S. Dritter Theil.

Auch unter dem Titel:

Was steht vom Zustande nach dem Tode in der Bibel? Erster Theil. Auf Kosten des Herausgebers, und in Kommission bey Füchsel zu Zerbst und Fleischer zu Leipzig. 1804. 308 S. 8.

Der Verfasser (Herr Konsistorialrath Sintenis zu Zerbst) hat seine Leser auf die Erscheinung der Fortsetzung seines Werks in der That ein wenig zu lange warten lassen: da der erste

Theil schon 1794 das Licht der Welt erblickte. Dieser Aufschub kommt uns desto befremdender vor, da der V. die Wißbegierde bey einem der wichtigsten Gegenstände der Menschheit so lebhaft und mit so frommen Eifer zu erregen und zu befriedigen suchte; ohne ihnen auch bald möglichst den Abschluß des religiösen Ganzen mitzutheilen. Doch wir eilen sogleich zur Anzeige des Inhalts selbst. Noch einmal hatte Elpizon alle aufgefundenen Vernunftgründe für die Fortdauer im Tode an einander gereihet; fühlte sich dadurch im vollen Besitz seiner Unsterblichkeit, und entzückte sich noch einmal an dem Aufgange der, seine Lieblingsidee versinnlichenden Sonne, — als der Gedanke in ihm erwachte: »sie versinnlicht mir wohl mehr, als bloß meine Fortdauer an sich; ist sie nicht das schönste Gleichniß der Gottheit? — Wie? wenn sie gleichsam zu mir spräche: Tag war schon eher da, als du mich sahest; als sich aber erschien, da ward erst voller kommner Tag; — sieh, so glaubtest du auch schon an Tag für dich nach deiner letzten Nacht ohne Gott; es erscheine dir Gott, und du glaubst noch vollkommner daran.« Auf der Stelle entschloß sich Elpizon, auch die zweyte Reihe von Betrachtungen über seine Fortdauer (in steter Hinsicht auf das Daseyn einer Gottheit) anzustellen; und dieß ist es, was wir von nun an in seinem Werke lesen. —

Daß der V. gleich Anfangs die Gottheit gleichsam um Entschuldigung bittet, daß er die Beweise für seine Fortdauer aus ihr allein nicht so alluberzeugend finde, — ist eine individuelle Wendung seines frommen Geistes und seiner bekannten Sprache; dergleichen es mehrere in seinen Schriften giebt. In einer Schrift, welche auch mehr zu einer religiösen Erbauung, als zu tiefen Spekulationen eines übersinnlichen Gegenstandes eingerichtet ist, kann man dergleichen Versinnlichungen gelten lassen. Sie ziehen die frommen, gleichgestimmten Leser an, und verdienen in so fern Achtung, wenn sie das Geschäfft einer glücklichen Ueberzeugung vollenden, die aus der Spekulation doch nicht allein hervorgehen kann. —

Erste Betrachtung. Gott als Urheber der Wohnsteinrichtung des Menschen. Wenn man einmal sein Räsonnement so, wie der gute Vers., anlegt, daß man das Daseyn eines Gottes als erwiesen voraus setzt, — und ihn, wie es S. 5 heißt, die Oberbehörde, und die Natur die Unterbehörde nennt; so machen sich die Argumente von der Unsterb-

sterblichkeit der Seele gleichsam selbst; und Alles geht dann seinen konsequenten Gang. Indeß darf man denn auch, bey einer solchen Verfahrungsart, nichts Neues erwarten; sondern muß sich allenfalls mit anziehenden Tournüren begnügen, in welchen sich eine individuelle Ueberzeugung lebhafter und kräftiger, als sonst, ausspricht. Von dieser Seite her hat dieses Werk unstreitig zur praktischen Befestigung des Glaubens an Unsterblichkeit — seine Verdienste, und wird von allen verständigen Menschen nicht ohne Nutzen und Herzenswärme gelesen werden. Wir wollen den achtbaren Verfasser in seinem Räsonnement meistentheils selbst reden lassen. »Der Mensch hat sinnliche und Vernunfttriebe; — beydes weise Einrichtungen seiner Natur. Zu den letztern gehört der Trieb nach einer unendlichen Fortdauer. Edle Selbstthätigkeit giebt auch Jedem, der sich einmal bis zu ihr ausgebildet hat, ein so seeliges Existenzgefühl, als daß er es nicht, ewig zu haben, wünschen müßte. Ich betrachte diesen Trieb zugleich als ein Versprechen Gottes, der darum befriedigt werden muß, weil er mir nicht umsonst gegeben seyn kann.« »Macht auch wohl, setzt der V. etwas naiv hinzu, ein Mensch als Vater selbst seine Kinder nach einem Gute lüstern, das ihnen nicht zu Theil werden soll?« »Eben so ist die Vernunft ein Gottesgeschenk; je mehr der Mensch seine Vernunft ausbildet, desto mehr sieht er ein, daß ewiges Seyn für ihn innere Möglichkeit habe. Die Vernunft kann dem Menschen, als ein Gottesgeschenk, nicht zur höchsten Quaal gegeben seyn; welches der Fall seyn würde, wenn er nur seiner Vernichtung entgegen sehen müßte.« Man hat aber doch Beyspiele, daß große Köpfe, die nicht an die Unsterblichkeit glaubten, von jener höchsten Vernunftquaal nichts empfanden. Der V. selbst läugnete ja einstmals dem Gedanken an Vernichtung alle Peinigungskraft, wie er es nennt, ab; daß er nun von dieser, wider sein innerstes Gefühl streitenden, Denkungsart völlig abgekommen, ist ganz natürlich, weil sich kein Mensch seine wirklichen, oder auch nur vermeintlichen, Ueberzeugungen gern rauben läßt. S. 19 kommt der V. wiederum auf den schon im ersten Theile gebrauchten Gedanken zurück: — daß mit den geistigen Anlagen und Kräften des Menschen eine ungeheure Verschwendung getrieben würde, wenn der Tod für ihn die letzte Katastrophe wäre; — und diese Verschwendung hätte Gott getrieben.« Hier geschieht dem Vers., wie er sich fast theatralisch ausdrückt, »ein starker, elektrischer Schlag.« (Viel-

leicht nicht sowohl aus Entsetzen vor einer solchen Gottheit; sondern aus einer geheimen Furcht, daß das Argument doch wohl noch nicht haltbar genug seyn könne.) Im Folgenden wieder viel unterwirkte Deklamation, wo man den ruhigen Redner lieber ohne alle rhetorische Ausfälle gehört hätte; viel Wiederholung und Worty unk mit sonderbaren bildlichen Ausdrücken, wie z. B. mehrmals: die Pyramide der Vernunft.

Zweyte Betrachtung. Gott, als Freund der Weisen und Guten. Ganz in der Methode aller Bücher von der Unsterblichkeit, wo man aus jeder Eigenschaft Gottes auch ein neues Argument für jene Angelegenheit entlehnte. »Gott ist die höchste Weisheit und Heiligkeit selbst; wie werth müssen ihm seine Vernunftwesen seyn, die mit unersättlichem Triebe auch nach Weisheit und Heiligkeit streben! Wäre es möglich, daß er sie je aufgeben, zu seyn ganz aufhören lassen könnte? Wie? und er wäre ihr Freund? und wollte ihr Freund nicht länger seyn? nicht ewig seyn? Dafür, daß du Alles thatest, um deinen Geist und dein Herz auszubilden, soll dieses Herz einst aufhören, gesinnt zu seyn; dieser Geist aufhören, zu denken? — Dafür, daß du den Ewigen so innig, so heilig anbetetest, soll der schaudervolle Ruf ins Nichts der Bescheid seyn, welchen du auf dein letztes, frommes Gebet erhältst!« — Der Vers. läßt auf diese Seufzer der armen Sterblichen die Gottheit selbst antworten; oder sie eigentlich nur das repetiren, was eben, zu Gunsten der Unsterblichkeit, gesagt worden war. Bey andächtigen Gemüthern machen denn doch wohl dergleichen geistliche Dialogen ihren Eindruck, wenn sie der ernste Leser ein wenig spielend und abschreckend finden dürfte. Der Vf. sucht seinen vorhergehenden Beweis durch folgende Stelle noch sinnlicher zu machen: — »werden weise und gute Menschen nicht immer mehr Gottes Bild? Sollte Gott sein Bild nicht schätzen? Und, wenn er es schätzen muß: wird er es je der Zerstörung preis geben? Alle Werthschätzung, die Gott den Weisen und Guten erzeigt, ist im Grunde nichts Anderes, als Werthschätzung, die er sich selbst erweist.« Man sieht, daß es dem Vf. nicht an mannichfaltiger Fruchtbarkeit der Ideen und der Imagination fehlt, um seinen Gegenstand zu beleben; — und am Ende gar die Nothwendigkeit zu beweisen, daß der Mensch fortdauern müsse. Die Einwürfe der Gegner sind auch alle so leicht vom V. hingeworfen, daß ihm ihre Widerlegung keine große Anstrengung kosten konnte. Dritte und Vierte Betrach-

trachtung. Gott, als der Geber des Sittengesetzes. Da schon im Vorhergehenden von heiligen und guten Menschen die Rede war, die, vermöge der Heiligkeit Gottes, auf eine Unsterblichkeit hoffen konnten: so hätte wohl diese Betrachtung die zweyte seyn müssen; indessen pflegt es der V. mit der logischen Anordnung seiner Gedanken nicht so genau zu nehmen; aber eben darum hat er auch das Herumdrehen in einem Kreise nicht wohl vermeiden können. »Die Menschen sind nicht fähig, dem Sittengesetz volle Genüge zu leisten.« (Die Gründe dieser Erscheinung sind aus den Schwächen der menschlichen Natur, und aus den von außen auf uns wirkenden Umständen gut aus einander gesetzt.) »Weil sie aber das nicht können, und uns dieses Gesetz doch nicht umsonst gegeben seyn kann; der Mensch auch, wegen seiner sittlichen Unvollkommenheiten, eines Trostes bedarf: so ruft uns Gott, als unser Gesetzgeber, in solchen Augenblicken in unserm Innern zu: Ahnet, schließet, erkennet jetzt, was ihr, nach meinem Willen, eigentlich seyn sollet; — so wahr ich wollte, daß ihrs wäret, und so wahr ihr's hier nicht seyn könnet: ihr sollt's in höhern Welten werden. Gott bestimmte uns dazu, daß wir uns ewig ihm nähern sollten, ohne ihn je zu erreichen.« — Fünfte und Sechste Betrachtung, Gott, als Führer der Sache der Menschheit. »Diese findet sich in einem steten Wechsel und Schwanken, bald vorwärts, bald rückwärts; ohne durch ihr Fallen nachher höher zu steigen. Damit kann es für sie nicht abgethan seyn; es muß irgend einmal, im Ganzen wenigstens, etwas Rechts aus ihr werden, weil sie das bis jetzt noch nicht geworden ist, indem ihr — allgemeine Aufklärung, allgemeine Veredlung und allgemeine Beglückung fehlt; es muß eine Zeit kommen, wo der Allweise sein angefangnes Werk vollenden wird; — wenn es hier auf Erden hätte schon zu Stande kommen sollen: so wäre es auch geschehen; Gottes Plan muß sich also weiter erstrecken.« Nun folgt eine Litaney auf unsre rückwärts schreitenden Tage, die doch wohl nur in einer finstern Stunde des Gemüths geschaffen seyn mag; hier und da aber auch manchen Unsinn und manches Gebrechen der heutigen Welt aufdeckt. Vornehmlich tritt der V. gegen das heurige Militärsystem auf, wodurch die Menschheit jetzt so rückwärts gehe, und sinke, und immer noch tiefer sinken werde. »Schon die bloße Berechnung der bloßen Mannschaft, welche jetzt in Europa allein die Waffen trägt, müßte Jeden, der noch

Sinn für sein Geschlecht hat, mit Entsetzen erfüllen. Wie? die Menschheit wäre dazu da, daß sie millionenweise unter Gewehr stehen sollte; und dieß noch darzu in dem gebildetsten aller Erdtheile? Ist es etwa auch das sicherste Mittel, den Menschen vollends auszubilden, und ihn auf allen Seiten dazu zu machen, was er seyn soll, — daß man ihn als Soldat hinstelle, — so daß nichts mehr zu wünschen wäre, als daß allenthalben die ganze Nation Soldat würde?« Vieles ist in diesen und folgenden Deklamationen übertrieben; und wozu auch die bittern Klagen von einem Manne über das leidige Soldatenwesen, der nicht einmal in einem militärischen Staate lebt, und überdieß noch lebhaft überzeugt ist, — daß Gott Führer der Sache der Menschheit sey? Der Vf. meint ja selbst, daß ewiger Friede allein auch die Sache der Menschheit noch nicht in einen dauerhaften Schwung bringen würde, — wenn nicht die Regierungen seine Gesinnungen permanent machten; und nun folgt wieder eine idealische Forderung: wie alle Fürsten, alle Minister, alle Völker seyn müßten. Wenn das aber Alles nun so wäre: so würde ja selbst des Vfs. Beweis: daß Alles dereinst besser werden müsse, nicht mehr gelten können! — Siebente Betrachtung. Gott, als Weltrichter. »Justiz muß in der moralischen Welt Statt finden; je mehr sie also (da so viel Unschuldige leiden und kämpfen müssen) vermißt wird, desto mehr dringt sich auch der Glaube an einen künftigen Zustand der Dinge für uns auf, wo sie in aller ihrer Vollkommenheit noch erscheinen muß. Das natürliche Gefühl für Recht hat unter allen, einigermaaßen gebildeten Völkern den Glauben an einen Himmel und eine Hölle hervorgerufen. Wozu hätten sie dieses Gefühl empfangen, wenn es nicht auf seine Befriedigung angesehen seyn sollte? Justiz muß in der moralischen Welt seyn, und wenn auch kein Gott wäre; ist aber ein Gott: so muß er auch der Vollstrecker des Sittengesetzes — ein gerechter Richter seyn. Die in der That unermeßliche Menge von Menschen, welche den Märtyrertod sterben müssen, ist und bleibt der niederschlagendste Hauptbeweis von dem gänzlichen Außenbleiben aller Justiz in unzähligen Fällen auf der Erde. Es muß ein Weltgericht geben.« Daß der V. hierunter nicht einen wirklichen Universalgerichtsakt verstehe, ließ sich von einem aufgeklärten Manne erwarten, der selbst dem gemeinen Manne gern jene bildliche und aber-

glän-

gläubige Idee nehmen möchte. — Achte Betrachtung. Gott, als Wirker im Universum zu einem letzten Zweck. »Wie ich nicht ohne Zweck handle: so wird Gott auch weniger ohne Zweck handeln; und wie ich auf einen letzten Zweck (als Vernunftwesen) hinwirke; so wirkt Gott gewiß noch mehr auf seinen letzten Zweck hin. Dieser letzte Zweck des allweisen Wesens muß aber etwas Beständiges und Unvergängliches seyn, — seine eigne Freude, die er daran hat, vernünftige Wesen zur Existenz und zur Vollendung zu bringen. Die vernünftigen, die selbsthandelnden Wesen sind der letzte Zweck des Universums; — alle Sterne sind damit angefüllt. u. s. w. Ein Weiser und Edler, welch ein Anblick! Traun, an ihm ist mehr zu bewundern, als am Stern Erde selbst! Eine Welt solcher Weisen und Edlen — ha! welch ein Prospekt! Wahrlich, er geht noch über den Prospekt des ganzen Sternhimmels!« Wir übergehn mehrere Tiraden dieser Art, die man nicht einmal rhetorisch schön nennen kann, und sich allenfalls in einer feurigen Predigt entschuldigen lassen; hier aber zur philosophischen Ueberzeugung nichts beytragen. Am Schluß dieser andächtigen Betrachtung ruft der V. sogar in einem Gebete aus: »Erde und Himmel möchten vergehn; die moralische Welt muß bleiben.« Sonderbar genug, daß er eben diesen Gedanken in der neunten Betrachtung, wegen dessen Nichtigkeit, wieder zurück nehmen muß. Diese neunte Betrachtung stellt Gott auch in einer sonderbaren Aufschrift als erklärten Feind des Nichts auf. Und da wird denn folgendermaaßen demonstrirt: »In einen Nichtzustand kann der menschliche Geist nicht gerathen; — ein andrer, in den er käme, läßt sich nicht angeben; er muß also in demselben Zustande bleiben; er muß fortdauern.« Auf die Art kann man Alles beweisen; in jedem Falle gehört aber immer ein ungewöhnlicher Glaubensstoff hierzu, wenn man sich mit einer solchen Logik begnügen kann. Dagegen der Vf. richtig genug über das Un- und Nichtseyn einmal ins Daseyn gerufener Wesen abspricht, und diese ganze Abhandlung, in mehreren Stellen, einen nicht auf der Oberfläche bleibenden Kopf verräth. Die zehnte Betrachtung und die letzte betrachtet Gott als Vater der Geister. »Meine geistige Natur ist göttlichen Geschlechts; sie wird also nicht nur nicht vergehn, wie Gott nicht vergehen kann; sie kann auch als ein unzusammengesetztes Wesen nicht ver-

gehn; sondern muß ewig bleiben, wie Gott ewig bleibt. Eingeschränkt wird sie immer seyn, wenn ihre Schranken sich auch noch so erweitern; — denn sie ist keine ursprüngliche; sondern nur abstammende Natur; unsterblich aber muß sie seyn, weil sie in gerader Linie von unserm unsterblichen obersten Geiste abstammt. Gott vermag sie nicht aufhören zu lassen, weil Nichts, was von seiner Natur ist, je aufhören kann.«

Dieser gedrängte Auszug mag beweisen, daß wir dieses lehr- und erbauungsreiche Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben. Die Wärme und Herzlichkeit des Gesagten, und die reine Religiosität, welche sich im Ganzen dieses Buchs auf eine sichtbare Art ausspricht, wird gewiß manchen Leser hinreissen, und zu frommen Gedanken anführen. Andre Stellen werden sie, wegen des, oft in das Alltägliche fallenden Vortrags, wegwünschen, — und in noch andern werden sie die überzeugende Kraft der Beweise nicht finden, die der V. darin zu finden glaubte. Im Allgemeinen ist dieß Buch (dessen 1st. Th. im 2t. Anhange zum 1—28st. Bde. unsrer Bibl. 1797, angezeigt worden ist) auch wegen seiner großen Popularität zu empfehlen; und mithin ein sehr brauchbares Lesebuch für alle gebildete Stände. Der V. mag, aus dieser Rücksicht, sich aller Abstraktionen enthalten haben; und man sollte diese Deutlichkeit allen Schriften über eine so wichtige Angelegenheit des Menschen anwünschen, anstatt daß so viele Abhandlungen hierüber, durch den ihnen aufgedrungenen Anstrich irgend einer Philosophie, nur ungenießbar werden; wenigstens ganz vor dem Herzen vorüberstreifen. Endlich möchten wir dieß Werk gern eine Vorschule für alle diejenigen nennen, welche tiefer in diesen Gegenstand eindringen, — oder auch nur eine Sammlung der Beweise über die Unsterblichkeit anstellen wollen. Diesen würde der Verfasser noch mehr in die Hände gearbeitet haben, wenn er die Schriften angedeutet hätte, woraus er seine Beweise entlehnte; denn entlehnt ist Alles, — und nur für ein größeres Publikum religiös eingekleidet. Mich dünkt, daß hier und im ersten Bande kein Argument für die Immoralität ausgelassen ist; sondern alle nur nach der individuellen Methode des Verf. benutzt sind, — daß er, durch ein Steigern der Beweisgründe, die Sache außer allen Zweifel zu setzen meint.

Den

Den Beschluß des zweyten Bandes macht Elpizons Leben von dem Tage an, an welchem er sich am Vatergrabe, als Gläubiger, die Weihe zum Thun gab, — wie es der Vf. auszudrücken beliebt. Man kennt auch schon aus mehreren Schriften den warmen, herzlichen und frommen Erzählungston desselben; daher wir diesen Abschnitt des Buchs übergehen können.

Der dritte Band ist eigentlich nur eine pragmatische Exegese der biblischen Schriftstellen zu Gunsten der Unsterblichkeitslehre, und wird billig an theologische Recensenten verwiesen. Bis hierher ist auch nur vom Alten Testamente die Rede. Die Beweisstellen des Neuen Testaments werden in der zweyten Abtheilung des dritten Bandes folgen. Wer des Vfs. Meinungen über die Bibel kennt, wird nicht zweifeln, daß er auch darin mehr gefunden hat, als Andre darin finden; und daß er Stellen als Beweise genutzt haben mag, die gar nichts beweisen; wenigstens das nicht, was sie beweisen sollten.

Sm.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Entwurf eines Systems der Pflanzenphysiologie und der Thierphysiologie, wissenschaftlich bearbeitet von J. Reubel. Erster Band. München, in der Scheinerschen Buchhandlung. 1804. 289 Seiten gr. 8. 1 Rg. 8 K.

Der Vf. sagt in der Vorrede: »Ich habe mich bemüht, »die Sprache der neuesten Philosophie beyzubehalten, weil »ich mich überzeugt halte, daß ich in dieser Sprache von »den meisten Lesern dieses Buchs am sichersten verstanden »werde; und daß diejenigen, welche jene Philosophie ane»kelt, auch die Schrift, nach Durchlesung der ersten Blät»ter, bey Seite legen werden.«

Rec. kommt indessen der Einfall sehr sonderbar vor, die Pflanzen- und Thierphysiologie in der Sprache der Kantianer, oder vielmehr After-Kantianer, vortragen zu wol-

ken! und er ist überzeugt, daß Hr. Reinhold fast von keinem einzigen seiner Leser werde verstanden werden. Wie wäre dieß auch zu erwarten, da die Herren von der sogenannten neuesten Philosophie sich, leider! selbst nicht verstehen.

Einige Proben der Schreibart und des Vortrags des Vfs. werden unsre Leser sogleich in Stand setzen, sich zu überzeugen, ob sie in die Klasse derjenigen großen Geister gehören, die die Sprache der neuesten Philosophie am sichersten verstehen; oder unter diejenigen, die diese Schrift, nach Durchlesung der ersten Bogen, bey Seite legen? Gleich in der ersten Abtheilung, die der V. Allgemeine philosophische Spekulation betitelt, hebt er seine Spekulation folgendermaaßen an:

»Der Geist der Spekulation war, was bereits Niemand mehr bezweifeln sollte, der Begründer aller Wissenschaft. Er führte als Zeitalter jene progressive Tendenz, die sie wanderten, und zeigt uns die Geschichte, die das Alterthum und ihr Thun auf uns überträgt, einen Stillstand jener Tendenz: so hat die Spekulation sich dem denkenden Kopfe entzogen, und sie die Energie schaffender Thätigkeit aus dem Zeitalter verbannt. Solchen Perioden in der Geschichte der Menschen gebricht jene lebendige Kraft der Natur, welche in Einem, oder doch in wenigen Köpfen die Totalität des gesammten Zeitalters mächtig zusammen drängt, und dasselbe aus ihnen handelnd und schaffend von neuen Augen wieder erzeugt. Dadurch nur rückt das Zeitalter zu Thun und Leben, und die Epoche der Geschichte kündigt uns, als Urquell derselben, die spekulative Tendenz an. Fielen ganze Nationen, die in der Kultur des Geistes mächtig sich über andre emporschwangen, unmächtig zurück in eine die Menschheit empörende Barbarey: so bewirkten sie Einflüsse, die das Leben der Nation trafen, und der Spekulation das Grab gruben, um sie in ihrem gänzlichen Erlöschen aufzunehmen.« — —

In der zweyten Abtheilung, System der Pflanzenphysiologie in seinen Grundzügen, heißt es:

»Das Unendliche, als das Princip des bewußtlosen Handelns, ist demnach Princip der Naturwissenschaft überhaupt. Dieß Princip ist dargestellt in der Intelligenz; ist aber

»aber nur anschaulich, so fern von der Form der Intelligenz »schlechthin abstrahirt wird. Zur Form der Intelligenz ge»hört aber Freyheit und Bewußtseyn seiner selbst, als schlechte»hin identischer Einheit; das An sich dieser Form aber ist »thätige, schlechthin identische Einheit. Das Unendliche aber, »als schlechthin identische Einheit, ist zugleich ursprüngliche »Thätigkeit, Kraft seiner Form; denn seine Form ist bewußte»lose Anschauung des Unendlichen, unter der Bestimmung »einer thätigen Sichselbstgleichheit. Ein Princip, das sich, »seiner Form nach, als bewußtlose Selbstanschauung aus»spricht, setzt aber, zufolge dieser Form, Entgegensetzung in »sich; und diese Entgegensetzung entspricht vollkommen dem »Charakter eines Princips, welches, seiner Form nach, als »unbedingte, bewußtlose Thätigkeit sich ausspricht.« —

Derjenige, dem ein solcher Vortrag der Pflanzenphysiologie verständlich wäre, müßte es doch wirklich in der neuesten Philosophie sehr weit gebracht haben; und nur einem Solchen könnte die Fortsetzung dieses Entwurfs eines Systems der Pflanzen- und Thierphysiologie wünschenswerth scheinen. Rec. bekennt aufrichtig, daß es ihm gänzlich an Geduld und Kräften fehlen würde, sich durch die folgenden Bände dieses erhabenen Systems durchzuarbeiten.

Ve.

Gotthelf Fischers, Dr. der Phil. u. Med., Kais. Russ. Hofr., Prof. der Naturgesch., u. Direct. des naturhist. Cabinets zu Moskwa, u. s. w. Anatomie der Maki und der ihnen verwandten Thiere. *Erster Band*, enthält die Naturgeschichte und den Knochenbau der Maki, mit XXIV Kupfertafeln und zwey Vignetten. Frankfurt a. M., in der Andräischen Buchhandlung. 1804. 194 S. 4. 3 Rthlr. 16 Gr.

Die Naturgeschichte geht als Einleitung vorher, worin Hr. F. die Unterscheidungsmerkmale, besonders nach den Zähnen und nach dem übrigen Bau der einzelnen Glieder aus einander setzt, und so diese Thiere in folgende Abtheilung bringt:

I.

I. Indri. II. eigentlich sogenannte Maki (Lemur). III. Loris, geschwänzte; ungeschwänzte. Die Tarser und Galagos sind ihm Geschlechter einer besondern Ordnung, welche den Uebergang von den Affen zu den Mosi's machen. Erster Abschnitt. Knochenbau der Maki-Arten und der ihnen verwandten Thiere. — Eine sehr genaue und ausführliche, vergleichende Osteologie dieser Thiere, mit Ausschluß des Indri und Galago, von welchen noch keine Skelete bekannt sind. — Ausmessungen des Skelets und seiner einzelnen Theile bey Makiarten, nach Zollen, Linien, halben Linien und dem Decim. Maaße; eben so auch der Lotisarten. Erklärung der Kupfertafeln — durch welche Alles gut erläutert ist. Die sehr schöne Titelvignette stellt den Schädel des Fischers braunhändigen Tarser vor. Taf. I. II. Bruchstücke des Galago- und Indrischädels; III. der braunhändige Tarser, in natürlicher Größe. — Eine sehr gute Abbildung. Nur erregen die übelgewählten Umgebungen die Idee von einem großen Thiere. — IV. Das Skelet desselben in natürlicher Größe, und linearisch. V. Einzelne Theile desselben; und VI. des Daubentonschen Tarsers. VII. Skelet des Ceylonischen Loris; natürliche Größe. VIII. Verschiedene Ansichten des Schädels, und IX. X. einzelne Theile des Ceylonischen Loris. XI. XII. Ansichten des Schädels, des Stammes und Etwas von den Extremitäten des schlanken Loris. — Alles in natürlicher Größe. XIII. Skelet eines Mococo, um die Hälfte verkleinert. XIV. desselben Schädel in natürlicher Größe. XV. Vorder- und Hinterfuß; eben so. XVI. Schädel des Podag; XVII. des Mönchs: XVIII. des Vampyrs, Galeopitheten und Daimans; XIX. des Känguruh. XX. Einzelne Theile des Mococo. XXI. Abbildungen von Affenbecken. XXII. Skelet des schlanken Loris. XXIII. Rechter Fuß eines Mococo. XXIV. Augapfel, Zunge, Zungenbein mit Muskeln vom Ceylonischen Loris. Der gestochene Titel ist vielmehr Dedikation an Alexander I. Das Ganze wird ein schätzbares, dem Zoologen sehr willkommnes Werk werden!

Archiv für Zoologie und Zootomie. Herausgegeben von C. R. W. Wiedmann, d. A. u. W. A. D. — — Vierten Bandes Erstes Stück. Mit Ku-

Kupfern. Braunschweig, bey Reichard. 1804. 248 S. gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

I. Von einer Seethierversteinerung; mitgetheilt von Dr. Elsässer. — Er fand diese Merkwürdigkeit in dem Kabinette des Hrn. Dr. Thomson zu Neapel, und giebt davon diese vorläufige Nachricht, bis sie einst der Besitzer und Beobachter selbst näher beschreiben wird; der indessen den Namen Cornucopiae im System dafür vorschlägt. Sie ist hier in einer linearischen Zeichnung abgebildet. — II. Neue Conchylien und Abänderungen, Anmerkungen und Berichtigungen, nach dem Linneischen System der XII. Ausgabe; von Schröter. (Fortsetzung.) III. Berichtigungen für meine Einleitung in die Conchylienkenntniß, nach Linnee; von Demselben. (Fortsetzung.) IV. Beschreibung des Schädels des Lamentin oder Manati (Trichec. Manat. L.); vom Herausgeber. V. Anatomische Beschreibung des Bibers; von Demselben. — Knochen und Muskeln. Die Bemerkungen über die Eingeweide sollen im nächsten Stücke folgen. — VI. Nachrichten von den zoologischen Arbeiten französischer Naturforscher; aus dem Tagebuche der philomatischen Gesellschaft zu Paris. VII. Zoologische Bemerkungen aus Olivier *Voyage dans l'empire Othoman, l'Egypte et la Perse. Tom. III.* VIII. Französische Literatur. IX. Naturhistorische und Literarische Notizen. X. Auszüge aus den *Philosoph. Transakt.* 1801. XI. Versuche über die Säugthiere von Paraguay; von Don Feliz Azara. (Uebersetzung.) — wird fortgesetzt.

Ph.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Handbuch der pharmaceutischen Botanik. *Funfzehntes Heft.* Mit 5 illuminirten Foliokupfern. 1803. *Sechszehntes* und *Siebenzehntes Heft.* Mit 9 dergleichen Kupfern. 1804. Nürnberg, im Verlage der Steinischen Buchhandlung. Jedes Heft 1 Rl.

Mit

Mit letztern Heften schließt sich dieses pharmaceutisch-botanische Handbuch. Das funfzehnte Heft enthält den 37. und 38sten Textbogen, und die Kupfertafeln 79 bis 83, auf welchen mehrere Pflanzen der neunzehnten, zwanzigsten und ein und zwanzigsten Klasse nach Linné; das sechszehnte und siebenzehnte Heft aber die der übrigen Klassen auf dem 39. bis 42sten Textbogen, und den Kupfertafeln 84 bis 92 enthalten sind.

Außer diesem befindet sich noch über das ganze Werk; 1) ein Register über die vorkommenden Pflanzen nach ihren deutschen und lateinischen Benennungen; 2) eines derselben nach den lateinischen und deutschen Benennungen, und 3) ein alphabetisches Verzeichniß derjenigen Krankheiten, zu welchen die Pflanzen als Heilmittel dienen; welche zusammen $3\frac{1}{2}$ Bogen betragen.

Rec. ist von der Nutzbarkeit dieses Werks vollkommen überzeugt, und schätzt den Eifer, mit welchem Herausgeber und Verleger die Schwierigkeiten bey deren Herausgabe bekämpften; kann aber sein Bedauern, über die bisweilen vorkommenden Unähnlichkeiten der Pflanzen, nicht zurückhalten. Da solche mehr dem Ausmalen, als dem Stich selbst, beyzumessen sind: so könnte vielleicht dieser Fehler noch bey neuen Abdrücken, wenn der Illumination mehrere Sorgfalt gewidmet würde, verbessert werden?

Li.

Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen, und zur Zierde dienenden Gewächse; von Friedrich Gottlieb Dietrich, Fürstl. Sächs. Weimar. Hofgärtner, ꝛc. Mit einer Vorrede vom Hrn. Prof. Kurt Sprengel, in Halle. Erster Band, Abelmoschus bis Asplenium. Weimar, gedruckt u. verlegt bey den Gebrüdern Gädike. 1802. 824 Seiten. — Zweyter Band, Assonia bis Chamaelyce. ib. eod. 794 S. — Dritter Band,

Band, Chamaerops bis Ernotea. ib. 1803. 854 S. — Vierter Band, Erodium bis Hyssopus. ib. 1804. 758 S. — Fünfter Band, Paborosa bis Masculus. Berlin, 1805. 770 S. — Zusammen 15 Rth.

Der Verfasser, dem botanischen Publikum bereits bekannt durch mehrere, mit Beyfall aufgenommene Schriften, giebt uns hier ein recht brauchbares und nützliches Werk in die Hand. Seine Absicht, die Pflanzkunst — oder den Garten- Feld- und Forstbau, als einzelne Theile derselben — in Verbindung mit der Botanik, vollständig, und dem gegenwärtigen großen Umfange dieser Wissenschaften angemessen vorzutragen, ist darin glücklich erreicht; wie denn hiervon gar viele Pflanzenfreunde und Pflanzenkenner, durch den Gebrauch dieses Lexikons, sich schon längst überzeugt haben werden. Ohne also den Lobredner zu machen, und es jetzt noch dem Verehrern Florens so laut anzupreisen, als wir bey einer frühern Anzeige, unserer Ueberzeugung gemäß, thun würden, begnügen wir uns, nur eine kurze Uebersicht des Ganzen, so weit es die vor uns liegenden fünf ersten Theile erlauben, unsern Lesern mitzutheilen, und dann noch eine und die andre Bemerkung hinzuzufügen. Nachdem uns der Vorredner einige Punkte in der Lehre vom Bau der Gewächse aufzuklären versucht hat, wird uns von dem Verfasser in der Einleitung eine vorläufige, ganz zweckmäßige Anweisung gegeben, wie Treib- und Glas- oder Gewächshäuser, Pflanzenbehälter, Mist- Laub- und Lohbeete anzulegen, und Standörter für Alpengewächse, Gräser und Sumpfpflanzen anzulegen sind, um die in diesem Werke vorkommenden Gewächse gehörig zu erziehen, und stets in einem gesunden Zustande zu erhalten. Ausführlicher sollen indessen erst alle, in einem botanischen Garten erforderlichen Anlagen, Behälter, und andre zur Pflanzenkultur nöthigen Materialien und Geräthschaften, in einem besondern Bande, nach Vollendung des Werks, abgehandelt und beschrieben werden. In den Theilen selbst folgen, wie man schon aus dem Titel ersehen kann, die lateinischen botanischen Kunstausdrücke — nach Willdenow, Haine und Naumburg — und die Pflanzennamen, sowohl Gattungs- als Trivialnamen — nach der neuen Ausgabe der Spec. Plantarum von Willdenow — hinter einander, in alphat

Mit letztern Heften schließt sich dieses pharmaceutisch-botanische Handbuch. Das funfzehnte Heft enthält den 37. und 38sten Textbogen, und die Kupfertafeln 79 bis 83, auf welchen mehrere Pflanzen der neunzehnten, zwanzigsten und ein und zwanzigsten Klasse nach Linné; das sechszehnte und siebenzehnte Heft aber die der übrigen Klassen auf dem 39. bis 42sten Textbogen, und den Kupfertafeln 84 bis 92 enthalten sind.

Außer diesem befindet sich noch über das ganze Werk; 1) ein Register über die vorkommenden Pflanzen nach ihren deutschen und lateinischen Benennungen; 2) eines derselben nach den lateinischen und deutschen Benennungen, und 3) ein alphabetisches Verzeichniß derjenigen Krankheiten, zu welchen die Pflanzen als Heilmittel dienen; welche zusammen $3\frac{1}{2}$ Bogen betragen.

Rec. ist von der Nuzbarkeit dieses Werks vollkommen überzeugt, und schätzt den Eifer, mit welchem Herausgeber und Verleger die Schwierigkeiten bey deren Herausgabe bekämpften; kann aber sein Bedauern, über die bisweilen vorkommenden Unähnlichkeiten der Pflanzen, nicht zurückhalten. Da solche mehr dem Ausmalen, als dem Stich selbst, beyzumessen sind: so könnte vielleicht dieser Fehler noch bey neuen Abdrücken, wenn der Illumination mehrere Sorgfalt gewidmet würde, verbessert werden?

Li.

Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen, und zur Zierde dienenden Gewächse; von Friedrich Gottlieb Dietrich, Fürstl. Sächs. Weimar. Hofgärtner, ꝛc. Mit einer Vorrede vom Hrn. Prof. Kurt Sprengel, in Halle. Erster Band, Abelmoschus bis Asplenium. Weimar, gedruckt u. verlegt bey den Gebrüdern Gädike. 1802. 824 Seiten. — Zweyter Band, Assonia bis Chamaelyce. ib. eod. 794 S. — Dritter Band,

Band, Chamaerops bis Ernotea. ib. 1803. 854 S. — Vierter Band, Erodium bis Hyssopus. ib. 1804. 758 S. — Fünfter Band, Paborosa bis Masculus. Berlin, 1805. 770 S. — Zusammen 15 Rt.

Der Verfasser, dem botanischen Publikum bereits bekannt durch mehrere, mit Beyfall aufgenommene Schriften, giebt uns hier ein recht brauchbares und nützliches Werk in die Hand. Seine Absicht, die Pflanzkunst — oder den Gartens Feld- und Forstbau, als einzelne Theile derselben — in Verbindung mit der Botanik, vollständig, und dem gegenwärtigen großen Umfange dieser Wissenschaften angemessen vorzutragen, ist darin glücklich erreicht; wie denn hiervon gar viele Pflanzenfreunde und Pflanzenkenner, durch den Gebrauch dieses Lexikons, sich schon längst überzeugt haben werden. Ohne also den Lobredner zu machen, und es jetzt noch den Verehrern Flores so laut anzupreisen, als wir bey einer früheren Anzeige, unserer Ueberzeugung gemäß, thun würden, begnügen wir uns, nur eine kurze Uebersicht des Ganzen, so weit es die vor uns liegenden fünf ersten Theile erlauben, unsern Lesern mitzutheilen, und dann noch eine und die andre Bemerkung hinzuzufügen. Nachdem uns der Vorredner einige Punkte in der Lehre vom Bau der Gewächse aufzuklären versucht hat, wird uns von dem Verfasser in der Einleitung eine vorläufige, ganz zweckmäßige Anweisung gegeben, wie Treib- und Glas- oder Gewächshäuser, Pflanzenbehälter, Miß-, Laub- und Lohbeete anzulegen, und Standörter für Alpengewächse, Gräser und Sumpfpflanzen anzulegen sind, um die in diesem Werke vorkommenden Gewächse gehörig zu erziehen, und stets in einem gesunden Zustande zu erhalten. Ausführlicher sollen indessen erst alle, in einem botanischen Garten erforderlichen Anlagen, Behälter, und andre zur Pflanzenkultur nöthigen Materialien und Geräthschaften, in einem besondern Bande, nach Vollendung des Werks, abgehandelt und beschrieben werden. In den Theilen selbst folgen, wie man schon aus dem Titel ersehen kann, die lateinischen botanischen Kunstausdrücke — nach Willdenow, Haine und Naumburg — und die Pflanzennamen, sowohl Gattungs- als Trivialnamen — nach der neuen Ausgabe der Spec. Plantarum von Willdenow — hinter einander, in alphas

phabetischer Ordnung. Was jene, die Kennzeichen nämlich, betrifft: so wird man sie hier hinlänglich erklärt, und oft durch wohlgewählte Beyspiele noch mehr erläutert; diesen aber, nämlich den lateinischen gebräuchlichen Gattungsbenennungen, auch den üblichsten deutschen und englischen Namen beygesetzt finden. Bey jeder Gattung sind die Kennzeichen derselben, nicht selten nach eignen Beobachtungen, so wie die Klasse und Ordnung, wohin sie nach dem Linneischen Sexualsystem gehört, angegeben, (was aber, zur Ersparung des Raums, füglich bloß durch römische Zahlen, und nicht immer so weitläuftig, als hier geschieht, hätte ausgedrückt werden können), und hierauf die bis jetzt bekannten Arten, in dem ersten Theile nach Aehnlichkeit des Blüthenstandes, der Blätter, Wurzeln, u. s. w.; in den folgenden Theilen aber leichter und zweckmäßiger, bloß nach dem Alphabet geordnet, aufgeführt. Auch die Arten sind fast überall deutlich, hier und dort vielleicht zu umständlich, beschrieben, und bey einer jeden einzelnen angemerkt, wie sie, den Erfahrungen des Verfassers gemäß, erzogen, gewartet, und behandelt werden müsse; wozu sie gebraucht und benutzt werde; wie lange sie ausdaure; wo sie wild wachse; käuflich zu haben sey; u. s. w. Bey mancher Pflanzenart wird man hier zuverlässig eine solche Menge schätzbarer Notizen zusammengedrängt finden, daß selbst erfahrne Gärtner, Oekonomen und Forstmänner sich darüber wundern, und, in solcher Hinsicht, dies Buch nicht leicht ohne Belehrung aus der Hand legen dürften.

Allein ohne des Recensenten Erinnern, wird man auch schon von selbst einsehen, daß nichts leichter sey, als in einem Werke von solchem Umfange kleine Mängel und Unrichtigkeiten aufzuspüren. Auch wir haben dergleichen beym Lesen hin und wieder bemerkt; glauben aber es hier nicht rügen zu dürfen, besonders deßhalb nicht, da der Verfasser es, bey nochmaliger genauer Durchsicht, schon von selbst zu bemerken pflegt, wo er sich geirrt hat, und dieß auch in den jedesmaligen Nachträgen zu berichtigen, gewiß rühmlich fortfahren wird. Also nicht, um nur Etwas zu rügen, und mit dem Verfasser zu streiten; sondern bloß um zu zeigen, daß wir in seiner Schrift mit gehöriger Aufmerksamkeit laßen, führen wir hier nur dieß an, daß es uns doch auffiel, bey Cheiranthus incanus angemerkt zu finden: »man müsse die

„größten Schaden von den Pflanzen, die nahe bey gefüllten ständen, abnehmen, und ihren Saamen zur Aussaat benutzen.“ Warum dieß? Die Nähe der gefüllten Levkojen kann ja, aus bekannten Gründen, so wenig eine Veränderung in der Farbe, als im Baue der Blumen der aus solchem Saamen zu erziehenden jungen Pflanzen hervorbringen. — So sagen wir auch nichts darüber, daß man hier, außer den ganz neuen, doch auch einige schon bekannte Pflanzen, z. B. Convolvulus *bicolor*, vergebens sucht. Einige Arten dieser Gattung, nämlich Convolvulus Nil, purpureus, speciosus, striatus und tridentatus, sind mit Recht als Arten der Gattung Ipomoea angeführt; warum dieß nicht mit noch mehreren geschehen ist, die gleichfalls eine kopfförmige, ungetheilte Narbe haben, siehet man nicht ein. Und wenn der vierblättrige Honigbehälter das Hauptkennzeichen des Delphinium staphisagria seyn soll: so ist es offenbar unrichtig, daß ihm der Verf. nur einen 1 — 2 Fuß hohen Stengel zuschreibt; denn Rec. sieht ihn jetzt aus seinem Fenster, 5 — 6 Fuß hoch, vor sich stehen. Er will indessen nur bekennen, daß er selbst diese Pflanze, ihres vierblättrigen Honigbehälters ohnerachtet, für eine Abart von Delphinium elatum zu halten geneigt sey, und daß er wohl wisse, welche Schwierigkeiten zu besiegen sind, wenn man bey dieser, und noch so mancher andern Pflanzengattung, die seinen Arten genau bestimmen, und sie von den vermischten zu unterscheiden Andere lehren will. — Doch genug von einem Werke, woraus Rec. noch Manches gelernt zu haben gestehen muß, und von dem er versichern kann, daß es keinem Pflanzenfreunde gereuen werde, sich dasselbe angeschafft zu haben. Kostbar wird es freylich werden; indem auch dann, wenn künftig der Verf. auf Ersparung des Raums mehr noch bedacht seyn, und sich vor den öftern Wiederholungen des ein für allemal Gesagten sorgfältiger hüten wollte, wir doch immer noch auf mehrere Bände, als bereits vor uns liegen, rechnen müssen; aber dafür werden auch Holz-, Feld- und Garten-Liebhaber beym Besitz dieses vollständigen Lexikons eine Menge Forst- Acker- und Gartenbücher entbehren können, deren Ankauf noch kostbarer und theurer ist. Ein Register der deutschen Namen beschließt jeden einzelnen Band, der sich übrigens auch noch durch gutes Papier und korrekten Druck den Lesern empfiehlt. Az.

Die botanische Pflanzkunst nach Dumont-Courset. Von M. C. G. Berger, Verfasser des Taschenbuchs für Blumenfreunde. Zweyter Theil. Leipzig, bey Gräff. 1805. 596 Seit. gr. 8. 2 Rt.

Dieser zweyte Theil umfaßt die Buchstaben J bis Z, und das Ganze ist also mit ihm geschlossen. Angehängt ist noch eine Vergleichung der von Linné und Jussieu gebrauchten Gattungenamen, die sehr brauchbar ist.

Uebrigens gilt von diesem zweyten Theile Alles, was schon von dem ersten ist gesagt worden; und der Verf. kann immer auf den Dank aller derjenigen Pflanzenliebhaber rechnen, die nebst der Beschreibung der Pflanzen selbst, auch eine kurze Nachricht von ihrer Kultur und ihrem Vaterlande zu erhalten wünschen.

Scharlatanerien der neuen Forstwirthschaftskunde, zur Berichtigung derselben gesammlet und bearbeitet von einer Gesellschaft ausübender Forstmänner, und herausgegeben von Karl Stevogt. Erster Heft. Erlangen, bey Palm. 1802. 214 Seit. 8. 16 Gr.

Scharlatanerien gab es leider! von jeher in allen Wissenschaften; wie hätte die jetzt so hochgetriebene Forstwirthschaft davon verschont bleiben sollen? Ein löbliches und gemeinnütziges Unternehmen wäre es daher allerdings, diesem Unwesen entgegen zu arbeiten; doch müßte dieses auf eine gründliche „parteylose“ und humane Art geschehen. Herr S. und seine Mitarbeiter scheinen indessen die Männer nicht zu seyn, denen zu diesem Werke ein höherer Beruf geworden wäre. Was die Verf. im vorliegenden Hefte Scharlatanerien nennen, sind nichts anders, als aus den Schriften verschiedener Forstmänner ohne allen Zusammenhang herausgerissene Stellen, welchen jederzeit ein witzig seyn sollendes Motto aus der Bibel, alten Dichtern, oder auch von eigener Erfindung

vor-

vorgesetzt; und dann das Ganze mit einem mäßigen, nicht gründlichen, und oft auch nicht sehr anständigen Urtheil begleitet worden ist. Besonders scheinen es die Verf. auf Herrn R. Medicus gemünzt zu haben, den sie, so wie manchen andern verdienstvollen Schriftsteller eben nicht auf die anständigste Art behandelt.

Wegen Mangels am Raume, enthalten wir uns der Anzeige des Inhalts dieser Schrift, wie auch aller Auszüge und Widerlegungen. Wer Lust hat, der lese diese Charlatanereien der Charlatanerien selbst, und er wird sich überzeugen können, daß unser Urtheil darüber weder ungegründet noch ungerecht sey!

Handbuch der Forsttechnologie, von F. L. Walther, Professor in Gießen. Gießen, bey Tasche und Müller. 1802. 256 Seit. 8. Mit 29 Kupfertaf. 2 Rt.

Vermuthlich wird sich diese lehrreiche und deutliche Forsttechnologie schon in den Händen der mehresten denkenden und fleißigen Forstwirthe befinden. Zum Nutzen und Frommen derjenigen, die sie etwa noch nicht kennen sollten, zeigen wir sie indessen hier an, mit der Versicherung: daß sie in diesem brauchbaren Werkchen Alles mit Fleiß und Sachkenntniß zusammengetragen finden werden, was in den größern und kostbaren Werken eines Krünitz, du Hamel, Burgsdorf, Rösing, verschiedenen Finanzschriften, und einigen kleinern Werken von Hennert, Müllenkampf, Löschern, u. a. über diesen so wichtigen Theil der Forstwirthschaftslehre gesagt worden ist. Die auf den 29 Kupfertafeln beygefügten Zeichnungen, erhöhen den Werth dieser nützlichen Schrift ungemein.

Ve.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Darstellung der österreichischen Monarchie nach den neuesten, statistischen Beziehungen. Von J. A. Demian, K. K. Officier in der Armee. Erster Band. Im J. 1804. XXX Seit. Vorrede; erste Abtheilung 323 Seit.; zweyte Abtheilung 191 Seit. 8.

Mit einer erfreulich überraschenden Aeußerung beginnt der Verf. Der Kriege ohngeachtet, habe in Böhmen und Mähren (welche Länder in diesem Bande der Gegenstand seiner Betrachtung sind,) Landbau und Gewerbfleiß in den letzten zehen Jahren mehr, als in irgend einem Jahrzehende überraschende Fortschritte gemacht: neue Dörfer, schönere Häuser, an der Stelle von Halden, Gemeindegütern, Teichen; Wiesen, Kleefelder, Weingärten, Baumschulen und Aecker, und nur in Mähren über zwanzig Fabriken seyn entstanden, die bereits Millionen in das Land gezogen; keine Spur öffentlicher Armuth, und bey einer vorübergehenden Erschöpfung der Staatskassen hochgestiegener Volkswohlstand, welcher, nebst unverhältnißmäßiger Kornausfuhr aus Ungarn und einigem Mißwachse, selbst mit von den höheren Preisen eine Ursache gewesen sey. Diese, durch hundert in dem Buche zerstreute Angaben erwiesene Nachricht erläutert, wie die innere Kraft, unbezwungen durch das böse Schicksal einiger heißen Tage, und selbst durch Verirrungen im Finanzwesen, in ihrem Keim nicht erschöpft, nicht zerstört, sobald Noth oder Vertrauen die öffentliche Meinung für neue Anstrengungen stimmt, noch immer ungeschwächt erscheinen mag. Nicht ist hier wie etwa in Spanien, durch dreyhundertjährigen Druck eines zweyfachen Despotismus die Grundfeste zermalmt, und des Geistes Wirksamkeit in dem großen Werke der Herstellung periodischer Einbußen gelähmt, er ist nicht ertödtet worden; diese Monarchie lag in Berührung mit Staaten, welche einem so finstern System nie ein völliges, dauerndes Aufkommen gestatteten, theils weil sie (wie die Türken und Frankreich) zu oft nothwendig machten, für einen

neu Kampf auf Leben und Tod große Nationalanstrengungen aufzurufen; theils weil sie durch wachsende Blüthe zur Nachahmung reizten. Daher wurde durch Theresiens Mutterſorge und Josephs raſtloſen Eifer eine Betriebſamkeit erweckt, welche ſelbſtſtändig ward, und, wenn man auch wollte, Niemand ſo leicht in alten Schlummer wiegen kann. Dieſes übet freudig das obgedachte Problem eines durch unglückliche Kriege nicht gehemmten Fortganges.

Der Beruf des Verf. zu dieſem Werke (wenn ein wohlgeſinnter Bürger beſondern Berufs dazu bedurfte,) lag, nach ſeiner Anſicht, ja vorſchriftmäßig, in ſeinem Officierſtande. Veredelt wie dieſer wird, iſt Uebung in Handgriffen, ſind die Schauſpiele des Paradeplatzes, nicht mehr, was ſie Vielen ſchienen, das wo nicht einige, doch Hauptges ſchäfft; Kenntniß der Länder wird als unentbehrlich erforderr. Wie kann der Officier ohne Terrain, Produkte, Volksſtimmung zu wiſſen, die Brauchbarkeit eines Plans beurtheilen, und Alles das üben, was zu Unterhaltung der Heere, zu Ueberraſchung des Feindes, zur ganzen Kriegsführung nöthig iſt? Herr Demian verkündiget Zwecke des gebildetſten Patriotismus (S. XIV ff.); ihm liegt daran, ſeine Mitbürger zu dem Vertrauen, zu der moraliſchen Kraft zu erheben, welche die Mutter von Thaten iſt, und zu einem hohen Gefühl für ihre große Staatsfamilie, für das herrliche Land.

Die Einrichtung des Werks iſt folgende: Konſtituirung des Gegenſtandes, da wird von Lage, Gränzen, Größe, gehandelt. Es folgt die politiſche Eintheilung, und (natürliche) Beſchaffenheit, welche vor jener ſtehen könnte; doch iſt es beſſer, ſie nach derſelben abzuhandeln, um im Gebrauch der Namen deutlicher zu ſeyn. Dann kommen die Menſchen, Pflanzen, Thiere, Mineralien. Hierauf wie von erſtern die Natur benutzt wird: Landwirthſchaft, Bergbau, das Fabrikweſen, die Handelsſchaft; was der Menſch an ſich iſt (Geiſteskultur), wie ſeine Humanität ſich zeigt (Anſtalten für die leidende Menſchheit), ob und wie Religion dieſe bildet, ſtärkt, erhöhet (Kirchenverfaſſung). Die Betrachtung erhebt ſich von den Individuen zur Geſellſchaft (Schilderung der Verfaſſung und Verwaltung); und, wie dieſe ſich behauptet, wird durch Darſtellung des Finanz-

wesens und Militärstandes klar. Diese Abtheilungen werden, wie ein Land mehr oder weniger cultivirt, gesönderten oder zusammengezogen. Die ganze erste Abtheilung des Werks betrifft Böhmen; in der zweyten wird bis S. 162 Mähren, hierauf das von Joseph der mährischen Landesregierung untergeordnete Schlesien beschrieben. Es giebt auch in diesem Buche, weil die Titel einmal alle gefüllt werden müssen, hin und wieder unbestimmte Angaben und Urtheile; wie ist es anders möglich? Ein Leben und die ausgebreitetste Kenntniß der verschiedenartigsten Gegenstände würde zu Ergründung des Eigentlichen kaum hinreichen; man bauet aber wohl, jede wohlgeordnete, berichtigte und freymüthige Darstellung zu benützen. Aus dem was jeder von seiner Provinz am besten weiß, macht sich der forschende Leser ein hinreichendes Gemälde des Ganzen. Herr Domian ist keineswegs, wie man aus dem Anfang besorgen möchte, ein Lobredner; indeß er was geschehen ist, genau und trocken erzählt, so daß Dank und Anhänglichkeit nicht durch seine Worte, sondern durch die Sachen erregt werden, verhehlt er auch wenigstens in den Artikeln, welche die Geschäfte des Privatmanns und die Emporbringung der Kultur betreffen, die Mängel nicht; er zeigt wo es fehlt, und die Mittel. Wozu er sich nicht laut äußern mag, ist wohl zu vermuthen, und wird kein billiger Beurtheiler übel nehmen; der Winke sind viele und gute, mit Klugheit gegeben.

Wir wollen mit Anführung einiger merkwürdigen Züge schließen. Die Volksmenge in Böhmen ist seit Theresia (in 20 Jahren, deren 14 oder 15 kriegerisch gewesen!) um 375,526 Seelen gestiegen, und beträgt nun 3,015,614 Menschen ohne das Militär; von 1780 bis 93 hat sich die Zahl der Häuser um 30,000 vermehrt. Nach dreyjährigem Durchschnitte ergeben sich 25 Mordthaten, beynahe noch so viele (46) Selbstmorde. Außerehelich pflegt das 20ste Kind zu seyn. (Siehe unsere Anzeige von Rohrer über Westphalen). Die slavischen Böhmen stehen (mit Ausnahmen) um etwa ein halbes Jahrhundert an Ausbildung ihren deutschen Landsleuten nach; aber ihre alten Sitten haben viel Anziehendes, und im Riesengebirge ist ihr Fleiß musterhaft. Im nachtheiligsten in Bewirthschaftung des Landes, ist das Mißverhältniß der Wiesen zum Acker; immer noch zum Nachtheil ersteren, also der Viehzucht, als selbst auch des Ackers,

Ackers, dem genugsamer Dung fehlt, und der Fabriken, welche fremde Wolle kaufen müssen. Mit Recht glaubt der Verf., daß durch die Urbarmachung der unzähligen Teiche sehr viel treffliches Wiesenland zu gewinnen wäre. Der Vorgang großer Beyspiele wird wirken. Bey den Deutschböhmen sey der Landbau wegen der nicht so gar großen Wirthschaften besser, (worüber freylich im Allgemeinen sich wenig Anderes sagen läßt, als daß die Mittelstraße die beste ist). Einige Kulturzweige bleiben zurück, weil der Bauer, wo sein Wohlstand noch nicht groß ist, wegen der Abgaben die Kultur vorziehen muß, deren Ertrag ohne weitere Bearbeitung versilbert werden kann. Die Fabrikwaaren sind nicht nur durch den bewunderungswürdigsten Fleiß; sondern auch durch die englischen Maschinen vervollkommnet worden. Ueber den schädlichen Einfluß der Judenschaft wird mehrmals geklagt; es scheint schwer, ihnen für dieses oder jenes Land einen Gemeingeist zu geben, der ihnen zum Sittengesetz werde. Böhmen (wir sagten es,) muß aus Ungarn Wolle kommen, und sie führen roh so viele aus, daß schon durch Verdreyfachung des Zolls (diese muß den Schleichhandel begünstigen,) kaum hofft, das Unheil zu mäßigen. Für Glas werden bey anderthalb Millionen gewonnen; die Kunst ist verrathen (wozu die Jesuiten beygetragen haben); aber die Weiße und Härte des Kieselsteins kann man Böhmen nicht nehmen. Sonst war der Getreidehandel größer; man nahm Geld und Waaren: er sank, als die Einbringung letzterer verboten wurde; denn da wurde das böhmische Getraide auswärts stärker belegt, und anderes begünstiget, welches mit Waaren zu bezahlen war. Der Verf. bemerkt auch, daß im Innern es an Verbindungsmitteln (Straßen, Brücken, Kanälen,) immer noch fehlt, und Fürst Schwarzenbergs Beyspiel mit Flößbarmachung der Wasser zu wenige Nachahmer gefunden. Wie viel könnte geschehen, wenn einst festerer Friede (wie er nur durch Gleichgewicht und Vereine es werden kann,) die Verwendung eines Theils der Militärausgaben, und des Militärs selbst auf solche Vorkehren erlaubte! Die Klöster haben noch ein Drittheil der vorigen Bewohner. (In der That hilft kein Edikt, keine Gunst, keine Politik, wenn einmal die öffentliche Meinung in mehreren Ländern sich entscheidend ausgesprochen.) Bloße Edelleute sind nicht landständisch; auch die Ritter von den Herren mehr und mehr ausgekauft worden, (so daß die Fürsten,

Grafen und Herren 529, die Ritter und Edlen mehr nicht als hundert elf landtäfliche Güter besitzen); die Städte heben sich nicht, erhalten sich kaum, in Vergleichung des wachsenden Glücks der Landleute. (So wird derjenige Mittelstand, welcher in älteren Zeiten öfters der kühnste gewesen, entnervt; wenn aber der erste und letzte allein seyn werden; so wird dieser die erledigte Stelle einnehmen, und um so zahlreicher desto unwiderstehlicher seyn. In dem Erzherzogthume selbst wächst der Landmann; den Bürger schwächt Luxus, Eitelkeit, und der nur scheinbare Reichthum. Doch dergleichen ist überhaupt in dem Geist und der Natur unserer Zeit; würdig von den größten Köpfen in die sorgfältigste Betrachtung gezogen zu werden.) Herr Demian rechnet die Einkünfte von der Kontribution (mit Beyrechnung des 1802 verordneten „Zuschlages") zu 7,290,488 fl. 44 Kr.; überhaupt aber auf siebzehn Millionen.

Größe Mährens: 460 Quadratmeilen; die fruchtbare Oberfläche 364; konskribirte Bevölkerung 1,363,117 Köpfe. Freylich war die Ausmessung 1785, wie so Vieles in derselben Periode, etwas eilig. Brünn, die größte Stadt 23,558 Einwohner; die Hauptstadt des herrlichen Landes an der Hanna, Proßnitz 5314; Neutitschein, des schönen „Kühländleins" Hauptort 4244. Die Slowaken an der March, die schönen, muntern Wlachen, die haushälterischen Böhmen, die stolzen reichen Deutschen, liefern merkwürdige Schattirungen des Charakters der Einwohner von diesem kleinen Lande. Seit acht Jahren steigt Fleiß und Handel auch in Mähren: es giebt der Webestühle fünfmal mehr; Industrieschulen blühen; (bey der Arbeit wird den Kindern etwas Schickliches vorgelesen); das Land erträgt ein Fünftheil mehr; Gemeingründe sind vertheilt, die Ansiedelungen vermehrt worden. Bey allem dem, und bey Zunahme der Futterkräuter, wirken Huth und Trift und Gemeinweiden auf den Viehstand noch zurücksetzend. Der Weinbau ist so groß, daß weiteres Umsetzen von Ackerland in Weingärten hat verboten werden müssen. (Hier wird Mancher den Zwang für unrecht halten, weil die Erfahrung das Bessere lehren müßte; allein das obervormundschaftliche Amt möchten wir der Regierung nicht nehmen. Erfahrung mag sicher wirken; aber langsam; zu spät würde verblendeter Eigennutz zur Ueberzeugung kommen, und alsdann Hülfe schwer seyn.) Zu

Der

Beförderung der Obstzucht werden Pfropf- und Okulier-Reiser von Kaiser Franz Jedem frey gegeben. Veredlung der Viehartem; Wachsthum der Forstwissenschaften; bewunderungswerthe Fortschritte der Fabriken: durch die 800 Tuchmacher zu Iglau kommen anderthalb, durch Baron Mundi's Tuchfabrik allein eine Million Gulden in Umlauf. Die Abgaben äußerst mäßig: allgemeiner Wohlstand der Landleute. Die größte Bevölkerung in der österreichischen Monarchie hat Oesterreichisch-Schlesien: auf die Quadratmeile 3009 Menschen. Da ist auch der thätigste Vervollkommnungseifer, die beste Leinenfabrik (80,000 Stücke); ein gesundes, mäßiges Volk, von 70,000 Slaven, 100,000 Deutschen.

Wenn man dieses ganze Buch liest, und vergleicht mit Nachrichten aus dem Preußischen und anderen wohlregierten deutschen Ländern, wie kann einer Zweifel fassen an der inwohnenden germanischen Selbstständigkeitskraft? Haben wir nicht Menschen, nicht Brodt sie zu nähren, Fabriken zu ihrer Bekleidung, prudentliche, gemäßigte, wohlthätige Regierungen? Nur Selbstgefühl, nur Muth darf nicht fehlen; das ist der Geist, welchen wir uns geben sollen, welcher die Seele ist, die

intus alit, totamque infusa per artus
mens agitat molem et magno se corpore miscet.

Bg.

Reise nach Indien und Arabien, in den Jahren 1789 und 1790, angestellt von B. Degrandpre's, französischem Marine-Officier. Aus dem Französischen. Berlin, bey Mylius. 1802. 1 Alphab. 1½ Bog. Mit 2 Kupf. 2 Rth.

Da die Anzeige dieses Buchs sich zufällig sehr verspätet hat, und es überdieß kein auf deutschem Boden gewachsenes; sondern nur darauf verpflanztes Produkt ist: so müssen wir, um die Gränzen, welche sich die A. D. Bibl. gesteckt hat, nicht zu überschreiten, uns auf eine kurze Angabe des Inhalts beschränken.

Die Reise des Verf. geht von Isle de France aus, nach der Insel Ceylon, von da über Madras nach Bengalen, bey Cap Comorin vorbey nach Cochin; von da durch die Meerenge von Babel-Mandel, nach Mokha im glücklichen Arabien; von wo aus der Verf. über Pondichery nach Isle de France zurückkehrt. Er ist ein trefflicher, eben so kenntnißreicher als vorurtheilsfreyer Beobachter, der über die häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, die Religionsverfassung, den Ackerbau, die Natur- und Kunstprodukte, Lebensart, Gebräuche und Sitten, der Bewohner der von ihm bereiseten Länder viele höchst interessante Beobachtungen mittheilt, welche dadurch einen erhöheren Werth erhalten, daß sie sich sämmtlich auf sorgfältige Prüfung und eigene Ansicht gründen. — Vorzüglich anziehend sind die Nachrichten, welche man hier über die Bayaderen und Schlangenbeschwörer, über die Gastfreyheit der Bewohner Indiens, von den selber! mißlungenen Bemühungen des Verf., eine Wittwe, die sich mit dem Leichnahme ihres Mannes verbrannte, zu retten, von dem Innern des Hauswesens der Araber, und dem Verhältnisse derselben zu ihren Weibern u. s. w. findet.

Die Uebersetzung ist gut gerathen, und liest sich wie ein Original.

T.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Nachricht von Büchern, welche allen Geschäftsmännern und Hausvätern in den Königl. Preuß. Staaten, besonders auch in den Entschädigungsländern sehr nützlich sind.

1) In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin, erschien schon im Jahre 1793 ein sehr gemeinnütziger Auszug der bestehenden Policey- und Kriminalgesetze nach dem allgemeinen in allen Königl. Preuß. Staaten gültigen Landrechte unter dem Titel: **Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der preußischen Staaten, von den Herren Geheimen Justizräthen C. G. Suarez und C. Gossler.** Die Absicht desselben ist, jeden Einwohner der preuß. Staaten diese Gesetze so weit kennen zu lehren, als es nöthig ist, um sich vor der Uebertretung derselben und vor den nachtheiligen Folgen zu hüten. 2) Eben diese beyden vortrefflichen Rechtsgelehrten haben im Jahre 1795, gleichfalls im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung, einen **Auszug aus der allgemeinen Gerichtsordnung** herausgegeben, unter dem Titel: **Unterweisung für die Parteyen, zu ihrem Verhalten bey Prozessen und andern gerichtlichen Angelegenheiten.** Aus diesem Buche können alle verständige Leute, auch die keine gelehrte Erziehung genossen haben, lernen, wie sie sich bey Processen und bey andern gerichtlichen Angelegenheiten zu verhalten haben, sowohl wenn sie keinen Rechtsbeystand zur Hand haben, als wenn

wenn sie das Verfahren ihrer Rechtsbeystände und der Gerichte beobachten wollen. Deßgleichen soll es dienen, daß Prediger, Verwalter, Dorfschulzen, Küster und Andere, welche die gewöhnlichen Rathgeber der ganz ungebildeten Klasse der Einwohner sind, einige Kenntnisse vom gerichtlichen Verfahren erlangen, und dadurch ihre Klienten vor Abwege und Fehler warnen können. Dieses vorzüglich nützliche Buch enthält: 1) die Form des Processes im Allgemeinen; 2) die am häufigsten vorkommenden Processarten; Wechselprocesse, Injurienſachen, Streitigkeiten zwischen Eheleuten, Konkurse, u. s. w. 3) Anleitung zum Verhalten bey gerichtlichen Kontrakten, Testamenten, Sterbe- und Erbschaftsfällen, Vormundschaften und Hypothekſachen.

Der Unterricht über die Gesetze kostet 12 Gr., (denen, die von der Verlagshandlung 12 Exemplare verschreiben, werden sie gegen portofrey eingesendete baare Bezahlung für 5 Thlr. gelassen.) Die polnische Uebersetzung kostet 20 Gr., (12 Exemplare werden gegen baare Bezahlung für 8 Thlr. gelassen.) Die Unterweisung für die Parteyen kostet 10 Gr., (12 Exemplare gegen baare Bezahlung 4 Thlr.)

Zu den Büchern, welche allen Geschäftsmännern in allen Königl. Preuß. Staaten, sonderlich den Referendarien und andern angehenden Officianten vorzüglich nützlich sind, gehören auch: 3) des Herrn Geheimen Justizraths Gosler Handbuch gemeinnützlicher Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner, nach Anleitung des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten entworfen. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1794. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Dieses Handbuch diente dem Herrn Verfasser zum Leitfaden bey seinen ehemals zu Berlin gehaltenen Vorlesungen über das allgemeine preußische Landrecht. Es sind darin diejenigen Materien zusammengetragen, von welchen jeder Geschäftsmann, wenn er auch kein Jurist ist, billig Kenntniß haben sollte, um nach den vorgetragenen Grundsätzen seine Geschäffte mit völliger Sicherheit zu treiben. In der zweyten Auflage ist Rücksicht auf die ehemaligen Abänderungen des Landrechts genommen, und dieselbe mit einer interessanten Einleitung vermehrt worden, wovon vorher eine

ge-

gr Stücke in der Berlinischen Monatsschrift erschienen waren. 4) Des Herrn Geheimen Tribunalraths Klein Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preuß. Staaten. Von diesem klassischen Werke, welches Nachricht von allen wichtigen Vorfällen im juristischen Fache, von neuen Gesetzen und interessanten Rechtshändeln giebt, und dabey Abhandlungen über wichtige Gegenstände enthält, sind bisher XXIII Bände erschienen. Der XXIV. Band wird zugleich ein Register über die ersten XXIV Bände enthalten, und dieß Werk wird nachher jährlich weiter fortgesetzt. (Die XXIII fertigen Bände kosten, der Theil à 1 Thlr. 4 Gr., im Ladenpreise 26 Thlr. 20 Gr. im Pränumerationspreise, à 20 Gr. jeder Theil, 19 Thlr. 4 Gr. Wer ein kompletes Exemplar baar bezahlt, dem wird es für den Pränumerationspreis gelassen.) 5) Sr. Excellenz, des Königl. wirkl. Staats- und Justizministers Herrn von Massow, Handbuch der Literatur, angehenden Justiz-Bedienten, vorzüglich den Königl. Preuß. Justiz-Referendarien gewidmet. Zwey Bände, nebst dem Anhange. gr. 8. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1794. 3 Thlr. Dieses mit so vieler Belesenheit als Beurtheilung geschriebene Buch, ist nicht allein für Justiz-Referendarien; sondern auch für angehende Kameralbedienten höchst nützlich, weil darin überhaupt auf die Ausbildung des Verstandes aller derjenigen, welche sich den Geschäfften des Staats widmen, Rücksicht genommen ist; weil darin eine kurze Anweisung zu denjenigen Kenntnissen und Wissenschaften gegeben wird, worin ein jeder Geschäftsmann, welcher sich nicht bloß auf das Alltägliche einschränken will, nicht fremd seyn muß, und weil darin mit reifer Beurtheilung eine Auswahl von Büchern vorgeschlagen wird, welche jedem Jüngling zu weiterer Ausbildung nützlich sind.

Berichtigungen.

Das 3te Stück des Wensel'schen Kunstarchivs betreffend.

Besagtes Stück enthält, laut der davon im 98. Bande der N. A. D. Bibl. S. 485 u. f. befindlichen Anzeige, ein mit

mit Dank anzunehmendes Verzeichniß des von Joh. Moyreau nach Wouwermann gestochnen Kupferstichwerks. Nur 80 Blätter indeß wußte dieses Verzeichniß anzugeben. Wirklich aber giebt es deren noch 9 Stück mehr, wie Rec. seitdem aus eigner Ansicht sich belehren können: sämmtlich zwischen 1756—62 von M. selber gestochen; und in letzterm Jahre starb bekanntlich der Pariser Künstler. Auch nach seinem Tode kamen Blätter mit fortgesetzten Nummern, jedoch ohne Zeitangabe, zum Vorschein. So cirkuliren jetzt noch Nr. 90. 91. und 92. von M. C. Cochin gestochen, Nr. 93. und 94. von Chedel, 95. und 96. von Pelletier, 97. von Aveline, und 98. von Ozanne; insgesammt, wie sichs von selbst versteht, nach Wouwermann'schen Gemälden. Ob die Folge nunmehr als völlig geschlossen anzusehen sey, kann Rec. mit Sicherheit noch nicht anzeigen; und vor der Hand eben so wenig, ob die im Wenzel'schen Verzeichniß angegebnen, von Cochin, Chedel und Pelletier, gleichfalls nach Wouwermann, gestochnen Blätter keine andern als die so eben von Nr. 90—96 bezeichneten sind. Höchst wahrscheinlich bleibt es indeß, daß eine Pariser Kunsthandlung besagte Platten, so wie die von Aveline und Ozanne oben ein, an sich gebracht, nur Nummern darauf stechen lassen, und solche als Fortsetzung des Moyreau'schen Werks desto geschwinder an den Mann zu bringen versucht hat. Was Rec. davon zu sehen bekam, war, so weit er sich dessen noch erinnert, schon ziemlich abgenutzte und aufgekratzte Waare.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der berühmte Dichter, Herr H. W. von Gerstenberg, welcher sich bisher in Altona aufhielt, soll als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, mit einem Gehalte von 4000 Gulden, nach München berufen worden seyn.

Herr M. C. Jahn aus Plauen, ist zum Professor der Aesthetik und deutschen Literatur auf der neuangerichteten Universität zu Bern ernannt worden.

Herr

Herr Dr. und Universitätsbibliothekar Lange zu Halle, hat den, nach Rostock als Professor der griechischen Sprache erhaltenen Ruf, abgelehnt.

Der Deputirte in der deutschen Kanzley zu Kopenhagen, Herr Heinzelmann, (Verfasser eines griechischen Lesebuchs,) ist zum Königl. Dänischen Etatsrathe ernannt worden.

Der als Orientalist und Geschichtforscher bekannte Herr Dr. F. Wilken, ist außerordentlicher Professor der Geschichte in Heidelberg geworden.

Todesfälle.

1805.

Im Jun. starb zu Berlin Herr F. S. Mursinna, privatisirender Gelehrter daselbst, und Verfasser vieler in Meusels gelehrt. Deutschlande Th. V. S. 367—369 verzeichneten Schriften, im 51sten Jahre.

Am 21sten Jul. zu Paris, ein deutscher jüdischer Gelehrter Herr Bär Bing. Er hat M. Mendelssohns Phädon ins Hebräische übersetzt.

Am 1sten August zu Dresden, Herr Gestewitz, Korrepetitor bey der Kurfürstl. italiänischen Oper, 48 Jahre alt. Er war ein vorzüglicher Komponist und trefflicher Musiklehrer.

Anzeige kleiner Schriften.

Bibliotheca Ungeriana, seu Catalogus tum manuscriptorum, tum impressorum, — quos summa cura magnoque pretio collegit J. F. Unger, Professor regius, Socius Academiae regiae Artium elegantiorum, etc. secundum ordinem literarum digessit Chr. Lud. Neuber, J. U. D. Berolini. 1805. 11½ Bog. gr. 8. brochirt.

Die

Die nächste Veranlassung zur Sammlung dieses an Manuskripten, Inkunabeln, Bibelausgaben, und mehrern seltenen und theuern Werken reichen Büchervorraths, war die Absicht des an der Ausführung durch den Tod verhinderten Besitzers, ein Werk zu liefern, in welchem er den allmäligen Uebergang der Holzschneidekunst zur Buchdruckerkunst erweisen wollte. Für die Kenner und Liebhaber literarischer Schätze findet sich hier eine reiche Ausbeute.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Massow, Anleitung zum praktischen Dienste der Königl. Preuß. Regierungen, wovon die im Jahre 1792 bey Fr. Nicolai zu Berlin herausgekommene erste Ausgabe schon seit einiger Zeit nicht mehr zu haben ist, wird zur Ostermesse 1806 in einer neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe erscheinen.

Verbesserungen.

Im XCVIII. Bd. 2. St. S. 430. Z. 20. st. zeichnen l. zeichnete

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Die Rhetorik des Aristoteles. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen, einer Inhaltsanzeige und vollständigen Registern versehen von *Mich. Wenz. Voigt*, Doktor der Philosophie und Professor der Rhetorik am Königl. Altstädter Gymnasium zu Prag. *Erster Band.* Prag, bey Barth. 1803. 474 Seiten Text, und LXXXVIII Titel, Dedication, Vorrede und Inhaltsverzeichniss. gr. 8.

So treffliche Bearbeitungen die Dichtkunst des Aristoteles in neuern Zeiten erhalten hat, so sehr ist dagegen die Rhetorik desselben Philosophen seit Muretus und Viktorius vernachlässigt worden. Zwar hat man sich hin und wieder in neuern Zeiten auf Inhalt, auf Wahrheit und Anwendbarkeit der Vorschriften der Aristotelischen Rhetorik eingelassen; aber das ganze Werk hat doch keine kritische Wort- und Sacherläuterung erhalten, deren es als das älteste Werk über die Redekunst, das wir besitzen, so würdig war. Eine treffliche Vorarbeit für einen kritischen Bearbeiter und Erklärer des Textes lieferte jedoch neuerlich Vater in seinen animadversiones et lectio-

nes ad Aristotelis libros 3 Rhetoricorum, welche mit einem auctarium von Wolf zu Leipzig 1794 herauskamen. Herr Voigt hat nicht nur diese gründlichen Kritiken und Erläuterungen; sondern auch die Bemerkungen aller vorhergehenden Gelehrten, namentlich die des Muretus und Viktorius, Majoragius, Riccobonus und Sturmius treulich benutzt, und uns eine Uebersetzung dieses nicht leichten Werkes gegeben, welche bey ihrer Treue und Genauigkeit sehr wohl die Stelle eines erläuternden Kommentars vertreten kann. Ein Beweis, daß der Verf. nicht nur den Zweck der Uebersetzung solcher Werke des Alterthums reiflich erwogen; sondern auch seinen Autor gründlich durchstudirt, und seine Arbeit vor der Bekanntmachung einer zweyten Feile unterworfen habe. Diese Uebersetzung stellt übrigens nicht nur den Sinn des Schriftstellers treu, klar und faßlich dar; sondern sie ist auch hin und wieder Kleinigkeiten ausgenommen, in einem guten und edlen didaktischen Style verfaßt. Dieß ist unser Urtheil nach Vergleichung mehrerer Stellen mit dem Originaltexte. Nicht so günstig fällt unser Urtheil über die der Uebersetzung angehängten Anmerkungen aus, welche so weitläuftig gerathen sind, daß sie bloß über das erste Buch, bey weit kleinerm Druck, als der Text erhalten, 280 Seiten füllen. Sie sind theils kritisch in Bezug auf Textesberichtigung, theils Sacherläuternd. Die erstern sind öfters kürzer, als man wünschte. Herr Voigt bezieht sich alsdann meistens auf die Gründe der Vorgänger, denen er folgte; welche man jedoch lieber im kurzen Auszuge von ihm alsbald zu erhalten wünschte, um nicht bey den vielen Citationen von einem Rathgeber zum andern umgeschickt zu werden; insonderheit da der Verf. selbst gesteht, diese Uebersetzung und Erläuterung für Lehrer und Jünglinge angefertigt zu haben, welche von großen Bibliotheken fern sind, und sich selbst den gehörigen Vorrath von Büchern nicht anzuschaffen vermögen. Die Sacherläuternden Anmerkungen des Hrn. Voigt lassen sich in wesentlich und unwesentlich zur Erläuterung gehörende eintheilen. Letztere hätten, um das Buch nicht unnöthig zu vergrößern, entweder ganz wegbleiben, oder doch um ein Beträchtliches verkürzt werden mögen. So ist bey Gelegenheit der Nachricht des Aristoteles, daß man vor dem Areopagus nicht habe über Dinge sprechen dürfen, welche nicht zur Sache gehören, oder, wie Andere sagen, daß man daselbst habe ἀνευ προοιμιων και ἀνευ ἐπιλογων sprechen müs-

müssen, eine lange Note über den Areopagus aus den sogenannten griechischen Antiquitäten beygebracht. Ingleichen bey dem Satz des Aristot. 1, 1, 11, daß von allen Arten des Syllogismus die Dialektik handle, sind in der 23. Note S. 208 alle zu dem Organon des Aristoteles gehörigen Werke verzeichnet. Wozu ein ausführliches Räsonnement, Note 33, zu dem an sich klaren Satze des Aristoteles, daß der Vorwurf, den man der Beredtsamkeit wegen ihres möglichen höchst schädlichen Mißbrauchs mache, eigentlich alle, und vorzüglich die nützlichsten Güter des Lebens, die Tugend ausgenommen, treffe? Die ganze Anm. 45 zum 2ten Abschnitt S. 248—253 über die syllogistischen Figuren des Aristoteles ist fast bloß durch die Ausdrücke des Aristoteles schlußwidrig und schlußgerecht veranlaßt. Ferner, Aristoteles 1, 4, 12 sagt: die Demokratie wird nicht nur durch Laulgkeit schwächer, so, daß sie endlich in Oligarchie ausartet; sondern auch, wenn sie zu streng angespannt wird. Hier wäre eine kurze Erörterung, wie solches geschehe, an ihrer Stelle gewesen; aber die Anmerkung N. 20 S. 277—284 giebt uns eine weitläuftige Ausführung über Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen, nach des Aristoteles Politik. Auch die Anm. 17 S. 292—95 zu der Behauptung des Aristoteles, daß die Lacedämonier in Ansehung der Weiber eine schlechte Einrichtung haben, hätte sich weit kürzer fassen lassen. Eben so zweckwidrig ist bey der Erwähnung der Wettrenner, Ringer und Faustschläger im Aristot. 1, 5, 14 eine lange Anm. 37 S. 302—306 über diese Uebungsspiele der Griechen beygebracht. Diese Klasse von Anmerkungen macht ein Studium unnöthig weitläuftig, welches an sich schon so weitumfassend ist, daß wir bey ihm ganz besonders auf das bloß zum Verständniß Nöthige und Zweckmäßige überall Bedacht nehmen sollten. Diesem Hange zur Weitläuftigkeit, welcher auch schon aus der 72 Seiten langen Vorrede (worin der Verf. seine Uebersetzungsgrundsätze und die von ihm gebrauchten Hülfsmittel angiebt) hervorgeht, wird den würdige Verf. bey Bearbeitung des zweyten und dritten Buches um desto mehr zu begegnen haben, da er sonst Gefahr läuft in den Anmerkungen zu denselben, besonders zu dem zweyten (welches von den Charakteren und Leidenschaften handelt) zu tief in die Psychologie und Moral auszuschweifen, und mithin der Nutzbarkeit seines Buchs ipsa mole, qua laborat, Eintrag zu thun. Wir sind davon weit entfernt,

die Brauchbarkeit sehr vieler seiner Anmerkungen und die darin dargelegte, zum Verständniß seines Autors nöthige, Wort- und Sachkenntniß zu verkennen.

Kb.

Erziehungsschriften.

Neues Bilderbuch für die Jugend, in kurzen unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen der vornehmsten europäischen Nationen, und von den Merkwürdigkeiten der Länder, welche sie bewohnen. Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend. Mit Kupfern. Zweytes Bändchen. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1803. 360 (nicht 352) S. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Gemälde des Zustandes, der Sitten, Gebräuche und Lebensart der französischen Nation, u. s. w.

Der erste Theil dieses Bilderbuchs, der sich mit Spanien und Portugal beschäftiget, ist in unsrer Bibliothek bereits angezeigt worden; und dasselbe ungünstige Urtheil, welches wir über ihn fällten, gilt auch von diesem zweyten Theile. Er enthält, wie jener, fast durchaus nichts anders, als eine Sammlung einzelner Bruchstücke, die meistens aus einigen Reisebeschreibungen, ohne Plan, ohne Sorge für Zuverlässigkeit, und ohne gehörige Unterscheidung der Zeit, in welcher das Erzählte statt fand, herausgerissen und mit Ueberschriften versehen worden sind. An eine Art von Vollständigkeit ist nicht gedacht worden, man mag nun auf den geographischen Umfang des hier geschilderten Landes, oder auf die verschiednen Gesichtspunkte sehen, aus welchen dasselbe dargestellt werden könnte und sollte. Hierzu kommen eine Menge offenbarer Unrichtigkeiten, Widersprüche und Druckfehler. Viele der aufgenommenen Artikel entsprechen dem auf dem Titel angegebnen Zwecke wenig oder gar nicht, wie

wie z. B. die dunkle Geschichte der eisernen Maske, und mehrere Scenen aus der Revolution. Manche Nachrichten und Beschreibungen aus der Zeit der letztern muß der nicht vor der schon besser unterrichtete Leser während des Lesens für noch geltend halten, bis durch den Zusatz, daß sich jetzt Alles geändert habe, das Zweckwidrige der Aufnahme eines solchen Artikels selbst eingestanden wird. So offenherzig ist jedoch der Verf. nicht immer. Noch jetzt hindert, nach S. 284 in Avignon das häufige Niederknieen der Andächtigen den Vorübergehenden, seinen Weg fortzusetzen; und noch jetzt liegen da Manns- und Weibspersonen stundenlang auf der Straße, um zu beten. So wie man die ersten Stellen der Einleitung gelesen hat, verliert man schon den Muth, etwas Gutes zu erwarten. Da liest man: »mit Inbegriff der neuerworbenen Lande beträgt die Größe von Frankreich über 11200 französ. Quadratmeilen.« Es sollten so viele deutsche, oder etwa 31000 franz. Q. M. seyn. In der Angabe der angränzenden Länder steht die batavische Republik. Weiter heißt es: »Die Anzahl der Einwohner war vor der Revolution 25 Millionen Seelen; nach der Erweiterung der franz. Gränzen durch den letzten Krieg beläuft sich aber jetzt die Bevölkerung auf mehr als 30 Millionen, unter welchen Domestiquen, Bettler und andre Leute dieser Art nicht einmal begriffen seyn sollen.« S. 4 ist die Zahl der Departements auf 104 gesetzt; und S. 322 heißt es: »In ganz Frankreich sind nur ungefähr 15 Departements, wo allgemein französisch gesprochen wird, ... in den übrigen 78 Departements redet man wenigstens dreyßig verschiedne Mundarten oder Patois, welches gewissermaßen unserm Plattdeutsch gleicht.« Hier ist also nur von 93 D. die Rede. Auch sollte dem Patois nicht überhaupt französisch, sondern rein französisch entgegengesetzt seyn; und daß dasselbe gewissermaaßen dem Plattdeutschen gleiche, ist ebenfalls sehr unbestimmt gesagt. — S. 149: »Orleans ist vorzüglich durch das Mädchen von Orleans, Jeanne d'Arc berühmt, deren Vaterstadt es war.« Sie war bekanntlich aus Dom Remy in Champagne gebürtig. S. 207 wird behauptet, daß, wenn die Rhone-Brücke bey Pont Saint Esprit wirklich von den Römern erbaut worden sey, sie das einzige Werk aus dem Alterthume sey, das sich unversehrt erhalten habe; aber gleich auf der folgenden Seite geschieht unter den gut erhaltenen Alterthümern bey Nismes auch des großen Amphi-

theaters Erwähnung, »das noch ganz unbeschädigt ist« (welches sich übrigens nicht so verhält.) Bey der Beschreibung dieses Amphitheaters kömmt ein noch auffallenderer Widerspruch vor: »Dieses Theater konnte gemächlich 17000 Zuschauer fassen; . . . . zwar hat es keinen übergroßen Umfang . . . . das Amphitheater ist von ungeheurem Umfange.« Nach S. 310 reist man von Dole nach Lyon die Rhone hinab. Dole liegt ja am Doux; und längs der Saone kann man wohl von Dole nach Lyon eine Strecke reisen. Daß aber Rhone kein Druckfehler sey, erhellt aus dem Folgenden: »die Kastanien kauft man tiefer am Strome in Languedoc nach dem Maaße.« S. 214 steht in der äußerst magern Beschreibung des so interessanten Languedokischen Kanals die grundfalsche Nachricht, daß er die neun Sommermonate hindurch ganz trocken sey. Nur etwa so viele Wochen bleibt er unbefahren, weil er gereinigt werden muß. — Wahrscheinlich begehren unsre Leser nicht das anfangs gefällte Urtheil durch noch mehrere Proben, deren Rec. eine Menge in Bereitschaft hat, belegt zu sehen; und sie werden mit uns wünschen, daß ein solcher Büchermacher nicht, wie er droht, (denn ein folgendes Bändchen soll die Beschreibung Großbritanniens enthalten) sich noch ferner an der Jugend versündige.

Dw.

5. Jakob Stille's Erzählungsbuch, oder kleine Bibliothek für Kinder, die das Lesen angefangen haben und sich gern etwas erzählen lassen. Von J. Glatz. 4 Bändchen. Altona, bey Hammerich. 1802—1804.

6. Alkwin und Theodor. Ein Lesebuch für Kinder. Leipzig, bey Dyck. 1802. 167 S., mit einer Titelvignette und noch einem Kupfer.

7. Neue Gespräche, Erzählungen ꝛc. zum ersten Unterricht für Kinder, von der Fr. von Genlis. Mit einer Vorerinnerung von G. C. Claudius. 320 S., mit Inbegriff des französischen Originals, welches der Uebersetzung zur Seite gedruckt worden

unter dem Titel:

Nouvelle méthode d'enseignement pour la premiere enfance. Avec fig. Dieſer Kupf. ſind acht, und ſie ſind illuminirt. Leipzig, bey Hinrichs. 1802.

4. Moraliſches Bilderbuch zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für die Jugend, von C. Ph. Funke, Inſp. zu Deſſau. Nürnberg und Leipzig, Campe. 148 S. Quer-Octav.

5. Der deutſche Kinderfreund, ein Leſebuch für Volksſchulen von F. P. Wilmſen, Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin. Berlin, in der Realſchulbuchhandlung. 1802. 244 S. 4 K.

6. Erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von acht bis zehn Jahren. Von C. G. Salzmann. Schnepfenthal, in der Buchhandl. d. E. A. 1803. 373 S. 18 gr.

Jakob Stille's Erzählungsbuch zeichnet ſich durch vereinte Zweckmäßigkeit des Inhalts und Vortrags vor manchen Büchern dieſer Art aus. Die Gefahren, worin Kinder gerathen können, die Fehler, welche ihnen gewöhnlich ſind, wechſeln hier ab mit vielen andern alltäglichen Erſcheinungen des Lebens, wofür ſich Kinder von dem Alter intereſſiren. Einige derſelben hängen als Geſchichte zuſammen, z. B. im erſten Theil S. 15—94, im zweyten Theil S. 48—92. Mitunter finden ſich auch kurze, zum Theil ſcherzhafte Reime, z. B. der Schuſter braucht Leder, Ein Schüler Tint' und Feder ꝛc. Desgleichen Anläſſe ſich in der Rechtſchreibung zu üben, z. B. Mein Vetter iſt kein fetter Mann; und ähnliche Uebungen. Manche dieſer Aufſätze ſind mit lateiniſchen Lettern gedruckt. — Der Vortrag iſt ſehr faßlich, ſowohl im Ausdruck, als im Periodenbau; dieſer iſt nicht in einander geſchlungen, und jener iſt prunklos. Kleinigkeiten gäbe es wohl zu tadeln, z. B. I. 247 »dieſe Reiſe koſtete ihm gewaltig viel Geld.« So auch II. »der gewaltig viele Soldaten hatte.« Dergleichen ſchallenden Ueberfluß

stoß im Ausdruck gewöhnen sich Kinder leicht an; er gehört aber mit den zwecklosen Lusterschütterungen, Flüche, Betheurungen genannt, in eine Klasse; ob er wohl nicht ganz so tadelhaft ist, wie diese. — Auf der ersten Stelle I. 247 findet sich noch ein Ueberfluß von anderer Art: »Er sprang zuvor noch Ein Mal auf den Abtritt.« Das läßt als wäre er vorher schon da gewesen; wovon aber nichts gesagt worden. Es ist freylich eine gewöhnliche Sprech-Art; aber im Schreiben müßte man sich entweder ihrer ganz enthalten, oder sie gerade so drucken lassen, wie man sie ausspricht, nämlich, noch en mal.

Auch in Ansehung des Inhalts kann man hin und wieder Zweifel haben, z. B. ob die Beschreibung der barbarischen Strafen in Deutschland, in der Türkey, in Rußland für so kleine Kinder gehöre. Desgleichen der Umstand, daß die Veranlassung zum trojanischen Kriege der Raub einer schönen Frau war; überhaupt der trojanische Krieg. Es läßt sich zwar antworten, es sey nicht zu verhüten, daß solche Kinder von dergleichen sprechen hören, oder es in Kupferstichen und Gemälden sehn, welches sie denn zu Fragen veranlasse, die solche Beschreibungen und Erzählungen herbeyführen; aber darum brauchten denn diese doch nicht in dem Buche für die erste Kindheit zu stehn; ob sie gleich zum Behuf des angehenden Erziehers irgendwo, und zwar so vorgetragen stehen müssen, wie er sie den Kindern mittheilen soll. — Dieses irgendwo und so, deutet auf ein Bedürfniß hin, das durch unsere bisherigen pädagogischen Lehr- und Lesebücher, ob wohl sie uns durch ihre Menge schier erdrücken, noch nicht befriedigt wird.

Nr. 2. ist nicht für so kleine Kinder geschrieben, wie das vorhergehende Buch; auch ist es bloß der moralisch-religiösen Bildung gewidmet, und kann, bey der Reinheit seiner Grundsätze und der eben so erwärmenden als erleuchtenden Darstellung diese Bestimmung nicht verfehlen.

Die ersten acht Seiten sind erwachsenen Lesern bestimmt. Der Verf. hat (S. 7) vollkommen Recht, daß die Humanität der Erziehung nicht in der Entfernung körperlicher Züchtigungen, nicht in der Anwendung von Belohnungen und

Ehren-

Ehrenbezeugungen, nicht in der spielenden Methode des Unterrichts bestehe; sondern in dem Bestreben das Gemüth zu einem reinen, uneigennützigen Wohlgefallen an dem Guten und Schönen zu erhöhn. Zu Erreichung dieses Zwecks ist es denn auch nöthig, daß man (S. 4) die Einbildungskraft der Kinder zu beleben, die Selbstthätigkeit ihres Gemüths zu erwecken suche, und in dieser Hinsicht männlich — cum grano salis verstanden — mit ihnen spreche; auch sie, so viel möglich, allein seyn, allein wirken lasse (S. 5).

Aber das so viel möglich verdient wohl erwogen zu werden; so viel, als der Verf. zu glauben scheint, ist nicht möglich. Er sagt: »in seinen (des Kindes) ernsten Beschäfftigungen, wie in seinen Spielen, geleitet, vor der Einsamkeit als der gefährlichsten Feindinn geschützt, wird das Kind selten oder nie ein Bedürfniß fühlen, in sich selbst hinabzusteigen, und sich durch eignes freyes Denken, Träumen und Dichten über die enge Sphäre zu erheben, mit der es die Sorgfalt seiner oft allzu beschränkten Erzieher umspannt hat.«

Unter tausend Kindern, denen man das Alleinseyn nicht wehrte, möchte sich nur selten ein einziges finden, das die Einsamkeit suchte; deßwegen suchte, um in sich selbst hinabzusteigen; deßwegen in sich selbst hinabzusteigen, um sich über die enge Sphäre seiner Erzieher zu erheben; deßwegen sich über diese enge Sphäre zu erheben, um (S. 6) des höhern Ziels, wornach die menschliche Natur strebe, ansichtig zu werden; mit Bewußtseyn des Adels dieser Natur einer vollkommenern unsichtbaren Welt zuzustreben, die seine eigentliche Heymath sey; und nach einem Standpunkte zu trachten, aus welchem er, in einer seligen und göttlichen Heiterkeit auf das trübe Chaos des Lebens herabblicken könne. — Unser einer weiß es aus langer trauriger Erfahrung nur zu gut, daß nicht die menschliche Natur, sondern seltne Menschen, die pauci quos aequus amavit, und diese auch nicht immer schon als Kinder, die Einsamkeit in der Absicht suchen, um sich moralisch vollkommener zu machen. Wir müssen also, leider! die Einsamkeit als die gefährlichste Feindinn unserer Jugend an-

ansehn. Aber wenn wir nicht zu den beschränkten Erziehern des Verf. gehören: so werden wir den Kindern die Sphäre unserer Gegenwart so erweitern, daß sie am eignen freyen Denken, Träumen, Dichten so wenig als möglich gehindert werden.

Daß ein dreyzehnjähriger Knabe ein so ausführliches Tagebuch halte, als S. 85—93 eine Probe gegeben worden, das ist nicht möglich, und wollte es einer: so müßte man ihm davon abrathen, theils weil es zu viel Zeit wegnehmen würde; theils weil es nicht zur Tugend; sondern zum Schwatzen über die Tugend führt. Die unerträglichsten Schwätzer unter allen sind die predigenden Schwätzer; sie sind es auch darum mit, weil man ihnen nicht glaubt, nach der sehr wahren Bemerkung Emiliens: »Man spricht nur von den Tugenden, die man nicht hat.« — Tagebücher müssen ganz kurz, und durchaus nicht in der Absicht geführt werden, daß sie Jemand vor Augen kommen sollen; aus beyden Ursachen rathe man den jungen Leuten sie in einen Chifre zu führen, und nicht mehr als ein paar Minuten täglich darauf zu verwenden.

Auch hätte Rec. nicht in ein Kinderbuch die Stelle, die S. 113 aus einer Predigt eingeschaltet wird, aufgenommen: »wenn euch einst der himmlische Richter, vor dessen Stuhle wir alle erscheinen müssen, nach euerm Leben fragt, was werden die antworten, die nur für sich gelebt haben,« u. s. w. Rec. sagt seinen Zöglingen, Gottes Richterstuhl sey in uns, sey unser Gewissen, so wie Gottes Offenbarung ebenfalls in uns, nämlich in unserm Verstande sey; wie wir in einem Kirchenliede singen, das aus Gellert in unser Gesangbuch aufgenommen worden:

Gott redet in uns durch den Verstand, und spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand, fliehn oder wählen müssen.

Dieß ist Kindern faßlich, und giebt ihnen die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes gleichsam zu fühlen, d. i. dunkel anzuschauen. Die Idee von einem jüngsten Gericht ist zu hohe Poesie für Kinder.

Auch

Auch muß man, denkt Rec., Kindern nicht S. 114 sagen: »Wie dann (wann's zum Sterben geht) jeder wünschen wird, gegen den Andern gehandelt zu haben, so handle er jetzt.« Kinder können sich von einem Todtbette, und was man da fühlen mag, keine Vorstellung machen; es wäre denn, daß man ihnen solche reuige Sterbende erzählend vorführte. Aber mit solchen Erzählungen braucht man wohl nicht zu eilen, so lange es der reuigen Fortlebenden genug giebt, an denen sich die Kinder spiegeln können, worunter sie selbst mit gehören. Man muß ja für die Erwachsenen auch Etwas übrig lassen.

Nr. 3. Hr. C. bemerkt in der Vorerinnerung, daß diese nouvelle methode hier nicht vollständig abgedruckt sey; daß man die erste Abtheilung derselben, welche größtentheils eine Anweisung für Lehrer und Erzieher enthalte, um sie mit der Lehrart der Verfasserinn bekannt zu machen, desgleichen die Abtheilung, wie man die kleinen Kinder zeichnen und malen lehren solle, ferner von den Gesprächen drey, deren Inhalt nicht für Kinder sey, weggelassen habe. Er bemerkt ferner, was auch Rec. findet, daß überhaupt in diesem Büchlein in Hinsicht der Entwickelung der Begriffe Manches anders seyn sollte, als es ist. Rec. empfiehlt es also hauptsächlich zur Uebung in der französischen Sprache, zwar nicht für die erste Kindheit; aber für die folgenden Stufen derselben. Eine nützliche Sprachübung ist, wenn man das, was aus der fremden Sprache übersetzt worden, wieder in dieselbe zurück übersetzen läßt; dazu kann nun die beygefügte deutsche Uebersetzung gebraucht werden. Besser aber wäre es, wenn diese besonders gedruckt wäre: alsdann könnte der Lehrling auch in Abwesenheit des Lehrers daraus übersetzen, ohne daß dieser zu befürchten brauche, daß jener bloß das Original abschreibe. — Unter den pensées et maximes détachées giebt es gar zu viele, die unbrauchbar für die erste Stufe der Kindheit sind. Das würde sich zeigen, wenn man versuchte, ihnen die besondern Sätze, wovon sie als allgemeine Sätze das Resultat sind, vorauszuschicken. Und, beyläufig gesagt, ohne einen solchen Vortrab sollte sich nie ein allgemeiner Satz in ein neues Kinderbuch blicken lassen.

Re.

Nr. 4. Es macht einen widrigen Eindruck, daß hier gleich auf der ersten Seite eine Vermahnung erscheint: »Komme her, ich will euch ein schönes Bilderbuch zeigen! Ihr müßt es aber nicht so obenhin ansehn, sondern alles recht genau betrachten; denn ihr könnt viel Gutes daraus lernen.« Auch hat dieß Buch mit den meisten Kinderbüchern den Fehler gemein, daß es mitunter zu Kindern spricht, als wärens Männer, und zwar gelehrte Männer. Z. B. S. 6 und 7: »Kannst du wohl errathen, an was für eine Wahrheit uns die aufmerksame Betrachtung dieses Bildes erinnern soll? — — Mehr als eine Wahrheit wird uns bey einigem Nachdenken darüber in Erinnerung gebracht. Zuerst die allgemeine: wir kommen ohne unser Wissen und Wollen auf die Welt, und es hängt nicht von uns ab, in welchem Stande wir gebohren werden wollen.« Wahrheit in diesem Sinne des Wortes, allgemeine Wahrheit, was kann das Kind dabey denken? Auch, daß wir ohne unser Wissen und Wollen zur Welt kommen, ist eine Bemerkung, die nicht für Kinder gehört. Der Hr. Verf. läßt manchmal die Kinder fragen, wie dieß und das zu verstehen sey, und das ist sehr wohl gethan; aber was Wahrheit, allgemeine Wahrheit sey, darnach läßt er nicht fragen; vielleicht sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß er um die Antwort, um eine so kurze Antwort, als ein Gespräch erfordert, verlegen gewesen seyn würde.

Den ersten sechs Tafeln liegt, wie die Vorrede meldet, eine wahre Begebenheit zum Grunde: ein armer Bauerknabe wird ein reicher Kaufmann, schießt der Kaiserinn M. Th. Geld vor, und sie macht ihn zum Grafen; auf der ersten Tafel erscheint er als Täufling, auf der sechsten als sterbend. Die folgenden Tafeln stellen die Geschäffte des Landmanns und des Bürgers, das Glück des Friedens, die Schrekken des Krieges, und die vier Jahrszeiten vor.

Das Buch ist, laut der Vorrede, mehr auf eine mündliche Unterhaltung mit Kindern, als auf eine Lektüre für sie selbst berechnet; und jene Unterhaltung müsse, heißt es, nach dem Alter und den Fähigkeiten der Kinder modificirt werden. Aber man sollte denken, wer sich auf dieses Modificiren verstehe, der brauche überall dieses Buch nicht, da es der zu modificirenden Bücher leider schon mehr als zu viel giebt.

Nr.

der. 5. »In unsern Volksschulen oder niedern Bürgerschulen, sagt der Hr. Verf., ist die Zeit des Unterrichtes so sehr beschränkt, daß der Lehrer Alles thut, was man billiger Weise von ihm fordern kann, wenn er seine Schüler dahin bringt, daß sie mit einiger Fertigkeit lesen, schreiben und rechnen können. Sollen sie außerdem auch noch einige Sachkenntnisse, und die nothwendigsten Verstandesbegriffe erhalten: so müßten die Vorschriften, welche ihnen beym Schreiben unterricht vorgelegt, und die Bücher, welche ihnen bey den Leseübungen in die Hände gegeben werden, so eingerichtet seyn, daß sie, indem sie schreiben und lesen, durch den Inhalt des Geschriebenen und Gelesenen zum Denken genöthigt, und mit den nothwendigsten Sachkenntnissen versehen werden. Für Volksschulen scheint daher nur dasjenige Lesebuch zweckmäßig zu seyn, welches eine Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse enthält, und mit der erforderlichen Reichhaltigkeit auch die möglichste Faßlichkeit verbindet; zugleich aber so wohlfeil ist, daß es auch von den ärmern Schulkassen angeschafft werden kann. An reichhaltigen und zweckmäßig eingerichteten Schulbüchern der Art fehlt es jetzt nicht mehr; aber es fehlte bisher noch immer an einem Schulbuche, welches reichhaltig, zweckmäßig und wohlfeil zugleich war.« Hier ist nun für alles dreyes gesorgt; 244 Seiten um vier Groschen ist äußerst wohlfeil, besonders bey so guter Waare. Man findet hier I. S. 1 Kurze Sätze zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, z. B. »Ein guter Schüler kömmt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedlich. Er kömmt nie zu spät in die Schule, ist nicht wild bey dem Herausgehen aus der Schule, und treibt sich nicht auf der Strasse herum; sondern geht auf dem geraden Wege nach Hause. Ich will ein guter Schüler seyn.« II. S. 36 Erzählungen zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes. III. S. 102, von der Welt. IV. S. 104 Von der Erde und ihren Bewohnern. V. S. 110, Produkte der Erde. VI. S. 144, von dem Menschen. VII. S. 170, Gesundheitslehre. VIII. S. 204, von der Zeitrechnung und dem Kalender. IX. S. 208, merkwürdige Naturerscheinungen. X. S. 213, Europa. XI. S. 219, Deutschland. XII. S. 226, von den Rechten und Pflichten der Unterthanen in wohleingerichteten Staaten. XIII. S. 241, Denksprüche, z. B.

Den

Denk immer eh du sprichst, und schweige sittsam still,
Sobald ein älterer und klügrer reden will.

Könnte den Schulen durch Bücher in der Hand der Kinder geholfen werden: so wäre ihnen durch ein Buch wie dieses vorzüglich geholfen. Aber es ist ihnen bloß durch Methode zu helfen. Verbessert man diese: so wird sich finden, daß die Zeit des Unterrichts in den niedern Schulen völlig hinreicht, um von dem Lehrer, ohne die Billigkeit zu verletzen, mehr fordern zu dürfen, als daß er seine Schüler nur so weit bringe, daß sie mit einiger Fertigkeit lesen, schreiben und rechnen können. Man wird ferner finden, daß man die Kinder zum Denken und zum Einsammeln von Sachkenntnissen gar nicht zu nöthigen braucht; es verlangt sie eben so wohl nach Nahrung des Geistes, als nach Nahrung des Körpers; es bedarf also weiter nichts, als ihnen diese in, mit, unter dem Lesen, Schreiben und Rechnen gehörig zu reichen. Wie fängt man das aber nun an, um es gehörig zu thun? Man fängt beym Anfang an. Und wo ist dieser Anfang? Pestalozzi hat es uns gezeigt.

Nr. 6. ist ein Seitenstück zu dem moralischen Elementarwerk desselben Verf., also eine in Handlung gesetzte Sittenlehre, ganz in dem Sinn und der Manier jenes Werks, das zu bekannt ist, als daß man von den Mängeln dieses Seitenstücks mehr zu sagen brauchte, als daß sie von den Vorzügen desselben ganz in Schatten gestellt werden.

E.

Kriegswissenschaft.

1. Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. Von F. A. von Retzow, vormals Königlich Preußischem Hauptmann. Erster Theil. Mit einem Plan der Schlacht bey Kollin. Zweyte, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Ohne Zueignungsschrift, Vorrede und Inhaltsanzeige. 447 Seiten und mit den Zusätzen 472 Seiten. gr. 8.

Zwey-

Zweyter Theil 456 Seiten ohne Inhaltsanzeige, und mit den Zusätzen 478 Seiten. Berlin, in der Himburgischen Buchhandlung. 1804. 4 Rt. 12 Gr.

2. Zusätze und Berichtigungen zur Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. Von F. A. von Retzow, vormals Königl. Preußischem Hauptmann. Für die Besitzer der ersten Auflage. Berlin, bey Himburg. 1804. 54 S. gr. 8. 6 Gr.

3. Vertheidigung Friedrichs des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges u. s. w. schuld gegeben werden. Nebst einem Anhange über seine Erfindung der schrägen Schlachtordnung. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1803. 92 S. gr. 8. 10 Gr.

Die erste Auflage dieses Werks, welche vor drey Jahren erschien, ist schon im 1. St. des LXXVI. Bandes der A. D. B. von einem andern Rec. mit gebührender Schätzung angezeigt worden, und ist dem Verf. hier, wie ziemlich allgemein bey den Kundigen jener Zeit das Verdienst zugestanden, daß er über viele bedeutende Vorfälle jenes merkwürdigen Krieges Aufklärung gegeben, und manche Zweifel befriedigender gelöst habe, als es bisher geschehen war.

Und gewiß ist dieses Werk eine höchst schätzbare Vermehrung unsrer Literatur des 7jährigen Krieges.

Es hat zugleich Veranlassung gegeben, daß viele Nachrichten und Sagen über wichtige Punkte aus jener Periode von neuem ventilirt worden sind; und wahrscheinlich zum letzten Male, von solchen gewichtigen Männern, die als Augenzeugen, als Theilnehmer nur allein, und nur noch jetzt durch ihr Widersprechen oder ihr Beypflichten für die Wahrheit zeugen und Vorfälle aufstellen konnten, die der nächsten Generation

thun durch alles Erwägen des Dafür und Dawider nicht mehr zu entdecken möglich blieben.

Auch erhält dadurch noch besonders diese neue Auflage einen Vorzug, daß der Vf. außerdem, daß er mehrere, sehr interessante Zusätze und Anekdoten hinzugefügt — noch jene Einwendungen gehört — mit Unpartheylichkeit geprüft — mehrentheils seine vorigen Behauptungen durch Beweise unterstützt, und dadurch zur Gewißheit erhoben hat. Oder wo man ihm eine zuverlässigere Nachricht mittheilen konnte, hat er gern der bessern Wahrheit gehuldigt. Wie z. B. die dokumentirten Nachrichten den Grafen Schmettow in Dresden betreffend.

Ueberhaupt hat der Verf. durch Nennung seines Namens und insbesondere durch Anzeige der Quellen, aus welchen er schöpfte — und der sehr respektablen Männer, die ihn unterstützten, an historischer Authentricität für sein Werk sehr viel gewonnen.

Nr. 2. theilt den Besitzern der ersten Auflage dieses Buchs Alles mit, wodurch sich die 2te unterscheidet — welches gewiß jeder, der Billigkeit des Verf. danken wird.

Nr. 3. Ist eine Kritik jenes Werks, die etwa ein Jahr, nachdem die erste Auflage erschienen war, herauskam — und wozu der Verf., wie es aus Allem scheinen will, wohl hauptsächlich durch Patriotism und Liebe zum großen Könige veranlaßt ward — da er diesen hier nicht allein für angegriffen, wähnte; sondern auch, weil er den Verf. in Verdacht hatte, durch persönliche Rücksichten verführt, Friedrich II. zu hart beurtheilt zu haben.

Ohngeachtet wir nun keinesweges der Meinung des Vf. in Hinsicht der Motive beytreten können, die er dem als einen biedern Wahrheitsliebenden Mann bekannten Hrn. von Retzow unterlegt hatte: so enthält doch diese kleine Schrift manche an sich interessante Notizen. Angehängt ist ihr noch eine Untersuchung — was den König zur Erfindung der schrägen Schlachtordnung veranlaßt habe? wodurch der Verf. zu erweisen sucht, daß nicht Nachahmung der Alten, sondern eigne Ansicht, in der Seele des großen Königs dieses System entwickelt und erzeugt habe.

Dr.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Georg Culley über die Auswahl und Veredlung der vorzüglichsten Hausthiere. Aus dem Englischen (,) mit Anmerkungen von Franz Daum (.) Mit Kupfern. Berlin, bey Maurer. 1804. 178 S. Text, XXIV S. Vorbericht und Einleitung, nebst Inhaltsanzeige und einer Tabelle. 1 Rl. 4 Gr.

Obgleich deutsche Landwirthe nicht alle in diesem Werkchen aufgestellten Vorschläge befolgen werden und können: so dürften sie doch Manches darin finden, das ihnen zum weitern Nachdenken Veranlassung giebt. Der Uebersetzer ist erbötig, auch den zweyten Theil unter dem Titel: Beyträge zur Verbesserung der Viehzucht, auf den deutschen Boden zu verpflanzen, wenn seine Arbeit den Beyfall des Publikums erhalten sollte. Er hat das gegenwärtige Werkchen mit einigen aber wenigen Anmerkungen, und mit Abbildungen der vorzüglichsten Racen auf 7 Kupfertafeln, die vortrefflich sind und dem Künstler Ehre machen, begleitet. Auch hat er zur bequemen Vergleichung des englischen Gewichts mit dem Berlinischen eine Gewichtstabelle hinzugefügt.

In der Einleitung sucht der Verf. (nach R.c. Urtheil aber ohne triftige Gründe) auch die in England herrschende Meinung zu widerlegen, daß nämlich kein Bulle länger als 3 Jahre, und kein Bock länger als 2 Jahre in einer Heerde zum Springen gebraucht werden soll, weil diese zu nah mit sich selbst verwandt, und die Nachkommenschaft weichlich, klein und kränklich wird. Hierauf behandelt er seinen Gegenstand in 5 Abschnitten, und beschreibt im 1sten die Pferde nach ihren in England bekannten Racen; im 2ten das Rindvieh; im 3ten die Schaafe; im 4ten die Schweine, und der 5te enthält allgemeine Bemerkungen, die den deutschen Landwirthen von keinem großen Belange seyn werden.

Uebrigens ersieht man aus dieser Schrift, daß die Engländer in der Pferde- Rindvieh- Schaaf- und Schweinezucht Meister sind; auf die Verbesserung ihres Viehstandes mit andern Racen ungeheure Kosten

verwenden, ihre eigenen Racen bey ihren Vorzügen zu erhalten wissen, und insonderheit in der Art das Mastvieh zu behandeln, uns Deutschen am meisten überlegen sind. Ein gewisser Landwirth in Worcestershire miethet nach S. 49, jährlich zur Verbesserung seiner Schaafzucht dreyjährige Böcke von des Disbley Race, für den Preis von 200 Guineen für das Stück. Eben dieser Landwirth kaufte 1793 einen Bullen für 400 Guineen. Im Jahr 1792 vermiethete einer einen Bullen auf 4 Monate für 152 Guineen. Im Jahr 1791 ward eine Kuh für 260 Guineen verkauft. Nach S. 142 wog ein lebendiges Schwein 12¼ Centn. und 10 Pf., und geschlachtet und aufgehauen 10¾ Centn. und 11 Pf.

Das Gesagte mag schon hinlänglich für deutsche Landwirthe seyn, um zu entscheiden, ob sie durch häufigen Ankauf dieser Schrift dem Uebersetzer Beyfall zu winken, und auf diese Weise ihn ermuntern wollen, den 2. Band zu übersetzen.

Leitfaden zur wohlfeilsten und geschwindesten Erbauungsart des veredelten Hopfens, auf Erfahrung gegründet, von J. A. Fritsch. Breßlau, bey Korn. 1803. XII S. Vorr. und Dedik. 50 S. Text. gr. 8. 4 Mr.

Der Verf. hat vor einigen Jahren schon ein größeres Werk vom Hopfenbau herausgegeben, das wir auch im 48. Bde. unsrer neuen Bibl. S. 329 recensirt haben.

Diese jedem Landwirthe zu empfehlende Schrift ist ein Auszug aus jenem größeren Werke, das sich betitelte: der Hopfenbau in botanischer, ökonomischer, und medicinischer Hinsicht, mit Kupfern. Breslau und Leipzig bey Korn, 1798. 8. Pr. 20 gr. Ganz mit Recht ermuntert der Verf. zum größeren Anbaue des Hopfens, und dieses auch für Schlesien; denn dort und so in vielen andern Provinzen gehet für ausländischen Hopfen — sehr vieles Geld aus und in die Gegenden, welche die Kultur theils besser verstehen, theils häufiger besorgen. Es könnte in der That alles dieses Geld durch inländischen Anbau in jedem Lande behal-

halten werden. Nur allein nach Schlesien — so heißt es — gehen bis 300000 Scheffel fremder Hopfen ein. Dieß zu verhindern, vermag nur eigener Anbau im Größern. Daß der Hopfen bisher mißräth, muß nicht abschrecken; denn auch in den meisten Gegenden hat dieses seinen Anbau gehindert. Doch ist dieß mehr die Folge einer schlechten Behandlung bey dem Anbaue, als eine Folge desselben überhaupt. Man muß nur gehörig die besten Sorten auswählen, und sie besser pflegen, als bisher geschah. Man befolge daher des Vers. in der That sehr gründliche Anweisung, sowohl bey dem Anbaue, als auch in Benutzung dieser zum Biere so nöthigen Pflanze. Da dem Vers. eine vielfältige Erfahrung diese Lehre an die Hand gegeben hat: so konnte er von Allem eine richtige Anleitung geben. Er empfiehlt vorzüglich Dünger-Vorrath und fette Erde (S. 13) zur Düngung, und die Dünggrube an der Mitternachtseite, auch besonders Rindviehdünger in Vermischung mit Schweinedünger, S. 14. Pferdedünger soll als der schlechteste mit Schaafdünger gemengt nur bey Lehmboden; für Sandboden aber nicht taugen. Und so preiset er noch andre Mischungen z. B. Kalk, gebrauchte Loh., u. s. w. mit Bezug auf sein größeres Werk S. 45; welches ein wichtiger Abschnitt wirklich ist. Diese Vermischung lasse man sich ja recht empfohlen seyn, und eben so zu neuen Anlagen gute Sorten auszuwählen. Den Grünhopfen d. i. den mit lichtgrünen Ranken, wegen seines reichen Ertrags, und den mit karmoisinrothen Ranken, empfiehlt der Vf. vorzüglich, weil er mehr gelte, als jener, und besonders ein weit schmackhafteres Bier liefre. Den Hopfen mit hell- und schwarzrothen Ranken verwirft er ganz, und zeigt S. 18 namentlich die besten Hopfenanlagen in Schlesien und in der Grafschaft Glatz an, damit man sich zu neuen Anlagen die besten Schlesischen oder Glatzischen Setzlinge verschaffen könne. In andern Gegenden wird der Spalter und Bamberger Hopfen zu Setzlingen empfohlen, so wie z. B. auch für Sachsen der Böhmische. S. 31 wird das Einpressen des Hopfens zu Ballenhopfen, als die allerbeste Aufbewahrung, angepriesen, und das mit Recht; aber so das Verbrauchen desselben auch nach dem Gewichte; und S. 33 wird eines Hopfenextrakts gedacht, der in Zeitschriften erscheinen soll. S. 45 erwähnt Hr. Fritsch eine von Hrn. Kiesel zu Schlegel im Glatzschen vorge-

schlagene Bedeckung der Braupfannen mit einem Deckel, um das Verdämpfen der Würze zu verhüten; diese hat man, wie Rec. sicher weiß, auch schon in Sachsen an einigen Orten eingeführt, und es verdient die Sache allgemeinere Ausführung. S. 46—49 macht ein Hopfenkalender, der sehr zweckmäßig ist, den Beschluß, und S. 49—50 ist noch eine Zugabe vom Gras- oder Rasenhopfen für diejenigen, welche ihn gern zum Vortheil ihres Melkviehes anlegen wollen.

Kleine ökonomische Aufsätze. Von F. C. Medicus, Kurpfalzbayerschem Regierungsrathe, ordentlichem Mitgliede der Kurbayerschen Akademie der Wissenschaften ꝛc. Mannheim, bey Schwan und Götz. 1804. 138 S. 12. 8 M.

Da der Verf. seit 1766 viele Aufsätze zu dem Pfälzischen Landkalender verfertiget hat: so hat er einige derselben hier zusammen drucken lassen, um die Art und Weise darzulegen, wie man sich bemüht habe, auf den Pfälzischen Landwirth sich einen nützlichen Einfluß zu verschaffen. Sie sind des Abdrucks nicht unwürdig, und der Verf. ist um desto mehr zu entschuldigen, da jener Landkalender im Auslande nicht allzu bekannt ist. Man findet in diesem Werkchen acht Aufsätze, deren Inhalt ist: 1) Rückblick auf das zurückgelegte achtzehnte Jahrhundert, in Betracht der Landeskultur in der Rheinpfalz. 2) Von dem Spar-Kaffee; Man sieht an beyden, daß der Vf. hier auch ausländische Aufsätze genutzt hat; besonders bey den Runkelrüben, die er Dickrüben nennt, und die zum Spar-Kaffee dienen sollen, wozu er den Pfarrer Leopold aus seinem Landwirthschaftskalender 1800 reden läßt, ohne zu bedenken, daß er nach Leopoldischer Art nicht so zu Kaffee schmeckt, als wenn er fabrikenmäßig erst vom Zucker befreyet ist; doch empfiehlt er sie mit Recht darum, weil die sebey dem leicht möglichen Fallen des Preises der Kaffeesurrogate dennoch in der Landwirthschaft benutzt werden können. Indessen hätte er doch den Cichorien vorzüglicher zu Kaffee empfehlen mögen; aber da sagt der Verf.

G.

S. 49 f.: Cichorien hat unter allen Kaffee-Surrogaten den allermeisten Beyfall gefunden, und solchen seinen Arzneykräften und der Empfehlung einer Dame zu verdanken — wie das, wird nun vom Leibarzte Werlhoff und der Gräfinn von Randow, nach der bekannten Anekdote, erzählt — daher er auch Damenkaffee im Hannöverischen anfangs hieß. Er nennt alle Provinzen, wo er Fabriken beschäfftigt, so, daß in Deutschland über eine Million Pfund von Cichorien-Kaffee abgesetzt würde; (ob das noch zureicht?) nur in der Rheinpfalz sey er nicht als Ackerprodukt gebauet worden, noch anzurathen, und das wegen seines steigenden Preises. Aber der muß immer wieder fallen, so bald genug gebauet wird, wie Braunschweigische, Magdeburgische, Sächsische, und andere Fabriken mehr, bewiesen haben, und noch beweisen. 3) Von Aufbewahrung des Heues, in freyer Luft. 4) Von dem Dünger der Wiesen, und andere hier einschlagende Bemerkungen. 5) Ueber eine große Verschwendung in der Landwirthschaft. (Der Verf. meint: die nicht gehörige Benutzung der Mistjauche.) 6) Ueber den Luzernen- oder ewigen Kleebau. 7) Rother Klee. 8) Ueber die neue Methode, kranke Bäume zu heilen. Der Verf. beschreibt die von dem englischen Gärtner Forsyth im Jahr 1791 entdeckte Baumsalbe, die denn nun ziemlich bekannt ist. Aber bey Hrn. M. ist doch etwas mehr Verdienstliches; denn er hat die Baumsalbe des englischen Gärtners Forsyths verbessert, und das Charlatanerische des Erfinders ausgemärzt. Forsyth hat seine Salbe ein bischen umschweifig, folglich mit manchen unnöthigen wunderbaren Eigenschaften beschrieben; vermuthlich, weil er dachte, daß für 3000 Carolin, die er in England dafür zur Prämie erhielt, doch etwas geschrieben seyn müsse. Um so schätzbarer ist solche nun, da sie von einem unsrer ersten Botaniker und Schriftsteller Deutschlands nicht nur praktisch geprüft; sondern auch durch Erfahrungen so, wie sie jetzt ist, gut gefunden und getreu mitgetheilt ist. Seine ersten Versuche hat H. Medicus in seiner Abhandlung über Nordamerikanische Bäume und Sträucher; die von 1791—95 aber im Beckerschen Taschenbuche v. J. 1796 S. 258—292 aufgestellet. Um jedem Leser vor Augen zu legen, worin die Verbesserung bestehe, wollen wir bloß die Bestandtheile hersetzen. Die

Mischungsart und Anwendung kann man dann in den Medicus'schen kleinen ökon. Aufsätzen selbst lesen. Man nimmt frischen Kuhmist, gesiebten Kalkschutt, am besten von der Decke der Zimmer, von beyden eine gleiche Menge, und gesiebte Holzasche, halb so viel wie von beyden vorhergehenden, endlich feinen und daher auch gesiebten Gruben- oder Flußsand, 16 Mal weniger, als von beyden ersten Stücken. Die genaue Verarbeitung ist nicht genug zu empfehlen; eben so eine dünne und egale Ausstreichung. Alle übrigen Regeln beym wirklichen Gebrauche sind lesens- und befolgenswerth. Rec. hat sich einer ähnlichen Salbe, schon seit seines Vaters Zeiten, mit eben solchem Verfahren, nützlich bedient. Was S. 125, vom Nichtaufgraben der Bäume vor Winter gesagt wird, lasse man sich um so mehr ebenfalls empfohlen seyn, als in Deutschland noch so sehr dagegen gesündigt wird. Eher soll man die Bäume etwa ½ Fuß entfernt ringsum mit Dünger umlegen und den leeren Raum mit Laub ausfüllen. Die übrigen Artikel 3 — 7 sind nach des Verf. Art gut bearbeitet. Warum aber S. 123 steht: hier in diesem Kalender; und nicht zugleich gesagt ist: in welchem Jahrgange, wäre bey Fortsetzungen für die, welche es interessirt, nachzuholen nicht unangenehm.

Fo.

Vermischte Schriften.

Lessings Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel. Erster Theil 21½ B. Zweyter Theil 26½ B. Dritter Theil 26½ B. Leipzig, in der Junius'schen Buchhandlung. 1804. 8. 3 Rt. 16 Gr.

Der Herausgeber dieser drey Bände, die der Franzose einen *Esprit de Lessing* nennen würde, möchte schwerlich dem Verdachte des Publikums ausweichen können, daß

der

der erste Gedanke seiner Unternehmung von der merkantilischen Spekulation erzeugt seyn könne, in kurzer Zeit und mit leichter Mühe drey nicht schwache Bände an den Mann zu bringen, die wenig eigne Arbeit kosteten, und wovon bey weitem der größte Theil fremdes Gut ist. Auch wird es auffallen, daß hier nicht bloß lange, umständliche Auszüge aus L's Werken; sondern vollständige Werke von ihm geliefert werden, seine Erziehung des Menschengeschlechts, seine beyden Gespräche, Ernst und Falk, und das ganze Schauspiel, Nathan der Weise. Den Unterschied solch eines wiederholten Drucks vom Nachdrucke, der sehr fein seyn muß, zu beurtheilen, liegt außer der Gränze dieser Anzeige. Man vermuthet indeß leicht, daß Hr. Schlegel seiner Unternehmung einen höhern Standpunkt und eine wohlthätigere Tendenz, als sie in Beziehung auf ihn selbst und seinen Vortheil haben konnte, zu geben gewußt habe. In der Zuschrift an Fichte erklärt er es als seinen Zweck, »Lessings Geist und Gedanken, ihrem Gange und ihrer Entstehung gemäß, darzustellen; so viel als möglich mit seinen eignen Worten, und nur, wo es unentbehrlich schien, mit einigen eignen Erklärungen über die Bedeutung und den Standpunkt des Zusammengestellten begleitet.« Dann wird L. selbst als ein Schriftsteller und Denker dargestellt, der Fichten in dem Bestreben, Gründlichkeit und Freymüthigkeit der Untersuchung in allen Theilen des Wissens zu verbreiten, vorgearbeitet habe; in dessen Zeitalter aber, das hier eine ungünstige und seichte Epoche der Literatur genannt wird, das noch gefehlt habe, was jetzt, vorzüglich durch Fichte's Verdienst, erst geworden und vorhanden sey, nämlich Festsetzung der ersten Principien des Wahren in einer strengen wissenschaftlichen Methode der Philosophie. Dagegen dünken L.'s Schriften Hrn. Schl. nur freyere Produktionen und Resultate des bloß natürlichen philosophischen Geistes zu seyn, denen er doch die Ehre thut, sie neben jenen noch bestehen zu lassen, und sie nicht für überflüssig zu halten. Vielmehr glaubt er — und hierin stimmt ihm Rec. völlig bey — daß schwerlich noch andre deutsche Schriften besser geeignet sind, den Geist des Selbstdenkens zu erregen und zu bilden, als die Lessingischen. Wenn er sich aber bald darauf in Fichtische Sprache über das Unbestimmte, Bestimmte und Unendliche

verliert, und über die höchste aller Wissenschaften, die das Bestimmte selbst zu bestimmen hat: so bescheidet sich Rec. gern, daß er nicht eingeweiht genug ist, ihn ganz zu fassen. Doch Hr. Schl. schrieb an Fichte'n; und dem Gelehrten ist gut predigen. — Weit befriedigender ist die größtentheils treffende Charakterisirung der Less. Manier und Methode

Nun folgt eine allgemeine Einleitung, mit der Ueberschrift, vom Wesen der Kritik; weil der Verf. meint, Alles, was Lessing gethan, gebildet, versucht und gewollt habe, lasse sich am füglichsten unter den Begriff der Kritik zusammen fassen. Die Entwickelung dieses Begriffs, besonders die historische, welche das, was Kritik bey den Griechen war und seyn konnte, mit dem, was sie bey den Römern, und vollends bey den Neuern, besonders in Hinsicht auf Poesie und Kunst, wurde, gegen einander stellt, wird dem Leser größtentheils gewiß befriedigen. Auch L.'s Verdienst um die Grundlage zu einer bessern Kritik wird im Ganzen richtig gewürdigt, und unter andern der Vortheil gezeigt, den ihre Wirkung durch die Popularität gewann.

Den Bruchstücken aus Briefen, welche den Anfang dieser Chrestomathie machen, ist eine Vorerinnerung vorausgeschickt, worin diese Briefe als ein fast unentbehrliches Hülfsmittel zum richtigen Verständnisse des Lessingischen Geistes, und als die beste Vorrede zu einer Darstellung desselben empfohlen werden. Auf das, was diesen Zweck befördern kann, will Hr. Schl. allein bey der hier gemachten Auswahl und Anordnung Rücksicht genommen; Alles aber, was nicht der Wißbegier, sondern der Neugier allein Nahrung geben kann, weggelassen haben. (Dieß schien uns doch bey der Durchsicht dieser Auszüge sehr oft nicht der Fall zu seyn.) Hr. S. glaubte indeß dieß Lob der Less. Briefe mit etwas Apologetik versetzen zu müssen; nämlich mit einer Entschuldigung des Zeitalters, worin sie zum Theil noch geschrieben wurden, worin, wie er sich ganz schulgerecht ausdrückt, die Deutschen so ganz in Gemeinheit versunken waren. Dieß zu erklären, geht er ziemlich weit und umständlich in die Geschichte unsrer Literatur zurück. Wer das Athenäum gelesen hat,

den

den wird die S. 48 aufgestellte Behauptung weniger befremden: »das Größte, was in Rücksicht auf Sprache, seit dem Untergange unsrer alten Dichtkunst hervorgebracht worden, seyn Böhme's theosophische Werke. Diese aber, wird hinzugesetzt, würden gar nicht vorhanden seyn, hätten gar nicht entstehen können, ohne Luther's Bibelübersetzung, die also wenigstens durch den Erfolg gerechtfertigt ist.« Diese Rechtfertigung hat wohl bisher Niemand geahndet; und um Luther's Verdienste, auch nur um unsre Sprache, stünd' es, dächten wir schlimm, wenn ihre Würdigung auf diesem Erfolge beruhte. — Nicht unerwartet war uns auch die S. 50 befindliche Behauptung, daß unsre neue Literatur und Poesie jetzt nicht sowohl entstanden, als zu entstehen im Begriff sey. In dem, was über die Einseitigkeit und Beschränktheit der französischen schönen Literatur, selbst in ihrem sogenannten goldnen Zeitalter, über die nachtheilige Einwirkung derselben in die unsrige, ihren sehr mangelhaften Zustand — oder, mit dem Vf. zu reden, der herrschenden Gemeinheit — der Zeitperiode, worin Lessing auftrat, von den großen Schwierigkeiten, womit er zu kämpfen hatte, und den Waffen, womit er sie bekämpfte, gesagt wird, ist viel Wahres; Manches aber ist doch auch wohl übertrieben und in ein zu grelles Licht gestellt. — Aus dem Allem wird nun S. 60 die Folgerung hergeleitet, oder es soll sich vielmehr aus dem Gesagten der Grund erklären, warum Alles, was Lessing that, bildete, schrieb und wollte, nur Tendenz geblieben sey, Versuch und Bruchstück, und auch nur Tendenz bleiben konnte. Auf der folgenden Seite läßt Hr. S. indeß doch wenigstens den armen L. aus der Feuerprobe der gemeinsten Gemeinheit, wie Gold, glücklich hervorgehen. — Die Nachschrift der Auszüge aus den Briefen, die nach der Zeitfolge geordnet; wobey aber die Personen, an die sie gerichtet waren, nicht genannt sind, beklagt L. nicht ohne Grund, daß er mit seinem großen, edeln Streben so allein stand. — Den übrigen Raum des ersten Bandes füllen Antiquarische Versuche, oder Auszüge aus denen Less. Schriften, welche Kunst und Alterthümer betreffen; und auch diese hat der Herausgeber in eine Vorerinnerung und Nachschrift eingefaßt. Jene enthält einige lesenswerthe und scharfsinnige Bemerkungen über die Gruppe des Laokoon. Diese setzt den Grund, warum L.'s Gedanken und Forschungen über die Kunst — nach Hrn. S. Ansicht — so mangel-

haft gebliebenen sind, theils in der großen Verbildung der, freylich auch jetzt noch vorhandnen, damals aber doch noch allgemeiner herrschenden Denkart; theils aber auch in dem Mangel an hinlänglicher Anschauung, da L. doch, seinem Scharfsinn und seiner Neigung zur Gründlichkeit gemäß, sehr in das Einzelne einzugehen suchte. Was übrigens wider seine Grundsätze über die Beschränkung der bildenden Künste, nicht nur der Plastik, sondern auch der Materie, auf das Koexistirende, mit Ausschließung des Successiven, erinnert wird, möchte wohl nicht ganz den rechten Punkt treffen, weil dieser Unterschied der bildenden von den redenden Künsten von der dargestellten Handlung gemeint war; nicht aber, wie Hr. S. ihn zu nehmen scheint, von der Anschauung und dem Kunstgenusse des Beobachters, die freylich nicht bloß auf Totaleindruck beschränkt sind; sondern nach Willkühr auch successiv seyn können.

Der zweyte Theil beginnt mit einer Abhandlung des Herausg. vom kombinatorischen Genie, als Einleitung zu den darin mitgetheilten Fragmenten dramaturgischen, literarischen und polemischen Inhalts aus Lessing's Schriften. Diesen letztern wird das Zeugniß gegeben, daß sie von hohem Werthe sind; daß die darin vorherrschende Eigenschaft der Witz sey; daß sie das Selbstdenken nicht nur sehr energisch erregen; sondern auch auf eine sehr universelle Weise. Ihre, ungeachtet der Verschiedenheit der Materie, dennoch sichtbare Einheit findet der Verf. »in der scheinbar formlosen Form, in den Eigenthümlichkeiten des Styls und Vortrags, welche selbst fast alle mehr oder weniger das Uebergewicht des Witzes zu erkennen geben, eines energisch ernsten Witzes, der mit klarer Einsicht und streng ihren Weg sich bahnenden Absicht so innig verbunden war, daß man nicht mehr sagen kann: dieß ist Vernunft, und dieß ist Phantasie; dieß ist der Ernst, der gemeint ist, und dieß nur das Geistreiche des Ausdrucks.« Rec. gesteht, daß diese treffende Charakterisirung ihn mehr befriedigt hat, als Manches in dem Verfolge dieses Aufsatzes, welcher Vorschläge zur Hervorbringung und Organisirung einer Literatur und einer als Wissenschaft zu vollendenden Encyklopädie enthält. Uebrigens sind die hier ausgehobnen Fragmente meistens chronologisch geordnet, zum Theil auch nach dem Zusammenhange der Materien eingerichtet; einige mehr isolirte

Bruch-

Bruchstücke hingegen sind willkührlich eingeschaltet, wo es am schicklichsten schien.

Vor dem dritten Theile, welcher die Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts, zwey Gespräche über die Freymaurerey, und Nathan den Weisen *in extenso* enthält, handelt die Einleitung des Herausg. vom Charakter der Protestanten, weil es ihm ein und dasselbe Geschäfft schien, den Begriff des wahren Protestanten oder das Ideal desselben zu konstruiren, und die einzelnen Momente und Stufen charakterisirend durchzugehen, in denen Lessing sich als solchen in der letzten Hälfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit bewährte. Polemik hält unser Verf. allen Protestanten, oder allen Bekämpfern des Irrthums, für wesentlich, für das Princip alles ihres Strebens, und für die Form alles ihres Wissens. »Will man dieß, setzt er hinzu, in einen bestimmtern Begriff fassen: so sage man, Katholicismus ist positive, »Protestantismus aber negative Religion. Und bald nachher meint Hr. S., man könne eben so richtig sagen: »der Katholicismus ist die poetische Religion, der Pro»testantismus aber die der Philosophie. Die Haltbarkeit dieser Ideen zu prüfen, ist hier der Ort nicht. Befriedigender für Jedermann wird das seyn, was hier zur Würdigung der ächten Polemik gesagt wird, über den hohen Standpunkt der Lessingischen, über den von ihm eingeschlagenen Rückweg in das früheste Zeitalter des Christenthums, wo es, in dem jetzigen Sinne des Worts, noch nicht katholisch oder protestantisch war, und über jenen Widerwillen gegen die theologische Aufklärerey. Der hier gegebene Entwurf seines philosophischen Glaubensbekenntnisses wird auf drey Hauptpunkte hingeführt, auf seine Meinung von der Nothwendigkeit, weil die erste Stufe seiner Philosophie Pantheismus gewesen sey; auf seine Anerkennung des Systems vom Realismus; und auf seine Verkündigung eines neuen Evangeliums, oder seine Meinung von einem dritten Weltalter, seinen Glauben an eine große Palingenesie der Religion. — Zu dem Schauspiele, Nathan der Weise giebt uns Hr. S. einen metrischen Prolog und Epilog. Jenen spricht die Dichtkunst, und kündigt den Zuschauern das Stück an, als

Ein Gedicht,
Wo all den Trotz ihr findt, Muthwill und spröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr sonst an Ihm verehrt,
Und wahrlich auch das gerade Herz, den schlichten Ernst.

Den Epilog hält der Verstand, und deutet, in etwas mystischen Terzinen, die Absicht dieses Schauspiels. — Endlich hat Hr. S. noch ein Bruchstück eines dritten Gesprächs zwischen Ernst und Falk über Freymaurerey gegeben, das mit den veränderten Ansichten derselben anhebt, welche die französische Revolution und die neueste Philosophie bewirkt haben sollen, und bald durch einen Aufsatz über die Form der Philosophie unterbrochen wird, oder vielmehr durch eine Lobrede auf den »neuen, bloß menschlichen, d. h. durch »Menschenwitz und Menschenkunst erfundenen und gebildeten »Idealismus« — Darin wird die Philosophie als »ein ewiges Suchen und Nicht finden können« erklärt, als nothwendiger Weise mystisch, und ihr Gegenstand als ein Geheimniß aller Geheimnisse; ein Geheimniß aber könne und dürfe nur auf eine geheimnißvolle Art mitgetheilt werden. — Fast hätte dieser Aufsatz den Rec. zu dem Dünkel verleitet, in dieser neuesten Philosophie kein ganz Ungeweihter zu seyn; denn sein Gefühl bey dessen Durchlesung war in der That ein Suchen und Nicht finden können.

II.

1. Pestalozzi's Menschenlehre, aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen und mit untermischten kritischen Anmerkungen katechetisch-dialogisch bearbeitet von M. C. G. Hempel. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 134 S.

2. Pestalozzi's Religionslehre, vornehmlich aus seinen Nachforschungen — das übrige wie in Nr. 1. — 1804. 110 S.

Warum Herr M. H. zu seinem Zweck die katechetisch-dialogische Form gewählt habe, darüber erklärt er sich S.

IX f. der Vorrede so: »da Hr. Pestalozzi ziemlich schwer denkt, in lauter Metaphern und Gleichnissen redet, und keine systematische Ordnung in seinem Vortrage beobachtet: so schien mir diese Methode die beste zu seyn, die ich wählen konnte, seine Gedanken dem Leser so deutlich und faßlich darzustellen, als mir möglich war.« Hr. H. denkt nun zwar nicht schwer, spricht auch gar nicht in Metaphern und Gleichnissen; hat aber doch, wie er S. XI selbst gesteht, mit Pestalozzi'n den Mangel der systematischen Ordnung des Vortrags, gemein, wovon sich auch schon Vorzeichen der Zueignungsschrift und Vorrede finden: in so fern also muß sich seine Recensionsform — denn was sind die beyden vorliegenden Schriften anders als Recensionen? — auch bey diesen zu demselben Zweck, den er hatte, nützlich anwenden lassen. Rec. wagt also einen Versuch in dieser Form; geht aber nicht über die Zueignungsschrift und Vorrede hinaus; denn er hat Pestalozzi's Nachforschungen nicht gelesen; er kennt sie bloß aus einer Beurtheilung im 36sten Bande dieser Bibliothek, wo ebenfalls »die Planlosigkeit, der Mangel an gehöriger Bestimmung und Verkettung der Begriffe, und obenein noch die gänzliche Vernachlässigung einer richtigen Interpunktion gerügt; aber auch hinzugesetzt wird, daß man für dieß Alles im Einzelnen durch ungemein viele scharfsinnige Bemerkungen und Beobachtungen, vorzüglich im Felde der Politik, und durch eine meist bewundernswürdige Kraft der Diktion beynahe schadlos gehalten werde. Hin und wieder, setzt der dortige Rec. hinzu, treibt indeß doch das Bestreben sich möglichst stark auszudrücken, den Verf. in Metaphern und Gleichnissen umher, und wohl gar an die Grenze des Possirlichen hin;« wovon Beyspiele angeführt werden. Und zu Anfang jener Recension sagt ihr Verf.: »das Thema, welches in diesem Buche behandelt wird, ist unstreitig von allen Seiten anziehend, und jeder, dem die Angelegenheiten seines Geschlechts noch nicht gleichgültig sind, und dem überdieß die Gabe verliehen ward, dem Verf. in seinem Räsonnement zu folgen, wird daher gewiß mit dem Rec. sich von gleichem Interesse dabey belebt fühlen. Zwar wird er hier im Ganzen nicht volle Befriedigung finden; aber er wird es doch auch nicht läugnen, daß im Einzelnen ihm hier sehr Vieles aus der Seele geschrieben sey.«

Und nun zu unserm Inquisitions-Verhör; denn als solche erscheint Hrn. H. katechetisch-dialogische Bearbeitung.

Fra-

Frage.

Warum dedicirtest du deine Schrift, Pestalozzi's Menschenlehre genannt, dem Herrn Reichsgrafen von Hohenthal?

Antwort, aus der Zueignungsschrift.

»Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß gegenwärtige Schrift auf irgend eine Art geschickt seyn könne, jene erhabene Kenntniß — des Menschen, nach einem jeden Theile seines Wesens und seiner Bestimmung in dieser und in einer andern Welt — in Dero Herzen zu erweitern und zu vervollkommenen. Ich überreiche sie Hochdenenselben daher auch bloß in der Absicht, sie als einen Beytrag zu den vielen schon bekannten Beweisen anzusehn, wie sehr sich der menschliche Verstand zu verirren, und in welche Schwierigkeiten und Widersprüche er sich zu verwickeln pflegt, wenn er den schon gebahnten Weg der Wahrheit verläßt, um einen neuen und ungewöhnlichen zu betreten,« —

Frage.

Warum dedicirtest du deinem Gönner eine Schrift, die du selbst für eine Verirrung des menschlichen Verstandes erklärst?

Antwort.

»und bediene mich zugleich dieser Gelegenheit, Hochdieselben öffentlich von den lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit und der Ehrfurcht zu versichern, mit welchen ich lebenslang verharre« u. s. w.

Frage.

Konntest du deine Dankbarkeit und Ehrfurcht durch sonst nichts an den Tag legen, als durch einen Beytrag zu den Verirrungen des menschlichen Verstandes, wofür du deine Schrift erklärst?

Antwort.

Ich meinte nicht meine Schrift; sondern Pestalozzi's Nachforschungen.

Frag

Frage.

Wenn du aber schon auf dem gebahnten Wege einer Dedikation dich so verirrst, daß du sagst, was du, der leichtdenkende, selbst nicht meinst, wie kann man dir trauen, daß du, was Pestalozzi, der schwer denkende und in Metaphern und Gleichnissen sich herumtreibende meint, gefunden und treu dargestellt habest auf dem neuen und ungewöhnlichen Wege einer Recension in der verführerischen Gestalt einer Inquisition?

Antwort, aus der Vorrede S. X f.

»Dieß beunruhigt mich gar nicht. — — Man lasse es seyn, daß Hr. P. hin und wieder etwas anders, als mir seine Worte anzuzeigen scheinen, im Sinne gehabt haben sollte: so hat doch dieß auf das Wesentliche seiner Anthropologie, so wie ich sie wirklich verstanden und hier dialogisch eingekleidet habe, meines Erachtens, keinen sehr starken und ihr nachtheiligen Einfluß. Die Hauptsache in dem Gange seiner Ideen bleibt deßwegen, wie ich glaube, dennoch unverändert und so, daß ich sie verunstaltet zu haben, keinesweges befürchten darf.«

Frage.

Wie du glaubst! Aber du glaubtest auch von Pestalozzi's Schrift in der Dedikation zu sprechen, und sprachst doch von deiner eigenen. Woher weißt du, daß du Pestalozzi'n nicht gerade in der Hauptsache mißverstanden? Woher weißt du, daß du ihn wirklich verstanden? Glaubtest du nicht auch, wirklich von Pestalozzi's Schrift zu sprechen, und sprachst doch, ohne es zu wissen und zu wollen von deiner eignen. Wer so schielend schreibt, kann auch leicht so schielend verstehn, und gerade in der Hauptsache so schielend verstehn. — Aber ich muß es bey diesem Verdachte bewenden lassen, da ich Pestalozzi's Schrift nicht mit der deinigen zusammenhalten kann. Indeß urtheilt der obige Rec. von der Hauptsache günstiger als du.

E.

Von den in Deutschland gewöhnlichen Gebräuchen bey Duellen, und über die Mittel die Duelle abzustellen.

Leip-

Leipzig, im Comtoir für Literatur. 1804. 140 S. 8. 12 Gr.

Es bleibt eine undankbare Arbeit, sich mit einem Gegenstand zu befassen, der vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft sehr leicht beurtheilt werden kann, und der vor dieser Gerichtsstelle auch schon längst seine Entscheidung erhalten hat; der aber dem erhaltenen Urtheil der Vernunft und der Sittlichkeit entgegen durch politische Verhältnisse dennoch bey den gesitteten Völkern in Europa sich erhält. Der Verf. hat indessen gethan, was er zu thun vermochte. Zuerst giebt derselbe eine Geschichte von den in Deutschland gewöhnlichen Gebräuchen bey Duellen. Nachdem er vom Duell überhaupt und von den Sekundanten gehandelt hat, specificirt er die verschiedenen Arten sich zu duelliren dahin, nämlich 1) auf den Hieb; 2) auf den Stich; 3) auf Pistolen. S. 96 u. f. giebt der Verf. die Mittel an, sich vor Duellen zu schützen; sie enthalten zwar nichts Neues; aber sie sind gut und verdienen befolgt zu werden. S. 100 handelt der Verf. von dem zur Schande unserer Zeit noch immer nicht zerstörten Studenten-Coment. Er geht aber nicht tief in den Gegenstand ein, und aus dem, was er sagt, läßt sich nicht viel für eine Aufhebung dieses Unwesens erwarten. S. 104 bezeichnet der Verf. das Benehmen bey dem Duell. Es soll voll Ernst, Würde, Ruhe und ohne allen Haß seyn. Lieber Himmel, wie soll denn aber Würde in ein so ganz dem Menschen unwürdiges Unternehmen gebracht werden! S. 114 untersucht der Verf. die Frage: ob es für einen Adelichen möglich sey, das Duell ganz zu vermeiden? und glaubt, daß es in Rücksicht der Officiere ganz unmöglich sey. S. 120 sucht der Verf. zu bestimmen, mit welchen Waffen das Duell vor sich gehen soll? und wenn einmal duellirt werden soll und muß: so mögen die angegebenen Bestimmungen auch gelten. S. 131 u. f. theilt endlich der Verf. die Mittel seinem Leser mit, die die Duelle verhindern sollen. Sie gehen auf die Herstellung eines Ehrengerichtes, das indessen nicht ausgeführet werden wird; denn der Verf. hat doch nicht bedacht, daß die ganze Denkart des Standes, der sich vorzüglich duellirt, vorher umgebildet werden muß.

Im.

Narr-

Narrheit und Vernunft. Jedem das Seine. Ein moralisches Bilderbuch für alte Kinder. Frey aus dem Französischen übersetzt und hin und wieder auf deutschen Meridian gerichtet von Julius Heiter. Leipzig, bey Voß und Komp. 1802. 236 S.

Der Verf. giebt S. 4 bestimmt den Zweck seines Buchs an, »die feine Welt und die gelehrten Menschen mit Scherz und Laune zu recensiren.« Somit ist denn auch die Klasse von Lesern bestimmt, die hier Unterhaltung und Belehrung finden können. Der Vortrag ist überaus gut. Laune anzukündigen, ist zwar etwas mißlich — man geht ja überhaupt sicherer, wenn man die Erwartung des Lesers nicht spannt; sondern ihn lieber mit dem, was man Gutes zu geben hat, überrascht, weil er sonst leicht weniger findet, als seine angeregte Phantasie vermuthet — indessen ist die Laune wirklich da und gefällt; doch scheint sie hin und wieder, besonders in der Einleitung, Erzählung oder Vorrede S. 1—26, etwas gesucht.

Der Erzählungen sind sechs, mit folgenden Ueberschriften: 1) Don Fedrillas, eine spanische Erzählung. 2) Die Hofschranzen, Geschichte wie ein Mährchen erzählt, zur Rache für alle die Mährchen, die wie Geschichte erzählt werden. 3) Die heiligen Hühner, eine römische Geschichte. 4) Gespräch zwischen zwey Todten, die anonym bleiben wollen. 5) Was für ein Tag! oder die sieben Weiber. Eine allegorische Erzählung. 6) Sparta zu Paris. Ein Brief, von D** an den Dokt. Willis.

Diese letzte erinnert Rec. sich im Französischen schon mit Vergnügen gelesen zu haben, und hier hat sie nichts von ihren Vorzügen eingebüßt, als etwa — da sie den Freyheitsschwindel belacht — daß sie etwas spät kömmt. Aber ihr innerer Werth wird sie halten. Die Allegorie Nr. 5. gefällt dem Rec. am wenigsten.

Die ächte Wahrsagerkunst, nebst einer kurzen Lebensgeschichte des merkwürdigen Wahrsagers Bartholomäus Leberechts ꝛc. Eine Volksschrift von D. J. P. Philaletes. Erlangen, bey Palm. 1802. 132 S.

Der Einfall ist so übel nicht, der Orakelsucht eine Spieltonne hinzuwerfen, wo sie auf ihre thörichten Fragen kluge Antworten finde; das kann beytragen, den Kopf heller, das Herz ruhiger zu machen, somit Manchen von jener Sucht zu heilen, Manchen, der noch unangesteckt ist, davor zu bewahren, und dadurch zugleich den Wahrsagern das Handwerk zu verderben. Die Tonne, welche Rec. vor sich liegen hat, besteht aus 69 Fragen und 439 Antworten. Man macht sich einen großen Kreis auf den Tisch, und schreibt die 12 himmlischen Zeichen so in der Ordnung herum, wie es auf dem hinter dem Titel befindlichen Blatte abgebildet ist; das heißt der magische Kreis (warum nicht dem Volke verständlich, Zauberkreis, oder, da das Zaubern im Katechismus verboten ist, Wahrsagerkreis?) Nun sucht man sich eine von den 69 Fragen aus, und behält sie fest im Sinne; dann wirft man mit einem Würfel in den Kreis. Hierauf sucht man in der am Ende angehängten Tabelle, die in lauter Vierecke mit Zahlen beschrieben eingetheilt ist, in der ersten zur linken Hand stehenden, gerade herunterlaufenden Zahlenreihe diejenige Zahl auf, welche bey der Frage steht, auf die man eine Antwort sucht. Hat man diese gefunden: so sucht man von den mit dieser Zahl in gerader Linie stehenden, von der linken nach der rechten Hand zulaufenden kleinen Vierecken das erste, zweyte, dritte, vierte, fünfte oder sechste, je nachdem man 1, 2, 3, 4, 5 oder 6 Augen geworfen hat. Die in diesem Viereck stehende Zahl zeigt die Antwort, die man an ihrem Orte aufsuchen muß. Bey der ersten, vierten und sechsten Frage kann man auch zweymal würfeln u. s. w. — Hier eine Probe. Die erste Frage lautet: Werde ich in der Lotterie gewinnen? und die Antwort für den, der 1 wirft, ist:

»Willst du reich und glücklich seyn,
So setz nicht ins Lotto ein;
Armuth, Kummer ist der Lohn,
Den du endlich trägst davon.«

Für-

Für den, der 2 wirft, lautet sie so: »Kannst du die Tiefe des Meeres ergründen, die Höhe des Himmels ausmessen, das Gewicht der Erde schätzen: so sind dir die geheimen Kräfte der Natur hold, und — du wirst gewinnen.« Für den, der 3 wirft, so:

»Was Schiffern oft ein Strudel ist,
Der Schiff und Gold und Menschen frißt,
Das ist für dich die Lotterie,
Drum, Freund, sey klug und fliehe sie.«

Und so giebt es auf jede Zahl, die man wirft, eine andere Antwort, also sechs auf jede Frage, und auf die, worauf man zweymal antworten kann, noch mehr. Der Gehalt der Antworten läßt sich ungefähr aus den drey hier gegebenen beurtheilen. Manchen glaubt mans freylich anzusehen, daß sie mit der Nachlässigkeit gemacht sind, die einen, der fürs Volk und für Kinder schreibt, oft zu beschleichen pflegt. Das gilt auch von Leberechts Geschichte; was soll da z. B. die Anmerkung S. 82 (wo vom lieblosen Urtheilen und Splitterrichten in Wirthshäusern und Spinnstuben die Rede ist). »Und, hätten sie hinzusetzen können, bey Thee- und Kaffeegesellschaften, bey glänzenden Assembleen, bey Kindtaufvisiten.« Diese liegen ja so weit ausserhalb des Gesichtskreises des Volks, als die Wirthshäuser und Spinnstuben außerhalb des Gesichtskreises der feinen Welt; sie hier zu nennen, ist also eben so unpaßlich, als in einem Modenjournal u. dergl., wo von den Klatschereyen der Assembleen u. s. w. die Rede wäre, der Wirthshäuser ꝛc. zu erwähnen.

E.

Anweisung zum Schönschreiben der kleinen und großen Kurrentbuchstaben, nach der Hallischen Lehrart, zum Gebrauch für Bürger- und Landschulen. (Von Joh. Paul Schelder, Pfarrer zu Bieberschlag und Schwarzbach). Hildburghausen, bey Hanischens Witwe. 1801. 79 S. 8.

Es ist immer mißlich, das, was durchaus praktisch, durch eigne Handanlegung gelernt werden muß, durch Regeln

lehren zu wollen; und wenn es nun gar auf eine solche Art geschieht, wie in diesem Büchlein das Schönschreiben gelehrt werden soll, daß man unter die nothwendigen Stücke, welche zum Schönschreiben voraus erfordert werden, auch 6. ein nicht allzutiefes Eintauchen und 7. ein behutsames Ausspritzen der Feder ꝛc., gerechnet findet, daß man erst vier und zwanzig Kunstwörter, und unter denselben, die Oberlänge, die Unterlänge, der gerade Druck, der Querdruck, der gebogene Druck, die Schärflinie ꝛc. mit den undeutlichen Erklärungen vieler derselben, und vollends die Herleitung und sonderbare Erklärung, (d. h. die genaueste Zergliederung der einzelnen Striche jedes Buchstabens) sich bekannt machen muß; so dürften wohl wenige Schüler gefunden werden, die, wenn sie auch mit gewissenhafter Aengstlichkeit diese Regeln befolgten, schön schreiben lernten. Die besten Anweisungen kommen S. 60 Nr. 1, 2, 3 und 5 vor; wenn man diese befolgt, und eine gute Vorschrift, wie die Grüningschen in Ansehung der lateinischen Buchstaben, oder die, welche bey Vollmer herausgekommen sind, so wohl mit deutschen als lateinischen Schriftzeichen, vor sich liegen hat: so kann man durch sorgfältige Nachzeichnung dieser Züge, welche natürlich guten, ernsten Willen voraussetzt, es in dieser nothwendigen Kunst weit genug bringen. — Daß aber die Erklärungen und Anweisungen, Etwas zu machen, weitläuftig, dunkel und unbestimmt sind, davon nur etliche Beweise. Bedarf es durchaus einer harten Feder? und wird eine weiche Feder durch das Ziehen (über Kohlen) hart? S. 2 Elastisch muß sie seyn, und wird sie durch diese Zubereitung; aber eigentlich nicht härter. Diese Zubereitung geschieht aber geschwinder und besser, wenn die Federn in heißem Sande, oder heißer Asche Zeit haben, ihr ölichtes Wesen auszuschwitzen, als nach der S. 2 angegebenen Art. — Wer nach S. 3, 4, 5 eine Feder schneiden lernen will, ohne es je gesehen zu haben, wie man sie schneidet; — wer es begreift, wie aus dem Quadrate S. 13 die Oberlänge, Zeilenhöhe, Unterlänge, Schärfe, Lage und der Druck hergeleitet werden; — warum (ebendas.) das Oblongum 3 Diagonallinien enthalte; — wie ein deutsches Kurrent S. 23, und S. 26 ein Z gemacht werde ꝛc.; — oder wer die Erklärung des Augenmaaßes S. 49 „das Augenmaaß besteht darinne, (?) wenn der Schreibende jederzeit auf die Schleifen- und Zeichenbuchstaben genau

Acht

Achtung giebt, ob beyde Arten ihre angemessene Größe haben, « für richtig erkennen kann, der muß entweder leicht zu befriedigen, oder von größerm Faßungsvermögen seyn, als andre Leute. — Außer der sogenannten Anweisung zum Schönschreiben findet man auch noch Worte, Sprüchwörter und S. 41. noch funfzig größere Sätze, oder Beschreibungen aus der Naturgeschichte, welche man als Vorschriften schreiben und den Schülern zum Nachschreiben vorlegen könnte. Doch ist zu befürchten, daß viele derselben z. B. die Beschreibung der Coloquinten, der Tapperstaude, der Corallen ꝛc. für Bürger- und Landschulen nicht faßlich genug seyn möchten.

Für Deutschlands edle Töchter, die außer der Sorge für den Körper auch die für den Geist kennen. — Das Schöne zum Guten. — Leipzig, bey Grafe. 1801. 300 S. 8.

Man muß sich einer großen Kraft bewußt seyn, wenn man sich an das große Unternehmen wagt, eine herrschende Gewohnheit, wie die des Romanlesens, oder der Lektüre bey Frauenzimmern überhaupt ist, anzugreifen, und ihr eine andere Richtung zu geben. Ruhige, trockne Belehrung, Spott und Verziehung ins Lächerliche, Beschreibung der bessern Freuden des häuslichstillen, thätigen Lebens, alles dieß wird das schwerlich wirken, was gewirkt werden soll. Ein überwiegender Reiz müßte dem Vergnügen, das die Bücher gewähren, gegenüber gestellt werden; aber für diesen Reiz müßte auch der Sinn entweder schon da seyn, oder leicht erweckt werden können; und das Eine wie das Andre ist, bey der gewöhnlichen Erziehungsweise des Frauenzimmers, so leicht nicht. Hätten die Männer nicht so viel für Frauenzimmer geschrieben: so hätten diese freylich nicht so viel zu lesen; aber rechnet der Verf. nicht selbst auf Leserinnen? und auf solche, die Geist und Herz schon gebildet haben? woher sollen sie denn diese Bildung haben? aus Büchern! Er verweist sie selbst auf Zimmermanns Erfahrungen und dessen Schrift, über die Einsamkeit, sogar auf ein Kompendium der Mythologie S. 15. Giebt die eine Lektüre auch gleich keine Empfindlerinn, oder Schwärmerinn, wie die andere: so giebt sie vielleicht eine Gelehrte, eine

Philosophinn, oder wer weiß was? Und ist das eine viel besser als das andere? Es ist also ein auffallender Widerspruch, die Mädchen und Weiber vom Lesen abhalten zu wollen, indem man sie zum Lesen einladet. Freylich soll das, was sie hier finden, etwas Anders seyn, als das, was ihnen sonst geboten wird. Sie sollen laut der Vorrede »ein nützliches und unterhaltendes Buch zur Lektüre erhalten; — sie sollen (besonders die, die ihre größte Zierde in einem gebildeten Geiste und veredelten Herzen finden) mit ihren wahren und eingebildeten Vorzügen, und mit dem Werthe ihrer eigentlichen Bestimmung bekannt gemacht werden, — alles nicht auf eine trockne, sondern auf eine gefällige Weise, — im angenehmen Gewande.« Unter drey Rubriken könnte Alles gebracht werden. »Lebensphilosophie, d. h. Maximen und Sittensprüche aus den vorzüglichsten Schriftstellern des In- und Auslandes, als Lebensregeln einzuprägen; unterrichtende und unterhaltende Aufsätze und Erzählungen, als Beyträge (?) zur Bildung des Geistes und des Herzens; — und niedliche und belehrende Gedichte — zur Bildung des Geschmacks, vorzüglich solche, welche Unschuld und Reinheit der Sitten und Tugend empfehlen.« — Aber so sind die Aufsätze nicht geordnet, sie stehen untermischt durch einander; ja einige, die wohl hätten beysammen stehen müssen, sind getrennt; z. B. S. 275 stehen einzelne, zufällige Gedanken oder vielmehr Sentenzen und Sprüchwörter über Lob und Ehre, und weiter unten S. 287 kommt wieder eine Abhandlung vom Lobe und Tadel vor. — S. 119 findet man Bemerkungen und Maximen; S. 134 wieder Maximen; 168 einzelne Gedanken über Aeltern-, Geschlechts- und Freundschaftsliebe; 175 ausgewählte Sittensprüche nach Pythagoras und andern Orientalen; S. 222 Gedanken, 241 einige Gedanken, S. 247 zerstreute Gedanken aus dem Spanischen des Antonio Perez; 251, Sprüche des Confucius; 253, Winke; S. 254 abgerißene Blätter aus dem Buche der Erfahrung; S. 256 zerstreute Gedanken von Schulz; S. 257 von Mark-Aurel, S. 260 von Young; S. 263 verschiedene Gedanken über verschiedene Gegenstände, (wahrscheinlich Auszüge aus gelesenen Romanen); S. 283 Vergleichungen; S. 292 Kleinigkeiten; und S. 299 Apophthegmen; — und unter diesen verschiedenen Benennungen, mehr oder weniger sinnreiche Ausdrücke, Darstellungen, Ansichten gewisser Verhält-

hältnisse, Handlungsweisen u. s. w., wovon einige öfters vorkommen, z. B. mit reiner Liebe ist es, wie mit Geisterserscheinungen ꝛc.; Menschen sind wie Münzen, die man nach dem Cours, nicht nach ihrem innern Werthe nimmt ꝛc. Einige, wie die Vergleichung: Alle Tugenden verlieren sich im Interesse, wie Flüsse im Meere, kann wohl der Weltmann hinwerfen; aber der Moralist sollte sie nicht als Wahrheit predigen; andere, wie die Gedanken des Perez, sind bloß politisch, und passen gar nicht hieher. — Sollte auch durch diese Abwechselung der Ermüdung vorgebeugt werden: so befördert sie von der andern Seite die Unordnung im Denken, das schnelle, leichte Hinüberspringen von einer Vorstellung zur andern, ohne die erstere durchdrungen zu haben, und schadet gewiß mehr, als sie nutzt. Es würde das freylich nicht nöthig gewesen seyn, wenn der Verf. bey dem guten Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, auch nach einem festen Plan, mit der gehörigen Kraft, gearbeitet, und ein Ganzes sich dargestellt, und auch aus seinem Geiste hervorgebracht hätte. Jetzt muß man glauben, daß er es gefühlt habe, daß seine Lehren doch nicht immer das reizende, anziehende Gewand haben möchten, das er ihnen zu geben versprach, und daß er ihnen durch diese Abwechslung nachhelfen wollen. Nicht nur, daß oft viel zu viel im didaktischen Predigertone gesprochen wird: so haben auch die Aufsätze zur Belehrung viel zu wenig Reiz und Grazie, um anzuziehen und festzuhalten. Vielmehr möchte die sonderbare, seynsollende Kunst- und Gelehrtensprache dem natürlichguten Verstande manches Weibes eher ein Lächeln, als herzlichen Beyfall abgewinnen. Der erste Aufsatz: »Einige wichtige allgemeine Sätze über und für das Frauenzimmer,« belegt diese Bemerkungen mit den deutlichsten Beweisen. S. 5 »Wir müssen demnach zuerst ihre Natur (?) betrachten, und zwar ihre physische und geistige; nach ihrer gegenseitigen Korrespondenz. (Ist das nicht der Schulmeisterton? und was soll hier das Wort Korrespondenz? soll es ihre wechselseitige Einwirkung, ihre genaue Vereinigung heißen, warum wird das nicht bestimmt und deutlich gesagt?) Ebendaselbst: »Nach Rousseaus richtiger Bemerkung hat die Gattung, wozu die Weiber gehören, die größte Aehnlichkeit mit uns.« (Gehörte denn dazu ein Rousseau, diese Aehnlich-

keit zu bemerken? aber ein solches Citatum scheint gelehrt) »aber was sich aufs besondere Geschlecht (?) bezieht, überall die größte Verschiedenheit.« S. 9 »Das Weib hat auch ein gutes Gedächtniß für Dinge, die gerade nicht für ihren Niveau sind.« S. 14. »daß die Männer den Weibern das Feldbauen ꝛc. überredten, ist eine Würde des Superioritätsgefühls.« Was heißt das? — Die Schilderungen der Lage der Weiber bey den Juden und Griechen S. 6 — die Beschreibung ihrer Häuslichkeit aus dem Homer, der Bibel, aus dem Schauspiel Götz von Berlichingen S. 10; besonders die aus dem Herodot, Tacitus, Robertson S. 13 angeführten Beyspiele von der Feldarbeit der Weiber bey den Aegyptern, alten Deutschen, und Nordamerikanern; die Anführung der Pythia und der Orgien S. 15, mit der Bemerkung, daß die Weiber ihre Hände auch immer ins Heilige gemischt hätten — alle diese überflüssigen, ganz an der unrechten Stelle angebrachten Flittern, tragen weder zur Schönheit der Schreibart, noch zur Belehrung etwas bey. Aber nicht bloß beym ersten Aufsatz findet man dergleichen Auswüchse; auch bey den übrigen trifft man oft unbestimmte Ausdrücke, z. B. S. 17 »der erste heiligste Zweck (wessen? oder wovon?) beruht unstreitig darauf« ꝛc. (beruht ein Zweck?!) S. 21 »bestimmte Beredtsamkeit;« ebendas. »intriguante Bildung« ꝛc. S. 34 »in der Tugend erschlaffte Zuschauerinnen;« S. 55 »durch die Ehre gewann die Welt eine bessere Form« ꝛc. S. 177 »mit Ketten belastet schleicht das Glück heran; aber wirft schnell, wenn es scheidet, alle Fesseln mächtig ab, und entflieht;« ebendas. Z. 2. v. »ein augenscheinliches Daseyn« ꝛc. — überflüssige Einschiebsel, z. B. S. 18 über den Einfluß der Weiber auf den Staat, da von der Erziehung gesprochen werden sollte; — oberflächliche Belehrungen, ohne praktischen Blick S. 25, 26, 29 ꝛc., — leere Deklamationen S. 57, 58. S. 177. und 178 z. B. »Eine Reihe dahingeschwundener Tage stehen vor meinen Augen ꝛc., ich kann es nicht fassen, noch begreifen, noch glauben, daß sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit in die undurchdringlichste Finsterniß der Zukunft (?) hinübereilten« u. s. w. — Ausdrücke, wie S. 6 »die Dame — so brünstig Koketerie und Wollust liebt;« S. 73 »moralische Blähungen;« S. 88 »an ein Mensch (eine lä-

derliche

derliche Weibsperson) verschwendete« — mag der Verf. vor dem Richterstuhl des feinen Gefühls und des guten Geschmacks — und Fehler, wie S. 74 in der Stelle aus Chesterfield: »einem Frauenzimmer — bemüht sich vergeblich, — so wie einer Mannsperson — lächerlich wird« ꝛc. S. 87 »sah sich im (in den) tiefsten Abgrund — hinabgestürzt« ꝛc. S. 191 »Wem lieb ich jetzt? an wem soll sich mein Herz nun anschließen, als an dich« — vor der Grammatik verantworten. — Daß aber nicht auch an der Seite manches mittelmäßigen und überflüssigen Aufsatzes z. B. S. 81 über Stammbücher in weiblicher Hinsicht; (ist denn die Hinsicht weiblich?) S. 92 über Gevatterschaften ꝛc., auch manche gute Abhandlung, z. B. die aus Kants Schriften S. 135: über das Frauenzimmer im Verhältniß zum männlichen Geschlecht; S. 219 über eine schöne Seele, Grazie und Anmuth; S. 269 vom Putze ꝛc.; und manches gute Gedicht z. B. S. 115 Freundschaft und Liebe; S. 238 die Rose und das Immergrün ꝛc. gefunden werde, ist nicht zu läugnen. Aber es hat auch nicht Alles einen und denselben Verfasser, wie schon die Unterschriften anzeigen; zufolge welcher auch Frauenzimmer Beyträge zu dieser höchst vermischten Sammlung geliefert haben.

Em.

Paraklet. Oder vermischte Gedanken, Bemerkungen, Erfahrungen, Empfindungen, Tröstungen, Winke, wohlgemeinte Räthe, Bitten, Ermahnungen und Warnungen für Leidende und Freunde der Leidenden, von einem Leidenden. Zweyter Theil. Vom Verf. des Philosophs, Christinen II. und Karls und Leonoren ꝛc. Leipzig u. Augsburg, bey Stage. 228 S. 8. 1 Rf.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung einer Schrift an, deren Inhalt ihrem Titel vollkommen entspricht, und den Beyfall rechtfertigt, den der erste Theil derselben fand, und wodurch der Verf., (Hr. Essig, Pestilenziarius in Augsburg) laut der Vorrede, zur Herausgabe dieses zweyten bewogen wurde. Auch dieser enthält einen Schatz treffender,

lehrreicher, für Geist und Herz fruchtbarer Gedanken, die theils auf den Leidenden selbst, theils auf diejenigen, die mit ihm umgehen, berechnet sind. Jener wird hier auf manche nicht genug beachtete Wahrheit aufmerksam gemacht, die ihn zu einer leichtern und ruhigern Ertragung seines Schicksals auffordert, und ihn mit der wahren Lebensweisheit vertraut macht, welche dem Leben auch bey seinen trübsten Erscheinungen eine heitre Ansicht abzugewinnen, und zugleich den moralischen Sinn zu bewahren weiß, der im Gedränge der Leiden so leicht verloren geht. Diese werden hier an Manches erinnert, was zu der zarten Schonung und zu der humanen Behandlung gehört, die man dem Leidenden schuldig ist, und die in Rede und Handlung alles, was diesem seinen schmerzlichen Zustand fühlbarer machen könnte, zu entfernen, und dagegen das, was auf irgend eine Art denselben zu lindern im Stande ist, herbeyzuführen sucht. Dabey ist es unverkennbar, daß der Verf. alle diese Bemerkungen aus eigner Erfahrung und Empfindung niederschrieb, wodurch sie eben so sehr an Wahrheit als an Herzlichkeit gewinnen, und für den Verstand, so wie für das Herz des Lesers, gleich anziehend werden. Zur Rechtfertigung unsres Urtheils mögen einige dieser Sentenzen hier stehen: »Wenn du das Echo fragst: wie lange? so »antwortet es: lange! Es kann nach den Gesetzen des »Schalls und Wiederhalls nicht anders antworten. Und »wenn du dein ängstliches Herz fragst: muß ich noch lange »leiden? so muß es dir nach dem Gesetze seiner Empfindung »gleichfalls antworten: noch lange! Wer wird aber das »Echo und ein ängstliches Gefühl um Rath fragen? — »Bey dem Unterschiede, den wir bisweilen zwischen Leiden, »die von Gott und von Menschen kommen, machen, kann »sich eine Menschenfeindschaft in unser Herz einschleichen, »die mit unsrer Geduld und mit unserm Glauben an Gott »nicht bestehen kann.« — »Wehe thuts einem Leidenden, wenn sein trauriges Schicksal auf Andre das nicht »wirkt, was es wirken könnte. Aber noch weher thut es »ihm, wenn er durch eine zunehmende Gleichgültigkeit »derjenigen, auf deren Theilnahme an seinen Leiden er »sicher zu rechnen glaubte, zu dem wehmüthigen Ausruf »veranlaßt wird: Wollt Ihr auch weggehen?« — »Auch »in dem finstersten Gemälde unsers Schicksals giebt es noch »irgend einen Lichtpunkt, der, wenn wir ihn zu entdecken »wissen,

»wissen, und auf denselben einen aufmerksamen Blick ge»richtet seyn lassen, immer einen hellern Schein zur Ver»treibung der schwärzesten Schatten um sich wirft.« — »Wenn du durch nichts mehr getröstet werden zu können »glaubst: so gieb dir die Mühe, dich selbst dein ganzes »Elend recht tief fühlen zu lassen, so tief, als du es vorher »vielleicht nie fühltest. Und wenn du in diesem tiefen Jam»mergefühl dich über dich selbst — erbarmen mußt: so fasse »den Gedanken auf: Sollte sich nicht auch Gott, der All»erbarmer — endlich meiner erbarmen?« — — — Uebrigens machen wir es dem Verf. keineswegs zum Vorwurf, daß er diese Gedanken eben so zerstreut und verschiedenartig, wie sie sich ihm von Zeit zu Zeit darboten, dem Druck übergeben hat, ohne sie vorher in eine gewisse Ordnung gebracht zu haben; indem wir mit dem, was er in der Vorrede darüber sagt, völlig einverstanden sind, daß nämlich die fragmentarische, auf kein systematisches Ganzes berechnete Form, dieser Schrift keine solche Ordnung nothwendig mache, und es im Gegentheil für den Leser ermüdend seyn würde, mehrere auf eine Materie sich beziehenden Sätze nach einander zu lesen, und sich auf einmal an Alles, was die Pflicht oder die Ruhe eines Leidenden betrifft, erinnern zu lassen. — Wir verbinden hiermit die Anzeige eines Buchs von ähnlichem Zweck und Inhalt:

Abbadonna, ein Buch für Leidende. Aus fremden und eigenen Schriften gesammelt von dem Verf. des Natalis. Leipzig, bey Gräff. 1804. Erster Theil, 360 S. Zweyter Theil, 302 S. 8. 2 Rth.

Der Herausgeber dieser, theils aus prosaischen Aufsätzen, theils aus Gedichten bestehenden Sammlung (Hr. Benkowitz) sagt in der Vorrede: »Wer mag trösten, wenn er nicht helfen kann? Ich will nicht trösten, ich will etwas Anderes. Wann das Herz gepreßt voll von Jammer ist, und nur der Thränenquell sich ergießt: so sinkt ein großer Theil der Last von dem Leidenden herunter. Etwas Aehnliches sollen die folgenden Blätter bewirken. Ich will Thränen der Seele hervorlocken, und ihre Bürde dadurch leich-

ter

ter machen; ich will jedem Leidenden einen Gefährten geben, der in seine Gefühle einstimmt, und mit ihm jammert. Ich will dem Unglücklichen einen noch Unglücklichern zeigen, und ihn dadurch zufriedner mit seinem Schicksal machen.« — Allein dieses wäre doch immer nichts Anders, als eine Art des Trostes, da unter diesem Namen alles das begriffen ist, was dazu beyträgt, den Leidenden mit seinem Schicksale auszusöhnen, und ihm dasselbe weniger fühlbar zu machen, ohne daß dadurch die eigentliche Ursache des Schmerzes gehoben wird; und da folglich auch der aus dem Anblicke fremder Leiden hergenommene Beruhigungsgrund für nichts anders, als für einen Trostgrund gelten kann, und auch von jeher dafür gegolten hat. Was aber die Sache selbst betrifft: so möchte diese Art der Beruhigung durch die vor uns liegende, so wie durch eine andere Schrift ähnlichen Inhalts schwerlich bewirkt werden können; indem die aus der Vergleichung mit andern Leidenden zu schöpfende Linderung eigner Schmerzen, auf wirklichen Thatsachen, nicht aber auf unverbürgten Erzählungen, und noch weniger auf Gedichten beruhen kann, bey denen immer die Frage entsteht, ob der Dichter auch wirklich seine eignen Erfahrungen dargestellt habe, und ob dem von ihm ausgedrückten Schmerze auch wirkliche Empfindung desselben zum Grunde liege. Noch weniger entsprechen daher dem Hauptzwecke, den Hr. B. bey dieser Sammlung im Auge hatte, solche Gedichte, die sich als bloße freye Erzeugnisse der Phantasie ankündigen; und am wenigsten dann, wenn der Gegenstand derselben nicht einmal aus der wirklichen Welt hergenommen ist. Um so auffallender ist es deshalb, hier diejenigen Stellen aus der Messiade zu finden, welche die Leiden Abbadonna's schildern, und welche Hrn. B. sogar veranlaßten, sein Buch Abbadonna zu nennen, »weil dieß der größte Leidende ist, der darin erscheint, weil überhaupt Abbadonna das interessanteste Wesen genannt werden darf, das je von einem Dichter oder Schriftsteller erfunden wurde.« Wie kann der Anblick der Qualen eines gefallenen Engels Etwas zur Beruhigung eines Leidenden beytragen, der, wenn er auch poetischen Sinn genug hätte, um, wenigstens auf einige Augenblicke, in einer idealischen Welt, wie in der wirklichen zu leben, dennoch in jenem Engel nie ein ihm verwandtes, sondern immer nur ein ihm fremdartiges Wesen, und in den Qualen desselben durchaus keine Be-

Beziehung auf seine eignen Leiden erblicken wird. Statt dieser, durch ihren poetischen Werth zwar ausgezeichneten, aber dem Bedürfnisse eines Leidenden keineswegs angemessenen Gedichte, so wie statt aller in dieser Sammlung befindlichen Stücke, die nichts als Klagen enthalten, und den Leser, für den sie bestimmt sind, nur ermüden, aber nicht beruhigen können, hätte Hr. B., wenn er eine solche Sammlung einmal veranstalten wollte, eine zweckmäßigere Auswahl treffen; aber auch zu dem Ende einen andern, als den von ihm angenommenen, Zweck ins Auge fassen sollen.

Ueber den Verfall des obrigkeitlichen Ansehens, und die Wiederherstellung desselben. Von Georg Sedlmayr, wirklichem Hofrathe in Salzburg. Salzburg, bey Mayr. 1893. 178 S. 8. 10 gr.

Wenn auch das S. 4 aufgestellte Bild von dem gegenwärtigen Verfall des obrigkeitlichen Ansehns mit zu grellen Farben gemalt, und die Behauptung, »daß nicht die geringste Spur von Achtung gegen die Obern anzutreffen sey; — daß aller Verband, in welchem Obrigkeiten zu ihren Unterthanen stehen sollen, sich aufzulösen scheine; — daß Obrigkeiten nicht mehr vermögend wären, ihre Rechte gegen Unterthanen geltend zu machen;« u. s. w. — offenbar eine Uebertreibung ist, und sich höchstens nur auf einzelne Ortschaften anwenden läßt: so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß das obrigkeitliche Ansehen in unsern Tagen nicht mehr dasselbe ist, was es sonst war, und daß von den fortdauernden Ursachen, die diesem gesunkenen Ansehen zum Grunde liegen, ein weiterer Verfall desselben für die Zukunft zu besorgen ist. Je bedeutender aber die Nachtheile sind, die aus diesem Verfall für die bürgerliche Verfassung selbst hervorgehen, desto mehr verdient die angezeigte Schrift — die eine Umarbeitung und Erweiterung des Aufsatzes ist, der sich im Waffenträger der Gesetze (Heft 7, S. 1 bis 57) unter der Ueberschrift befindet: Wodurch kann das bisher immer mehr geschwächte Ansehen, und die gesunkene Würde der Justiz, und Regierungs-

kol-

kollegien wieder gegründet und hergestellt werden? — von allen denen beachtet zu werden, denen die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung am Herzen liegt, und die dazu beyzutragen im Stande sind. Dem Verf. gebührt allerdings das Lob, seinen Gegenstand von allen Seiten ins Auge gefaßt, sowohl die näher — als auch die entfernter liegenden Quellen, aus denen die geringere Achtung für die Person und für die Geschäftsverwaltung der Obern abzuleiten ist, vollständig angegeben, und die zweckmäßigsten Mittel zur Begründung und Befestigung dieser Achtung vorgeschlagen zu haben. Jene von ihm genannten Quellen sind nämlich: Geist des Zeitalters und französische Revolution; unberufene Volkslehrer; unbeschränkte Preßfreyheit; (das hier Gesagte wird jeder noch so entschiedene Freund der Publicität unterschreiben müssen;) Schaubühne; fehlerhafte Gesetzgebung; langsame Rechtspflege; unberufene Nachspürungen der Privathandlungen, und geheime Denunciationen; Häufung der privilegierten Gerichtsbarkeiten; Abschaffung der Feyerlichkeiten bey Gerichten; Straflosigkeit; der den Obrigkeiten und Staatsdienern verweigerte Schutz gegen Untergebene; unkluge Auswahl bey Aemterbesetzung; karge Besoldungen; ungeziemende Schreibart der Regierungskollegien unter sich; unanständiger Anzug der Räthe; zu viele Reformen und Anstalten; und dagegen vernachläßigte Schul- und Erziehungsanstalten. — Alles sehr wahr und treffend! — Das meiste von dem, was hierüber gesagt worden ist, und insbesondre dasjenige, was die langsame Rechtspflege und die fehlerhafte Gesetzgebung betrifft, — wohin der Verf. 1) die Unausführbarkeit, 2) die Veränderlichkeit und dadurch bewirkte Zahllosigkeit, 3) die Einseitigkeit und Undeutlichkeit der Gesetze, und 4) die zu häufigen Ausnahmen von denselben rechnet, — ist, auch ohne Beziehung auf die damit verknüpfte Verminderung des obrigkeitlichen Ansehens, schon an und für sich wichtig genug, um zur Sprache gebracht zu werden, und alle diejenigen, welche obrigkeitliche Aemter bekleiden, zu veranlassen, auf diese Mängel der innern Staatsverwaltung ihre Aufmerksamkeit zu richten, und auf die Abstellung derselben ernstlich bedacht zu seyn.

Dw.

An-

Anmerkungen und Zusätze zu des Herrn J. J. B. Trinius Schrift über Accidenzien und Predigergebühren. Eine Herzenserleichterung. — Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Jesus. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1805. 74 S. 8. 4 gr.

Rec. hat die Schrift des Herrn Trinius in dieser Bibl. gewürdigt, und der Verf. dieser Zusätze stimmt darin mit seinem Urtheile überein, daß die Vorwürfe des Hrn. Trinius gegen die Prediger-Accidenzien etwas übertrieben sind; daß sie nur Gelegenheiten und Veranlassungen sind, um dem Prediger seinen Unterhalt zu reichen; daß nicht sie, sondern andere Ursachen an der Verachtung der Prediger und der Religion Schuld sind; daß auch von andern Geschäftsleuten für ihre Arbeiten Gebühren gefordert werden, und daß man dieses daher auch den Predigern nicht verargen könne; daß durch die Accidenzien die geistlichen Geschäffte nicht eigentlich physisch veranschlagt werden, sondern nur der Unterhalt des Predigers, den er durch seine Geschäffte erwerben muß; daß die Vorurtheile unkultivirter Menschen gegen das Beichtgeld, wogegen er am meisten erbittert ist, durch vernünftige Belehrung wegg-schafft werden müssen ꝛc.; daß er überhaupt, so wie Rec. wünsche, daß die Accidenzien abgeschafft werden könnten, wozu er denn allerley Vorschläge thut.

Den Vorschlag, den Hr. Trinius zur Abschaffung der Accidenzien bey der Taufe und bey der Beichte, die ihm vorzüglich anstößig sind, thut, daß nämlich der Prediger zweymal im Jahre einen Umgang in seiner Gemeinde halten, und jeden Hausvater aufschreiben lassen soll, was er freywillig dem Prediger für seine, in der Zeit gehabte Bemühung zugedacht habe, verwirft er, so wie Rec. auch gethan hat, weil dadurch nur der Name der Accidenzien verändert wird, und dieser Vorschlag noch ärgerlichere Mißbräuche herbeyführen könnte. Er gesteht, so wie jeder, der die Sache recht überlegt, daß es fast unmöglich sey, und ganz unübersteigliche Hindernisse habe, die Accidenzien ganz abzuschaffen. In kleinen Gemeinden würde diese Abschaffung allenfalls zu bewerkstelligen seyn,

in

in welchen die Accidenzien wenig betragen; aber in großen städtischen Gemeinden, worin sie beträchtlich sind, würden unzählbare Schwierigkeiten entstehen, und man würde seinen Zweck, den Predigergehalt, der doch immer als ein bestimmter Ersatz für die Accidenzien dem Prediger gezahlt werden müßte, nicht als Bezahlung der Religionshandlungen anzusehen, doch nicht erreichen. Er thut daher den Vorschlag, daß von den Gemeinden das, was dem Prediger nach einem zehnjährigen Durchschnitt seine sämmtlichen Accidenzien eingebracht haben, an die Kirchen oder an die Obrigkeit bezahlt werden müßte, woher es denn die Prediger erhielten. Auch bey diesem Vorschlage erkennt er aber die großen Schwierigkeiten, und zieht daraus den Schluß, daß es wohl beym Alten bleiben müsse; es sey denn, daß die Regierungen diesen Anstoß aus dem Wege räumen wollten, es koste auch was es wolle.

Da der Verf. dieser Schrift nun die gänzliche Abschaffung der Accidenzien, so wie jeder Nachdenkende für unmöglich hält: so trägt er vielmehr darauf an, sie in den gegenwärtigen theuern Zeiten, wo die Prediger, die gar kein Mittel haben, ihre Einkünfte zu vermehren, mit ihren Familien die größte Noth leiden, zu erhöhen. Allein er erkennt auch hierbey die größten Schwierigkeiten, und schlägt daher vor, daß man aus den Einkünften der aufgehobenen reichen Klöster die schlecht salarirten Prediger besolden und ihre Stellen verbessern möchte.

Zuletzt erklärt sich der Verf. noch über die Ursachen der jetzigen Religionsverachtung, die Hr. Trinius auch, größtentheils in den Accidenzien findet. Aber nicht die Accidenzien sind es, die den Kirchenbesuch mindern; denn diese waren immer, und man liebte und ehrte die Religion und nahm Theil an den Uebungen derselben; sondern die wahren Ursachen davon liegen tiefer. Diese sind nämlich: die Unsittlichkeit der Prediger, ihr oft strafbares Betragen, ihre unanständige Kleidung und ihr ausschweifendes Benehmen in Gesellschaften, das man im Angesichte lobt, und hinter dem Rücken tadelt; das Ablesen der Predigt, welches so viele Prediger aus Bequemlichkeit sich angewöhnen; die so höchst fehlerhafte und schlechte Beschaffenheit der jetzigen Kandidaten, die sich zwar um

andere,

andere; aber nicht um diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten bekümmern, die sie einst als Prediger gebrauchen. Die Hauptursache der Religionsverachtung und der Verminderung des Kirchenbesuchs, liegt nach seiner Meinung in den Religionsneuerungen, wenn man dieses auch nicht gerne gestehen wolle. Die Ausmerzung und Begreiflichmachung vieler Glaubenslehren, die bloß moralischen Predigten, die nicht ans Herz greifen; sondern trockne Abhandlungen sind, die neue Lehre und Sprache vieler der jetzigen Prediger, die das alte System ganz verlassen haben, sind den Zuhörern ganz unverständlich; die Brüdergemeinden nehmen zu, weil darin das Evangelium von Christo gepredigt wird, und die Zuhörer in unsern Kirchen nehmen ab, weil fast nichts mehr von dem Evangelio Christi darin vorkommt. Der Vers. glaubt also, das beste Mittel dem Uebel abzuhelfen, sey: eine unmerkliche Rückkehr zu den Hauptlehren des alten Systems, und eine allmälige Umänderung der moralischen in mehr evangelische, und den besten Predigten der vorigen Zeit ähnliche Predigten.

Der Vers. mag bey manchen Dingen, die er als Mittel zur Vermehrung des Kirchenbesuchs angiebt, wohl recht haben; allein daß das Predigen solcher Lehren, die er für ausgemacht hält, als: Jesus ist Gott, er ist für unsere Sünde gestorben, und nur durch den Glauben an ihn werden wir selig; daß bloß durch das Predigen solcher Lehren, ohne sie vernünftig, oder unserer Vernunft gemäß zu erklären, wie so viele unserer heutigen aufgeklärten und redlichen Prediger thun, unsere Kirchen wieder angefüllt werden könnten, davon wird er gewiß keinen der Sache kundigen Mann überreden.

3.

Rechtsgelahrheit.

Versuch die Lehre von juridischen Verschwendern systematisch und kritisch zu bearbeiten, von Friedrich Hoppe, Fürstl. Reg. Sekret. Accessist. Gies-

sen und Darmstadt, bey Heyer. 1803. 130 Seit. 8.

Man findet hier die vorzüglichsten Rechtspunkte, worauf es bey den Verschwendern ankommt, berührt. Allein den Schwierigkeiten dieser Materie hat der Verf. noch nicht abgeholfen, und gegen die Sätze, die er vertheidigt, bleiben noch manche Zweifel übrig. Der Inhalt seiner vorliegenden Schrift, den der Rec. mit einigen Bemerkungen begleiten will, ist folgender. §. 1. Feststellung des Gegenstandes. Nur von Verschwendern, die durch eine Einwirkung des Gesetzes in die Sphäre des Rechts gezogen sind, ist hier die Rede. 2. Begründung des Rechts zur Einwirkung in das Vermögen des Verschwenders, und zwar a) in naturrechtlicher; b) in politischer Hinsicht. — Nach Rec. Ueberzeugung ist dieß gerade der Punkt, welcher in der ganzen Lehre das mehreste Bedenken macht. Der Verf. ist indeß mit der Sache bald fertig. Sein oberster Grundsatz ist: „Der Staat muß seine Armen ernähren." Wenn sich dieser Satz beweisen läßt, meint er: so ist auch der ganze Beweis unserer Aufgabe geliefert, und der Widerspruch gehoben. Nun geht die Deduktion auf den Urzustand des Volks, wo kein Eigenthum statt fand, zurück; von da auf den Eigenthumsvertrag, wovon bemerkt wird, daß Fichte mit dem ihm eigenen Scharfsinne bewiesen habe, daß der Zweck dieses Vertrags kein anderer seyn könne, als leben zu können. „Der ursprüngliche Eigenthumsvertrag drückt sich „also auch so aus: Wenn ihr mir so viel Eigenthum zugesteht, daß ich davon leben kann: so will ich auch euer Eigenthum zu diesem Zweck anerkennen. Hat nun Jemand „nicht so viel, daß er davon leben kann: so ist der Eigenthumsvertrag für dieses Individuum aufgehoben; es erkennt „das Eigenthum der andern nicht an, es tritt in den natürlichen Zustand des Kriegs zurück, es ist für ihn kein Staat „mehr; denn sein Hauptbeweggrund, in einen Staat zu treten, fällt weg. Der Arme hat also, wenn der Eigenthumsvertrag bey Kräften bleiben soll, das Recht zu verlangen, daß ihm soviel von den Mitpacisenten noch zugelegt werde, als der Masse seines Vermögens abgeht, um „davon leben zu können. Der Staat ist verbunden, ihm „diese Zulage zu verschaffen: er muß also auch berechtigt seyn,

„es

„es zu verhindern, daß Jemand durch seine Schuld arm „werde; mithin kann er die Verschwender unter Aufsicht setzen, „das heißt, ihnen Kuratoren beyordnen.“ — Da haben wir es also. Freylich ist dieß materialiter nicht viel anders, als was man schon immer, und längst, ehe man sich auf Fichte, und den ihm eigenen Schaffsinn, stützen konnte, für die Sache gesagt hat, wenn es in unsern Lehrbüchern, ohne Rücksicht auf den Urzustand des Volks und Eigenthumsvertrag, ganz einfach hieß: den Verschwendern werden Kuratoren gesetzt, damit sie dem Staat nicht zur Last fallen. Inwiefern dieß aber überhaupt recht und gut sey, ist eine andere Frage, die sich wahrlich weder mit diesem Princip, noch aus dem obersten Grundsatze und den weitern Postulaten des Verf. ganz befriedigend entscheiden läßt. Der kürzeste Weg, den Mißbrauch einer Sache oder eines Rechts, hier also den Mißbrauch, den Jemand von seinem Vermögen machen kann, zu verhüten, ist wohl freylich, daß man die ganze Sache und das ganze Recht aufhebt; und der Rec. würde daher, nach jenen Grundsätzen, und nach der Deduktion des Verf. geradezu anrathen, lieber alle Bürger und Einwohner des Staats kurzweg unter Kuratel zu bringen; keinem Fremden, der nicht seinen Kurator mitbrächte, oder sich gleich zur Stelle damit versehen wollte, den Eingang zu verstatten, und das ganze Territorium, statt der bisherigen natürlichen und politischen Eintheilungen, in lauter Kuratelbistrikte abzutheilen, damit der Eigenthumsvertrag seine Bündigkeit behalten möchte, ohne den Staat mit Zulagen für einzelne Individuen, die ihm sonst nicht anerkennen möchten, zu belästigen. — Mit der Deduktion aus der Politik steht es nicht besser aus. „Dem Staat liegt daran, daß er angesehene „und wohlhabende Leute habe, weil seine Stärke darauf beruht. Er muß also wollen, daß seine Glieder wohlhabend „sind, mithin muß er auch der Negative entgegenwirken.“ Wie die angesehenen Mitglieder hierher kommen, ist nicht füglich abzusehen. Trügen sie zur Stärke des Staats bey, wie verdient machten sich dann die Regierungen um die Stärke des Staats, welche recht freygebig mit Austheilung der Titel und Standserhöhungen sind. Cicero war sonach sehr zurück, als er im dritten Buche de legibus äußerte: Sed quaero, quid resple sit turpius, quam sine procuratione senator, *legatus sine mandatis*, — Legationsräthe — sine ullo reipublicae munere. Was aber die Sorge für die

Wohlhabenheit unberührt: so liegt dem Staate nicht daran, ob A das Vermögen hat, oder ob B und C es haben. Besser ist es, daß das Geld unter die Leute kommt, als daß es bey Einem fortdauernd erhalten wird. Man sucht jetzt den Aufwand eher zu vermehren, als zu mindern, und in diesem Betrachte dürfte es sogar widersprechend seyn, gegen die Verschwender harte Gesetze geben zu wollen, wie einer der ersten Rechtsgelehrten Deutschlands, Klein in den Annalen der Gesetzgebung XIII. B. S. 311 ꝛc. schon bemerkt hat. Das Aeußerste, was nach Rec. Meinung der Staat thun könnte, wäre vielleicht, daß ein Theil des Vermögens eines Verschwenders, — so viel, daß er und die Seinen von den Einkünften leben könnte — unter gerichtliche Aufsicht genommen würde, um für den Fall, wenn er das Uebrige, was seiner freyen Disposition überlassen bliebe, durchgebracht hätte, seinen Unterhalt, so wie die Erhaltung der Personen, die er zu ernähren hat, zu sichern. Aber das ganze Vermögen durchweg einer Kuratel zu unterwerfen, dürfte sich schwerlich rechtfertigen lassen —. §. Literatur. 4. Begriff des Verschwenders. Im Allgemeinen ist dieser Begriff nicht schwer. Wer durch unnütze Ausgaben sein Vermögen mindert, verdient den Namen eines Verschwenders. Den juridischen Verschwender hingegen — prodigus civiliter talis — erklärt der Verf. durch „eine Person, die ihr Vermögen durch wüste Behandlung schwächt, und den baldigen Ruin desselben voraussehen läßt, welche daher, um dieß zu verhüten, unter der genauern Aufsicht des Staats steht.“ 5. Prodigalitätserklärung und Kuratel, und zwar a) nach römischem, und b) nach deutschem Rechte. Daß nicht Alle, die in allgemeiner Bedeutung des Worts das Ihrige verschwenden, schon darum unter Kuratel gesetzt werden können, sieht ein Jeder leicht ein. Wenn also die Gesetze dennoch Prodigalitätserklärungen sanctioniren: so kommt es darauf an, in welchem Grade Jemand ein Verschwender seyn müsse, wenn ihn die Obrigkeit aus der Verwaltung des Seinigen setzen darf. Dieß wird immer schwankend bleiben. Die positiven Rechte geben darüber nichts weniger, als eine völlig befriedigende Auskunft; können diese auch nicht geben. Die Sache bleibt dem leidigen Ermessen der Richter und Obrigkeiten überlassen, und welchen Familienkabalen wird nicht dadurch, nach Klein's richtiger Bemerkung, der Weg gebahnt? Daß mit dem deutschen

Rechte,

Rechte, dessen hier besonders erwähnt wird, kein gemeines geschriebenes einheimisches Recht gemeint sey, giebt der Verf. selbst zu erkennen. Er führt Manches aus Provinzialgesetzen an; trägt aber auch viele Sätze als Folgerungen seines obersten Grundsatzes in der Maaße vor, daß man wohl sieht, wie es auf eine Gemeingültigkeit derselben in deutschen Gerichten eigentlich angelegt sey. Quod tamen Deus avertat. „Es ist, heißt es hier unter der Ankündigung des deutschen „Rechts, ein absolutes Produkt unsers obersten Princips, „daß der Richter bey der ganzen Prodigalitätserklärung ex „officio (?) thätig seyn muß. Es gehört mit unter die „obersten Postulate an die Staatspoliceygewalt, der Bette„ley zu steuern, und der Armuth abzuhelfen. Nun aber hat „auch die Prodigalitätserklärung keinen andern Zweck; sie „ist mithin ein Ausfluß der Policeygewalt, der Richter han„delt hier gleichsam als ein Policey-Kommissär, mithin ex „officio. Daß die Einschreitung der Policeygewalt nicht „bedingt sey, durch Anrufen, folgt ganz natürlich hieraus, „so wie es auch aus der Natur der Sache fließt, daß der „Richter auch ohne dieses Anrufen thätig seyn kann.“ Schon das römische Recht soll, wie der Verf. behauptet, diesen Satz anerkannt haben. Dafür sind dem Rec. keine völlig genügenden Beweisstellen vorgekommen; auch das Provinzialgesetz der Obergrafschaft Katzenellenbogen, welches dem Richter zur Pflicht macht, „sich zu erkundigen, ob einer nahrhaft, „oder ein Verschwender sey,“ sagt damit noch nicht, daß der Richter dieß unaufgefordert thun, noch weniger, daß er ex officio curatores prodigi anordnen könne. Im Gegentheil ist so viel gewiß, daß, wenn dieß dem Richter erlaubt wäre, ein recht arger Despotismus daraus entstehen würde; und daß alsdann Niemand mehr von Eigenthum und freyer Disposition über das Seine im Staat würde reden können. Wie mag wohl der Richter mit Sicherheit den Vermögenszustand eines Individui erfahren, und nach welchem Maaßstabe soll er das Nöthige oder Verschwenderische der Ausgaben beurtheilen? Die Vorschläge des Verf. in Ansehung der Hypotheken- und Verpfändungsbücher, und von der Verpflichtung der Schuldner zur selbsteigenen Anzeige ihrer Schulden, sobald diese eine gewisse Quote des Vermögens überstiegen, und wie der Richter dann zuvörderst mit Rath und Ermahnung an die Hand gehen müsse, sind theils zu dem Zwecke nicht hinreichend, theils nicht wohl ausführbar;

besonders wenn der Verf. dabey auf die Verschwiegenheit der Beamten rechnet, wozu der Rec. seiner Seits noch nie ein großes Vertrauen gehegt hat, und was den Weibern des Magistratspersonen ein Lächeln abnöthigen würde, wenn sie es lesen sollten. Kurz man hat hier abermal einen Beweis, daß alle die obersten Principien, womit man seit der Kritik der reinen und praktischen Vernunft das Publikum zu beglücken pflegt, am Ende doch häufig zu Dingen führen, die zu nichts taugen. Was würde aus einem Lande werden, was nach solchen philosophischen Rechtslehren regiert würde? — Daß bey den Römern die Fälle nicht selten gewesen seyn sollten, daß sich Leute selbst als Verschwender einen Kurator erbeten hätten, beweiset *L. 6. D. de curatoribus furiosi* nicht, und der Rec. hat nicht Lust, den hiebey in Masse angeführten *Mascardus* in concluſ. erst darüber nachzusehen. 6. Vom Kurator. 7. Kompetenz des Gerichts zur Prodigalitätserklärung. 8. Verbot der Veräusserung. 9. Der Verschwender als Zeuge. Außer der Testamentshandlung ein klassischer Zeuge. 10. Verschwendung entehrt nicht in rechtlicher Hinsicht. 11. Rasende und Verschwender. 12. 13. 14. Der Verschwender als Testator; nach justinianeischem Rechte, den Leoninischen Novellen, und besonders nach deutschem Rechte betrachtet. Der Verf. hält das Testament eines prodigi, gleich dem eines Rasenden, nach römischem Rechte, mithin jure communi in Deutschland gültig, sobald der Testator zur Zeit der Willenserklärung in einen Zustand der Vernünftigkeit getreten war — dilucidum intervallum. — Wie läßt sich dieß bey einem Verschwender annehmen? „Der Inhalt des Testaments kann dieß nicht begründen, wie man es wohl bey Wahnsinnigen anzunehmen pflegt. 15. Quasi pupillarische Substitution — Enterbung aus guter Absicht. Der Verf. tritt den Rechtsgelehrten bey, welche *l. 9. C. de impuberum et al. substitut.* (VI. 26) auch auf Verschwender ausdehnen. 16. Der Verschwender als Verbrecher. Die Verschwendung an sich ist noch kein Verbrechen; vielmehr von dem der muthwilligen Bankerotirer wohl zu unterscheiden. Mit Recht behauptet auch der Verf. gegen die Meinung Anderer, daß überhaupt keine bürgerliche Strafe hier statt finden könne. Indeß hält er doch eine Art der Kirchenbuße als zweckmäßige Ermahnung hier zulässig. 17. Der Verschwender tritt aus der Kuratel, wenn

nach

nach vorgängiger Untersuchung der Sache der Grund wegfällt, welches öffentlich bekannt zu machen ist.

Hz.

Vermischte juristische Abhandlungen. Von F. A. Freyherrn von Ende, Königl. Großbritannischem und Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischem Oberappellationsrath. Celle, bey Schulze. 1802. 190 Seit. 4.

Diese Sammlung enthält nicht sowohl Rechtsfälle und deren Entscheidungen, als vielmehr theoretische Entwicklungen gewisser Rechtslehren oder Fragen, hauptsächlich aus dem römisch-bürgerlichen, aus dem deutschen Privatrechte, und aus dem protestantischen Kirchenrechte; welche sich dadurch auszeichnen, daß der Herr Verf. sich immer an die richtigen Quellen hält, und so wenig er sonsten die allgemeine Aufnahme und Anwendbarkeit des Römisch-Justinianischen Rechts bestreitet, dennoch dieselbe bey bloß deutschen Rechtslehren und Einrichtungen nicht zuläßt, oder sehr einschränkt, und bey diesen immer mehr aus ihrem Ursprung und ihrer Geschichte rechtliche Grundsätze ableitet; sind wir daher gleich mit dem Verf. nicht jedesmal gleicher Meinung: so haben wir doch diese Abhandlungen, deren es 20. sind, mit Vergnügen gelesen. Aus dem römisch-bürgerlichen Rechte sind: I. Können Vergleiche wegen eines vorgeschützten Irrthums angefochten werden? VI. Was für eine Klage hat die Tochter, um den Vater zur Ausstattung zu nöthigen? XI. Von der Ungültigkeit einer von Erben eigenhändig geschriebenen Erbeseinsetzung. XIII. Ist das ganze Vermögen, welches die Frau beym Anfang der Ehe dem Mann zubringt, für Brautschatz zu halten? XV. Können Amtsunterbediente gerichtliche Testamente gültig aufnehmen? und XVIII. In welcher Maaße gebührt dem Pächter die Vergütung der beym Pachtabzug abgelieferten Feldfrüchte? Von diesen sind wohl Nr. XI. und XV. die erheblichsten. Zum deutschen Privatrechte gehören folgende Abhandlungen, welche im Durchschnitte uns mehr als die erstern gefallen haben. II. Können

Schätzungen durch Ackersleute wiederholt werden? III. Von der Einquartierungsfreyheit der Postbedienten in den Kurbraunschweigischen Landen. IV. Ueber den Ursprung der Reichsverfassung zur richtigern Bestimmung mancher Fragen des Deichrechts; und V. von Holzgerichten, zwey vorzügliche Abhandlungen, durch welche diese noch nicht hinlänglich bearbeiteten Lehren des deutschen Privatrechtes vieles Licht erhalten. VII. Ueber Erbpacht und ihren Beweis durch Vermuthungen; welche wieder viel Gutes enthält, obwohl Rec. mit der hier aufgestellten Klassifikation der deutschen Bauerngüter nicht ganz einverstanden ist. X. Kann der Widerspruch einzelner Interessenten es hindern, daß eine andere Art von Benutzung der Gemeinheit eingeführt wird? Die verneinende Antwort ist sehr sinnreich ausgeführt; obwohl vielleicht die Frage und die Lage der Umstände genauer zu bestimmen gewesen wäre. XIV. Können die Gränzen einer ungemessenen Schäferey durch kommissarische Untersuchung des Ertrags des Guts bestimmt werden? wovon die bejahende Meinung gut ausgeführt wird. XVI. Von der Ueberlassung des Holzes für einen unveränderlichen Forstzins; nämlich von der Befugniß, das nothdürftige Brenn- und Bauholz aus einem fremden Wald für einen bestimmten unveränderlichen Forstzins zu verlangen, und von dessen Beweis. XVII. Von der Gerichtsbarkeit über die Häuslinge auf adlichen Gütern; eine weitläuftige Ausführung, in welcher behauptet, und aus der Verfassung des Mittelalters abgeleitet wird, daß diese Gerichtsbarkeit nicht dem ordentlichen Richter; sondern dem adelichen Gutsbesitzer als Schutzherrn in der Regel zustehe; sodann die Lüneburgische Observanz bemerkt wird, nach welcher die Häuslinge als Gesinde des Gutsherrn unmittelbar vor die höhern Gerichte gezogen werden. Zu dem Kirchenrechte gehören VIII. Ueber die kirchliche Gewalt, als ein freyes Kollegialrecht der Kirche. Das Resultat dieser ausführlichen, meist geschichtlichen Erörterung, in welcher das geistliche Majestätsrecht von der kirchlichen Gewalt als einem Kollegialrechte genau unterschieden wird, ist, daß letztere ursprünglich nur der Kirche zugestanden, von der Geistlichkeit ihr zwar entrissen worden; nach der Reformation aber wieder an sie zurückgefallen, und meistens den protestantischen Landesherren übertragen worden; daß aber der Besitz einzelner mit der Kirchengewalt verknüpfter Vorrechte auf Seiten des Landesherren noch nicht

die Vermuthung in Anſehung der andern nach ſich ziehe, in ſolchen Fällen alſo der Landesherr keineswegs die Regel für ſich habe; ſondern die Uebertragung einzelner Vorrechte durch ausdrückliche Verabredung oder Obſervanz erweiſen müſſe. IX. Vom Beytrag zu Kirchenanlagen, ein vom Herrn V. a. 1785 abgefaßtes Privatgutachten, in welchem wir nur deutliche Beſtimmung der Thatumſtände vermiſſen. XIX. Von den Rechten der Kirchenpatronen bey Einführung der Prediger; meiſt geſchichtlich ausgeführt, und hauptſächlich auf das Lüneburgiſche ſich beziehend. XX. Von dem Kanoniſchen Alter der Prediger, beſonders in den Herzogthümern Bremen und Verden. Noch aber bitten wir die Leſer, die XII. Abhandl. freymüthige Betrachtungen über das Ermeſſen des Richters nicht zu überſchlagen, welche manche theure Wahrheiten über dieſes richterliche Ermeſſen und deſſen Unterſchied von Willkühr, über den Nachtheil oberflächlicher juriſtiſcher Kenntniſſe und Subſtituirung eines innern Gefühls von Recht und Unrecht kurz und gut vorträgt; und eben ſo hat uns S. 108 die Jeremiade des Herrn Verf. über die heutige Geringſchätzung der eleganten Rechtsgelehrſamkeit und Rechtsalterthümer gefallen, welche mit jenen oberflächlichen Kenntniſſen in der nächſten Verbindung ſteht.

R.

Grundſätze des Judenrechts nach den Geſetzen für die preußiſchen Staaten, von R. F. Terlinden. Halle, in der Rengerſchen Buchhandl. 1804. 21½ Bog. gr. 8.

Dieſe nützliche Arbeit hat ihre Entſtehung dem Zufalle zu verdanken, daß der Verf., zum Behuf eines künftig auszuarbeitenden märkiſchen Kameralgeſetzbuchs, ſämmtliche dazu gehörige Kameralrechte zu ſammeln hatte. Hier erhielt er die Veranlaſſung, die Rechte der Juden zuerſt bloß in kameraliſtiſcher Hinſicht zuſammen zu tragen, und in ſyſtematiſcher Ordnung darzuſtellen. Dabey bemerkte er zugleich, daß die Geſetze, wodurch die beſondern Rechte und Verbindlichkeiten der Juden in den preußiſchen Staaten beſtimmt ſind, in dem allgemeinen Landrechte theils nicht vollſtändig aufge-

kommen, und daß sie theils in den Gesetzsammlungen überall zerstreut sind. Er fand es daher, und zwar sehr mit Recht, der Mühe werth, das Gesammelte zu einem vollständigen Systeme der Judenrechte zu verarbeiten. Die Quellen, woraus der Verf. geschöpft hat, sind sorgfältig angegeben. Das System erstreckt sich theils auf die rechtlichen Verhältnisse der Juden in Beziehung auf den Staat; theils auf die Privatverhältnisse derselben, sowohl unter sich, als gegen die übrigen Unterthanen des Staats; theils auf die rechtlichen Grundsätze von der Gerichtsbarkeit, dem Gerichtsstande und dem besondern gerichtlichen Verfahren in Judensachen. Hiernach zerfällt das Ganze zweckmäßig in drey Theile, nämlich in das Staatsrecht, das Privatrecht, und das Processrecht. In dem Privatrechte sind auch die Kirchenrechte der Juden mit abgehandelt worden. Diesen drey Theilen geht voran eine Einleitung, worin der Verf. das Nöthige über die Geschichte der Juden; jedoch nur in Hinsicht auf die preußischen Staaten; über den Begriff und Umfang, über die Quellen, und über die Hülfsmittel des preußischen Judenrechts vorausschickt. Uebrigens war es nicht Hauptabsicht; sondern nur Nebenzweck bey Ausarbeitung der gegenwärtigen Schrift, durch Darstellung der jüdischen Rechte auch zugleich der jüdischen Nation zu nutzen, und ihren Glaubensgenossen eine allgemeine Uebersicht ihrer so sehr abweichenden Rechte in die Hände zu geben. — Rec. räumt diesem Werke eine vielseitige und ausgedehnte Brauchbarkeit ein; findet in ihm auch allenthalben Belege, daß der Verf. einen ziemlich vollständigen Apparat von Quellen, Hülfsmitteln und Materialien zur Hand gehabt, und den ihm sich darbietenden reichlichen Stoff mit Einsicht und guter Beurtheilung, wie es von einem so geschätzten Gelehrten und Geschäftsmann zu erwarten stand, zu verarbeiten verstanden hat.

Di.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey dem Abgange des Herrn Professor Matthäi von hier nach Moskwa, benachrichtigte derselbe im 90. Bande 2 St. S. 407 dieser N. A. D. Bibl. seine Gönner und Freunde, welche den ersten Theil seiner zweyten Ausgabe des griechischen N. Testaments erhalten hätten, sich wegen des zweyten und dritten an Endesgenannten Faktor der Meltzerschen Buchdruckerey in Wittenberg zu wenden, wo sie beyde Theile unentgeltlich, jedoch mit Vergütung der Auslage für Briefe, Einpacken und Transport, erhalten würden. Da ich nun zur Uebernahme einer eigenen Officin im Monat Oktober l. J. nach Delitzsch abgehen werde: so werde ich Sorge tragen, daß derjenige, welcher nach mir der Meltzerschen Buchdruckerey vorstehen wird, den dritten Theil, welcher, Hindernissen zufolge, die man nicht voraussehen konnte, bis jetzt noch nicht beendigt ist, auf Verlangen, jedoch unter gleichmäßiger Voraussetzung, übersende; daher ich bitte, alle Briefe deßhalb künftig nicht an mich; sondern an die Meltzersche Buchdruckerey zu addressiren. Wittenberg, im September 1805.

C. A. W. Scharffenberg.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der außerordentliche Professor der Rechtsgelahrheit, Herr Martin in Göttingen, ist als ordentlicher Professor der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, mit einem Gehalte von 1500 Gulden nach Heidelberg berufen worden, und hat diesen Ruf angenommen.

Ebendaselbst ist der bisherige zweyte Professor der Theologie reformirter Seits, Herr Daub, zum wirklichen Kirchenrathe auf der geistlichen Bank des reformirten Kirchenraths-Kollegiums, und zum ersten Professor der Theologie reformirten Antheils ernannt worden.

Der bisherige Domprediger zu Würzburg, Herr C. H. Burkard, ist Stadtpfarrer zu Meirichstadt geworden.

Die philosophische Fakultät der Universität zu Frankfurt an der Oder, hat dem berühmten Reisenden Herrn Oberbergrath A. von Humboldt, der auf dieser Universität zuerst studirte, die philosophische Doktorwürde ertheilt, und ihm zugleich zu seiner für die Wissenschaften so wichtigen Zurückkunft nach Europa, Glück gewünscht.

Der bisherige Professor der Arzneywissenschaft zu Landshut in Baiern, Herr P. T. von Leveling, hat sein Lehramt aufgegeben, und ist Kurpfalzbairischer Landgerichtsphysikus zu Göggingen unweit Augsburg geworden.

Der bisherige Professor der Chemie zu Altdorf, Herr Dr. Juch, ist als Medicinalrath und Professor der Naturgeschichte und Chemie in München angestellt worden.

Der Doktor und ordentliche Professor der Theologie Herr Süskind in Tübingen, ist an die Stelle des verstorbenen Storr, zum Oberhofprediger und Konsistorialrath in Stuttgard ernannt worden.

Herr Dr. J. S. Rosenhain, als Verfasser einer neulich erschienenen Gedichtsammlung bekannt, hat eine Professur am Gymnasium zu Klopstock erhalten.

Der

Der König von Preußen hat dem Direktor des Berlinischen Taubstummeninstituts, Herrn Professor Eschke, eine Präbende am Johannis-Kollegiatstifte zu Minden, cum beneficio resignandi, konferirt.

Der Dr. der Weltweisheit und bisherige Lehrer am Katharineum zu Braunschweig, Herr Höpfel, ist als Professor der griechischen Sprache nach Rostock berufen worden.

Todesfälle.

1804.

Bereits im Januar starb zu Zürich Herr J. R. Murer, Pfarrer zu Albis-Affaltern, Verfasser mehrerer, in Zeitschriften zerstreuter historischer Aufsätze und theologischer Abhandlungen, 53 Jahre alt.

Am 31sten Mai ebendaselbst Herr J. J. Däniker, Professor an der Kunstschule, im 64sten Jahre. Er war, gemeinschaftlich mit dem 1804 verstorbenen Archidiakonus Näscheler, Sammler und Herausgeber des Gesangbuchs für den Kanton Zürich.

Im Junius Herr J. U. Irminger, Pfarrer zu Henbet im Kanton Zürich, 67 Jahre alt. Er war Verfasser der bekannten, noch immer sehr geschätzten, „Fragen an Kinder," welche die asketische Gesellschaft 1775 herausgab.

Am 8ten Jun. zu Ansbach, Herr F. W. Lang, Licentiat der Rechte, und Fürstl. Leiningischer wirklicher Geheim. Rath, 52 Jahre alt. s. Meusels gel. Deutschland IV. Th. S. 335.

Am 22sten Jun. zu Wiblingen, einem österreichischen Kloster in der Markgrafschaft Burgau in Schwaben, Herr C. Klockner, der Theologie und der Rechte Doktor, Prälat des aufgehobenen Benediktinerklosters Benediktbeuern in Oberbaiern, 57 Jahre alt. s. Meusels gelehrt. Deutschland IV. Th. S. 142. 143.

Am

Am 27sten Jun. zu Königsberg in Preußen, Herr J. Schulz, Dr. der Philosophie, Königl. Preuß. Hofprediger, und ordentlicher Professor der Mathematik auf der dortigen Universität, 66 Jahre alt.

Am 3ten Jul. zu Heidelberg, Herr D. W. Nebel, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Doktor, der Chemie und Pharmacie ordentlicher Professor daselbst, 70 Jahre alt. S. Meusels gel. Deutschland V. Th. S. 191. 192.

Chronik deutscher Universitäten.

Königsberg. 1805.

Am 18ten Januar lud Herr CR. und Professor Dr. Wald zur Feyer des Preuß. Krönungsfestes durch ein Programm ein, unter folgendem Titel: „Erster Beytrag zur „Kenntniß der schlesischen Kirchenverfassung." 1 Bog. Fol.

Am 29sten Januar lieferte derselbe, als Einladungsschrift zu der Wolf-Seelhaarischen Gedächtnißrede den zweyten Beytrag zur Kenntniß der schlesischen Kirchenverfassung. 1 Bog. Fol.

Das Osterprogramm, welches den Herrn CR. Hasse zum Verfasser hat, ist überschrieben: Historiae de Christo in vitam et coelum redeunte evangelicae, ex narratione Livii de Romuli vulgo tradita divinitate, illustratio. 2 Bog. 4.

Am 8ten April lud Herr CR. Wald zur Anhörung der Schimmelpfennigschen Rede durch ein Programm ein, welches enthält: Analectorum literariorum Specimen I. 1 Bog. Fol.

Das Pfingstprogramm des Herrn Dr. Graff liefert: Interpretationem Capitis tertii Epistolae Pauli secundae ad Corinthios. 2 Bog. 4.

Am 24sten Mai lud Herr CR. Dr. Wald zur Anhörung der von d. Gröbenschen Gedächtnißrede durch ein Programm ein: Beyträge zur Preuß. Geschichte und Statistik Nr. I. 1 Bog. Fol.

Am

Am 24sten und 25sten Jun. erschienen die 4te und 5te Nummer dieser Beyträge zur Ankündigung der von Tertnau und von Kosporthschen Gedächtnißfeyern.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1805.

In der am 4ten Jul. zu Leipzig gehaltenen Versammlung der Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften, wurde, nachdem der Präsident, Herr Professor Wenk, eine Rede über die Verdienste des Stifters gehalten hatte, durch den dießjährigen Sekretär, Herrn Professor Hindenburg, das Urtheil über die, zur Beantwortung der drey Aufgaben für das vorige Jahr eingegangenen Preisschriften bekannt gemacht. Ueber die erste Aufgabe aus der Geschichte: „Darstellung des Ursprungs, der Rechte, und vornehmsten „Schicksale der Jarlswürde in den nordischen Reichen,“ wurde der Schrift des Herrn Hofraths und Professors von Schlözer zu Göttingen der Preis (bekanntlich ein goldener Medaillon, 24 Dukaten an Werth) zuerkannt. Unter den übrigen eingegangenen Schriften zeichneten sich zwey aus, die das Accessit erhielten. Die eine hat den Dr. der Philosophie Herrn F. C. Rühs zu Greifswalde, die andere den Konrektor an der Nicolaischule zu Leipzig, Herrn Mag. J. G. Lunze, zum Verfasser. — Ueber die zweyte, die mathematische Preisfrage: „Genaue Bestimmung des „Wachsthums und der Erweiterung der mechanischen Wissen„schaften, in dem nächstverflossenen 18ten Jahrhunderte,“ erhielt die Schrift des Herrn Dr. J. H. M. Poppe, Fürstl. Schwarzburgischen Raths, ordentl. Professors der Physik und Mathematik am Gymnasium zu Frankfurt am Main, den Preis. — Unter den eingegangenen Schriften über die dritte Aufgabe aus der Oekonomie: „Ueber den Einfluß „der Atmosphäre auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und „wie können insbesondere die Beschaffenheit, Lage und Kul„tur des Bodens beytragen, diesen Einfluß wirksam zu ma„chen?“ erhielt den Preis die Schrift des Herrn F. B. Weber, ordentl. Professors der Oekonomie und der Kameralwissenschaften zu Frankfurt an der Oder. Ueber die bereits im vori-

vorigem Jahre bekannt gemachten Preisaufgaben für das jetztlaufende Jahr, müssen die Schriften vor Ende Februars 1806 an den Sekretär dieses Jahres, Herrn Dr. Rössig, ordentl. Professor des Natur- und Völkerrechts, eingesandt werden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In dem, bey Gelegenheit der zu Görlitz am 31sten Mai d. J. gehaltenen Sylversteinischen Reden geschriebenen acht Seiten starken Programm, handelt Herr Rektor Mag. Schwarze de Lapide lydio veterum ac recentiorum. Es ist die fünfte der Commentationum Theophrasteatum, welche zu ihrer Zeit in unserm Intelligenzblatte angezeigt worden sind.

Zu Ostern 1806 erscheint die zweyte verbesserte Auflage des französischen Wörterbuchs, welches zuerst bey Schuhmann in Ronneburg herauskam, mit mehr als 2000 Wörtern vermehrt, in Enoch Richters Verlage zu Leipzig.

Verbesserungen.

Im Cl. Bd. 1. St. S. 61. bey Anzeige von Matuschka's Beyträgen zur Kenntniß der Bienen ꝛc. 2r Bd. l. m. st. 1 Thlr. 14 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Erstes Stück.
Drittes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Biblische Vorlesungen zum Gebrauch für Betstunden und zur häuslichen Andacht an festlichen und andern außerordentlichen Tagen; von J. P. S. Bunzel, Pfarrer zu Pommelsbrunn. Versuch eines Beytrags zur verbesserten Liturgie. Nürnberg, bey Bieling und in Kommission in der Fleischerschen Buchhandlung in Leipzig. 1804. 380 Seiten. 8. 1 Rl.

Ein Buch, welches solche religiöse, moralische Betrachtungen enthält, die in den sogenannten Betstunden statt der Psalmen und andrer biblischen Stücke vorgelesen werden können, ist allerdings ein Bedürfniß, welches hauptsächlich von den Predigern auf dem Lande gefühlt wird, wo diese Betstunden noch häufiger, als in der Stadt, eingeführt sind, und wo insbesondre für den nachmittäglichen Gottesdienst an Sonn- u. Festtagen diese Art der Andachtsübung statt findet. Allein so viel Gutes und Erbauliches, auch manche der hier angezeigten Vorlesungen enthalten: so sind doch nicht alle von gleichem Werthe; und am wenigsten scheinen uns die meisten von denjenigen, die für die festlichen Tage bestimmt sind, zweckmäßig abgefaßt zu seyn; da sowohl die Wahl als auch die Behandlung der hier vorkommenden Materien in diesem Betrachte Manches zu wünschen übrig läßt. Die gewählten

biblischen Stellen, die diesen Vorlesungen als Text zum Grund gelegt worden sind, und die daraus hergeleiteten Betrachtungen führen zu häufig auf trockne, unfruchtbare dogmatische Untersuchungen, die von unsern Religionsvorträgen gänzlich ausgeschlossen bleiben sollten; und manche Sätze, die bey dieser Gelegenheit behauptet und erörtert werden, beweisen, wie unbedenklich der Verf. alles das noch unterschreibt, was mit einer richtigern Exegese und mit einer liberalern Ansicht des Inhalts unsrer Religionsurkunden sich nicht verträgt, und was man wenigstens als zweifelhaft und als untauglich zur Erbauung auf sich beruhen lassen sollte, ohne davon eine Gebrauch, für öffentliche oder häusliche Andacht machen zu wollen. Gleich die erste in den Gedächtnißtagen der Ankunft Jesu auf Erden zu haltende Vorlesung über Joh. I, 1 — 5 handelt über die Hülfe von der Person Jesu, von seiner Gottheit, seiner Präexistenz, dem Sinne, in welchem er von Joh. das Wort genannt werde, u. s. w.; welches um so auffallender und unerwarteter ist, da vorher richtig bemerkt wird, »daß alle Vorstellungen von der Person Jesu, wie verschieden sie auch seyn mögen, keinen Einfluß auf unsre Beruhigung und auf den Segen haben, den wir seiner Lehre verdanken; und daß es für uns richtiger sey, zu wissen, was er uns war, und das Glück kennen zu lernen, das die Menschheit seiner Erscheinung auf Erden zu danken hat, und die frohen Aussichten zu entdecken, der er uns durch seine segensvolle Religion eröffnet hat.« — So wird ferner in der Vorlesung am Charfreytage auf die außerordentlichen Begebenheiten, die sich bey dem Tode Jesu ereigneten zu viel Gewicht gelegt; und von dem Zerreißen des Vorhangs im Tempel heißt es: »Welch deutlicher Beweis, Jesus sey jetzt mit einemmal in das Allerheiligste eingegangen, und habe ein ewig geltendes Opfer für die Sünden der Menschen dargebracht, er sey das Lamm Gottes, auf welches die Sünden der Welt gelegt worden.« — Aber auch mit der Ausführung und formellen Behandlung dessen, was den Inhalt dieser Vorlesungen ausmacht, kann man nicht immer zufrieden seyn, da man so oft diejenige Bestimmtheit der Begriffe, und diejenige Ordnung und richtige Folge der Gedanken vermißt, die für Vorträge dieser Art, wenn sie gehörig gefaßt, und ihrem Hauptinhalte nach behalten werden sollen, so noth-

wen-

wendig ist. Ein auffallendes Beyspiel einer solchen unzusammenhängenden, und eine gänzliche Verwirrung der Begriffe beweisenden Gedankenfolge befindet sich in der ersten Vorlesung am Pfingstfeste, wo man kaum seinen Augen traut, wenn man sieht, wie der Verf. von ganz verschiednen Dingen in einem fort, als von einer und derselben Sache, spricht. Wir theilen unsern Lesern die ganze Stelle, ihrer Sonderbarkeit wegen, im Auszuge mit, so daß wir, zu Ersparung des Raums, nur die weitere Ausführung der einzelnen Sätze hinweglassen; aber die Ordnung, in welcher diese auf einander folgen, und die Verbindung, worinn sie mit einander stehen, wörtlich und mit diplomatischer Genauigkeit angeben wollen. »Unser Glaube aber, wenn er rechter Art ist, muß sich »durch Liebe thätig beweisen. Deßwegen nennt die Lehre »Jesu die Liebe des Gesetzes Erfüllung. — — Deß»wegen sagt Paulus mit Recht 1. Kor. 13, 13. Nun »aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drey. Aber »die Liebe ist die größeste unter ihnen. Gott ist die Liebe »selbst; in allen seinen Rathschlägen, in allen seinen »Verordnungen und Gesetzen athmet der Geist der Liebe »die unsre Glückseligkeit will; — — Und wie vorzüg»lich hat nicht Gott seine Liebe, die da will, daß allen »Menschen geholfen werde, durch Sendung seines Soh»nes in die Welt zum Heil und zur Beglückung des »Menschengeschlechts verherrlicht? Mit wie vielem »Recht macht uns Joh. 1. Brief 4, 9. auf diesen höch»sten Beweis der göttlichen Liebe aufmerksam, wenn er »spricht: daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, »daß Gott seinen einzebornen Sohn gesandt hat, in die »Welt, daß wir durch ihn leben sollen. Ohne wahre, »innige, herzliche, kindliche Liebe zu Gott, lässet sich kein »Christenthum denken, das uns Gott immer als liebenden, »für unser wahres Bestes sorgenden Vater vorstellet, das »alle ängstliche Furcht vor ihm zu entfernen suchet. »— — Deswegen hat Gott selbst zum Grundgesetz »aller der Pflichten, die wir ihm zu leisten schuldig sind, »gemacht: du sollst lieben Gott deinen Herrn ꝛc. Und »das Christenthum hat diesen Grundsatz bestätigt. — — »Wer Gott von ganzem Herzen liebet, wird auch mit »gleicher Liebe dem zugethan, den Gott zum Segen für »die Menschen in die Welt gesandt hat, nämlich seinen

» Sohn Jesum Christum, Unaussprechliche Liebe war es ja, » die ihn bewog, unsre Natur anzunehmen, und alle Müh- » seligkeiten dieses Lebens zu erdulden. — — Ihm, den » wir bis in den Tod geliebet (sie) können wir keinen » bessern Beweis unsrer Gegenliebe geben, als wenn wir » seine wohlthätigen Absichten zu erfüllen suchen und die » Anweisungen befolgen, die er uns durch seine Lehre zur » Beförderung unsrer wahren Glückseligkeit in Zeit und » Ewigkeit gegeben hat. Lehrt uns das Christenthum, Gott » als unsern gemeinschaftlichen Vater und uns alle als » Brüder ansehen: so werden wir uns auch unter einan- » der lieben, wie uns Christus, der sich nicht schämte, uns » seine Brüder zu heißen, ein Gebot gegeben hat. Dies » wird machen, daß wir einer dem andern gerne dienen, » einer des andern Last tragen, keiner den andern vorsätz- » lich kränke oder beleidige.« — Was sagen unsre Leser zu diesem Gemengsel? Welche Verworrenheit von Begrif- fen und Gedanken muß durch eine solche Vorlesung bey den Zuhörern entstehen? Und wie ist es möglich, daß der Verf. etwas so Unzusammenhängendes denken, schrei- ben und drucken lassen konnte?

Kr.

Kurze Uebersicht der vorzüglichsten Materien, welche in der Pastoral-Theologie Erläuterung verdienen; von Heinrich Ernst Güte, Professor der Theologie und Oberdiakonus an der Ulrichskirche in Halle. Halle, bey Gebauer. 1804. 13 Bogen. gr. 8.

Der Verf. hat diese Uebersicht zum Behufe seiner Vor- lesungen, welche er im Winter über die Pastoral-Theolo- gie zu halten pflegt, entworfen. Die Materien sind, wenn man bloß eine natürliche Zusammenstellung derselben fordert, richtig geordnet, und es ist auch zu ihrer Erläuterung mehrentheils das Nöthige gesagt. Denn hin und wieder bedurfte es kaum so vieler Worte, und an andern Orten sind manche nicht unwichtige Fragen nur hingeworfen, aber nicht beantwortet. Vermuthlich hat der Verf. dieß seinem mündlichen Vortrage vorbehalten, wo- hin auch allerdings die ausführliche Erläuterung gehört.

Doch

Doch gewinnt selbst ein Grundriß dadurch an Vollkommenheit, wenn das, was vorzüglich Aufmerksamkeit verdient, mehr erläutert, oder doch durch kurze Anzeigen und Winke dem Auge bemerkbar gemacht wird. So finden wir schon in den Vorerinnerungen, wo der Verf. von den Hülfsmitteln, deren sich der Prediger zur Erweiterung seiner Pastoralwissenschaft zu bedienen hat, redet, zwar unter andern auch dieses, daß er mit forschendem Beobachtungsgeist auf die ihn umgebenden Menschen hinsehn und nach eignen Erfahrungen streben müsse, Aber dieß ist auch gerade Alles, was er über diesen so wichtigen Punkt sagt; da doch hierüber und besonders über die richtige Beobachtung des Geistes unsers Zeitalters und der jetzt herrschenden Denkungsart viel Nöthiges und Wichtiges hätte gesagt werden müssen. Ueberhaupt scheint dem Verf. dieser scharfe Blick, der tiefer in die uns umgebende Zeit- und Lokalverhältnisse eindringt, selbst zu fehlen; wenigstens vermissen wir ihn nicht allein hier; sondern auch an mehrern andern Stellen, z. E. wenn er über die Verachtung des Predigerstandes redet, wenn er Regeln giebt, wie sich der Lehrer gegen Zweifler und Ungläubige, oder bey Krankenbesuchen zu verhalten habe. Hier ist zwar das Gewöhnliche richtig angegeben; aber es fielen dem Rec. bey der Lesung sehr bald mehrere nicht unwichtige Fragen bey, die hier entweder ganz übergangen oder nur obenhin berührt waren. Fast zu ausführlich wird über Beichte und Abendmahl geredet; aber dem ohngeachtet wird manchen nachdenkenden Predigern nicht genug gesagt seyn. Auch mit der vom Vf. getroffenen Auswahl der dem Prediger zu empfehlenden Pastoralschriften kann Rec. nach seiner Einsicht nicht ganz zufrieden seyn, da sich darunter so manche verlegne und jetzt beynahe unbrauchbare Waare befindet. Wozu dieser Ueberfluß? Wäre es nicht besser, wenn dem jungen Theologen nur wenige aber auserlesene und sichere Hülfsmittel empfohlen würden? — Doch wir wollen nichts weiter erinnern. Im Ganzen betrachtet, bleibt diese Pastoralanweisung immer für den Vf. zum Zweck seiner Vorlesungen brauchbar, und der Kandidat des Predigamts kann viel daraus lernen, wenn er zumal weiter nachdenken, auf Zeit und Umstände aufmerksam seyn und sich so eigne Erfahrungen zur tiefern Einsicht in manche Punkte

und Vorfälle sammeln will. Alle Pastoralanweisungen helfen nur wenig, wenn der Prediger nicht selbst Willen, Verstand und Kraft zu ihrer weisen Anwendung hat.

Liturgie mit besonderer Rücksicht auf das Hannöverische; von Joh. Wilh. Friedrich Mehliß, Superintendenten der Inspection Oldendorf und Pastor zu Oldendorf und Bensdorf. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1805. 12 Bogen. gr. 8. 14 Gr.

Da es in den hannöverischen Landen noch an einer neuen verbesserten Kirchenagende fehlt, auch die allgemeine Einführung derselben ihre Schwierigkeiten hat: so hat der Verf. sich um so mehr berechtigt gehalten, diese von ihm entworfenen liturgischen Aufsätze seinen Amtsbrüdern öffentlich mitzutheilen, da das Consistorium die Abänderung der alten unbrauchbaren Formulare stillschweigend gestattet, und da er selbst von würdigen Männern zu dieser Bekanntmachung ermuntert worden ist. Seine Absicht war, laut der Vorrede, sie so abzufassen, daß sie für Menschen aus allerley Ständen verständlich und passend seyn möchten. Das Erstere hat er nun wohl geleistet, da sie wirklich in einer ganz populären Sprache geschrieben sind. Was aber das Andere betrifft: so möchten seine Formulare, besonders bey Taufen und Trauungen, nicht alle bey seiner gebildeten Zuhörern den erwarteten Beyfall finden. Mancher wird sich noch an einigen Vorstellungen stoßen, die, wenn sie auch biblisch seyn sollten, doch zur Verhütung alles Mißverständnisses, und selbst um der Lacher und Spötter willen, in unsern Tagen füglich zurück gelassen werden können. Dahin gehört z. E. die in einem Trauungsformular vorkommende Paulinische Stelle von der Herrschaft des Mannes über seine Gattinn. Denn obwohl der Vf. durch seine Erklärung die Härte dieses Ausspruchs zu mildern versucht hat: so möchte es Rec. doch nicht wagen, sich dieses Formulars, so wie es da liegt, bey jeder Trauung zu bedienen, da er aus Erfahrung weiß, wie leicht man durch diese und andere Vorstellungsarten den denkenden und kritisirenden

Kopf

Kopf auf Nebenideen hinleitet, und den Ernst und die Andacht, welche bey solchen Handlungen herrschen sollten, vermindert und stört. Andere werden dem Vortrage des V. mehr Geist und Wärme, seinem Ton mehr Erhabenheit und seiner Schreibart mehr Zierlichkeit wünschen. Da er jedoch selbst in der Vorrede erklärt, daß er seine Formulare nicht für musterhaft halte, und da er bey ihrer Ausarbeitung vermuthlich nur die gewöhnlichen Fälle vor Augen gehabt: so mögen und werden sie denn auch in diesen eine gewisse Brauchbarkeit haben. Wenigstens fehlt es dem Prediger, der etwas Auserleseners sucht, jetzt nicht mehr an andern Hülfsquellen, da wir ja bereits einige sehr gute vollständige Agenden, (z. E. die holsteinische) auch in mehrern periodischen Pastoralschriften einzelne sehr gut ausgearbeitete liturgische Aufsätze haben. Rec. will daher bloß zum Schluß nur noch anmerken, daß in diesem Werke für alle in den liturgischen Handlungen vorkommende Fälle gesorgt ist. Man findet hier Formulare für Taufen — Trauungen — bey Einsegnungen der Wöchnerinnen — kurze Entwürfe zu Beichtreden — Anreden vor der Communion — auch auf jedes Sontagsevangelium und Epistel eine neu ausgearbeitete Kirchenkollekte, eigentlich zum Absingen bestimmt; wiewohl sie auch allenfalls gelesen werden kann.

Ki.

Katholische Gottesgelahrheit.

Anweisung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange von Dominic Gollowitz, Kapitularen des Benedictinerstifts Oberaltaich, der W. und G. D., Kurfürstl. geistl. Rathe, und öffentl. Professor der Dogmatik, Moral und Pastoraltheologie an dem Kurfürstl. Lyceum in Amberg. Landshut, bey Krüll. 1803. 8. Erster Band. 382 Seiten. Zweyter Band. 334 Seiten. 3 Fl. 30 Krz.

Da jedes gute Werk für sich selbst spricht, und also keiner weitläuftigen Erklärung, noch viel weniger einer Apologie bedarf: so hatte allerdings auch der Verf. des gegenwärtigen nicht Ursache, sich weiter darauf einzulassen; doch giebt er in einer kurzen Vorerinnerung als Ursachen, welche ihn zur Verfassung dieser Anleitung, wie er es hier nennt, bestimmten, an, daß er als Lehrer an einem Kurfürstlichen Lyceum über alle Zweige der Theologie, die Kirchengeschichte ausgenommen, Vorlesungen zu halten habe, wobey für ihn, die zum Theil vortrefflichen Lehrbücher der verschiedenen theologischen Wissenschaften, mit denen zu unsern Zeiten mehrere katholische Schriftsteller das Publikum beschenkt haben, doch alle so weitläuftig ausgefallen wären, daß, wenn er nach ihrem Umfange über alle ihm übertragnen Fächer der Gottesgelahrheit besondre Vorlesungen hätte halten wollen, die Zeit schlechterdings nicht würde zugereicht haben. Allein die ihm bestimmte Zeit, wornach der Leser zur genauern Kenntniß des Studienwesens in den Lyceen überhaupt sowohl, als zur nähern Beurtheilung des vorgebrachten Entschuldigungsgrundes begierig seyn mußte, beliebte Hr. G. so wenig anzugehen, als seinen Schluß zu vollenden, daß er demnach nicht nur für die Pastoraltheologie; sondern, wie eben so nothwendig folgt, auch für die andern theologischen Wissenschaften, mit Ausnahme der Kirchengeschichte, eigne Lehrbücher auszuarbeiten sich gedrungen finde. Eher hätte man ihm die beyden folgenden, sogleich damit verbundenen Gründe erlassen wollen, deren Folgerung aus dem Vorhergehenden doch sogleich nicht zu begreifen ist, so wenig sie auch an sich zu bezweifeln sind. »Man »fordert ja,« fährt er nämlich fort, »mit Recht von jedem »Lehrer, daß er mit Literatur und (mit) dem Geiste der »Zeit gleichen Schritt halten soll. Wie könnte er aber das, »wenn ihm nicht so viel Muße übrig bleibt, um zu sehen, »aus welcher Gegend der literärischen Welt der Wind »bläßt?« (wornach er also doch nicht, wie eine Windfahne, sich in seinen Vorlesungen und Ausarbeitungen richten wird?) »Zudem bestehet bekanntlich der größte Theil »der studierenden Theologen aus unbemittelten Individuen,« (was leider! nicht viel Gutes für diese Wissenschaft beweist,) »für welche die Anschaffung der Vorlesebücher über jeden einzelnen Zweig der Theologie sicher zu »kostspielig seyn würde.« Da nun dieses Werk weder an Um-

Umfang, noch am Preise viel geringer ist: so sieht man nicht ein, worin die Bündigkeit jenes Grundes liegt, wenn nicht etwann in der Angabe jener Bedingung der »Anschaffung der Vorlesebücher über jeden einzelnen Zweig der Theologie« ein Wink liegt, daß mit diesem Handbuche also mehrere erspart werden sollten, wodurch sich der V. zwar, vielleicht aus Pastoralklugheit, die Gränzen viel unbestimmter und weiter hinaus setzte, als der Titel seiner Schrift urtheilen ließ; allein desto eher encyklopädisch Alles dahin ziehen konnte, was nur damit in einiger Verbindung stand. Somit giebt er demnach hier auch nicht nur eine Anleitung der Homiletik, Katechetik, Liturgik u. dgl.; sondern auch der Haushaltungs- und Landwirthschaftskunde und aller äussern Verhältnisse der Geistlichen. Da es aber doch auch gut ist, Manches, was sonst in mehrern Schriften erst zusammengesucht werden muß, schon bequem gesammelt zu finden, und Hr. G. wirklich überall liberale Ansichten und nicht gemeine Kenntnisse zeigt: so mag sein Werk immer unter die vorzüglich brauchbaren gerechnet werden, und Rec. hat daher nur noch den Plan desselben anzugeben, und über einiges Einzelne und die Behandlungsweise einige Bemerkungen zu machen, um seine Leser in den Stand zu setzen, nach eignen Begriffen selbst darüber zu urtheilen. In der Einleitung wird zuerst der Begriff und die Geschichte der abzuhandelnden Wissenschaft entwickelt, und dabey, zwar mit etwas scheuer Vorsicht, auch auf protestantische Schriften hingewiesen, wobey vorzüglich die Etymologie der Benennung: »Seelsorger« zum Grunde gelegt wird, die zwar nicht ganz ungewöhnlich, aber doch immer ein sonderbarer Ausdruck ist, und daher auf Rec., als er ohnlängst von einem Fremden mit einem guten Abend, Herr Seelsorger, begrüßt wurde, einen eignen Eindruck machte. Doch giebt das erste Hauptstück erst wieder den »ächten Begriff vom Hirtenamte, in dem Bild eines guten Hirten.« Das zweyte Hauptstück enthält die Nothwendigkeit und Kennzeichen des göttlichen Berufs, wovon doch keine andern angegeben werden, als die in jedem andern Stande auch nützlich und nothwendig sind, die sich jetzt auch vielleicht bey der von einem neuern Schriftsteller vorgeschlagenen Probe bewähren könnten, wenn nämlich jedem in den geistlichen Stand tretenden, sogleich auch in einem andern zu wählenden, so schnell und so gutes Auskommen zugesi-

dert würde. Das dritte Hauptst.: Vorbereitungsmittel zum Seelsorgeramte. Dann wird der Seelsorger in seinem Stande und Amtsverrichtungen geschildert, und zwar I. als Lehrer des christlichen Volks a) durch Erbauung und eignes Beyspiel; b) in erbaulichen Kanzelreden; c) durch nützliche Katechisationen; d) durch seine Aufsicht auf die Landschulen; e) im Privatunterricht nach deren Belehrungs-, Ermahnungs-, Bestrafungs- und Tröstungsfach. II. Der Seelsorger in seinem Amte (wozu also das bisherige nicht gehörte). a) Als Liturg und Ausspender der Heilsgeheimnisse bey der 1) Sorge für die Vorrechte des Pfarramts und der anvertrauten Mutterkirche; 2) Anordnung des äußerlichen Gottesdienstes überhaupt; 3) Sorge für die Errichtung, Ausstattung und Zierde des Gotteshauses, seiner Theile und des zu gottesdienstlichen Handlungen nöthigen Apparats; 4) Vorbereitungsanstalten bey der Ausspendung der Heilsgeheimnisse; 5) der Taufe, 6) Firmung und 7) des Abendmahls; 8) der Buße; 9) Ehe und 10) andern heil. und gottesdienstlichen Handlungen, als verschiednen in der Kirche gewöhnlichen Weihungen, zweckmäßiger Heiligung der Sonn- und Festtage und Bittgänge, Processionen und Wallfahrten und Leichenbegängnissen. III. Der Seelsorger in seinen äußern Verhältnissen gegen verschiedene Personen, in seinen häuslichen Ergötzungen und Privatbeschäfftigungen, und in kluger Anordnung seiner Hauswirthschaft. Da dieses alles nun wieder nach zahlreichen Unterabtheilungen rubricirt ist: so sieht man leicht, daß der V. so ausführlich wie möglich zu seyn gesucht habe; doch wird man, eben weil man hier Alles zu finden hofft, nach Manches ungern vergeblich suchen; so ist z. B. in den 40 Paragraphen, worin von Predigten gehandelt und jede mögliche Art von Gelegenheitsreden angeführt wird, doch der in einem fürstlichen Lande so häufig vorfallenden Feyer von Namens- und Geburtstägen fürstlicher Personen gar nicht gedacht; ob sie gleich durch ihre häufige Wiederkehr, und die Gefahr auf der einen Seite, vom Volke für einen Schmeichler, oder auf der andern von der Regierung für einen Unzufriednen angesehen zu werden, eigne Schwierigkeiten haben, und wohl eine Erwähnung verdient hätten. Allein eben diese ängstliche tabellarische Form, die sich in des Verf. Vaterlande aus der Schule fast mit pedantischer Strenge, auch selbst in den Geschäfftskreis einzuschleichen anfängt, macht oft das nächste

sie übersehen, was nicht eben gerade in die zugeschnittene Form paßt, und daher dem wahren, mit Verstand arbeitenden Geschäftsmanne das leidige Tabellenwesen nur um so verächtlicher. Dieses zeigt sich auch an den von dem Verf. beygebrachten Tabellen; die den, der sie gerade so, wie sie sind, sich zum Muster nimmt, dann, wenn er sie ausfüllen will, oft erst mit Verdruß den mangelhaften Zwang fühlen lassen. So stehen z. E. in der Katechisationstabelle für das ganze Jahr die Sonntage monatweise vertheilt, und zwar für jeden durchaus nur vier, da doch mancher fünf, und das ganze Jahr nicht nur 48, sondern 52 Sonntage hat, wodurch also der mühseelig gemachte Entwurf einer solchen Tabelle beym Gebrauche ganz unnütz lich wird. Eben so sind bey der Wirthschaftsmatrikel in der dritten Rubrike über Waldungen zu bemerken aufgeführt: Mittel zur Ersparung des Brennholzes durch Rauchöfen u. dgl., und ihr Erfolg. Eben so scheint die Eintheilung der Sittsamkeit im Aeußerlichen nach den Augen, der Zunge, den Gebährden und der Kleidung, oder die des Predigtstyles in den niedrigen, mittlern und pathetischen, für jeden, der sich ängstlich in jedem Falle erst fragen wollte, was hier gemeint und anzuwenden seyn dürfte, lächerlich und unmöglich zu etwas Anderm brauchbar, als steife Pedanten zu bilden. Besonders genau ist der V. in der kasuistischen Bestimmung der möglichen Fälle der verbotenen Grade, Sollicitationen, wobey sich sogar die in einer Pastoraltheologie sich um so weniger gut ausnehmende versuchte Verführung im Beichtstuhl findet, Reservationen und Peter und Paul, Barbara und Katharina ꝛc., spielen dabey häufig ihre Rolle: ob es z. E. angehe, daß einer, der seine Frau vergiftet, nach ihrem Tode die, mit der er vorher schon die Ehe gebrochen, ob sie gleich von der Vergiftung nichts wußte, heyrathen dürfe; oder in welchen Fällen aus Gevatterschaften geistliche Verwandtschaften entstehen, Ehen aufgelöst und Heyrathen hintertrieben werden können u. dal. Desto kürzer ist er dagegen bey den Verhältnissen des Geistlichen zu seinem Gesellpriester oder Küster, woraus doch oft unangenehme Fälle zu entstehen pflegen. Schauspiele, weil Unterricht im Laster gegeben wird, was doch, so Gott will! kein Dichter absichtlich thun, und keine Obrigkeit aufzuführen erlauben wird, oder worin der geistliche Stand lächerlich gemacht werde, also auch, wenn schon das, de re fabula narratur

ratur eine heilsame Lehre enthält, glaubt der Verf. mißrathen zu müssen. Doch erlaubt er andre Vergnügungen, und leitet dieß nach Pittorf auf folgende sonderbare Art ein: »Der Kriegsmann steht nicht immer auf der Wache, er hat »seine ruhigen Winterquartiere. Und der Seelsorger, der »alle Stunden des Tages und der Nacht zur Erfüllung seiner »Berufspflichten aufgelegt seyn muß, soll ja doch auch seine »Erholungsstunden haben.« Als Probe der Schreibart und Darstellungsgabe des Verf. mag gleich der erste Paragraph dienen: »Jedem Menschen legt Gottes Gesetz die »Pflicht auf, für seine eigne unsterbliche Seele zu sorgen. »Und in diesem Sinne kann man mit allem Rechte be»haupten, daß jeder Mensch ein Seelsorger seyn müsse. »Es bezeichnet aber dieses Wort auch die Pflichten und das »Amt derjenigen, die von der Kirche besonders dazu be»stimmt sind, daß sie für die unsterblichen Geister ihrer »lieben Mitchristen in einem bestimmten Kreise sorgen, ih»re moralische Bildung befördern, und sie dadurch dem »Endzwecke ihres Daseyns näher bringen. — Es gab schon »in den ersten Zeiten der Vorwelt einige vom Geiste Gottes »beseelte Männer, welche den Namen des Herrn öffentlich »anriefen, allgemeine Laster bestraften, und das Volk an »seine Pflichten erinnerten. Paulus führt eine ganze »Reihe solcher Männer an. Die damaligen Familien»Väter waren zugleich die Priester der Religion, welche »die ihrigen mit der Erblehre bekannt machten, u. s. w.« So wie er also die Patriarchen zu Seelsorgern macht, mit gleichem Rechte wird auch nach Mosheims Auctorität, den Apostoln die Einrichtung einzelner Pfarreyen und Kirchsprengel zugeschrieben. Obgleich die Sprache des Verf. wie aus den angeführten Proben erhellet, für sein Geburtsland und eine klösterliche Erziehung noch ziemlich rein ist, so finden sich doch noch manche eigne Ausdrücke, wie: Geistlehrer; Mannsthörigkeit; an wem verstiftet oder verpachtet; ihnen fühlen lassen; frühzeitige Lesung; ein kernichter Mann u. dgl., wovon vielleicht nicht alle ganz verwerflich seyn möchten. Gern würde Rec., wenn es der Raum gestattete, noch des Verf. Grundsätze über die Pfarrseinkünfte ausheben, da in Bayern jetzt besonders viel darüber gesprochen und verhandelt wird. Doch kann er nun so viel anführen, daß auch Hr. G. dafür ist, denselben einen eignen Fond zulassen, und sie nicht der Unsicherheit der

Staats-

Staatskassen zu unterwerfen; sondern lieber dem Geistlichen ferner auch noch einige Landwirthschaft zu lassen, wobey er für sein Auskommen gesichert, und selbst manches Gute mittelbar zu bewirken im Stande ist. Ueber den Nachtheil, wenn der Pfarrer zu gering gehalten ist, sagt er mit Recht: »Muß eine Gemeinde einmal den Pfarrer ernähren: so »wird er schon bald mit dem Dorfhüter und Flurschützen in »einer gleichen Klasse stehen,« und zum Beweis führt er daher von Mosheim an, der schon für die Hauptursache, warum die protestantischen Geistlichen manchmal ein so schlechtes Ansehn hätten, den so geringen Gehalt und ein so schlechtes Auskommen erklärt habe. Um so unangenehmer ist es, gerade jetzt von den neuen protestantischen Mitbrüdern des Verf. so sehr über ihre gegenwärtige nachtheilige Lage klagen zu hören, wovon Rec. einen traurigen Beweis in einem Briefe aus Oberschwaben, von einem auch dem Publikum nicht unrühmlich bekannten Mann, vor sich liegen hat, an dem er sich nicht enthalten kann, einige Gedanken auszuschreiben: »Unser Zeitalter ist wirklich gegen das »Höchste im Menschen, gegen das Sittliche zu gleichgültig. Zwar redet man jetzt laut von der Nothwendigkeit »sittlicher Reformen und besserer Bildungsanstalten, zwar »spricht jeder von Religionslehrern und Erziehern mit Würde, daß man sich täuschen könnte, als ob diese wirklich für »wichtig angesehen werden. Stimmt aber die That mit dem »Wort überein? Ich kann es nicht finden, selbst nicht, wo »das größte Geschrey darüber erhoben wird. Statt die »Besoldung der Schul- und Religionslehrer zu verbessern, »und ihre Lage sorgenloser zu machen, ihnen damit mehr »Lust zum Arbeiten zu geben, und sie für ihre mehrere »Mühe, die sie sich geben, zu belohnen, zwackt man ihnen »ab, wo man kann; zieht die Naturalbesoldungen ein, »und giebt ihnen den elenden Normalpreis, an dem bey »dieser Theurung so viel verloren geht; nimmt ihre Wohnungen in Anspruch, und muthet ihnen die Verbesserungen »zu; hat für Forst-, Steaßen-, Polizey-Inspektoren Geld »genug, aber für Schulinspektoren nichts.« Doch genug, um das ist nur im blendenden Lichte dargestellte Gemälde nicht in zu tirsen Schatten zu stellen. Gebe die Zukunft nur bald glücklichen Grund, es ganz von besserer Seite zu zeigen.

Eb.

Rechts-

Rechtsgelahrheit.

Ueber die Befugniß Zuchthäuser anzulegen, besonders aus allgemeinen Grundsätzen von dem Zwecke dieser Straf-Anstalt hergeleitet. Von Dtl. Chr. G. von Bülow. Göttingen, bey Dietrich. 1802. 49 S. kl. 8. 4 Gr.

Neue Aufschlüsse darf man in dieser wohlgemeinten Jugendarbeit gerade nicht erwarten; indessen vertheidigt sie die richtige und unter den neueren Kriminalisten von Gewicht auch allgemeinere Meinung, daß das Recht, Zuchthäuser anzulegen, dem Landesherrn ausschließlich zustehe, und keinesweges ein Ausfluß der höheren Patrimonialgerichtsbarkeit sey. Bey dem Geist unsrer Zeiten ist es schon als eine günstige Vorbedeutung für die künftige praktische Brauchbarkeit eines jungen Mannes anzunehmen, wenn derselbe, die richtigere Meinung in einer kontroversen Materie zum Thema seines ersten schriftstellerischen Versuchs zu wählen, sich dadurch nicht abhalten läßt, daß sie zugleich auch die allgemeinere ist. — Der Vortrag des Verf., obgleich korrekt und rein, hat noch etwas Schleppendes und Ermüdendes, welches das aufmerksame Studium klassischer Muster ihm empfehlenswerth macht.

Bm.

Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen; theils in der Göttingischen Juristen-Fakultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Vierten Bandes zweyter Theil. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1802. Fol. S. 276 — 543.

Der würdige Greis rückt in diesem 2ten Theile des 4ten Bandes seiner auserlesenen Rechtsfälle von Nr.

380 bis 430 vor, unter Beybehaltung der bisher bey deren Herausgabe beobachteten Einrichtung, nach welcher er neben einem Conspectus über den Inhalt des ganzen Buches noch vor jedem einzelnen Responsum die themata generalia und specialia in lateinischer Sprache anzeigt. Auch dießmal sind wieder besonders zur Erweiterung der Kenntniß des Familienrechts reichsständischer Häuser sehr schätzbare Beyträge geliefert worden, und wir zeichnen nun unseren Lesern von den mitgetheilten 31 Responsis folgende aus. Resp. 381. enthält in Beziehung auf die bekannte vor dem Reichshofrath anhängig gewesene Streitigkeit wegen der Succession in die Reichsherrschaft Schauen, die Ausführung, daß wenn von zwey in der Sammtbelehnung begriffenen um die Investitur nachsuchenden Prätendenten eines Reichslehens der eine zum Besitz und zur Investitur zugelassen wird, diese Verfügung nicht als ein Mandatum S. C. sondern als eine summarische Entscheidung der Sache anzusehen sey; wogegen also auch die besondern Rechtsmittel gegen die Mandata S. C. nicht statt finden. In dem Resp. 383 entwickelt Hr. Pütter, auf eine Anfrage des apanagirten Hauses Hessen-Philippsthal, wiefern die durch Familien-Gesetze auf eine gewisse Summe Geldes bestimmte Apanage 1) wegen des in der Folge der Zeit veränderten Werths des Geldes und der Lebensbedürfnisse, und 2) wegen vermehrter Einkünfte der regierenden Linie zu erhöhen sey. Herr Pütter will, daß auch auf die Veränderung des innern Werths der Münzen Rücksicht genommen werde. Die Resp. 384 385 u. 386 handeln verschiedene die Grenzen der Hoheitsrechte einer nachgebornen, mit einem Paragium versehenen Linie betreffende Fragen ab. In dem Resp. 387 wird in einer schönen Ausführung der Grundsatz von dem Vorzug der Linial- vor der Gradual-Succession in Beziehung auf einen in dem Löwenstein-Wertheimischen Hause eingetretenen Fall bestätiget. Resp. 388. zeigt wiefern der Vater, wenn er auch nicht primus acquirens ist, unter seinen Nachkommen eine Verordnung über die Successionsordnung machen könne, und beweist zugleich, daß wenn dieß auch in der Form eines Testaments geschehen ist, dieses durch die Geburt eines weiteren Sohnes nicht rumpirt werde. Resp. 390. Die auf den Fall des Todes des einen der apanagirten Herrn ver-

verordnete Vermehrung der Apanage der übrigen tritt auch ein, wenn jener zur Regierung gelangt. Resp. 392. Ueber den Unterschied zwischen Matrimonium marganaticum und Disparagium, und über die rechtlichen Folgen solcher Ehen. In dem vorgelegten Fall war von der Ehe eines Fürsten mit einer Person, deren Großvater zwar schon den Adel erhalten, aber davon keinen Gebrauch gemacht hatte, die Frage. Resp. 399 ist das von Herrn P. verfaßte Gutachten der Göttinger Juristen-Fakultät über die Successions-Streitigkeit der Grafen von Oeynhausen mit Lippe-Schaumburg, wobey die Frage in Vorwurf war, ob die bloß als Bruders Kinder der Mutter des im Jahre 1777 verstorbenen Grafen Friederich Wilhelm Ernst von der Lippe Bückeburg, also bloß durch eine angeheyrathete Dame, verwandten Grafen v. Oeynhausen Ansprüche auf die Allodialverlassenschaft jenes Grafen machen können? oder ob solche nach dem in reichsständischen Häusern üblichen Rechte den Stamms-Verwandten zu überlassen sey? Resp. 400. Das Bierbrauen zum eigenen Genuß kann nicht verboten werden. Resp. 402 betrifft das Recht bürgerlicher Personen zu Errichtung von Erbverträgen. Resp. 403 über den Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Schulen; besonders in dem Stifte Osnabrück, so wie Resp. 405, über die von der Osnabrückischen Stadt Fürstenau geführte Beschwerde wegen der daselbst (von dem damals evangelischen Bischofe) gestatteten katholischen Religionsübung, enthalten Erörterungen der auf die besragten Gegenstände Beziehung habenden Stellen des Westph. Friedens. Mit dem Resp. 406 erhalten die Freunde der Diplomatik einen schätzbaren Nachlaß des verewigten Gatterer durch ein Gutachten über die Aechtheit einer Urkunde vom Jahr 1454, die nach allen Regeln der diplomatischen Kunst mit der Gatterer eigenen Genauigkeit geprüft wird.

Erster Versuch einer Chrestomathie von Beweisstellen für das heutige Römische Recht; vom Professor Hugo in Göttingen.

Auch

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus. Siebenter Band. Berlin, bey Mylius. 1802. 354 S. 8. 1 Rt. 2 Gr.

Herrn Hofraths Hugo Eifer, das Studium der Exegese des Röm. Rechts zu befördern ist bekannt. In dem gegenwärtigen siebenten Bande seines civilistischen Cursus theilt er uns nun eine Sammlung von Beweisstellen für das heutige Röm. Recht mit, die er zunächst zum Gebrauch bey seinen exegetischen Vorlesungen bestimmte. Er hat bey derselben die Ordnung seines Lehrbuchs des heutigen Röm. Rechts zum Grunde gelegt, und diese Sammlung verbreitet sich also über alle Theile dieses Rechts, so daß für jede Materie die wichtigsten, je nach Verhältniß des Gegenstandes mehrere oder wenigere, die Gesetzgebung darstellende Dokumente aus den verschiedenen Bestandtheilen des Corpus Juris abgedruckt sind. Daß die Auswahl der in diese Sammlung aufgenommenen Gesetzstellen meistens glücklich getroffen sey, war von der genauen Bekanntschaft des Herrn H. mit dem Gesetzkörper selbst zu erwarten, und ob nicht diesem oder jenem Gesetze besser ein anderes hätte substituirt, dort eine Beweisstelle aufgenommen und hier eine weggelassen werden können, wäre ohnehin eine für unseren Zweck um so mehr zu weit führende Untersuchung, als bey einer solchen Auswahl immer viele Willkührlichkeit eintritt. Allerdings aber wäre zu wünschen gewesen, daß im Rechte der Forderungen manche Lehren, namentlich die von Beschädigungen, nicht sparsamer hätten behandelt werden mögen, als die vorangegangenen; ein Mangel, den Hr. H. zufolge der Vorrede selbst fühlt, und der daher rührt, daß er das Buch erst während des Lesens eines Collegiums, dem er es zum Grunde legte, ausarbeitete. Der Abdruck der Gesetze selbst ist nach dem Texte der Gebauer-Spangenbergischen Ausgabe des Corpus Juris gemacht und sehr korrekt. Wir bemerken jedoch bey S. 6 Z. 6 und 7 den Druckfehler, exquaestore et exconsule, statt exquaestorem et exconsulem; auch ist S. 317 nach der l. 3. D. de eff. et deiect. ein Punkt gesetzt, der die Verbindung, in welcher dieselbe mit der darauf folgenden l. 4

ejd. tit. stehet, verbirgt, und eben daselbst, wie noch an einigen Stellen, wurde gegen die sonst beobachtete Einrichtung übersehen, die Inscription der Titel, aus denen Gesetze abgedruckt, wurden, beyzusetzen. Noten hat Hr. H. den abgedruckten Gesetzen nicht beygefügt, auch die verschiedenen Lesearten nicht bemerkt. Eine künftige neue Ausgabe soll solche erhalten, wodurch diese Chrestomathie besonders für diejenigen, welche sie als kleines Urkundenbuch des heutigen Röm. Rechts benützen wollen, um vieles brauchbarer werden wird, und Recensent wenigstens ist überzeugt, daß es manchen, besonders jüngeren Freunden des Quellen-Studiums des Röm. Rechts, sehr angenehm seyn müsse, ein Buch zu besitzen, das ihnen in einer zum Durchlesen anziehenden Form die Gelegenheit darbietet, mit den wichtigsten Gesetzen sich ganz vertraut zu machen.

Nz.

Der Gebrauch fremder Rechte, insbesondere des allgemeinen Preußischen Landrechts, als einer Autorität in Deutschland. — Ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber die Redaktion eines deutschen Gesetzbuchs, in einer nähern Entwickelung des Plans und der Grundsätze, mit Rücksicht auf die Recensionen von dieser Schrift von J. E. Reitemeier. Mit fortlaufender Seitenzahl dieser Schrift von S. 130 bis 242. 8.

Der Recensent beziehet sich auf die Anzeige der gedachten Schrift, und des von dem Verf. vorgelegten allgemeinen Gesetzbuchs in dieser Bibliothek, (73. Bd. 1. St.) und was schon dort über den Gebrauch des Pr. Landrechts, als einer der schätzbarsten Autoritäten in Rechtssachen für deutsche Gerichtshöfe, gesagt worden ist. Der vorliegende Nachtrag liefert keine neuen Ansichten dieses Punkts; sondern beschäfftigt sich hauptsächlich mit einer nähern Erläuterung des Plans, wonach der Verf. das erwähnte größere Werk vorgelegt hat, um denselben gegen die Mißdeutung einiger Recensionen, mit denen er nicht zufrieden ist,

zu

zu sichern. In der Sache selbst wird also für diejenigen, die diesen Plan und die Absicht des Verfassers recht eingesehen haben, eben nichts Neues gesagt, und der Streit gegen Kritiken, die nicht ganz sine ira et studio abgefaßt zu seyn scheinen, ist im Ganzen für Leser, die ihre Zeit besser zu gebrauchen wissen, nicht sehr erheblich. Es gilt hier vorzüglich den Recensionen in den Göttingschen gelehrten Anzeigen von 1802. Nr. 85 ꝛc. und der Jenaischen Allg. Literat. Zeit. von s. J. Nr. 75, gegen die der Verf. zu Felde zieht. Wer diesen Kampf näher zu kennen wünscht, den müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

Hz.

Jul. Fried. Malblanc principia juris Romani secundum ordinem Digestorum. *Pars II.* Sectio prior et posterior. Tubingae, impens. Heerbrandt. 1802. 3 Alph. 4 Bogen. gr. 8.

Hiermit ist dieses Lehr- oder Handbuch über die Pandekten zu Ende. Wenn wir den Geist der Zeit recht verstehen: so werden mit ihm zwey Familien von Büchern in der civilistischen Literatur aussterben: erstlich, die Familie der Pandekten-Kompendien nach Ordnung der Quelle; und zweytens die Familie der lateinisch geschriebenen Pandekten-Kompendien. Die neuen Familien, von systematischer und rationeller Abkunft, und von deutscher Zunge, wachsen aus den Gräbern der alten Geschlechter üppig hervor, und blicken auf einen jeden, der nicht von ihrer Art ist, verachtend herab. Sie nehmen die Höhen der Bühne allein ein, und beweisen recht, wie es nun einmal nicht anders seyn kann, daß der Schemel mit Füßen getreten werden muß, durch welchen man zur Bühne gelangt. Wie kann es anders seyn, als daß alles dasjenige, was nicht von dieser Art ist, lieber freywillig zurück bleibt, und seine Stimme nicht weiter mehr hören läßt! Ob bey dieser Veränderung der Dinge die Wissenschaft mehr gewinnt oder verliert, wird sich erst in der Folge und aus der Erfahrung recht gründlich entscheiden lassen.

Na.

Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen, besonders für prakt. sche Rechtsgelehrte. Eilfter Theil. Leipzig, bey Fleischer dem jüngern. 1803. 20 Bogen. gr. 8.

Dieser Theil geht von Mordacht bis Pflichttag, und bestätiget von neuem unser Urtheil, daß das Werk eine Kompilation ohne Plan und Kritik ist. Auch alte Sprachformen sind aufgenommen worden, die man in linguistischen oder diplomatischen Werken zu suchen hat. So z. B. lautet S. 38 ein Artikel: »Myge, Möge, Moye, »Muen bedeutet so viel, als Mühe, Bemühung, Arbeit.« Man glaube aber ja nicht, daß der Plan des Werks sich auf dergleichen alte Sprachformen mit erstreckt; sondern durch irgend einen Zufall ist jener Artikel an seinen Platz gewürfelt worden. — Es verlohnt sich nicht der Mühe, sich bey einem solchen Machwerke aufzuhalten. Mag das Werk nunmehro, nachdem es bis zum P vorgerückt ist, auch das Z erreichen. Den Grund dieses schlechten Buchs und mehrerer anderen Werke, womit die neuere juristische Literatur belästiget worden ist, glauben wir darin zu finden, daß Richter und Advokaten in Sachsen, vorzüglich in den Herzogthümern, zu schlecht bezahlt werden, und es daher leicht räthlicher finden, die Buchmacherey zu treiben, als die Feder in ihrem eigentlichen Amte und Fache zu brauchen.

Ueber landwirthschaftliche Kontrakte und deren Kautelen, besonders in ökonomischer Rücksicht und näherer Beziehung auf Mecklenburg; vom Leg. R. von Ferber. Zweyter Theil, von den landwirthschaftlichen Pachtkontrakten und deren Kautelen. Schwerin und Wismar, in der Bödnerschen Buchhandlung. 1803. 1 Alphab. 9 Bogen. gr. 8.

Wir beziehen uns auf das Urtheil über den ersten Theil dieses Werks, welches in seiner Fortsetzung uns in der Mei-

nung

nung noch weiter bestärkt, daß ihm eine der ersten Stellen unter den Schriften der Kautelar-Jurisprudenz mit vollem Rechte gebührt. Des Verf. Zweck geht dahin, zu zeigen, worauf es bey Eingehung landwirthschaftlicher Kauf-, Pacht- und Pfandkontrakte ankomme, um gegen Processe, Schaden, Ungewißheit und Verdruß möglichst gesichert zu seyn; auch zur Einschlagung der dahin führenden Wege eine sichere, praktische, auf Erfahrung beruhende Anleitung zu geben. Die Sicherheit will er dadurch erreicht wissen, daß auf alle denkbaren möglichen Fälle und Verhältnisse bey Errichtung des Kontrakts unter den Kontrahenten Rücksicht genommen werde. Zu diesem Ende hat er sich tief in das Einzelne, so wie es zur Bildung der Fälle vorzukommen pflegt, eingelassen, und hat stets die faktische Lage der Dinge, so wie sie gegenwärtig, vorzüglich im Mecklenburgischen, angetroffen wird, vor Augen gehabt. Auf den praktischen Zweck ist vorzüglich auch die Einrichtung und Oekonomie des Werks berechnet worden. Weil es nämlich dem Verf. darauf ankam, sein Werk so einzurichten, daß nach demselben wirkliche Kontrakte möchten ausgearbeitet werden können: so hat er sich den Plan dahin gemacht, sowohl die einzelnen Kontraktsarten von einander zu trennen, als auch bey jeder derselben, in sofern eine Trennung statt findet, wiederum das Interesse der kontrahirenden Personen einzeln betrachtet durchzugehen, und das Nöthige darüber anzumerken. Zu gleichem praktischen Zwecke wünscht der Verf., daß sich Jemand finden möchte, der eher, als er selbst dazu würde im Stande seyn, Lust hätte, wirkliche Modelle zu den verschiedenen Arten der landwirthschaftlichen Kontrakte nach Anleitung dieses Werks zu bearbeiten, indem es allerdings weit bequemer sey, bey Anfertigung solcher Kontrakte gleich Modelle vor Augen zu haben, als solche erst nach des Verf. Anleitung Artikel vor Artikel selbst mühsam zusammen zu setzen. — Der erste Theil des Werks begreift den Kaufkontrakt in sich; der vorliegende zweyte Theil den Pachtkontrakt, und es scheint fast, als solle damit das Ganze geschlossen seyn. Wenigstens ist das bereits gelieferte Register über die beyden ersten Theile ein Grund, eine weitere Fortsetzung nicht zu erwarten. Zwar liegt in dem ursprünglichen Plane des Verf. auch noch der Pfandkontrakt, welchen er, nebst den Modellen über alle Arten landwirthschaftlicher Kontrakte einem 3ten Theile vor-

behalten will. So wie der Verf. aber wenig Hoffnung zu machen scheint, die Modelle selbst zu liefern: so verspricht er den dritten Theil nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er die erforderliche Ruhe, Muße und Gesundheit finde; welches Rec. von Herzen wünscht.

Di.

Arzneygelahrheit.

Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus, und Betrachtungen über desselben chemische und physiologische Wirkungen; mitgetheilt von *Ch. Fried. Hellwag*, Doktor der Weltweisheit und Arzneykunde, Hofrath, Leibarzt und Physikus in Eutin, und Beobachtungen bey der medicinischen Anwendung der Voltaischen Säule; von *Max. Jacobi*, Doktor der Arzneygelahrheit und Stiftsarzte in Eutin. Mit einer Kupfertafel. Hamburg, bey Perthes. 1804. 184 S. 8.

Diese Schrift enthält mehrere Beyspiele von glücklicher Anwendung des Galvanismus auf die Heilung verschiedener Krankheiten, z. B. Gicht, Fallsucht, chronischen Rheumatismus, schwarzen Staar, Gehörfehler ꝛc.; jedoch auch Beyspiele, wo sich keine besondern Heilkräfte zeigten; dann eine kurze Uebersicht der physischen und chemischen Wirkungen der Voltaischen Säule, und überhaupt des Fortganges der Entdeckungen über den Galvanismus; auch verschiedene eigene Bemerkungen, z. B. daß Patienten die Wirkung der Batterie in der geschlossenen Kette beträchtlich stärker empfinden, wenn die Drähte der Konduktoren, indem sie kreuzweise übereinander laufen, einander auch zugleich in einem Punkte berühren; ein Phänomen, welches sich der Hr. Verf. nicht zu erklären weiß.

Iw.

Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde; herausgegeben von *I. Schaub*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doktor, Professor der Chemie u. s. w., und D. *Georg Heinrich Piepenbring*, Apotheker zu Carlshafen (jezt Professor der Chemie zu Rinteln). *Ersten Bandes Erstes* und *Zweytes Stück*. Cassel, 1802. — *Zweyten Bandes Erstes Stück*. 1803. Jedes Heft 12 *Gr.*

Den Anfang dieses wissenschaftlichen Journals, macht die Rede, welche bey der ersten Versammlung der Mitglieder der korrespondirenden Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde, des Bezirks Hessen-Cassel, vom Herrn Prof. Schaub gehalten worden; er vergleicht darinnen den Zustand der Chemie und Pharmacie der vorigen Zeiten mit dem der jetzigen; beschreibt die Entstehung mehrerer gelehrten Gesellschaften und die wohlthätigen Folgen ihrer Bemühungen für die Wissenschaften, und schließt damit: »es giebt noch so manche Verbesserung in »der pharmaceutischen Chemie und noch viele Entdeckungen in der arzneylichen Naturkunde um zahlloses Gutes zu stiften. Lassen Sie uns Alles anwenden, was »nur fähig ist, unsern Zweck zu erfüllen, die ärztliche Naturkunde zu erweitern — und die Pharmacie überhaupt »und besonders in Hessen ihrer Vervollkommnung so nahe als möglich zu bringen — dieses letztere muß das »besondere Bestreben unsers Bezirkes seyn. Ihr bekannter Eifer für diesen erhabenen Zweck, — Ihre warme »Theilnahme bürgt mir dafür« u. s. w. Die Frage: Verdient Schwefelmilch (Lac Sulphuris) beybehalten zu werden; und wenn solche bejahend ausfällt, welches ist denn die beste Zubereitung derselben? wirft sich Herr D. Piepenbring auf, und beantwortet solche. Wenn gleich mehrere Chemiker und darunter selbst Gren, Hagen, Mönch, Hahnemann und Göttling keinen Unterschied zwischen der Schwefelmilch der Schwefelblumen eingestehen: so zeigt derselbe, und das mit Recht, wie sehr sich beyde von einander unterscheiden, und daß von jenem eine ungleich schnellere Wirkung in medicinischer Hinsicht

zu erwarten sey. Nach verschiedenen hier geprüften Vorschriften, theilt derselbe die seinige mit — sie besteht in folgenden: Zwey und dreyßig Unzen Schwefel werden mit vier und sechzig Unzen gereinigter Potasche zu einem gleichförmigen Pulver gebracht; hierauf wird ein eiserner Topf, dessen Wände grade auf gehen, auf einem Kohlenfeuer so lange erhitzt, bis ein Tropfen hineingetröpfelt zischt und in die Höhe springt — sogleich bringt man das Pulver hinein und deckt das Gefäß so zu, daß keine Luft hineindringen kann. Nachdem die Masse 5 bis 8 Minuten so gestanden, und auf dem Boden und an den Seiten zufließen angefangen hat, wird sie mit einer stark erwärmten eisernen Pistille so lange gerührt, bis man keine gelbe Klumpen mehr bemerkt. Hierauf läßt man den Topf wieder zwey Minuten bedeckt stehen; rührt dann die immer aufsteigende breyichte Masse mit einem eisernen Spatel um — so fährt man abwechselnd fort, bis Etwas von der Masse im kochenden Wasser gänzlich aufgelöst wird. Man setzt hierauf den Topf vom Feuer und läßt ihn bedeckt so lange stehen, bis er etwas abgekühlt ist. Man übergießt nun dieses geschwefelte Kali mit acht Pfunden Wasser und löset es auf, stellt die Auflösung drey bis vier Tage hin, bis sie ganz hellgelblich aussieht — diese hydrogenesirte geschwefelte Kaliauflösung gießt man in einen großen steinern Topf, schüttet den Bodensatz auf ein nasses leinenes Tuch und und läßt darüber noch vier Pfund Wasser ablaufen. Indem dieses geschichet, mischt man zwey Pfund weiße concentrirte Schwefelsäure mit sechs Pfunden Wasser, und verfähret dann ferner kunstgemäß nach den bekannten Regeln. **Hurhams Spiesglanzwein — ein sehr wirksames aber unsicheres Arzneymittel ersetzt durch eine zweckmäßigere Zubereitung.** Herr Prof. Schaub glaubt die gleichförmige Wirkung dieses Mittels dadurch zu bewirken, daß er in eine Unze Wein zwey Gran Brechweinstein auflösen läßt! Verordnete der Arzt diesen Wein zu einer Unze als ein gewöhnliches Brechmittel: so würde Rec., der nichts weniger als ein Feind von Verbesserungen ist, und sicher wirkende Mittel zu schätzen weiß, dem Verf. unbedingt beypflichten; allein die Erfahrung hat ihm gelehret, daß Hurhams Brechwein, und dieser sowohl für sich in kleinen Gaben gereicht, als auch mit

Opium

Opium verbunden, durchaus nicht eine und dieselbe Wirkung hervorbrachten. Gewiß muß auch Herr S. ein gleiches in seiner Praxis beobachtet haben. Was Herr Apotheker Schmidt in Sonderburg über Apotheken-Privilegien, ihren Werth und über die Vermehrung der Apotheken hier sagt, ist sehr richtig, und verdient allerdings von den Regierungen beherzigt zu werden!

Im zweyten Stücke theilt Herr D. **Hunold** zu Cassel seine Gedanken über die Wirkungsart der äußerlichen Bleymittel mit, und beweist aus Erfahrung, daß zwar von diesen Mitteln, wenn sie äußerlich angewendet werden, nichts ins Blut übergehe; demohngeachtet können sie bey unrechter Anwendung durch ihre austrocknende und zusammenziehende Kraft, schädlich und gefährlich werden. Herr D. **Piepenbring** beschreibt die vom Grafen **Mussin-Puschkin** erfundene Queckſilberseife, und theilt das genau bestimmte Verfahren zu dessen Bereitung mit. Es besteht kürzlich in Folgendem: Anderthalb Unzen reines Queckſilber löst man in starker Salpeterſäure kalt auf, die ganz gesättigte Auflösung verdünnt man mit vier und zwanzig Unzen destillirten Wasser und filtrirt solche. Zu dieser Queckſilberauflösung gießt man unter beständigem Umrühren mit einem gläsernen Stabe, eine, von vier Unzen alicantischer Seife mit vier Pfunden destillirten Wasser gemachte Auflösung, so lange, bis keine Flocken mehr abgeschieden werden. Man erhitzt sodann Alles auf dem Feuer eine Stunde lang, worauf die metallisch-fettige Substanz fest zusammenfließt; dann wird Alles auf ein dichtes Seigetuch gebracht, und nachdem die Flüssigkeit abgelaufen, wird die weiße fettige Masse unter stetem Umrühren völlig mit lauem Wasser abgesüßt, worauf man dieselbe erwärmt und so viel kaustische Kaliauflösung zusetzt bis eine vollkommene Seife entstanden. Diese wird als eine schwarzgraue Masse bey gelindem Feuer bis zur Seifendicke abgeraucht, und in einem Glase verwahrt aufbehalten. H. **Schmidt** in Sonderburg prüfet die **Krügersche** Methode, die konzentrirte Essigsäure mittelst der Zerlegung des essigsauren Bleyes durch schwefelsaures Eisen, zu bereiten; auch so im Gegensatz — die Essigsäure aus dem essigsauren Bley mittelst der Schwefelsäure abzuscheiden. — Ohne diese hier angeführte Umständlichkeit und Berechnung

mußte ja wohl Herr S. wissen, daß letztere Methode der erstern vorzuziehen sey? Herr Krüger der jüngere in Pyrmont beschreibt die männliche Farnwurzel (Polypodium filix mas. L.) um sich vor Verwechselung mit andern Farnarten zu sichern, da nur diese als das wohlthätigste Wurmmittel anerkannt wird — auch Herr Piepenbring glaubt eine noch genauere (wenigstens umständlichere) Beschreibung davon in einem Zusatze zu dieser Abhandlung zu liefern, und offerirt dabey, dem Liebhaber das Pfund zu sechzehn Groschen abzulassen.

Unter der Rubrik: Entdeckungen, Erfindungen und Vorschläge folgen vom mehrgedachten Hrn. Schmidt: Fragmente über den Galvanismus, nebst Vorschlag zu einer liegenden Voltaischen Säule; und vom Herrn Prof. Schaub: Beobachtungen über die Wirksamkeit des Galvanismus in Krankheiten des Gehörs und gänzlicher Taubheit, bey harthörigen und taubstummen Personen, und in einigen andern Fällen; nebst einer kurzen Beschreibung eines sehr einfachen Apparats, und der Methode, welcher er sich mit dem glücklichsten Erfolge bedienet.

Des zweyten Bandes erstes Stück hebt mit einer Abhandlung vom Hrn. Prof. Schaub an, über die vegetabilische Kohle; er stellt hier alle ältere und neuere Erfahrungen über die Eigenschaften, und nützliche Anwendung derselben in der Chemie, Pharmacie und Arzneykunde zusammen, und bestätiget mehrere davon, durch eigene Versuche und Beobachtungen. Eben so liefert auch Herr D. Hunold mehrere nicht unwichtige Bemerkungen über den medicinischen Nutzen und Gebrauch der Kohlen. Eine entdeckte Betrügerey, wo Ringelblumen (Calendula off. L.) mit Safrantinktur gefärbt, als Safran von einem Juden zum Verkauf angeboten worden, theilt oftgedachter Herr Schmidt mit. Sollte denn wirklich, wie derselbe sich ausdrückt: »Geruch, Farbe, Ansehen, Alles was den ächten Safran auszeichnet, war hier vollkommen nachgekünstelt,« so ganz seine Richtigkeit gehabt haben? Nicht nur in den Tamarinden; sondern auch in dem im Handel vorkommenden Süßholzsafte, entdeckte Herr Prof. Schaub Kupfertheile; in letzterm waren sie als metallische Kupferspänchen befindlich, und schon den bloßen Augen sichtbar. Hr. Piepenbring macht die Leser mit einer wichtigen Nachricht bekannt,

bekannt, durch welche die Vermuthung des Herrn Meyer in Berlin: daß die gelbe oder Königschinarinde, die ächte ursprüngliche China sey, bestätiget wird. Diese Nachricht ist aus einem Briefe des schon mehrerwähnten Herrn Schmidt's genommen, und lautet wörtlich: »D. Franziskus Antonius Zea, ein Spanier, der sich als Arzt und Botaniker bey der Expedition nach Sante Fe befand, hat eine interessante Abhandlung über die Chinarinde geschrieben, die er dem Herrn Prof. Vahe in Kopenhagen überschickte, welcher solche mit seinen eignen Bemerkungen bereichert, herausgeben wird. Aus seiner Abhandlung erhellet, daß die China regia die officinelle China ist, und daß unsre gewöhnliche China (Cortex chinae fuscus), nebst der rothen China (cort. chinae ruber) von einem und demselben Baum kommen. Auch hat er außer den bis jetzt bekannten Chinaarten, dort noch weiße China vorgefunden.«

Noch erwähnt Hr. Prof. Schaub der großen Wirksamkeit der Ameisensäure in der Gicht, in einem empirischen Mittel, welches man durch Digestion bereitet, indem eine Bouteille, nebst 1 Loth Rad. Bryoniae und eben so viel Rad. Filicis, halb mit großen Ameisen und der übrige Theil mit Branntewein angefüllet, und den Kranken alle Morgen ein Eßlöffel voll gereichet wird.

Jedes Heft enthält außer diesen noch Auszüge aus Briefen und Notizen von verschiedenem Gehalt und Werthe.

Li.

G. Cuvier — — Vorlesungen über vergleichende Anatomie, gesammelt und unter seinen Augen herausgegeben von *C. Dumeril* — — Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *Gotthelf Fischer* — — *Zweyter Band*, enthält die Organe der Empfindungen. Braunschweig, bey Vieweg. 1804. 749 Seiten. gr. 8.

Dieser Band erstreckt sich von der achten bis zur funfzehnten Vorlesung, wovon jede wieder in mehrere Abschnitte und

und Unterabtheilungen zerfällt. Die darin ausführlich abgehandelten Gegenstände sind im Allgemeinen folgende: der Kopf als Behälter der vorzüglichsten Sinnwerkzeuge betrachtet; das Hirn der Thiere mit Wirbelbeinen; Vertheilung der Hauptnerven in diesen Thieren; die Nervensysteme der wirbellosen Thiere; das Organ des Gesichts und Gehörs, oder das Auge und Ohr; der Gefühlessinn und alle Organe, welche darauf Bezug haben; die Organe des Geruches und Geschmacks. Durchaus findet man auch in diesem Bande wieder einen bewundernswürdigen Reichthum der feinsten und für das zootomische Studium ergiebigsten Beobachtungen und Thatsachen aus allen Thierklassen. Hr. F. hat nur sehr wenige Anmerkungen hinzugethan, weil er seine Zusätze auf einen besondern Anhang versparet, welcher in zwey Abtheilungen bestehen, und theils Nachweisungen auf die für die Physiologie interessanten Resultate und eigene Nachträge, theils literarische Beyträge oder eine Bibliothek der vergleichenden Anatomie enthalten soll. Hr. F. wird sich dadurch um dieses Werk und um die Zoologie überhaupt kein geringes Verdienst erwerben.

Ueber den Schädel Kants. Ein Beytrag zu Galls Hirn- und Schädellehre; von Dr. *Wilh. Gottlieb Kelch*, Privatlehrer der Medicin, Profect am anatom. Theater zu Königsberg. Königsberg, bey Nicolovius. 1804. 61 S. 8. 5 *gr.*

Hr. K. giebt im ersten Abschnitte eine allgemeine Beschreibung von dem Schädel dieses merkwürdigen Mannes, von Stirne, Scheitel, Hinterhaupt, Schläfen, oder von dem Umrisse und der Form desselben im Ganzen. Das Bild wird dann im zweyten Abschnitte weiter ausgemalt, wo Hr. K. die einzelnen Erhabenheiten beschreibend durchgeht, mit beständiger Verweisung auf Hagedorn und Martens. Diesen Untersuchungen des Hrn. K. zu folge waren denn an Kants Schädel kenntlich, und theils mehr, theils weniger ausgebildet: Die Organe des Ortsgedächtnisses, Zahlengedächtnisses, der Freygebigkeit; ausgezeichnet die Organe des Witzes, des metaphysischen Scharfsinnes, und dieß mit dem des Sachgedächtnisses verschmolzen; das der

Gut-

Gutmüthigkeit mehr mit dem der Religion, als mit dem des Witzes im Zusammenhange; die Organe der Religion deutlich, auch die der Darstellung und der Beharrlichkeit; die des Hochsinns, der Ruhmsucht, der Eitelkeit ꝛc. verkleft; hingegen die Organe der Wahrheitsliebe gleichförmig gewölbt; die Organe des Geschlechtstriebes wurden beynahe ganz vermißt; die des Nahrungstriebes bezeichneten mehr Neigung zur Fleischkost; aber die der Bedächtlichkeit waren stark, und mit denen der Beharrlichkeit in Verbindung. Einige Organe konnten gar nicht untersucht werden.

Neue Darstellungen aus der Gallschen Gehirn- und Schädellehre, als Erläuterungen zu der vorgedruckten Vertheidigungsschrift des Dr. Gall; eingegeben bey der niederöstereichischen Regierung. Mit einer Abhandlung über den Wahnsinn, die Paedagogik und die Physiologie des Gehirns nach der Gallschen Theorie. Herausgegeben von *Walther*, der Phil. Med. u. Chir. Doktor, Kurbair. Medicinalrath, ausüb. Arzt und Augenarzt in Hamburg. München, bey Scherer. 1804. 166 S. 8. 18 *gr.*

Dem ausführlichen Titel ist nur noch zuzusetzen, daß diese Schrift als die Fortsetzung einer früheren desselben Verfassers anzusehen ist, nämlich der, auch zu ihrer Zeit in der A. D. Bibl. angezeigten, »kritischen Darstellung der Gallschen anatomisch-physiologischen Untersuchung des Gehirn- und Schädelbaues ꝛc.« Hr. W. erkennt die Erwartung und Anfoderung des Publikums, von Dokt. Gall selbst endlich eine Ausarbeitung über seine Theorie zu erhalten, als gerecht, und will ihr hier durch die Herausgabe der auf dem Titel genannten Vertheidigungsschrift einigermaaßen Genüge thun. Allein Gall selbst trägt darin von seiner Theorie nicht mehr vor, als zur standhaften Vertheidigung gegen die ihm bekanntlich in Wien gemachten Beschuldigungen eben nöthig war. Hr. W. nimmt davon Gelegenheit, über mehrere Punkte seine Bemerkungen mitzutheilen, und diese wieder in ein neu-naturphilosophisches

sches Gewand zu kleiden, wogegen Gall selbst schon protestirte; ob er gleich übrigens mit des Verf. kritischer Darstellung ꝛc. einst wohl zufrieden war, und mit diesen neuen Darstellungen ohne Zweifel auch seyn wird? Das Wichtigste in diesen letzteren ist auf dem Titel schon angegeben: Was Hr. M. unter andern vom Wahnsinne sagt, verdient in mehrerer Hinsicht besonders beherzigt zu werden. Freylich kommen auch manche zu Gunsten der Gallschen Theorie gewagte Behauptungen vor. Z. B. Geitzige, Diebe, Räuber und Mörder müßten in Schutz genommen werden. Denn was können die Armen für ihre Schädelbildung? Es gebe Viele, welche in der menschlichen Gesellschaft für ganz geschickte und brauchbare Männer gelten, sogar in gewissen Fächern viel ausrichten können; welche aber nichts desto weniger, der Kraniosopie zu Liebe, ohne Gnade unter die Blödsinnigen gerechnet werden müßten. Und wahnsinnig würde vollends Niemand leicht, der es nicht immer schon ein wenig war, so lange man ihn nur noch nicht dafür erkannte, u. dgl. Das Neue, was wir hier aus der Gallschen Gehirnlehre erfahren, und was auch, unsers Wissens, sonst noch nirgends vorgetragen wurde, ist folgende, endlich von der Hirnschaale, auch in das Hirn selbst eindringende, scharfsinnige Entdeckung Gall's: »Die Rinde des Gehirns ist das Gehirn selbst, ist die Organenhaut; die Pulpe aber ist wahre Nervensubstanz, so daß von jeder einzelnen Windung der Rinde, als für sich selbstständigem und thätigem Organe, ein ihr einliegender pulpöser Nerve entsteht, und die ganze Medulle des Gehirns nichts anders ist, als ein Konvolut von einzelnen Nerven.« Es wird nun darauf ankommen: ob es Hrn. Gall, der jetzt bekanntlich selbst umherzieht, seine neue Lehre zu predigen, gelingen werde, nicht etwa nur die Laien; sondern auch die Schriftgelehrten, Anatomen und Physiologen, von diesem Satze, wenigstens so, wie er da steht, zu überzeugen?

Handbuch der pathologischen Anatomie; von Dr. *E. G. Voigtel*, Landphysikus und Bergarzt zu Eisleben. Mit Zusätzen von *P. F. Meckel*. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1804.

Erster

Erster Band. 686 Seit. *Zweyter Band.* 655 S. *Dritter Band.* 698 S. gr. 8.

In drey solchen Oktavbänden konnten nun freylich die bisher bekannten mannichfaltigen Abweichungen von der normalen Form und Struktur der verschiedenen Theile des menschlichen Organismus in einem weiten Umfange aufgeführt werden. Daß aber dem Verf. nicht gleichwohl Einiges hie und da entgangen seyn sollte, ist wohl nur alleine bey der Menge von Schriften, worin die hieher gehörigen Beobachtungen zerstreut liegen, kaum anders zu erwarten? Indessen verdient Hr. V. unsern vollen Dank; denn er hat wirklich mit großem Fleiße Alles, was er bey einer ansehnlichen Reihe von Beobachtern auffinden konnte, auf das sorgfältigste zusammengetragen, so daß sein Handbuch schon jetzt an Vollständigkeit von keinem übertroffen wird. Auch hat er das Gesammelte gut geordnet, seine Quellen, worauf hier viel ankommt, überall nachgewiesen, und im dritten Bande noch das nöthige Register beygefügt. Meckels Zusätze sind als neu zu betrachten, und leider! nur durch den Tod dieses trefflichen Mannes abgebrochen worden. Uebrigens liefert Hr. V. seinem Plane nach, hier nur eine genaue historische Aufzählung der Abnormitäten in allen einzelnen Organen selbst, woraus erst eine Theorie der pathologischen Anatomie, oder ein Versuch, die Gesetze zu bestimmen, nach welchen die anormalen Bildungen geschehen, hervorgehen sollte. Angenehm ist sein Versprechen, diesen Versuch, als Anhang dieses Werks, mit nächstem nachfolgen zu lassen.

Ph.

Pharmaceutische Erfahrungen, vorzüglich die Receptirkunst betreffend, zum Nutzen ausübender Apotheker, von einem deutschen Kollegen. Mit einer Vorrede des Herrn Doktor und Hofraths Mönch zu Marburg. Leipzig, bey Fleischer. 1804. 146 S. 8. 14 gr.

Es

Es gewähret Rec. ungemeines Vergnügen, Schriften anzuzeigen, deren Verfasser durch ihre Darstellung beurkunden, daß es ihnen Herzenssache ist, zur Vervollkommnung der Wissenschaft das Ihrige beyzutragen. Das vor ihm liegende Schriftchen gehöret ganz in diese Kategorie; und wenn in solchem auch bisweilen Etwas vorkommt, welchem das Gepräge des Kleinlichen anklebt: so übersiehet man das gerne, weil es von dem übrigen Guten weit überwogen wird.

Rec. überhebt sich der Mühe, einen Auszug hier mitzutheilen, und bemerkt nur, daß außer dem die Receptirkunst Betreffenden, hier noch manche lehrreichen und nützlichen Bemerkungen, über Verbesserungen pharmaceutischer Bereitungen u. s. w. aufgestellt sind, und daß es gewiß Niemanden gereuen wird, sich dieses Werkchen angeschafft zu haben.

Jz.

P. H. Nysten's neue an den muskulösen Organen des Menschen und rothblutiger Thiere angestellten galvanischen Versuche. Aus dem Französischen. Von C. F. Dörner. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. 104 S. 8.

Diese Versuche wurden in der Absicht angestellt, um die Zeit zu bestimmen, in welcher die Organe des thierischen Körpers nach dem Tode das Vermögen verlieren, durch den galvanischen Reiz in Bewegung gesetzt zu werden. Sie geschahen an Hunden, Meerschweinchen, Tauben, einigen wenigen kaltblütigen Thieren und an einem enthaupteten Menschen. Das Herz behält unter allen Theilen jenes Vermögen am längsten; es dauert sogar nach entflohener thierischer Wärme noch fort, ausgenommen, wenn der Tod von der Art war, daß es von Blut aufgetrieben blieb, wo es die Erregbarkeit sehr schnell verlor. Die rechte Herzkammer und das rechte Herzohr behielten sie länger, als die beyden andern Theile gleiches Namens. Schneller vergeht die Erregbarkeit in allen willkührlichen Muskeln ohne Unterschied, und am schnellsten in den muskulösen Organen

der

der Verdauung und der Harnblase. Wenn das Herz für mechanische Reize schon unempfänglich war, wurde es durch den Galvanismus noch in Bewegung gesetzt. Merkwürdig ist es auch, daß die Theile in eben der Ordnung das Vermögen, durch mechanische Reize, wie durch den Galvanismus in Bewegung gesetzt zu werden, verlieren. Dieß zeige, daß der letztere nur durchdringender wirke, als der erstere; übrigens aber keine specifischen Unterschiede hervorbringe. Die Uebersetzung dieser kleinen Schrift ist wohl gerathen.

Lm.

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften, auf das Jahr 1804. *Zehnter Jahrgang.* Mit drey illuminirten und einer schwarzen Kupfertafel. Berlin, bey Oehmigke dem ältern. 1804. 338 Seiten. Taschenformat. 1 Rg. 12 G.

Auch mit dem Titel:

Neues Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie, auf das Jahr 1804. *Zweyter Band,* u. s. w.

Das gute Urtheil, welches Rec. über den vorhergehenden Band dieses Taschenb. fällte, kann er auch mit vollem Rechte auf den vor ihm liegenden anwenden; es ist dieser nicht weniger reich an interessanten Aufsätzen als jener; auch Ordnung und Eintheilung sind in beyden ganz dieselben.

Zuerst die pharmaceutisch-politischen Lehrsätze. Hier wird vom Herrn Hofapotheker Meyer zu Herrn Gehlen's Aufsätze im vorjährigen Jahrbuche — über die gegenseitigen Pflichten des Apothekers und seiner Gehülfen, so wie von letztern über den Aufsatz des erstern in ebendemsl. Jahrbuche, die Apothekervisitationen betreffend, noch mancherley Gutes und Beherzigung Verdienendes nachgetragen.

Abhandlungen über Gegenstände der pharmaceutischen Waarenkunde. Angabe eines Prüfungsmit-

reis der Aechtheit des Guajaks oder seiner Verfälschung mit Geigenharz, nebst Bemerkungen über den von Herrn Prof. Schaub angegebenen Prüfungsproceß. Herr Apotheker Thiemann in Berlin fand gleichfalls, wie mehrere Andere, die von Schaub angegebene Prüfungsmethode des Guajak- und des Jalappenharzes in Rücksicht dessen Verfälschung durch Geigenharz unzureichend, weil, wenn man nicht genau berücksichtigt, daß das zu prüfende Harz in der mindesten Menge Alkohol aufgelöst, und durch die geringste Menge Wasser gefällt wird, auch die Aetzlauge einen bestimmten Grad von Stärke hat, man immer ein unsicheres Resultat erhält. Es verdient daher folgender Vorschlag, den er aufstellt, eher beachtet zu werden: man übergieße eine bestimmte Menge Guajakharz in einem Glaskölbchen, oder in einem kleinen Medicinglase, welches man an einem Bande vorsichtig über Kohlenfeuer hält, mit der vierfachen Menge Terpentinöl, und bringe es dem Sieden nahe. Ist das Guajakharz rein: so erscheint das Terpentinöl, nachdem es völlig erkaltet, wasserhell, und enthält nur einen sehr geringen Theil Guajakharz in sich, wodurch seine Durchsichtigkeit und Farbenlosigkeit gar nicht leidet; enthält es dagegen Geigenharz: so findet sich das Terpentinöl mehr oder weniger gefärbt, und hinterläßt das fremde Harz nach dem Verdunsten in seinem natürlichen Zustande. Eben so verhält sich das Terpentinöl gegen das Jalappenharz. **Bemerkungen über den Saamen von *Daphne mezereum***, vom Herrn Apotheker Citinsky in Warschau — ein nicht unwichtiger Beytrag zu den Untersuchungen der Pflanzenkörper. **Bemerkungen über die Jalappenwurzel** — es wird durch Thiery de Menonville bestätiget, daß diese Wurzel von der Convolvulus Ialappa herkomme, und deren wesentlicher Charakter hier genau beschrieben. **Von der Ipecacuanha und Angusturarinde** — Herr Wildenow setzt nun ganz außer Zweifel, daß die braune Sorte der Ipecacuanha weder von der Psychotria emetica, noch von Cynanchum Ipecacuanha komme; Brotero erhielt die wahre Pflanze aus Brasilien, und gab ihr den Namen: Callicocca Ipecacuanha; da nun nach Schwarz und Vahl die Callicocca die Benennung Cephaëlis erhalten: so muß diese neue Art jetzt Cephaëlis Ipecacuanha heißen. Sie gehört der Beschreibung zufolge, in die erste Ordnung der fünften Klasse,

Lon-

Pentandri Monogynia. Herr Wildenow theilt hier eine halb verkleinerte Abbildung mit, welche er nach Brotero genau kopiren lassen. Allem Vermuthen nach liefert die Psychotria emetica L. eine andere Sorte Ipecacuanha, welche unter dem Namen der grauen bekannt ist. Von der Pflanze, welche die Angusturarinde liefert, erhielt Herr Wildenow einen Zweig von Herrn von Humbold mitgetheilt; er nennt sie nach dem Begleiter desselben Bompland ia trifoliata. Die Beschreibung selbst hat er in den Schriften der Königl. Academie der Wissenschaft mitgetheilt, und liefert derselbe nur die um den zehnten Theil verkleinerte Abbildung. **Ueber die Mischung des ausgepreßten Muskatenöls und die daraus abzuleitende Prüfungsart der Aechtheit desselben.** Vom Herrn Apotheker **Schrader** in Berlin. Es fand derselbe das ausgepreßte Oel, von dem in Holland bereiteten wenig verschieden. **Bemerkungen über die Cantharіden.** Vom Bürger Beaupoli; übersetzt vom Herrn **Gehlen**. Die Bestandtheile derselben waren eine schwarze Substanz, welche aus der wässerigen Auflösung durch Weingeist gefället war — eine gelbe Substanz — eine grüne Substanz — häutiger Rückstand — eine eigne Säure — phosphorsaurer-kohlensaurer schwefelsaurer und salzsaurer Kalk, und Eisenoxyd. Erstere drey Substanzen zeigten für sich äußerlich angebracht, in gleichem Zeitraume die blasenziehende Kraft; aber auf die Urinwege bewies sich bloß der extraktartige Theil wirksam. **Untersuchung der Senegawurzel** Polygala Senega. Es wurde diese dem Herrn **Gehlen** von dem Collegio medico — chirurgico bey Gelegenheit seines pharmaceutischen Kursus aufgegeben; er berücksichtigte dabey vorzüglich die Vergleichung desselben mit der Polygala amara — außer einem bittern Seifenstoff, der letzterer eigen war, zeigten sich beyde in ihren chemischen Verhältnissen von sehr ähnlicher Beschaffenheit. Rec. freute sich dieser Untersuchung, da sie vielleicht mit dazu beyträgt, die Senegawurzel, die jetzt fast nicht mehr zu bezahlen ist, entbehrlich zu machen; denn auch er und mit ihm mehrere Aerzte seines Orts fanden, daß die Wurzel der Polygala amara, wenn sie mit dem vierten Theil von der weißen Pimpinellwurzel (Pimpinella saxifraga L.) in Dekokten, bey Personen, welche die theure Senega nicht bezahlen konnten, angewendet wurde, ganz ähnliche Wirkungen mit dieser hervorbrachten. **Bemerkungen**

über den Thee. Von Desfontaines, übersetzt von Herrn Gehlen — sie enthalten manches Interessante über Kultur, Zubereitung, Gebrauch, u. s. w.

Abhandlungen, chemisch-pharmaceutischen Inhalts. Bemerkungen über die Zubereitung verschiedener Magistralformeln. Von Dr. F. Giese. — Von wenig Belang! Bemerkungen über die Bereitung verschiedener Queckſilberpräparate. Von F. D. Lichtenberg, — giebt manche Aufklärungen über einige dieser Präparate, z. B. daß die in der neuen preußischen Pharmacopoe befindliche Vorschrift zum milden salzsauren Queckſilber nicht die richtigste sey, wie solches auch schon Bucholz und Andere bewiesen haben — daß die Bereitung des essigsauren Queckſilbers mit vollkommnen Queckſilberoxyd weniger gelinge, als wenn man unvollkommnes darzu anwende — und daß des van Mons Angabe, als könne die Säure des salpetersauren Queckſilbers noch mehr Queckſilber oxydiren, und eine vortheilhaftere Bereitung des rothen Queckſilberoxyds bewirken, sich nicht bestätige. Einige Beobachtungen und Erfahrungen über das Verderben der über Pflanzen abgezogenen Wasser. Von J. C. D. Bauhoff zu Nawzie in Gallizien. Eine beträchtliche Menge des in steinernen Krügen wohlverwahrten Rosenwassers hatte seinen Geruch gänzlich verloren; erhielt denselben aber wieder, als es einige Zeit der Berührung der atmosphärischen Luft ausgesetzt gestanden hatte; dem zufolge schlägt derselbe vor, die wohlriechenden destillirten Wasser nie in festverschlossenen, sondern nur leicht mit Papier verbundnen Gefäßen aufzubewahren. Bemerkungen über die Bereitung verschiedener Eisenpräparate, von Carl Koloff in Magdeburg — unter diesen theilt Herr K. eine Vorschrift mit, welche verdient beachtet zu werden, da sie die Sublimation des salzsauren Eisens, die oft bey vielem Aufwand an Zeit und Materialien nur wenig Ausbeute giebt, entbehrlich macht; sie ist folgende: Man löset rothes Eisenoxyd bis zur völligen Sättigung in Salzsäure auf, und dampft die filtrirte Auflösung im Sandbade in einer Schaale so weit ab, bis ein, dann und wann hervorgenommener Tropfen, den man auf einen kalten Körper fallen läßt, erstarrt. Alsdann hebt man die Schaale aus dem Sande und rührt den Inhalt ununterbrochen, bis er

durch

durchs Erkalten trocken und fest geworden ist; man erhält auf diese Weise ein Salz, welches man in gut verstopften Gläsern, an einem finstern Ort aufbewahren muß, welches leicht an der Luft zerfließt, und in zwey Theilen Wasser aufgelöst, als flüssiges salzsaures Eisenoxyd (Liquor ferri muriatici) gebraucht werden kann. Außer der Anwendung zum eisenhaltigen Aether, dient dieses auch sehr gut zur Bereitung des eisenhaltigen salzsauren Ammonium — wenn es mit einer Salmiakauflösung vermischt, und gelinde abgedampft wird.

Die Notizen betreffen dießmal folgende Gegenstände: 1) Ueber die Gewinnung des ausgepreßten Oels aus verschiedenen Saamen, von Herrn Gehlen. 2) Einrichtung eines Windofens, der, außerdem daß man die gewöhnlichen Arbeiten darauf vornehmen kann, zugleich siedendes Wasser liefert — von Herrn Apotheker Bünger in Dresden. 3) Ueber die Angusturarinde. 4) Ueber die Bereitung des Hydrargyri sulphurati und stibiato-sulphurati von Herrn Lichtenberg. 5) Ueber die Zersetzung des Weinsteinrahms vermittelst des ätzenden Kalks, von Vauquelin. 9) Ueber eine eigenthümliche Substanz in der Alandwurzel, vom Herrn O. M. Assessor Rose. 7) Prüfung der Aechtheit des Ricinusöls — von Ebendemselben.

Der beurtheilten Schriften sind achte. So unbezweifelt der Nutzen ist, wenn die Leser des Jahrbuchs mit der neuen chemischen und pharmaceutischen Literatur bekannt gemacht werden, so zweckwidrig findet Rec. die übrige aus langen Recensionen in einem Taschenbuche — sie vergrößern entweder dasselbe unnöthigerweise, oder nehmen den Platz für die Anzeige anderer Schriften hinweg. Die hier nur dem Titel nach angezeigten Schriften hätten füglich alle eine kurze Anzeige erhalten können, wenn die Recension No. 8. die volle drey und dreyßig Seiten durchläuft, abgekürzt worden wäre — ausführliche Recensionen sind nur für kritische Blätter geeignet.

Li.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Sammlung vermischter Gedichte; von Friedrich Wilhelm Gölbe. Hildburgshausen, in Kommission bey Hanischens Wittwe. 1804. 11 Bogen. 8.

Hier tritt ein neuer Dichter auf; der aber schwerlich in der Gesellschaft seiner ältern Brüder sein Glück machen wird. Der Verf. scheint ein Kandidat zu seyn, der in den verschiedenen Orten seines temporären Aufenthalts Veranlassungen zum Versmachen mag gehabt haben, und nun seine Gedichte in einer eignen Sammlung dem Publikum vorlegt. Seine Subscribenten sind alle aus dem Hennebergischen (er selbst giebt Themar als seinen Geburtsort an), Koburgischen und aus Niedersachsen. Wir glauben allerdings, daß er einige Anlage für Dichtkunst habe, und mit der Zeit etwas Vollkommneres liefern könne, wenn er in seine Sprache mehr Bestimmtheit und Korrektheit bringen, beym Streben nach Erhabenheit, Schwulst, und beym Scherz niedrige Plattheit vermeiden, sein Ohr für das Gefühl der Härten im Versbau schärfen, und überhaupt seinen Geschmack durch Benutzung unsrer bessern Dichter mehr verfeinern wollte. Wir müssen diesen Tadel mit Beyspielen belegen. Nur allzuoft weicht die Scansion von der sprachrichtigen Accentuation ab. Welch ein übelklingender Hexameter ist es nicht S. 10.

So auch ward von ihr (der Erde) Freund, der ihr segnender Segen.

Der Verfasser scandirt — anders gesinnet sey (S. 27). Zur Unschuld die Erde zu weihen (S. 32). Er im Lenz Land an. Er macht sapphische Verse, wie folgende: O des himmlisch schönen Anblicks, voll Wonne; oder, würdige Denkmäler der grauen Zeiten. In dem Gedichte Jesus (S. 138) hat nicht ein einziger von allen sechsfüßigen Jamben die Cäsur am rechten Orte. Ueberhaupt fehlt seinen meisten Gedichten der harmonische Fluß des Versmaaßes. Verstöße gegen die deutsche Sprachrichtigkeit sind (S. 40) die Scheitel über den öden Staube erheben;

heben; S. 67: Sieben Thürme zier'n die Stadt. S. 74, wo es vom Thüringischen Schneekopf heißt:

Dort stehen wir, umringt vom Wald,
Der ganzen Schöpfung vor,

S. 90: Blumen an des Weges Rände (weil es sich mit Hände reimen soll). S. 132—133: Mein Gemüth in Ehrfurcht glüht, und Ehrfurcht in mir brennt, statt: Mein Gemüth glüht in Ehrfurcht, und Ehrfurcht brennt in mir. Ferner ebendaselbst:

O! welche Größe, welche Macht
Seh' ich dann vor mir seyn.

Ebendaselbst:

Kein wahres Uebel — seh' ich — hat,
Kein Flecken in der Welt,
In Gottes Wunderschöpfung statt.

Hier sollte das hat nach beyden Subjekten, und nicht mitten inne stehen.

S. 136:

Wenn Gott auch zu nehmen droht,
Thuts nicht euren Herzen noth.

S. 27:

Wie so auf Neuheit sehn!
Zur Welt kommt nichts mehr neu;
Allerwärts sind einerley
Materialien.

Büßchen (das Diminutiv vom Busen) und Grüßchen sind falsche Reime; S. 112, das letzte Wort in der ganzen Sammlung ist Hauseskrieg: so spricht aber kein Mensch in der Welt statt Hauskrieg. Zu Beyspielen von Plattheit und fadem Witze können dienen, S. 22:

O weh! beym schwarzen Raben!
Es reget (regt sich) keine Ader mehr!

S. 21:

— Sie fand es wahr,
Daß in der Mangelnoth Gefahr
Und Todeswürmer schleichen.

S. 136.

Wenn Gott auch zu nehmen droht,
Thuts nicht euren Herzen noth?

An einen Freund, der Vater geworden, S. 116:

Wenn nun dein Söhnchen wimmernd litte
In seinem engen Windeltuch:
Geh' zum Apollo, geh' und bitte;
Er leiht dir gern sein Notenbuch.

Und nun das witzige Tischlied auf einen gebratenen Hasen:

Furchtsam lief der Hase
Ueber Thal und Feld.
Da er sich zum Glase
Nun hieher gesellt:
Läßt er Furcht und Zagen
Auf dem Weg zum Magen.

Der Gefahr entsprungen,
Ist er nun in Ruh.
Weil ihm dieß gelungen,
Trinket Wein ihm zu!
Bey dem Wein im Magen
Soll er uns behagen.

S. 34:

Das Licht der Welten gehet unter — um Ruhe zu suchen.

Ein Kind bringt seinem Vater Veilchen, und spricht:

Ach, Vater, sagen Sie mir doch!

Einige Beyspiele von Dunkelheit oder Bombast mögen den Schluß machen, S. 58:

Wie stillt sich da das Brausen des Busens,
Den des Geschickes Wirbel
Im Kreise drehr.

Ein brausender Busen, den der Wirbel des Geschickes herumdrehen soll — wenn das nicht Unsinn ist, so giebt es keinen. An die Muse in trüben Stunden, heißt es S. 108:

Bitter für die Freundschaft sind die Schmerzen,
Wenn ihr Feind ihr Herz durchsticht;
Bitter, wenn mit Unmuthssinn die Reue
Nun versüßtes Angedenken sieht;
Wenn, umhüllt von Trauerflor, die Treue
Nach der Zukunft Freuden sieht.

Wer vermag dieß zu verstehen? Ueber eine Trennung sagt der Dichter S. 36:

Es wird getrennt — doch gieße,
Je mehrere Thränen fließen,
Die Gottheit Oel ins heil'ge Lämpchen

Der

Der Freudeerinnerung die Fülle,
Uns einst zum Wiedersehn
Das ewige Licht zu nähren
Und für den Nachgenuß die Wonne
Der Freundschaft ferner zu erhellen.

Das heißt doch, eine Allegorie ausdehnen! Die armen Rheinländer werden getröstet:

Du klagst mit Recht — doch laß die Klage,
So laut sie in dir spricht,
In gestern, wo die Kriegesplage
Den wilden Muth verlor, verhallen!

An die Ruinen alter Bergschlösser heißt es:

Da im Anblick (eines) jeden (oder jedes) Beschauers
steht ihr!
Seht aus Wüsteney'n und Stand entgegen —
Schönern Ruhm merkwürdiger Seltenheiten?
Euter Verehrung?

S. 107:

Ein Mädchen mit Fehlern empfindet in sich,
Beym Denken und Fühlen
Und Schaffen und Spielen
Die Würde des menschlichen Adels —

Ich dächte lieber Bescheidenheit und Demuth! Bey Gelegenheit der wider Vermuthen gut ausgefallenen Aerndte von 1802 singt der begeisterte Dichter:

Heut' beschämt die Aehren wieder!
Färbe sie roth mit eurer Schaam.

Welch ein verunglückter Witz! Wer kann eine Zusammensetzung dulden, wie folgende?

Die kummervolle Sorg durchkroch
Mit Dorn und Feuer oft mein Herz!

Die erträglichsten, doch deßwegen nicht fleckenfreyen Gedichte, in der ganzen Sammlung sind: Der freundliche Schöpfer; Jugend hat nicht Tugend; die Wahl (einer Gattinn); die Sehnsucht nach Ruhe; Einladung (in eine Spinnstube) und (die Kunst) glücklich zu seyn. Die Versarten sind verschieden; der Verf. dichtet in Hexametern, sapphischen, gereimten und ungereimten Jamben, auch bisweilen in selbst geordneten Sylbenmaßen; die aber meistens unangenehm in die Ohren fallen.

Gi.

Romane.

Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786. Zehnter Theil. Leipzig, bey Göschen. 1805. 8. mit Kupf. nach Schnorr von Böhm. 410 S. 1 Rt. 18 Gr.

Und so beschlössen sich denn mit diesem Theile die in die lieblichsten Dichtungen eingekleideten psychologischen Versuche; denn der verständige Leser hat doch gewiß in dieser Reise eine höhere Tendenz als die, den Leser bloß zu unterhalten, gefunden. Der Recensent würde es dem Verf. sehr gedankt haben, wenn er bey der Zahl der Theile seiner Reise lieber die Zahl der Apostel, als die Zahl der heiligen Gebote genommen hätte. Auch dieser Theil ist mit dem ungemeinen Beobachtungsgeist, das menschliche Herz zu verrathen, mit der fruchtbaren Phantasie, mit der kräftigen, unnachahmlichen Prose, und mit dem so zart und doch so bestimmt jeder Gemüthsstimmung sich anschmiegenden Verse gearbeitet. Munter beginnen die Abentheuer dieses Theils, und mit einer ernstlichen Ansicht des Lebens beschließen sie. Zu den Ereignissen, die den Gemüthszustand unsers wohl bekannten Reisenden vorzüglich charakterisiren, rechnet der Rec. folgende: Zu Brescau wird der Reisende auf eine doppelte Art sehr interessirt, einmal durch die an jenem Felsen sich findenden Muscheln, die für den Kenner sehr berühmte Leckerbissen sind; sodann durch den Anblick des Staatsgefängnisses, das in diese Felsenmasse gehöhlt ist. Die Schuldigen und die unschuldig Verdächtigen sehen, wenn sie dieses Gefängniß betreten haben, die Sonne nicht mehr, und die Wellen des Meeres schlagen an die Felsmauer dieses fürchterlichen Ortes an. Unwillig über diese ausgesuchte Tyranney, und schon drauf und dran mit der Welt zu zanken, setzt sich der Reisende um die berühmten Schaalthiere zu essen, und nun mag er selbst sprechen: »Erklärte es der Hunger nicht einigermaaßen, der seit dem Frühstücke mit der kleinen Margot, mir immer heftiger zusetzte: so wäre es unbegreiflich, wie eine Leckerey aus der Nähe einer solchen Marterkammer den schreckhaften Eindruck derselben in dem Grad schwächen konnte, daß mir auf die Letzt die armen Menschen, die dort schmachten, nur noch als entfernte

re Freunde vorschwebten, auf deren Gesundheit man sich leicht einen Rausch trinkt, da unser machtloses Bedauern, wenn sie auch noch so unglücklich wären, ihre Thränen nicht abtrocknen, und unsere strengste Kasteyung ihre Leiden nicht heben kann.« Die melancholische Prophezeihung, die dem deutschen Reiche der Verf. giebt, ist schon aus Archenholz's Minerva bekannt; man würde sie noch einmal so gern lesen, wenn man vergessen könnte, ein Deutscher zu seyn. Dann aber schmerzt es von dem Staate, dem man zugehört, zu lesen:

An Helden leer, an Redlichen noch leerer,
Schien mir der Staat nur einer Wüste gleich,
Sein Glanz ging unter, und der Mehrer
Des Reichs fiel wie das Reich.

S. 343 und f. wird das Endurtheil über diese Reisebeschreibung in Rücksicht des Processes mit der Moral dahin abgegeben: daß wenn dem Verfasser immer ein Arzt, wie Sabatier, ein Mentor, wie St. Fauveur, zur Seite gestanden hätte: so würde seine Reisebeschreibung Zweifels ohne nicht minder erbaulich und nützlich für die Kinderstuben ausgefallen seyn, als weiland Fenelons seine vom Telemach; denn sich selbst überlassen, belehrte uns sein Tagebuch nur zu deutlich, komme er in allem Guten eher zurück, als vorwärts. Diesem Endurtheil giebt der redliche Freund Jerom noch ein so wohl überdachtes Gebrauchsrecipe für diese geistige Medicin bey, daß der Verfertiger wenigstens ohne alle Sch..ld ist, wenn sie dennoch bey einigen Lesern ihren Zweck nicht erreichen sollte. Nachdem der Verf. bey dem vorgehabten Ankauf einer falschen Venus von Titian trotz seiner vielen Erfahrungen wieder getäuscht worden; nachdem er noch manche neue Erfahrungen über die Bedürfnisse der geistlichen Herren, und über die Arten sie zu befriedigen, gemacht; nachdem ihm die kostbaren Manuscripte, die er schlau dem heiligen Fiacres abgehandelt, gerichtlich wieder abgenommen worden, und er aus Furcht sich in den Schutz eines Russischen Capitains gewiesen, von dem er zur Ergänzung seiner Sammlung aufgestellter medicinischer und philosophischer, theologischer und artistischer Windbeutel, auch die Zeichnung eines politischen erhielt, die aber der Wind zerstiebte; nachdem er in die Arme seines Freundes Jerams, und aus diesen endlich wieder in Berlin glücklich ein-

eingetroffen, schließt er damit: »Weder an einen Ort, an ein Amt, noch an Pflichten gebunden, die ich mir nicht selbst als Weltbürger auflege, soll mir der Spielraum des Vaterlandes, wo nicht zum Schauplatz meiner merkwürdigen Thaten, doch zu einem Spaziergange dienen, auf dem ich bald hie bald da eine Handvoll Saamenkörner edler, wohlthätiger Gefühlpflanzen ausstreue; sollten sie auch dann erst keimen und gedeihen, wenn ich schon längst in seiner heiligen Erde, unter dunkeln Ahndungen und unaufhörlichem Rufen nach Licht, die letzte Leitersprosse zum Auctritt in jene Warte seliger Zukunft gewonnen — an ihrer hellen Pforte meinen Staubmantel abgeworfen, und nicht, wie hier, zu befürchten habe, ein Brandopfer der Langenweile zu werden. Denn dort —

Wenn aufgeschwungen aus dem Schlamme
Des Irdischen, mein freyer Geist,
Ein Lichttheil in der Schöpfungsflamme,
Das Unermeßliche bereist,
Mit Schwanenlust im Aetherstrome
Reingeistigen Bewußtseyns schwimmt,
Von einem zu dem andern Dome
Der Sterngebäude weiter klimmt,
Im Drang, die Feder zu entdecken,
Die dieß geheime Uhrwerk dreht,
Mit immer freudigerm Erschrecken
Zu neuen Wundern übergeht —
Dort sey mein Tagebuch der Lehre
Abwechselnder Zufriedenheit,
Mein Wandelgang zu jeder Sphäre
Der Ueberraschung nur geweiht;
Denn ohne sie wie schmacklos wäre,
Bey stetem Kreislauf, mir die Ehre
Einförmiger Unsterblichkeit!

Der Rec. wünscht dem Verfasser aufrichtig, daß die Zeit, wo er seinen Staubmantel abzulegen hat, noch weit entfernt seyn möge; daß er noch lange durch seine geistreichen Werke die große Anzahl seiner Leser von einer Ueberraschung zu der andern führen möge. Und wenn er einst spät und Lebens satt den Staubmantel abwirft: so kann einem solchen beobachtenden Geiste auch wohl nicht bange seyn, in einem andern Leben von der Langenweile gereinigt zu werden. Dieser Geist wird immer die zartesten Verschiedenheiten, die entferntesten Aehnlichkeiten aufzufinden, und durch neue Verbindungen den Weg zu neuen Ansichten zu

bahnen, verstehen. Wer mit diesen kleinen Massen der Erde, mit diesen beschränkten Kräften des Geistes hienieden schon so gut zu haushalten und das Unbekannte zu Tag zu fördern wußte: wie kann und wird es dem an Stoff ewiger Beschäfftigung fehlen, wenn ihm große, unendliche Massen und noch ungeahnete Kräfte übergeben werden?

Tm.

Eduard Hohenstein und seine Freunde. Eine Familiengeschichte unserer Tage. Erster Band. Mit einem Kupfer. Leipzig, in der Schäferischen Buchhandlung. 1802. 414 S. 1 Rt. 16 Gr. Zweyter Band. 1803. 417 S. 1 Rt. 14 Gr. Dritter Band. Erste Abtheilung. 1804. 366 S. 1 Rt. 12 Gr. Dritter Band. Zweyte Abtheilung. 1804. 313 S. 1 Rt. 12 Gr.

Dieses Contingent zur Lektüre des Tages — wie es der Verf. in dem vorgesetzten Prologe nennt — soll die auch schon auf dem Titel als Motto angegebene Wahrheit aufs Neue einschärfen: wer gut ist, findet überall Gutes. Zugleich behauptet er, daß die Geschichten, die er hier erzählt, mehrentheils wahr; nur um ihnen in unsern Zeiten einen bessern Eingang zu verschaffen, mit romantischen Dichtungen durchwebt sind; daß unschädliche Unterhaltung der Gesichtspunkt sey, welchen er dabey einzig vor Augen gehabt habe. So wenig auch Rec. die gute Absicht des Vers. verkennen, und von diesem seinen ersten Versuche, wie er in der Zueignung an die (schon seit dem verstorbene) Frau Erbprinzessinn zu Mecklenburg-Schwerin genennt wird, etwas Vollkommenes fordern will: so muß er doch nach seiner Ueberzeugung gestehen, daß dieser Roman zu den mittelmäßigen gehört und von den Talenten seines Urhebers zu dieser Dichtungsart keine große Erwartungen erregt. Die Charaktere der darin handelnden Personen ähnein sich, einige kleine Nebenzüge abgerechnet, zu sehr, als daß sie die Anhänglichkeit der Leser lange lebhaft fesseln. Reichthümer und äußeres Glück fallen ihnen so überreichlich zu, daß man die Erdichtung nicht zu deutlich gewahr werden, und es geht über-

überhaupt Alles zu sehr den gewöhnlichen abgebrauchten Romangang, als daß man nicht schon vorher sehen sollte, wie Alles zur völligen Beruhigung Aller einen glücklichen Ausgang nehmen wird. Dazu kommt noch, daß so viele und so mancherley Geschichten mit einander verbunden sind, daß man den Faden der einen nur zu leicht über den Faden der andern verliert; daß der größtentheils brieflich eingekleidete Vortrag nicht lebhaft und gedrängt genug, vielmehr sehr weitläuftig und nicht selten predigend ist. Besonders hätten die Briefe des Thomas Ehrlich der kritischen Scheere bedurft, und vorzüglich manche Schilderungen in einem derselben (2. B. S. 147. 148.) ausgemerzt werden müssen, weil sie mit dem schon vorher angegebenen Zwecke des Verf. »einer unschädlichen Unterhaltung« nicht übereinstimmen. Die Sprache ist sonst ziemlich rein und richtig; unter mehrern bemerkten Abweichungen davon, will Rec. nur folgende angeben: für st. vor Freude (1. Th. S. 122, 2 u. 178, 13 u. s. w.), Muse st. Muße (1. Th. S. 170, 3 u. 251, 6.) rufte st. rief; trügte st. trog; Pläne st. Plane. Manche einzelne Unrichtigkeiten ist Rec. geneigt, für Druckfehler zu halten; allein daß Mad. Recamier (bekanntlich die Frau eines der reichsten Banquiers in Paris) zweymal Mad. Remadier genannt wird, ist wohl mehr als Druckfehler. Will der Verf. seinen (3. B. 2. Abth. S. 187) in der Note geäußerten Vorsatz erfüllen, und eine hier nur angedeutete Erzählung drucken lassen: so suche er sich über das Mittelmäßige zu erheben; denn dessen haben wir leider schon mehr als zu viel.

Wb.

Weltweisheit.

Von der Natur der Dinge in drey Büchern; von Joh. Jac. Wagner. Mit einer physiognomischen Kupfertafel. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 613 S. 8.

Wem damit gedient ist, die Schellingische Naturphilosophie nach ihrem ganzen Detail kennen zu lernen, dem kann gegen-

gegenwärtige Schrift sehr gute Dienste leisten. Man hat sich aber, däucht uns, des Polarisirens und Differenziirens schon so satt gelesen, daß man sich schwerlich überwinden kann, auch noch einen so voluminösen Kommentar über diese Ausgeburten unseres Decennii zu durchblättern, die ohne Zweifel auch bald wieder andern werden Platz machen müssen, wozu der Hr. Verf. sehr große Anlage zu haben scheint. Nach einer vorausgeschickten Einleitung, behandelt der Verf. im ersten Buche die allgemeine Natur (Physik), im zweyten die organische Natur (Physiologie), im dritten die geistige Natur (Psychologie). Da wir in dieser A. D. Bibl. schon öfters Gelegenheit gehabt haben, die Willkührlichkeiten und Inconsequenzen des Schellingischen Systems bemerkbar zu machen: so begnügen wir uns, hier nur einiges die Mathematik Betreffendes auszuzeichnen, was wir uns noch nicht gelesen zu haben erinnern, und füglich eine Probe von den tiefen Kenntnissen des Verf. in der Mathematik abgeben kann. Alle Potenzirung setze Duplicität voraus, daher sey die Potenz von 1 nicht auszudrücken, und 1^2 gehöre unter die fingirten Supplement-Begriffe der Mathematik. Aus 1 entstehe nur durch Addition eine Zahl, wie durch Addition von Punkten eine Linie (!): aber die kleinste Addition von 1 gebe eine Zahl $=2$, so wie die geringste Zusammensetzung von Punkten (zwey Punkte neben einander) eine Linie, und mit dieser ersten Addition fange die Möglichkeit der Potenzirung erst an. Die Bezeichnung $2^2=4$ sey daher unrichtig, und man müsse schreiben $2^1=4$; dann $2^2=8$ u. s. w. Der Kubus sey nicht durch a^3 sondern durch a^2 auszudrücken. — — Es sey wunderbar, daß die Mathematik durch ihre Funktionenlehre schon längst die Processe der schaffenden Natur nachgeahmt habe, ohne auch nur zu ahnden, daß diese Funktionen Abstraktionen der Physik seyen, und von der Natur-Philosophie (??) erst ihre volle Bedeutung erhalten könnten; und eben so wunderbar habe der Logiker bisher sein Werk betrieben, ohne sich als geistiger Chemiker anzuerkennen, und seinen Denkgesetzen mehr als idealen Werth zu verschaffen. Man dürfe daher sich nicht wundern, woher die Mathematik ihren Stolz auf unfehlbare Gewißheit habe. Sie producire überall genau so, wie die Natur reell, nämlich durch Totalität der Wechselbestimmung. Jede Gleichung sey ein kleines Universum, wo

Alles

Alles sich organisch wechselseitig bestimme, wie der Organismus. Setze der Mathematiker eine Linie $= x$, und die Theile desselben $= a + b$: so habe er folgende Wechselbestimmungen $x = a + b$; $a = x - b$; $b = x - a$, drey Erkenntnisse, deren jedes das andere voraussetze. Freylich entgehe es dem Mathematiker, daß a etwa positiv, b negativ, und x ein Magnet (!) sey. Aber er habe doch diese drey Erkenntnisse der Form des Organismus unterworfen; indeß dem Philosophen selbst x als Magnet noch ein Fragment der Natur bleibe. Es könne nach den gegebenen Ansichten nicht schwer seyn, zu erklären, warum der bloße Mathematiker nicht nur, wie gewöhnlich, ein geistloser Mensch (!) sey; sondern warum er es nicht immer seyn müsse (!!) (Mathematiker sind dem Hrn. Vf. doch wohl nur bloß die mechanischen Rechenmeister. Aber wird sein Urtheil nicht einen Euler, La Place u. dgl. treffen?) Um das Studium der Mathematik humaner zu machen, räth er die reine Mathematik in Philosophie zu verwandeln (als wenn sie das nicht schon lange wäre; nur mit dem Unterschiede, daß sich die Mathematiker doch alle verstehen). Um ein Beyspiel zu geben, wie dieß der Verf. meint, so nimmt er einen Ausdruck z. E. $a.x = c.b$. Setzt nun hieraus der Mathematiker $x = \frac{c.b}{a}$, so heiße dieß philosophisch ausgedrückt: »Wenn zwey Produkte, jedes von zwey »Faktoren, sich gleich sind, so sind auch die Faktoren »beyder Produkte wechselsweise in jedem enthalten« Oder auch $x^n = r$ heiße philosophisch ausgedrückt »eine »Potenz niedriger Ordnung ist gleich einer einfachen »Größe höherer Ordnung,« und dieß sey denn dasselbe mit dem Satze: »das Maximum einer niedrigen Stufe »werde zum Minimum einer höhern, z. B. das Maximum der Deklamation werde zum Minimum des »Gesanges«. Also dieß ist Philosophie in der Mathematik, daß Sätze, die der Mathematiker in Zeichen ausdrückt, weitläuftig in Worte übergetragen werden? Studiere doch der philosophische Hr. Verf. erst Mathematik, ehe er sich durch ein solches Urtheil über die Geistlosigkeit der Mathematik vor dem ganzen vernünftigen Publikum compromittirt, und dadurch zu erkennen giebt, daß er von dem wahren Geiste der Mathematik eigentlich gar nichts versteht.

Zw.

Chemie

Chemie und Mineralogie.

Von den chemischen Processen, den dabey sich darbietenden Erscheinungen, nebst Darstellung der sie bewirkenden Mittel und Ursachen. Von Ferdinand Giese, der Weltweisheit Doktor, u. s. w. Berlin, bey Frölich. 1804. 16 und 262 S. 8. 1 Rf.

Die Rubriken dieser kleinen nicht unwichtigen Schrift sind folgende: Von der Wärme. — Von der Verbindung und Trennung der Körper. — Von der Verbindung der Metalle mit Säuren. — Sättigung und Neutralität. — Von der Krystallisation. — Von der Fällung oder Niederschlagung. — Von der Verflüchtigung. — Von der Efflorescenz, und von den Vorzechten der Verwandtschaft.

Bey der Darstellung der Art und Weise, wie ein chemischer Proceß erfolgen könne, und bey der Untersuchung, wie der Zustand beschaffen sey, in welchen die Körper dadurch versetzt werden, und wie die dabey sich darbietenden Erscheinungen zu erklären seyn; hat der Herr Verf. die Aufstellung mehrerer speciellen Fälle vorangehen lassen, und die Erscheinungen, welche dabey wahrgenommen werden, zusammengereihet, um dadurch desto sicherer den Weg zu finden, welchen er zur Erlangung seines Zwecks eingeschlagen.

Nachdem er überhaupt den ganzen Erfolg eines chemischen Processes nach dynamischen Grundsätzen erkläret, untersucht derselbe, ob die gegebene Erklärung auch in der Chemie allgemeine Anwendung finden könne, und zeigt bey dieser Untersuchung, daß die dynamische Erklärungsart nicht wohl in dem Gebiete der Chemie selbst anwendbar sey, und daß es der deutlichen Versinnlichung wegen besser seyn würde, bey den chemischen Erklärungen die atomistischen Grundsätze zum Grunde zu legen. Es scheine zwar sonderbar zu seyn, eine Erklärungsart anzurathen, die auf falschen Grundsätzen beruhe; aber dieser Schein falle weg, sobald man in Erwägung ziehe, daß die Chemie nicht als eine reine; sondern nur als eine Erfahrungswissenschaft betrachtet werden könne, und

daß sie also auch, wofern sie anders nicht ihre Grenzen überschreite, Alles nur so darstellen und erläutern dürfe, als es ihr die Erfahrung an die Hand gäbe, ohne erst diese gegebenen Darstellungen und Erläuterungen über irgend einen in ihrem Gebiete liegenden Gegenstand vor den Richterstuhl der reinen Vernunft zu bringen, und sie über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben entscheiden zu lassen.

Man könnte zwar fragen, welchen besondern Nutzen denn die dynamische Erklärungsart gewähren solle, sobald sie nicht im Gebiete der Naturwissenschaft anzuwenden sey? Sie habe allerdings einen sehr viel bedeutenden Nutzen, sobald sie nur in dem ihr angemessenen Theile derselben angewendet werde, und sey vorzetzt, wie man mit Recht behaupten könne, die einzige mögliche, durch welche wir uns erst auf die befriedigendste Weise von der wahren Ursache der Bildung der unzählbaren verschieden gearteten Körper belehren können; durch welche wir den unmittelbaren Grund erkennen lernen, von denen die gegenseitigen Wirkungen der Körper auf einander herrühren, auf die jede Produktion und Reproduktion erfolge; welche endlich unserm Geist aus einem engg-geschlossenen Kreise frey mache, und die sich ihm bey seinen Forschen entgegensetzenden Hinderniße aus dem Wege räume. Es fährde daher dem Nutzen der dynamischen Erklärungsart auf keine Weise, daß sie in dem Gebiete der Chemie selbst nicht wohl Anwendung finden könne.

Nachdem nun der Herr Verf. auf diese Weise die Erklärungsart, welche er in der Chemie für die anwendbarste hält, festgesetzt, bemüht sich derselbe mehrere chemische Processe nach ihr zu erklären, mit vorzüglicher Rücksicht auf Berthollets neue Lehre, deren Grundsätze auch am Ende dieser Schrift kürzlich zusammengestellt, und Einiges dem Verf. unrichtig Scheinendes von demselben berichtigt worden.

Li.

Englische Destillirkunst, oder alle einfache und zusammengesetzte Wasser oder Liqueure zu bereiten. Von A. Cooper, Liqueurfabrikanten in London.

Aus

Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, bey Schöbel. 1804. 241 S. 8. 1 20 K.

Wer eine Menge von Recepten zur Bereitung viel- und mancherley Liqueure — zu des Vater Andreas-Wasser, zu dem Wasser des Vater Barnabas — zu dem Vestalinnen-Wasser oder zum Schönheitswasser, und anderen mehr zu haben wünscht, der wird hier guten Kauf haben: wie wenig aber der Herausg. seines Gegenstandes kundig sey, davon mag folgende Probe, die wir statt Allen aufstellen, einen Beweis geben. S. 65 „Das Phlegma ist der wässerige Theil „der Substanz; ob er aber ein aktiver oder passiver Bestandtheil ist, will ich der Entscheidung der Chemisten überlassen."

„Für einen Destillateur ist es, und muß es von grosser „Wichtigkeit seyn, mit dessen Natur und Beschaffenheit bekannt zu seyn; Viele halten aber sehr irrig verschiedene weiße „Tropfen, die, wenn der Helm zu wirken anfängt, zuerst „in die Vorlage fallen, für Phlegma. Diese sind aber oft „die spirituösesten Theile von dem Stoffe, und sollten folglich aufbewahrt werden. Dazu kann aber vielleicht etwas „in dem Huthe des Brennkolben zurückgebliebene Feuchtigkeit Anlaß gegeben haben. Wäre aber dieser ganz rein ausgewischt worden: so würden die ersten Tropfen gewiß eben „so helle, wie die andern ausgesehen haben."

„Folgende Bemerkung verdient unsere Aufmerksamkeit. „In digerirten Körpern steiget nämlich der Spiritus zuerst „in die Höhe, und bey undigerirten steigt zuerst das Phlegma empor (!); der Grund und die Ursache davon ist ganz „natürlich und einleuchtend. Bey digerirten Substanzen „pflegt nämlich der Spiritus als der flüchtigste Theil, sobald „das Feuer den Stoff in den Brennkolben ins Kochen bringe, „sich selbst zu entwickeln, und in den Huth des Brennkolben „zu steigen. Ist aber der zu destillirende Stoff noch nicht digerirt worden: so sitzt der geistige Theil noch im Phlegma eingehüllt, und vermag nicht eher sich empor zu heben, als bis „sich das Phlegma davon absondert und zum Aufsteigen Platz „macht (!). Das Phlegma als der wässerige Theil, steigt „zuerst empor, (!!) welches sich am besten bey Gewürzen des

„obachten läßt. Doch bin ich der Meinung, daß, wenn „man die Operation in einem Kolben unternähme, dessen „Huth von der Oberfläche der Ingredienzien weit entfernt „wäre, sie nicht bis über den Helm steigen können; sondern „vermöge ihrer Schwere wieder zurückfallen würden, und „den geistigen Theil empor steigen ließen (!). Aber bey „den gewöhnlichen Blasen trägt sich ersteres oft zu."

In mehrern Recepten ist die Quantität nach Gallonen und Quarten angegeben! Warum bestimmte solche der Uebersetzer nicht nach deutschem Gewichte, oder führte den Unterschied der Verhältnisse in der Vorrede an? In dem Buche selbst ist nicht bloß von englischen; sondern auch von französischen Proceduren die Rede!

Daß keine schädlichen Mittel zum Färben der Liqueure vorkommen, gereicht dem Buche mit zu einiger Empfehlung.

Jz.

Ueber den Chrysopras und die denselben begleitenden Fossilien in Schiesien, von *J. L. G. Meinecke.* Erlangen, bey Palm. 1805. 129 Seit. 8.

Die Stellen im Vorbericht, wo der Verf. sagt, daß es endlich dem regen Fleiße der Naturforscher gelingen dürfe, selbst in der todten Erstarrung das längst geahndete Leben zu sehen, (womit die Naturkenntniß aufhören müßte) und daß im organischen Reiche jedes Individuum als ein Mikrokosmos dastehe, ließen den Rec. hier einen neuen alchymistischen Naturphilosophen vermuthen; aber er wurde angenehm getäuscht. In der Schrift selbst kommt nicht das Geringste von jenen Grillen vor; sie enthält vielmehr eine Menge merkwürdiger gut beobachteter Thatsachen. Der Chrysopras findet sich in den Serpentinsteinbergen, welche den Frankensteinschen Kreis im Fürstenthume Münsterberg durchziehen. Ein drey Meilen langer, beynahe gerader Streif, von den Einwohnern der Gegend große Chrysoprasader genannt, fängt ohnweit Warthe an, erhält an dem Fuße der Groschauer

bauer Berge eine beträchtliche Breite, geht über eine Niederung der dortigen Bergreihe hinüber, läuft westlich bey Frankenstein fort, über Protzau dem Gumberge zu, vermeidet diesen, und erhebt sich auf die Gläsendorfer und Schwebsdorfer Berge, bedeckt diese; aber wirft weiterhin bey Domnitz und Kosemitz sich auf die östliche Seite der Bergreihe. Bey Kosemitz hört er auf, und erst nach einigen Meilen Entfernung bey Schwentnitz am Zobtengebirge zeigt sich wieder eine Spur vom Chrysopras ohne weitere Folge. Der Chrysopras theilt sich nach seinen Hauptlagerstätten in zwey Varietäten, in den Grochauer und in den Kosemitzer und Gläsendorfer Chrysopras. Man könnte den ersten vom Chrysopras trennen und Smaragdopras nennen, oder auch zum Prasem rechnen. Er kommt vor als Lager in Jaspis, Thonstein und verwittertem Serpentinstein, oder als abgesonderte rundliche und poröse Stücke in Thonerden mit einer Rinde vom Weltauge, und einer eisenschüssigen Haut von rothem Thon überzogen und durchadert. Er hat eine smaragd-lauch-spargel-oliven- und pistaziengrüne Farbe, und verliert sich in weiße, gelbe und braune Farben; er ist durchaus matt, und erhält auch durch die Politur nur wenig Glanz; hat einen ebenen ins flachmuschlige sich ziehenden Bruch, und gewöhnlich Streifen, wodurch er dem lauch- und spangrünen Serpentin in der That sich nähert; zerspringt in scharfkantige oft scheibenförmige Bruchstücke, ist wenig durchscheinend, härter, zusammenhängender, schwerer zersprengbar, und schwerer als der Kosemitzer und Gläsendorfer. Seinem ganzen Wesen fehlt die Klarheit und Feinheit des letztern. Eine genaue Zerlegung desselben ist noch nicht bekannt. Der Verf. vermuthet, daß er sich unmittelbar aus dem Serpentin gebildet habe. Die zweyte Abänderung oder der eigentliche Chrysopras, ist wieder nach seinen Findörtern Gläsendorf und Kosemitz etwas verschieden. Der Gläsendorfer erscheint vorzüglich in span- gras- seladon- und apfelgrüner Farbe; der Kosemitzer ist schwächer gefärbt, meist vollkommen apfelgrün und grünlichweiß. Der Gläsendorfer ist mehr ovalartig, hat einen ebenen ins feinsplitterige und unvollkommenmuschlige sich ziehenden Bruch; der Kosemitzer ist mehr quarzartig, und hat meist einen ebenen ins gröber Splitterige sich ziehenden Bruch. Beyde Abänderungen gehen völlig in einander über, und werden auf beyden Findörtern gegenseitig wieder gefunden; im Ganzen aber übertrifft der Gläsendorfer beson-

ders an Lebhaftigkeit der Farbe, an Zartheit des Innern, und durch seinen ins Goldne spielenden Glanz, wenn er polirt ist, den Kosemitzer, und wird deßhalb von Juwelirern vor allen Chrysopasen sehr geschätzt. Alle Varietäten des Chrysopases gehen in weiße, graue, gelbe, rothe und braune Farben über; zuweilen finden sich mehrere Farben dicht neben einander, so daß der Chrysopras onyxartig gestreift und verschieden gefleckt erscheint. Nach dem Verf. ist der Gläsendorfer und Kosemitzer nicht unmittelbar aus dem Serpentin; sondern aus Mineralien entstanden, welche ihren Ursprung aus zerstörtem Serpentin haben. Mit dem Chrysopras kommen verschiedene andere Fossilien vor, deren Uebergänge hier genau auseinander gesetzt, und in einer Affinitätstabelle verzeichnet sind. Der gemeine Thonstein oder verhärtete Thon, ist aus dem verwitterten Serpentin entstanden, und unterscheidet sich merklich von dem gewöhnlichen vielfach gefärbten verhärteten Lagerthon. Thonerden von allerley Farben bilden an allen Lagerstätten des Chrysopraſes ganze Lager; die grüne feurige steht mit dem Pimolit und dem Chrysopras in genauer Verwandtschaft. Eine graue Alaunerde findet sich in kleinen Stücken in den vorigen Thonerden. Reine Thonerde, schnee- und gelblich weiß, kommt in nierenförmigen 1 — 2 Zoll langen, und ½ — 1 Zoll dicken Stücken in den Lagern der gemischten Thonerden vor, ist mit ockergelber Thonerde überzogen und eingesprengt, hat einen feinerdigen Bruch, ist trocken und mager anzufühlen, stark an der Zunge hängend, und überhaupt der Halleschen gleich. (Dieses Fossil hätte vorzüglich eine chemische Analyse verdient.) Ferner finden sich hier: Gemeiner Jaspis, splittriger und muschliger Hornstein, Carneol, selten Feuerstein, Speckstein, gemeiner Asbest, Amianth, ein bimssteinartiges Geflechte, verhärteter, gemeiner, erdiger Talk, eine talkige Erde mit Glimmer gemengt, milchweis, grobkörnig und scharf anzufühlen, ein granitartiges Gemenge bey Kosemitz, Steinmark, Pimolit, gemeiner Quarz, Opal, Weltauge, Pechstein und Chalcedon. Den grünen Opal, ein Mittelglied zwischen Chrysopras, gemeinem Opal und Halbopal nennt der Verf. Chrysopal oder Prasopal; er ist bey Grochau lauch- und smaragdgrün, bey Kosemitz seladon- und apfelgrün, hat nicht den ebenen und splittrigen Bruch des Chrysopraſes noch den muschligen des gemeinen Opals; sondern einen flachmuschligen ins Ebene und Feinsplittrige gehenden Bruch; er

bleicht

bleicht in der Luft noch mehr ab, als Chrysopras. Der Petrikein von Kosemitz unterscheidet sich von dem Halbopal daselbst durch seine dunklere Farben, einen mehr ebenen Bruch, durch mindere Härte, und einen erdigen Schimmer. Er brennt sich im Feuer weiß; schmilzt aber nicht. Das Ende dieser gehaltreichen Schrift macht eine Literatur und Geschichte des Chrysoprases.

Om.

Vermischte Schriften.

Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur. Dritter Theil. Petersburg. 1805. 310 Seit. 8. 1 Rt. 6 K.

Unsere Leser können bereits aus den beyden früher erschienenen Theilen dieser Betrachtungen den Gehalt und Werth der Aphorismen, die ein geistreicher Mann aus dem reichen Schatze mannichfaltiger Erfahrungen und großer Belesenheit hier mittheilt. „Was ich mit allen diesen Betrachtungen „und Gedanken, schreibt er S. 139, in deutscher Sprache, „zu dieser Zeit will? — Kraft erwecken! Gelänge mir dies „es: so wirkte ich ein größeres Wunder, als Moses, da er „Wasser aus dem Felsen schlug; doch die Juden waren durstig. Indessen erhalte ich durch diese Gedanken meine „Kraft wach und muthig; und so ist hier der Autor selbst „Zweck seines Buchs. Ich schreibe also nur hier Bündnisse „mit meinem eignen Geiste nieder, und er selbst drückt den „Talismann darauf.“ Der Verf. hat, wie man sieht, sich und seiner Arbeit in diesen Zeilen die Natibität gestellt, und was ließe sich auch Besseres von dem jetzigen Zeitgeiste erwarten? Allein so gewiß er seinen Zweck bey vielen Lesern verfehlen wird: so gewiß wird er ihn bey dem edlern Theile erreichen. Nur wünschten wir, daß er selbst die beabsichtigte Wirkung seines Buches diesem erleichtert, und eine strengere Auswahl unter seinen Gedanken getroffen hätte; denn wir können und wollen nicht verhehlen, daß wir in dem vor uns liegenden, wie in den frühern Theilen, bey weitem nicht lauter Kernsprüche gefunden haben, und die Hälfte uns lieber gewesen wäre, als das Ganze.

Die gediegendsten und bedeutendsten Worte sind unstreitig die politischen; doch enthalten auch mehrere moralische und literarische reines Gold. Unter den erstern mögen, da ihrer so viele sind, die Leser selbst ausuchen, was ihnen gefällt; von den letztern wollen wir etliche zur Probe ausheben. S. 220 „Der Gott des Reichthums ist nicht allein „blind, er theilt seine Blindheit auch seinen Günstlingen mit. „Könnte sonst ihr eingebildetes Glück dauern, wenn sie die „Genüsse und das Glück des edlen Denkers, des wahren „Dichters, des von ihrem Götzen überhaupt vernachlässigten „Genügsamen sehen und fühlen könnten?“

„Zu keinem Vater ist man berechtiget zu sagen: Aus „deinen Kindern sehe ich, was du im Innern selbst werth „bist. Aber zu dem Moralisten, dem Dichter kann man es „auf ein Haar sagen, wenn man so rein empfindet, daß man „Wahrheit und Aufrichtigkeit beym ersten Blick von Affektation und Heucheley unterscheidet.“ S. 163 „Dem Dichter „ist nur die praktische Philosophie nöthig und wahrhaft heilsam; die spekulative, besonders die ganz neue, tödtet entweder in ihm den Dichter, oder sie führt ihn der Mystick „zu; die dann die leeren luftigen Irrgänge des Gehirns mit „Schatten und Gespenstern erfüllt, die uns rühren, gar erschrecken sollen. So wie der spekulative Philosoph Ideen „aus dem Nichts herzuholen glaubt: so glaubt ein solcher „Dichter, Gefühle aus eben diesem Nichts herzuholen. Wir „sehen dieß an der neuen Aesthetik und an den Produkten, „die auf ihre Grundsätze gebaut sind.“ S. 78 „Man findet „tausend Gelehrte, oder kenntnißreiche Leute, bis man auf „einen weisen Mann stößt. Nichts ist natürlicher: das erste „kann man durch Lehrer, durch Bücher werden; aber die „Weisheit muß man selbst aus eigner Kraft, durch wirkenden, zeugenden, nicht durch bloß empfangenden Geist erwerben. Darum wird auch nur sie unser wahrhaft rein „erworbenes Eigenthum, das keiner mit uns theilen kann, „auf das wir gleichwohl nicht stolz seyn dürfen, weil wir „sonst noch nicht weise wären.“

Ka.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Schulrath Campe in Braunschweig, hat von dem Hospodar der Moldau, Fürsten Murusi, eine geschmackvolle goldene Dose, als einen Beweis vorzüglicher Achtung erhalten.

Herr C. C. G. Zerzenner, bisher Lehrer und Erzieher am Pädagogium des Klosters U. L. Frauen in Magdeburg, auch als Schriftsteller bekannt, ist zum Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg gewählt worden.

Der Herr Oberpfarrer Christ zu Kronberg an der Höhe, hat von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern, wegen Ueberreichung seines Wörterbuchs über die Bienen und die Bienenzucht, mittelst eines Belobungsschreibens, eine große goldene Medaille zum Geschenk erhalten.

Dieselbe Belohnung von demselben Regenten, ist den Verfassern der Schrift: „Der Kanal in Franken," dem Herrn Dr. Lips und Kreis-Kondukteur Sick, zu Theil geworden.

Der sich in Hof in Franken aufhaltende Maler Herr Hirschmann, hat bey Gelegenheit der Anwesenheit der Königinn von Preußen im Alexanders-Bade, derselben verschiedene Produkte seines Kunstfleißes überreicht, und dafür durch den Minister Freyherrn von Hardenberg, eine goldene Tabatiere, als ein Geschenk Ihrer Majestät, erhalten.

Dem Verfasser der Schrift: „Ueber die Aufhebung „des Judenleibzolls," Herrn Ober-Landgerichtsrath Scheppler zu Aschaffenburg, haben die Judengemeinden zu Hamburg und Altona ein ansehnliches Geschenk gemacht.

Todesfälle.

1805.

Am 28sten Januar starb zu Nürnberg, Herr J. G. C. Bauer, Konrektor an der dasigen Schule zu St. Lorenz, 52 Jahre alt. Er gab gemeinschaftlich mit dem Diakonus Seidel seit 1804 einen Jugendkalender heraus.

Am 13ten Jun. zu Würzburg, Herr C. Bönike, Professor der Geschichte daselbst, 59 Jahre alt.

Am 21sten Jun. zu Berlin der Maler Herr J. C. Rimpfel, 54 Jahre alt.

Am 3ten Jul. zu Heidelberg, Herr D. W. Webel, der Arzneygelahrheit Doktor, ordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie, Physikus am dortigen Collegio Sapientiae, und der Neckarschule, im 72sten Lebensjahre.

Am 9ten Jul. zu Arnstadt, Herr J. G. John, Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischer Kirchen- und Konsistorialrath, im 59sten Jahre.

Am 15ten Jul. zu Berlin, Herr G. S. Reinbeck, Archidiakonus an der Petrikirche, im 79sten Jahre seines Alters, und im 54sten seiner Amtsführung.

Am 16ten Jul. zu Fritzow bey Camin im Pommern, Herr J. F. Backe, Prediger daselbst, und Senior der Caminschen Synode, 74 Jahre 9 Monate alt.

Am 25sten Jul. zu Memmingen, Herr Jodocus von Ebrhardt, Hofrath und Leibarzt des Fürsten Fugger von Babenhausen, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, 64 Jahre alt.

Am

Am 27sten Jul. zu Freyberg, der Kurfürstl. Sächsische Bergrath, auch Ober-Berg- und Hütten-Amtsassessor, auch Berghauptmann, Herr J. F. W. von Charpentier, 67 Jahre alt. — Bekanntlich war er ein trefflicher Geognost und Mineralog.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1805.

Am Oster- und Pfingstfeste erschienen die 5te und 6te Abhandlung de agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum, als Einladungsprogramme zur Anhörung der Festreden in der Universitätskirche. Die erstere ist 24, die letztere 20 Seiten stark. Beyde haben den dermaligen Dekanus der theologischen Fakultät, Herrn Dr. und Prof. Wolf zum Verfasser.

Das Einladungsprogramm des Rektors der Thomasschule, Herrn Mag. Rosts, Analectorum criticorum in varios scriptorum graecorum locos, Fasciculus secundus, enthält auf XVI Seiten Observationes in Euripidis Hippolytum.

Anzeige kleiner Schriften.

Grundriss einer Theorie der physischen Erziehung der Jugend. Zum Gebrauch bey Vorlesungen. Leipzig. 1805. 48 Seit. 8.

In 12 §§. wird hier Alles erörtert, was zur körperlichen Erziehung der Jugend erfordert wird. Mit der gedrängtesten Kürze verbindet der Verfasser möglichste Vollständigkeit und Deutlichkeit. Er hat nicht nur die neuesten Schriften, welche sich über den hier abgehandelten Gegenstand verbreiten; sondern auch seine eigenen vieljährigen Erfahrungen gewissenhaft benutzt, und überall die hierher gehörige

rige Literatur an Ort und Stelle mit strenger Auswahl beygebracht. Die ersten §§. enthalten eine Einleitung in die Erziehungswissenschaft überhaupt. Die Erläuterungen, welche unter den §§. stehen, sind so ausführlich, daß sie mehr für das große Publikum, als für Vorlesungen geeignet sind; wiewohl der Lehrer in den letztern noch Manches weiter entwickeln kann, was der Laie nicht zu wissen braucht. S. 13 wird bey schwächlichen Kindern, welche künstlich aufgezogen werden müssen, die Fleischbrühe der thierischen Milch vorgezogen. S. 16 wird das sanfte Wiegen der kleinen Kinder vertheidigt. S. 26 wo von den Gefahren die Rede ist, welchen Kinder ausgesetzt sind, hat der Verf. auch alle Gifte gemustert. S. 33 ff. werden die gewöhnlichen Kinderkrankheiten nebst ihren Kennzeichen, Ursachen und Mitteln, sie zu verhüten, zu vermindern oder aufzuheben, erwähnt. Zuletzt wird gezeigt (S. 42), wie man die Schönheit des Körpers befördern kann.

Ueber den Geist der preußischen Staatsökonomie. Eine Rede, von J. G. Nebr, Rektor des Gymnasiums zu Windsheim. Nürnberg, bey Stein. 1805. 29 Seit. 8.

In dieser am Geburtstage des Königs gehaltenen, dem Patriotismus des Verfassers eben so sehr als seinen rednerischen Talenten zur Ehre gereichenden Rede, wird der Satz ausgeführt: die preußische Staatsökonomie sucht durch kluge Benutzung der innern Quellen des Staatswohls die Staatskräfte zu vermehren, um dadurch dem ganzen Staate die größtmöglichste Unabhängigkeit von andern Staaten zu verschaffen, und eine, auf unerschütterliche Grundlagen gebauete Selbstständigkeit zu sichern; und sodann, diese zweckmäßig vermehrten Staatskräfte zur Selbstvertheidigung und Erhöhung seines Ansehens bey andern Staaten zu benutzen. Zugleich findet man hier eine kurze, dem Zwecke dieser Rede angemessene Uebersicht desjenigen, was für das physische Wohl und die geistige und sittliche Kultur der Bewohner des preußischen Staats gethan wird.

Briefe

Briefe eines Reisenden über die Aufhebung der Klöster. Veranlaßt durch die den Klöstern im Halberstädtischen und Magdeburgischen bevorstehende Veränderung. 1804. 64 Seit. 8.

Der Verfasser setzt sehr einleuchtend die Gründe auseinander, welche für die Aufhebung der Klöster sprechen; er zeigt, daß die Fortdauer ihrer Existenz dem Zeitgeiste eben so sehr, als dem Wohl der Staaten zuwiderlaufe, und ihre Verwandlung in nützlichere Anstalten für das allgemeine Beste höchst zuträglich sey. Er prüft und widerlegt die mönchereyen Scheingründe, welche man für ihre Beybehaltung aufgestellt hat, mit Ruhe und Unparteylichkeit. Als wohlthätige Folgen der Klosteraufhebung führt er die dadurch in der Zukunft vermehrte Zahl arbeitsamer, ihre Kräfte zum Besten des Staats verwendender Bürger, und den beträchtlichen Fond an, welcher, durch die Einziehung der Klostergüter, zu der so nothwendigen Verbesserung der Volkserziehung, und zur Unterstützung wahrhaft Hülfsbedürftiger gewonnen wird.

De notione vocabuli ΠΑΡΕΠΙΓΡΑΦΗ disserit — Ad orationculas latinas in schola Thomana — habendas invitant Rector caeterique Magistri. Lipsiae. XVI Seit. 4.

Wenn man die Stellen in den Scholien zum Aristophanes vergleicht, wo dieser, nicht bey Klassikern, sondern bloß bey den Grammatikern befindliche Ausdruck vorkommt, (Hr. Rektor Rost zählt 9 Stellen allein aus den Scholien zu den Wolken auf, wo er erwähnt wird): so sieht man, daß er nicht immer in einerley Bedeutung gebraucht werde. Die Untersuchung derselben macht den Gegenstand dieser Abhandlung aus. Es bedeutet nämlich dieses Wort 1) jeden Zusatz zum Texte selbst; 2) die Bemerkung, was der Schauspieler thun muß; 3) die Worte selbst, die mit einem gewissen Gestus ꝛc. ausgesprochen werden müssen. Zuletzt wird auch noch gelegentlich der Ausdruck παρεγκλημα erläutert. Die ganze Abhandlung ist mit Gründlichkeit abgefaßt.

Korre-

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens aus Ulm vom 31sten Jul. 1805.

Unter dem hier zu Bemerkenden, steht das eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Frauenkloster zu Söflingen billig oben an. Da solche Anstalten nicht nur ihrer Entstehung und Einrichtung nach unter die Antiquitäten gehören; sondern vorzüglich durch die allmächtig eingreifende Hand der Politik in Deutschland immer seltener werden: so verdienen sie um so mehr Aufmerksamkeit, je weniger sie jetzt oft gekannt und geachtet werden. Es ist zwar eine häufig, aber nie zur Ehre des Gelehrten gemachte Bemerkung, daß nur das, was durch große Entfernung in Zeit und Raum nicht leicht zu beobachten ist, vorzüglich ihrer Betrachtung werth seyn soll. Daher es also wohl kommen kann, daß dann, wenn alle Klöster unter uns verschwunden, und also alle Spuren ihrer Eigenheiten verwischt seyn werden, erst tiefe Nachforschungen darüber angestellt werden dürften. Doch ohne weitern Eingang mag es genug seyn, hier nur auf ihre archäologische Wichtigkeit hingewiesen zu haben, die sich beym ersten Eintritt in eines jener ältern, und nach strenger Regel bey ihrer Urverfassung erhaltenen Klöster sogleich von allen Seiten anbietet. Wie viele Mühe kostet es den Antiquar oft, um nur ein Stück aus der Kleidung oder häuslichen Einrichtung des medii saeculi sich deutlich zu erklären; wie wenig ist gemeiniglich mit allen Beschreibungen und Abbildungen davon ausgerichtet, die doch so viele Zeit und Geld kosten! Und man gehe in das nächste Kloster: so findet man Alles noch in Wirklichkeit, was in der übrigen Welt der Strohm der Zeit schon durch mehrere Jahrhunderte weggenommen, oder durch tausend Veränderungen unkenntlich gemacht hat. Dagegen findet man sich fast in Allem wieder in alten Zeiten versetzt; ja nicht nur die Zeit, selbst der Ort und Himmelsstrich mußten ihren Einfluß gegen jene ursprünglichen Formen aufgeben, und deutsche Mönche und Nonnen mußten sich demnach z. B. Strümpfe, Betten, Stubenöfen, u. dergl. versagen, weil die Stifter ihrer Orden sie nicht kannten, und Alles dem südlichen oder gar orientalischen Ursprung gemäß, auch beständig sein Gepräge behalten sollte. Da nun das Kloster zu Söflingen nach der Stiftung der heil. Klara

Klara der Regel des heil. Franz gemäß, eines der strengsten war: so durfte es nie ein Ungeweihter betreten, und vor wenigen Jahren noch verweigerte daher die Aebtissinn selbst ihrer nunmehrigen Kurfürstinn, die sich während des Kriegs, als Prinzessinn einige Zeit in Ulm aufhielt, den Eingang. Um so mehr wird man daher auch durch den Anblick jener in Allem herrschenden alten Formen überrascht, in deren ausführliche Schilderung ich mich jetzt hier nicht einlassen kann. Doch war der Zulauf der Neugierigen im Anfange auch so stark, daß die frommen Frauen, die zwar durch den Befehl des Bischofs (denn als Wohlthat dürfen sie, die stets ihr Fleisch kreuzigen sollen, nichts annehmen, also muß ihnen auch das Angenehme befohlen werden,) nun manchen Vortheil der Welt genießen, und z. B. jetzt Fleisch essen, in Betten schlafen, und Hemden tragen dürfen, u. dergl. dadurch fast zu sehr verweltlicht zu werden anfingen; daher also wirklich die Einschränkung getroffen werden mußte, daß man nur mit besondrer Erlaubniß des Generalkommissärs in Ulm Eintritt erhält; welche aber doch keinem Reisenden, der sie verdient, je verweigert zu werden pflegt. Bey der besondern Aufmerksamkeit, welche gegenwärtig durch Galls Bemühungen die Schädellehre und Kranioscopie allgemein erlangt hat, verdient eine eigne Erscheinung, die sich an allen Köpfen in dem Beinhause der Nonnen zeigt, vorzüglich erwähnt zu werden. Auf allen findet sich nämlich ein schöner hellgrüner Ring über dem Scheitel, den weder Alter noch Einfluß des Wetters, selbst nicht beym wiederholten Bleichen zu vertilgen im Stande sind. Auf meine Erkundigung nach der Ursache dieser besondern Bezeichnung, erhielt ich von meiner Führerinn, einer alten, noch muntern Nonne, die Antwort, daß sie den Verstorbenen einen Kranz von Rosmarin dicht auf die Haut zu nähen pflegten, und daß dieser sich in der Verwesung dann auf die harte Hirnschaale abdrücke, und sie so im Tode noch mit dem Kranz des Siegs und der Hoffnung geschmückt blieben. Da ich die Organe der Frömmigkeit und der verschiedenen Tugend- und Lasterssinne nicht kenne: so konnte ich leider! darüber keine Bemerkungen machen, wozu sich an diesem reichen Vorrath von Schädeln mit dem lebendigen Kommentar meiner Führerinn, die fast von allen die Eigenthümer und deren Geschichte wußte, treffliche Gelegenheit angeboten hätte. Wären die Schädel eines Denis, Kant, u. a. welche den gegenwärtigen Beschauern

nicht

nicht zu Theil wurden, doch mit einem klösterlichen Kranz bezeichnet worden, den beyde ja auch ihrer jungfräulichen Keuschheit wegen verdienten, welch ein Fest wäre dem künftigen Jahrhunderte dadurch bereitet worden, wenn ihre Schädel ausgegraben, und sicher daran erkannt worden wären!

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Käſtner, Prediger zu Belitz bey Eulenburg (bey Leipzig), welcher sich bereits durch einige Schriften über die Mnemonik bekannt gemacht hat, ist in München gewesen, hat dort mit dem Freyherrn von Aretin, welcher bekanntlich über gedachten Gegenstand ein eigenes Werk angekündigt hat, konferirt, und will zu Ende des Monats August in Leipzig 5 Vorlesungen über die Mnemonik halten.

Verbesserungen.

Im C. Bd. 1. St. S. 18. Z. 10. st. wünscht l. wünschte
— — — — — — — — 3. von unten die Worte, könne oder, desgleichen das Wort, nicht, sind auszustreichen
— — — — — — 19. — 6. von unten st. hätte. Das l. hätte; das

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Des hundert und zweyten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Ueber Hohensyberg, die altsächsische Feste. — — Von Johann Friedrich Möller d. j., Prediger zu Elsey. Dortmund, bey Mallinckrodt. 1804. 64 S. 8.

So unmöglich ist, die Natur kennen zu lernen, ohne die genaueste Beobachtung ihrer kleinsten, kaum dem bewaffneten Auge sichtbaren Theile, so unmöglich ist eine wahre anschauliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte, so lange nicht auch die kleinsten Reste der Vorzeit an sich, nach den Spuren und mit Berichtigung der Sage wohl beleuchtet werden. Oft kann der geringscheinende einen Zug liefern, welcher das ganze Gemälde eines Zeitalters darstellender macht. Wir übergehen die Lokalwirkung, wie lebendig und lehrreich durch solche Arbeiten die Gegend, die Aussicht, wird; die Erinnerung fesselt und erwärmt.

Eine so verdienstliche Mühe nahm sich Hr. Prediger Möller mit den merkwürdigen Trümmern einer der ersten Festen des alten freyen Germaniens. Am Rande der obern Platte einer vom Gebirge Ardej, das die Mark durchschneidet, in das Ruhrthal hervorspringenden Berges, wo Ruhr und Lenne, wo die meisten Flußthäler

des Landes zusammenfließen, hatten die Sachsen die Feste, Burg, Stadt, Hohensyberg. Nichts anderes als eine Umwallung, die Vorräthe und Familien der Höfe zu sichern; von steinernen Gebäuden war nichts zu sehen. Burg war die Feste, weil sie barg, Stadt, wie Station; der Heerbann des Süderlandes hatte da seine Stellung; Kaißberg bey Hardeke, der Weissenstein bey Limburg, waren mit Hohensyberg durch die verabredeten Zeichen verbunden; das Ruhrthal hinauf mochte sie es mit der Eresburg seyn. Beyde eroberte Karl der Große im Anfange des Sachsenkrieges, zu Sicherung des nahen Ripuariens; er bemächtigte sich der großen Forste im Ardei, des großen Oberhofes Westhofen, der Wittekinds war. Die älteste Syburg verschwindet; Reste der Umwallung sind in dem Dorf. Karl aber baut hier die erste Kirche für Sachsen, S. Peter, nahe dem heilenden Brunnen; der Berg ist wasserlos, Wasser ist einige hundert Fuß unter der Feste; wie köstlich die labende Quelle! Ein Schloß mag durch Mannen der fränkischen Kaiser erbaut worden seyn. Nicht alte Höfe wurden von den Sachsen schloßmäßig befestnet; Franken, Ausländer, erhoben die gewaltigen Bauten, und gaben den Höfen im Thal ihren Schirm und ihr Joch. Als auf der Mark eine Grafschaft zusammengestückelt wurde, verpfändete König Albrecht der Erste die kaiserlichen Rechte zu Hohensyberg und Westhofen dem Grafen Eberhard. Von ihm oder seinem Hause wurde die (der Unterwerfung sich weigernde!) Burg zerstört. In fast undurchdringlichem Dickicht sieht man die übereinandergestürzten Gebäude, den Thurm; wo am Abhange des Berges die Handarbeiter, die Tagelöhner gewohnt, ist ein Dorf. Aber (nach der Zeit Sitte, da nun mit Willen des Grafen auf den Oberhöfen adeliche Häuser erbaut wurden), zogen Burgmannen von Hohensyberg in das Thal, und erhoben das neue Stammhaus zum Busch; Westhofen bekam durch die Hanse einen Zeitraum von höherm Wohlstand, Mauren, Thore. Jedoch da die Hanse untergieng, war man genöthigt, sich wieder auf den Pflug zu beschränken. Das ist, was von Hohensyberg die Geschichte weiß, der neugierige Forscher noch sieht. Alles hat Hr. Möller mit vielem Fleiß und gesundem Urtheil kurz und musterhaft zusammengezogen. Mögen die verlegenen, zerstreueten

Ur-

Urkunden und Chroniken, und die im Munde des Landmanns nach und nach ersterbende Sage der Väter, zu mehreren Forschungen dieser Art, seiner geschickten Feder Anlaß und Stoff liefern!

Bg.

Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, von Joh. Matthias Schröckh, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität zu Wittenberg. Zweyter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1804. Vorrede, Inhalt 820 S. 8. sammt Register.

Dieser zweyte Theil der Schröckhischen Kirchengeschichte seit der Reformation, enthält bloß die Geschichte der in andern Ländern außer Deutschland vorgenommenen Kirchenverbesserungen; nämlich der Schwedischen, der Dänischen, der Schweizerischen, der Französischen, der Niederländischen, der Schottländischen und der Engländischen Reformation, sodann die Schicksale derselben in Polen, in Ungarn und Siebenbürgen, in Italien und Spanien. Durch nichts unterscheidet sich die in Schweden und Dänemark vorgegangene Kirchenreformation von der deutschen mehr, als durch den ersten Grund und Ursprung, woraus jene entstand. Denn so wie sie in Deutschland mehr vom Volk und von den Lehrern desselben ausgieng: so war sie hingegen in Schweden, Dänemark und Norwegen beynahe ganz das Werk der Politik, oder der Könige und Regenten, deren Macht und Ansehen nicht anders als durch den Sturz der katholischen Bischöfe und Erzbischöfe und ihrer mit der königlichen rivalisirenden Macht erhalten werden konnte. Die Könige von Schweden und Dänemark hatten deßwegen auch genug zu thun, bis sie den so stolzen, so mächtigen und trotzigen Bischöfen ihrer Reiche so viel Feld abgewannen, um die ersten Reformationsgrundsätze in ihren Reichen emporzubringen, und an die Stelle jener, dem königl. Regiment so viel Abbruch thuenden, päpstl. Kirchenverfassung eine gemäßigtere Kirchenregierung einzuführen. Sie hatten um so mehr damit zu thun, je mehr der große Haufe in Schweden nach S. 34 noch für seine alten Bischöffe und Mönche eingenommen, und für eine Reformation noch sehr unempfänglich und un-

des Landes zusammenstießen, hatten die Sachsen die Feste, Burg, Stadt, Hohensyberg. Nichts anderes als eine Umwallung, die Vorräthe und Familien der Höfe zu sichern; von steinernen Gebäuden war nichts zu sehen. Burg war die Feste, weil sie bang, Stadt, wie Station; der Heerbann des Süderlandes hatte da seine Stellung; Kalsberg bey Hardeke, der Weissenstein bey Eimburg, waren mit Hohensyberg durch die verabredeten Zeichen verbunden; das Ruhrthal hinauf mochte sie es mit der Cresburg seyn. Beyde eroberte Karl der Große im Anfange des Sachsenkrieges, zu Sicherung des nahen Ripuariens; er bemächtigte sich der großen Forste im Ardei, des großen Oberhofes Westhofen, der Wittekinds war. Die älteste Syburg verschwindet; Reste der Umwallung sind in dem Dorf. Karl aber baut hier die erste Kirche für Sachsen, S. Peter, nahe dem heilenden Brunnen; der Berg ist wasserlos, Wasser ist einige hundert Fuß unter der Feste; wie köstlich die labende Quelle! Ein Schloß mag durch Mannen der fränkischen Kaiser erbaut worden seyn. Nicht alte Höfe wurden von den Sachsen schloßmäßig besestnet; Franken, Ausländer, erhoben die gewaltigen Bauten, und gaben den Höfen im Thal ihren Schirm und ihr Joch. Als auf der Mark eine Grafschaft zusammengestückelt wurde, verpfändete König Albrecht der Erste die kaiserlichen Rechte zu Hohensyberg und Westhofen dem Grafen Eberhard. Von ihm oder seinem Hause wurde die (der Unterwerfung sich weigernde!) Burg zerstört. In fast undurchdringlichem Dickicht sieht man die übereinandergestürzten Gebäude, den Thurm; wo am Abhange des Berges die Handarbeiter, die Tagelöhner gewohnt, ist ein Dorf. Aber (nach der Zeit Sitte, da nun mit Willen des Grafen auf den Oberhöfen adeliche Häuser erbaut wurden), zogen Burgmannen von Hohensyberg in das Thal, und erhoben das neue Stammhaus zum Busch; Westhofen bekam durch die Hanse einen Zeitraum von höherm Wohlstand, Mauren, Thore. Jedoch da die Hanse unterging, war man genöthigt, sich wieder auf den Pflug zu beschränken. Das ist, was von Hohensyberg die Geschichte weiß, der neugierige Forscher noch sieht. Alles hat Hr. Möller mit vielem Fleiß und gesundem Urtheil kurz und musterhaft zusammengezogen. Mögen die verlegenen, zerstreueten

Ur-

Urkunden und Chroniken, und die im Munde des Landmanns nach und nach ersterbende Sage der Väter, zu mehreren Forschungen dieser Art, seiner geschickten Feder Anlaß und Stoff liefern!

Bg.

Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, von Joh. Matthias Schröckh, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität zu Wittenberg. Zweyter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1804. Vorrede, Inhalt 820 S. 8. sammt Register.

Dieser zweyte Theil der Schröckhischen Kirchengeschichte seit der Reformation, enthält bloß die Geschichte der in andern Ländern außer Deutschland vorgenommenen Kirchenverbesserungen; nämlich der Schwedischen, der Dänischen, der Schweitzerischen, der Französischen, der Niederländischen, der Schottländischen und der Engländischen Reformation, sodann die Schicksale derselben in Polen, in Ungarn und Siebenbürgen, in Italien und Spanien. Durch nichts unterscheidet sich die in Schweden und Dänemark vorgegangene Kirchenreformation von der deutschen mehr, als durch den ersten Grund und Ursprung, woraus jene entstand. Denn so wie sie in Deutschland mehr vom Volk und von den Lehrern desselben ausgieng: so war sie hingegen in Schweden, Dänemark und Norwegen beynahe ganz das Werk der Politik, oder der Könige und Regenten, deren Macht und Ansehen nicht anders als durch den Sturz der katholischen Bischöfe und Erzbischöfe und ihrer mit der königlichen rivalisirenden Macht erhalten werden konnte. Die Könige von Schweden und Dänemark hatten deßwegen auch genug zu thun, bis sie den so stolzen, so mächtigen und trotzigen Bischöfen ihrer Reiche so viel Feld abgewannen, um die ersten Reformationsgrundsätze in ihren Reichen emporzubringen, und an die Stelle jener, dem königl. Regiment so viel Abbruch thuenden, päpstl. Kirchenverfassung eine gemäßigtere Kirchenregierung einzuführen. Sie hatten um so mehr damit zu thun, je mehr der große Hauf in Schweden nach S. 34 noch für seine alten Bischöffe und Mönche eingenommen, und für eine Reformation noch sehr unempfänglich und un-

vorbereitet war. In Dänemark wurde die katholische Parthey auch noch eine Zeitlang von einem zur katholischen Kirche zurücktretenden König Christian dem 2ten unterstützt. Dennoch brachte die weise Beharrlichkeit der Könige von Schweden und Dänemark das große Werk der Reformation in ihren Ländern glücklich zu Stande, und sie gaben ihr gesetzliche Sicherheit und Festigkeit noch lange zuvor, ehe sie in Deutschland dazu gelangen konnte.

Noch mehr Aehnlichkeit mit der deutschen Kirchenreformation hatte die Schweizerische. Denn, obgleich die Schweizer den Päpsten, und allem, was diese über Religion, Klerus und Kirchengebräuche festgesetzt hatten, sehr blind ergeben waren: so ließen sich doch auch unter ihnen öfters laute Klagen über die Geldbegierde und über den Sittenverfall des römischen Klerus hören. Ulrich Zwingli fieng schon im J. 1516 an, die Lehre der heil. Schrift zu predigen. Auch er ward, wie unser Dokt. Luther, durch den Ablaßhandel, den ein Franciskanermönch, Bernardin Samson, in der Schweiz trieb, veranlaßt, gegen diesen so auffallenden Religionsunfug zu predigen. Auch er gieng von dem Grundsatz aus, daß man in der Religion schlechterdings nichts annehmen dürfe, als was sich aus der heil. Schrift beweisen lasse. Und, wie Luther seinen sanften, bescheidenen, friedfertigen Melanchton an der Seite hatte, so hatte auch Zwingli seinen Oekolampad neben sich, der die Heftigkeit des Zwinglischen Charakters in etwas zu mäßigen wußte. Auch wurde die Schweizerische Reformation, eben so, wie die Deutsche, durch gewisse, zu Zürich, bey einer Religionsunterredung, zum Grund gelegte 67 Lehrsätze begründet, die das Wesentlichste von dem, was Luther predigte, in sich faßten. Hierauf bestritt Zwingli vornehmlich die römisch-katholische Messe und die heiligen Bilder. Auch arbeiteten eben so würdige, gelehrte und einsichtsvolle Männer, ein Capito, ein Oekolampad, eigentlich Hausschein aus Weinsberg gebürtig, ein Wilh. Farel, ein Conrad Pellikan, ein Heinrich Bullinger, ein Peter Viret und andere mit ihm, wie mit Luthern, an dem großen Werk der Kirchen- und Glaubensverbesserung. Wie viel aber insonderheit Calvin zur Errichtung und Feststellung des evangelisch-reformirten Glaubenssystems beygetragen habe, das wird auch hier ausführlich genug, jedoch in bündiger und

frucht

fruchtbarer Kürze dargethan. Nur Schade, daß dieser Reformator theils durch seine Sophistereyen in der Lehre von Prädestination und Abendmahl, und theils durch seinen strengen, heftigen und herrschsüchtigen Charakter die unglückliche Trennung zwischen den 2 Schwesterkirchen, der evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten, noch mehr beförderte.

Nirgends aber fand die von Deutschland und von der Schweiz ausgegangene Reformation so bald und unter so harten Bedrückungen eine so große Menge von Anhängern als in Frankreich. Denn, je mehr diese Partey sowohl von Seiten der römisch-katholischen Geistlichkeit, als von Seiten des Königl. Hofes gedrückt und verfolgt wurde, desto mehr schien sie sich vermöge ihres dadurch gereizten und entflammten Religionseifers zu vermehren. In keinem Lande schien die Reformation, theils durch die schon lange zuvor gegen die römischen Usurpationen in Anspruch genommenen Freyheiten der Gallikanischen Kirche, theils durch die große Partey der Waldenser mehr vorbereitet zu seyn, als in Frankreich, und dennoch hat sie nirgends einen so heftigen Widerstand erlitten; nirgends ist sie so spät durch ein feyerliches Gesetz einigermaaßen befestiget worden, als in diesem Reiche. Nirgends sind unter ihrem Namen und Vorwande so viele Ströhme Bluts vergossen, so fürchterliche und grausame Bürgerkriege geführt worden; nirgends haben endlich Staatshändel und Hofränke, politische Parteyen und herrschsüchtige Große einen so mächtigen Einfluß auf den Gang und die Schicksale der Reformation gehabt, als in Frankreich. Wer sich hiervon zu überzeugen wünscht, der wird in dieser Geschichte die auffallendsten Beweise bald von den härtesten über die Reformationsanhänger verhängten Verfolgungen, bald von den mit ihnen geschlossenen Friedensschlüssen, aber bald auch wieder von neuen Ausbrüchen des Religionshasses und der wüthendsten Verfolgungssucht gegen sie finden. Diese mußte aber in Frankreich auch darum die höchste Stufe erreichen, weil da nicht nur so viele alte und neue Religionsmeinungen in den heftigsten und hartnäckigsten Streit und Widerspruch gegen einander geriethen; sondern weil sich da auch die mächtigen Staatsparteyen der Bourbons und der Güsen, wovon jene an der Spitze der Reformirten standen, diese aber die Oberherrschaft der ka-

thollschen Kirche ohne alle Mitbewerber zu behaupten suchten, mit verbanden; und weil daher auch so viele andere politische Absichten und Leidenschaften mit eingeflochten wurden, wodurch jener Religionsstreit ganz natürlich immer mehr verwickelt, erbittert und hartnäckiger gemacht werden mußte. Denkt man sich aber dabey noch jene fast unglaubliche Blutgier und Grausamkeit hinzu, womit diese sonst so gebildete und verfeinerte, so artige und gefällige Nation gegen sich selbst wüthete, da z. B. in jener Bartholomäusnacht allein bey 30000 Reformirte mit einem male auf das mit einer Glocke gegebene Zeichen ermordet wurden; und stellt man sich zugleich jene Mordgier vor, womit diese Nation in neuern Zeiten auch in ganz politischen Angelegenheiten und Staatsveränderungen, sich in ihrem Innern zu zerstören versucht hat: so ließe sich das Problem, wie Grausamkeit und Sanftheit sich bey einem Volke so leicht paaren könnte, aus der religiösen sowohl als politischen Schwärmerey, wozu diese Nation mehr als jede andere geneigt ist, gar wohl erklären; der Verf. weiß sich aber der Auflösung dieses Problems sehr klüglich zu entziehen, indem er sie S. 344 Andern überlassen will, »weil dasjenige, was er dazu beytragen könnte, wie er sagt, gar leicht den Anschein einer Nationalverunglimpfung gegen sich haben dürfte.« Uebrigens neigten sich die französischen Reformationsanhänger, die man anfänglich Lutheraner nannte, weil sie ihre ersten Einsichten aus Luthers Schriften schöpften, denen man aber nachgehends den Spottnamen Hugenotten beylegte, bald mehr zum Calvinischen als zum Lutherischen Lehrbegriff hin, welches man schon aus ihrem Ao. 1559 abgefaßten Glaubensbekenntniß, das hier S. 247 angeführt wird, deutlich genug ersehen kann. Sie bekamen aber nicht eher, als bis Ao. 1598 durch das in den nachfolgenden Zeiten wieder aufgehobene Edikt von Nantes die Religions- und Gewissensfreyheit, die man ihnen schon längst schuldig gewesen wäre.

Das Charakteristische, womit sich die von S. 348 an beschriebene Geschichte der Niederländischen Reformation auszeichnet, besteht in Folgendem. Einmal hatte die in den Niederlanden zu Stande gebrachte Kirchenreformation mit der französischen sehr viele Aehnlichkeit. Auch in den Niederlanden entstand eben so, wie in Frankreich, gleich anfangs ein großer, heftiger, langer und hartnäckiger Kampf

Kampf zwischen den beyden einander entgegengesetzten Religionsparteyen, nur mit dem Unterschiede, daß die Niederländer mit einem gleichsam angebornen Freyheitssinn eben so sehr für ihr Vaterland, wie für ihre Religion stritten; daß die Niederländer sich endlich von dem Gehorsam gegen ihren Regenten den König von Spanien, lossagten, weil keine Milderung der Religionsbedrückungen, die durch den Herzog von Alba und durch das Inquisitionsgericht über sie verhängt wurden, von ihm zu erwarten war; da hingegen die französischen Reformationsanhänger ihre Gewissensfreyheit mit den Waffen zu erfechten suchten, ohne sich die Oberherrschaft ihres Königs zu entziehen. In den Niederlanden vereinigten sich daher Römischkatholische und Protestanten mit einander, um ihr Vaterland von dem unerträglichen harten Joche der Spanier zu befreyen. Und da ihnen ihre Unternehmung glückte: so beruhte die Fortdauer der Reformation nun nicht mehr bloß auf einem Gesetze; sondern die neuentstandene Republik wurde jetzt selbst eine Hauptstütze derselben. In derselben fieng daher auch die erste Anlage zur allgemeinen Religionsverträglichkeit an, sich unter den Protestanten zu bilden. Auch in den Niederlanden fieng die Reformation anfänglich, wie in Frankreich, gut lutherisch an; gieng aber, wie dort, bald zum Calvinismus über. Wie sehr aber eine bloß willkührliche Regierung, die sich anmaßt, die Menschen aller ihrer bürgerlichen und Religionsfreyheiten zu berauben, am Ende nur dazu dienen müsse, die Unterthanen auf ihre Menschenrechte, und besonders auf das Recht, Gott nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu verehren, aufmerksam zu machen, und sie zur muthvollen Vertheidigung derselben aufzureizen, das erfährt man wohl nirgends mehr, als in der Geschichte der Niederländischen Reformation. Besonders auffallend dabey ist aber auch dieses, daß, sobald die Reformationsanhänger nur einige Freyheit ihres Gottesdienstes errungen hatten, sich der böse Geist der Unduldsamkeit nun auch unter ihnen regte, indem einer von ihren Predigern, S. 425. es wagte, auf der Kanzel zu behaupten, es sey gottlos, dem Röm. Katholischen freye Religionsübung zu gestatten. Ja, nach S. 426 wollten viele ihrer Lehrer gar keine andern Glaubensgenossen, keine Röm. Katholische, Lutheraner, Wiedertäufer neben sich dulden, und sie mit Gewalt von ihrer Religionsübung verdrängen. Dennoch gewann das

bessere Geist der Religionsverträglichkeit, durch politische und kaufmännische Spekulationen unterstützt, in den Niederlanden endlich die Oberhand. Durch die Utrechter Union aber, die im J. 1579 zu Stande kam, wurde nicht allein der erste Grund zu dem ehemaligen Freystaate der vereinigten Niederlande gelegt; sondern auch zugleich die Reformation, so wie die allgemeine Religionsfreyheit, auf eine gesetzmäßige Art gesichert.

Auch in Schottland wurde nach S. 435 eben die kirchliche und Religionsverfassung, welche ein großer Theil der Niederlande und von Frankreich, nach dem Vorbilde der Schweizerischen angenommen hatte, seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts eingeführt. Auch hier entstand ein harter Kampf unter den beyden sich um kirchliche Oberherrschaft streitenden Religionsparteyen, und Ströme von Blut wurden vergossen, bis die reformirte Kirche endlich gesetzliche Bestätigung erhielte. Dabey thaten die Fürsten, wenigstens freywillig und absichtlich, nichts für die große Kirchenverbesserung; vielmehr hinderten sie dieselbe mit aller ihrer Gewalt; die Nation hingegen that auch hier allein Alles. Durch das im J. 1557 zu Edinburg errichtete Vertheidigungsbündniß, das man die Kongregation Christi nannte, und durch das an das Parlament übergebene Glaubensbekenntniß der Protestanten im Königreiche Schottland wurden die Hindernisse, die sich dieser Parthie hier entgegensetzten, am glücklichsten besiegt. Am ungestümsten aber betrug sich dabey Johann Knox, der den Pöbel durch seine Predigten nicht nur zur Ausplünderung der Kirchen und Klöster und zur Zerstörung ihrer Altäre und Bilder anreizte; sondern sogar aufrührische Grundsätze öffentlich vortrug. Sehr lange schwankte daher Schottlands reformirte Kirche mit ihrer gesetzlichen Einrichtung hin und her, bis endlich das Parlament im Jahr 1592 die ganze presbyterianische Kirchenverfassung mit ihren allgemeinen Versammlungen, Provinzialsynoden, Presbyterien und Kirchensessionen, auch allen Einrichtungen der Kirchenzucht und geistlichen Gerichtsbarkeit einführte. Von dieser Zeit an war der Zustand der reformirten Kirche in diesem Lande auf eine gesetzmäßige Art in seinem Innern und Aeußern gesichert.

In England hatte die Geschichte der Reformation manches Eigenthümliche, was sie von allen andern Refor-

ma-

mationen unterscheidet. Einmal wurde dieselbe, wenn sie gleich schon durch Wicklefs Angriffe auf das römische Glaubens- und Kirchensystem einigermaaßen vorbereitet war, doch nicht sowohl durch die Stimme der für die neuen Religionsgrundsätze eingenommenen Partey des engl. Volks, als vielmehr durch das von der römischen Oberherrschaft abwendig gemachte Interesse des königl. Hofes begünstiget und befördert. Sodann war der königl. Hof in England nicht sowohl geneigt, die neue evangelisch-lutherische, oder Zwinglische Lehrform in diesem Lande einzuführen, als vielmehr den Papst und den Klerus zu demüthigen. König Heinrich der 8te zog anfänglich ja selbsten gegen Luthers Schriften und Lehrsätze zu Felde, und suchte den Fortgang von Luthers Reformation in seinem Reiche, so viel es nur möglich war, zu hintertreiben. Daher entstanden sogleich 2 Parthien unter dem Klerus, wovon die eine unter Anführung des verdienstvollen Cranmers, Erzbischofs von Canterbury, auf eine völlige Reformation des Glaubens und der Kirche drang; die andere aber, unter Anführung ihres Gardiners, Bischofs von Winchester, von dem alten katholischen Lehrbegriff so viel als möglich war, mit dem neuen zu vereinigen suchte. Heinrich selbst war nach S. 478 für keinen Lehrsatz der alten Kirche mehr eingenommen, als für die Brodtverwandlung im Abendmahl. Und am Ende kam es doch dazu, daß die alte bischöfliche Kirchenverfassung blieb, und dem König die Supremacy oder Oberherrschaft über die Kirche, selbst in geistlichen Dingen, zuerkannt wurde. Zwar mußte durch die Aufhebung der päpstlichen Oberherrschaft immer auch der römisch-katholische Glauben mit erschüttert werden. Dennoch aber blieb der Zustand der Reformation, so lange der König Heinrich der 8te lebte, immer noch schwankend. Denn wenn er ihr gleich auf der einen Seite den Weg bahnte, so verschloß er denselben wieder auf andern Seiten. Durch Vernichtung des päpstlichen Machtspruchs schien für Glaubenssachen schon viel gewonnen zu seyn; allein, indem er sich selbst die Oberherrschaft in Religionsangelegenheiten zueignete: so setzte er seine Unterthanen einer eben so willkührlichen Behandlung ihres Glaubens und Gewissens aus, als der Papst. Und eben der Fürst, der ihnen zur freyern Prüfung des Christenthums die heil. Schrift in die Hände gab, nöthigte sie auf der andern Seite mit Feuer und Schwerdt, gewisse Lehrsätze, die er vorschrieb, anzunehmen. Inzwischen ver-

denkt ihm die englische Nation doch ihre erste Befreyung von dem drückenden römischen Joche, die schon unter der viel mildern, gerechtern und sanftern Regierung des nach ihm folgenden Königes Eduards des 6ten u gleich besser benutzt wurde. Nur Schade, daß dieser so vortreffliche Regent eine so kurze Zeit regierte, und daß die der neuen Reformation ergebene Parthie, unter der nach ihm folgenden bigotten Königinn Maria, nun wieder eben so heftig verfolgt, und in ihrem Glauben beeinträchtiget wurde, als sie vorher geschützt war. Dennoch wurden die Lehrsätze dieser an Zahl und Macht immer mehr zunehmenden Partey unter allen diesen Abwechslungen ihrer äußern Schicksale nach und nach so gereiniget und geläutert, daß sie endlich unter der so weisen und gemäßigten Regierung der Königinn Elisabeth zu einem aus 39 Artikeln fest bestehenden Glaubensbekenntniß für die neue Kirche erhoben, und von einer zu London im J. 1562 gehaltenen Synode feyerlich angenommen werden konnten. Hierauf werden von S. 666 an, die Schicksale der Reformation in Polen, Preussen, Liefland; von S. 723 an in Ungarn und Siebenbürgen, und von S. 769 an in Italien und Spanien beschrieben.

Zu der polnischen Kirchenreformation trug am meisten Johannes a Lasco oder Laski, ein Herr aus einer vornehmen Familie, bey. Den Fortgang derselben verhinderten die 3 Parteyen, in welche sich ihre Anhänger trennten; nämlich die Parteyen der Evangelisch-Lutherischen, der Schweizerisch-Reformirten und der Böhmischen Brüder durch ihre harten Vorwürfe, die sie einander über Glauben und Kirchenzucht machten, nicht wenig, bis endlich ihre Vereinigung, wenigstens dem äußern Schein nach, durch den im J. 1570 zu Stande gebrachten Vergleich von Sendomir zu Stande kam. Nach Ungarn wurde der erste Saame zur Reformation durch junge Leute, die in Wittenberg studirt hatten, und nachher die Grundsätze der evangelisch-lutherischen Lehre ihren Landsleuten mit großem Beyfall vortrugen, hingebracht. Auch hier fand dieselbe zwar sehr viele Anhänger und Schutz von einigen Regenten; sie wurde aber auch da wieder in mehrere Parthien vertheilt; und hat fast bis auf die neuesten Zeiten keine beständig fortdauernde, ge-

setz-

setzmäßige Festigkeit erlangen können. Mehr Dauer und Festigkeit hingegen erlangte sie in Siebenbürgen, wo die Katholischen, die Reformirten, die Evangelisch-Lutherischen und die Unitarier bis auf unsere Zeiten ungefähr gleiche Gewissensfreyheiten genossen. Selbst in Italien und Spanien, gleichsam unter den Augen des Papstes und der so eifrig wachenden Inquisition, fand die Reformation ihre Freunde und Anhänger; die aber freylich unter dem harten Druck ihrer so nahen und mächtigen Feinde und Verfolger nie so zahlreich werden konnten, daß sie den guten Saamen der Wahrheit, den sie ausstreueten, bis auf die spätere Nachwelt hätten erhalten können.

As.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Abriß der westlichen Provinzen des österreichischen Staates, von Joseph Rohrer. Mit 2 Kupfern. Wien, bey Camesina. 1804. LVI u. 236 S. 8.

Ein originelles, vaterländisches Werk von mannichfaltigem Nutzen. Durch die Darstellung der ungemeinen Merkwürdigkeit auch österreichischer Gebirgsnatur, durch die reizende Schilderung der sonderbarsten Erscheinungen, erweckt der Verf. nach seinem Zweck, die Liebe der Landreisen; ohne Empfindeley, durch Thatsachen empfiehlt er sie. Nichts ist nützlicher, nichts zu Hervorbringung der Heimathsliebe, des gemeinvaterländischen Sinnes, der Vervollkommnung alles Friedlichen, der geschickteren, muthvollern Uebung der vertheidigenden Künste geschickter. Man kann die Vorrede nicht ohne Beyfall lesen; die Schilderungen sind aus der Natur. Eine gute praktische Anweisung ist damit verbunden. Der Styl ist nicht schriftstellerisch, nicht nach den reinsten Regeln gebildet; der Vortrag durch vielleicht zu viele Stellen aus anderen unterbrochen, jedoch unterhaltend, und, durch etwas Na-

tios

tionales, Ländliches, einnehmend, als von einem Sohne der Natur, der ihr mehr abgelernt, als den Büchern, und, entgegen unserer gewöhnlichen Sitte, mehr gesehen als gelesen.

Er zeichnet erstlich den Umriß des Schauplatzes; betrachtet alsdann die allgemeine Richtung der vom Bodensee bis Ungarn die Monarchie durchstreifenden Granitkette, und auf beyden Seiten sie begleitenden Kalkberge, (bezeichnet was aufgeschwemmt ward, erwähnt beyläufig das westlichste vorderösterreichische Gebirg), und nach diesem geht er in das Umständlichere: die großen Tauren, die Ferner, werden gemalt; es wird von den furchtbaren Erscheinungen des Gebirges, den mancherley Lehnen (Lawinen, avalanches), trockenen und nassen Murren, gehandelt. Endlich schließt er mit Beschreibung des Pflanzenreichs, so daß von jedem Lande (Vorarlberg, Tirol, Steyermark, Kärnthen, Crain, Görz) eine oder einige Alpen beyspielsweise dargestellt werden, und eine liebliche Scenerey des Hirtenlebens dem Werk die Krone aufsetzt. Sollte eben so leicht seyn, der vorhabenden Beschreibung der Ebenen dergleichen vielfaches Interesse zu geben?

Mannichfaltig ist die Frucht dieser Arbeit. Einmal zu Verbesserung der Statistik; die bekannten Tabellen der Volksmenge, des Viehstandes, des Fabrikenertrags, werden durch neuere Notizen und Beleuchtungen verbessert, und S. 78 Vorschläge zu Vervollkommnung derselben gethan. In Vergleichung mit den vortrefflichen Bemerkungen des königl. Preuß. Hrn. Kriegsrath Krug, in dem Buch von dem Preußischen Nationalreichthum, erhellet, wie weit man, auch in den aufmerksamsten Verwaltungen (die Tabellen sind auch in Oesterreich seit vielen Jahren sehr sorgfältig beachtet worden) hinter der eingebildeten Genauigkeit ist; wie wenig wir ganz eigentlich wissen, und wie viel anders diese Aufnahmen, wenn sie nicht trügen sollen, eingerichtet werden müssen. Das Werk des Hrn. Krug macht in dieser Hinsicht Epoche, nicht weniger durch die vorgebrachte Wahrheit als durch die Kritik des bisherigen Scheins, durch das was er weiß und sagt, so viel als durch das, was er nicht sagt, weil es weislich ist, daß man es nicht recht weiß. Von dieser Sorgfalt giebt Hr. Rohrer seinerseits mehrere löbliche Proben; er wird Hrn. Krugs Werk so

fröh-

fröhlich benutzen, wie er von unserm Hrn. Leopold von Buch rühmt, durch seine Reise auf dem Salzkammergute und in Tirol die Oesterreicher auf manche Schätze aufmerksam gemacht zu haben.

Groß ist demnächst die Ausbeute für die Botanik. Lange, merkwürdige Verzeichnisse, nach Linneischen, auch deutsch übersetzten, meist zugleich den landüblichen Benennungen, lehren die jeder Gebirgsgegend eigenen Pflanzen. Keineswegs trocken sind sie; es ist fast nicht möglich, durch die wenigen Worte, die dem Namen oft angehängt sind, nicht eine lebhafte Liebe des Studiums in sich erregt zu fühlen; das Pflanzenreich wird belebt. Auch die Benutzung wird mit patriotischer Weisheit öfters empfohlen. Wir berufen uns auf den Artikel von dem Bohnenbaume (gelben Geißklee, cytisus) in der Vorrede XXXVIII. über dessen Trefflichkeit der Verf. mit Bonstettens neuerlichen Beobachtungen im Latium ganz einig ist; und auf die mannichfaltig reihende Beschreibung der Muttern (phellandrium mutellina), dieses Göttergeschenks für die höhern Alpen, S. 220 ff.

Nicht weniger gut wird der Mineraloge sich belohnt finden; was ist, wird wohl angezeigt; was wär, und die Fortarbeit der Natur, oft bescheiden vermuthet (S. 177); was von den Augen der Unbelehrten angestaunt wird, glücklich erklärt (S. 175). Es ist selbst dem Geographen, dem Erklärer der Alten, ein Wink, wie unvollständig mehrere Punkte unserer Kenntniß der Gebirgslande schon durch die Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten von Zufällen seyn müssen, welche Wohnungen und Straßen in Seen oder Schutt verwandeln, und hoch über Trümmern von Ortschaften, welche Antoninus hat, zu ganz anderen Ansiedelungen einladen.

Die wohlgerathenen Kupfer stellen, das eine, eine ländliche Gruppe aus dem südwestlichen Tirol, das andere eine schauerliche Wildniß der Steyermark bey Weichselboden, wo die Salza durchströhmt, vor.

Viele Beobachtungen des Fortgangs der Landwirthschaft und sehr bemerklicher Veränderung des Zustandes der Völker übergehen wir, der Kürze wegen. Ist es nicht auffallend, wie seit 1788 die Zahl der Familien in Kärnthen

ab,

ab, die der Häuser zunahm; wie aus Unlust an den Nebenarbeiten dieses Landes Bevölkerung zurückblieb, die des obern Crains durch das Leben städtischen Arbeitsfleisses, der Wohlstand der obern Steyermark durch bessere Bewirthschaftung, stieg. So hatte 1785 Tirol in wenigern Häusern als Kärnthen 71000 Einwohner mehr, und war 1787 die Zahl tirolischer Männer um 20000 über die der Weiber, in Kärnthen mehr als 17000 Weiber über die Zahl dortiger Mannsleute; und doch sind im Tirol Gegenden (zwischen Imst und Arlenberg), wo man sich im Augustmonat mit Wintervorrath versieht, wo zehen Monate (auf dem Arlenberge Jahr aus und ein) geheizt werden muß. Die Männer des Landes lieben die Gegend; Pfarrer haben sich von Felsen gestürzt, sind in Wahnsinn verfallen. Anderswo (im Görzischen) ist in dem gleichen Kreise Ueberfluß an Fettgen, und zu viele Kälte für Hafer. Selbstmord ist allda nicht unerhört; seltener in der wärmern Gegend, welche jährlich drey volle Sommermonate mehr hat, als Schweden. Hingegen war 1788 s. in diesem Lande (Triest, Litoral) das neunte, in jenem (dem Görzischen) nur das 62ste Kind unehlich. Es ist zu besorgen, daß das Klima im Nord der julischen Alpen künftig unfreundlicher werde. Die Stürme wüthen heftiger, seit man am Karste, in Crain, zu viele Waldungen ausgerottet, welche kaum je wieder aufkommen werden. Man habe wegen der Räuber dieses gethan, (als wäre das Heer nicht groß genug, oder als wäre seinem Berufe zu fremd, das Land von Rotten zu säubern, ohne daß man die Bäume umhaue!) Rührend sind die Züge redlichster Gutmüthigkeit mit eigener Gefahr S. 213, der guten Sitten der Protestanten am Schneeberge, welche keinen Pfarrer, nur Schulmeister haben; überhaupt des Muthes, der Liebe des Landes, der Ehrfurcht des Alters. »Es giebt wohl Barbiers, sagte der steyrische Greis; »aber es ist einmal so bey uns, daß ein großer grauer Bart »den Mann allezeit ehrt.«

Bg.

Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde; herausgegeben auf der Ernestinischen Sternwarte auf dem Seeberge

ge vom Freyherrn v. *Zach*, Herzogl. Sachſen-Gothaiſchen Oberhofmeiſter. *Zehnter Band.* (Die Hefte Jul. — Dec. 1804. enthaltend). Gotha, bey Becker. 1804. 3 Rl.

Die im vorigen Bande angefangene Geſchichte der königl. Preuß. trigonometriſchen und aſtronomiſchen Aufnahme von Thüringen, beſchäfftigt ſich in den erſten Heften dieſes Bandes noch immer mit Beſchreibung der Methode und der Veranſtaltungen. So wird im Julusheft eine genaue Anzeige der Berechnungsart und der dabey zum Grund gelegten Rechnungselemente gegeben, wie aus einer durch verſchiedene Werkzeuge beobachteten Mittagshöhe der Sonne oder eines Sterns die Breite eines Orts, hauptſächlich nach der Formel des De Lambre, gefunden werde. Der folgende verbreitet ſich über die terreſtriſchen Mittel, die Länge zu beſtimmen, mit dem Reſultat, daß die Signale mit Schießpulver das beſte, einfachſte und bequemſte Mittel ſind, einen himmliſchen Längenbogen von 20—30 geographiſchen Meilen weit mit einer Genauigkeit zu beſtimmen, wie man ſie kaum durch zehnjährige himmliſche Beobachtungen würde erhalten haben. Pulverblitze von 3, 4 Loth groben Schießpulver waren bey hellem Tage 6 Meilen weit mit 2füßigen achromatiſchen Fernröhren, ſelbſt bey düſtrer Luft wahrzunehmen, und waren des Nachts 30 Meilen mit bloßen Augen zu erkennen. Eine Flamme von ½ Pfd. mußte ſich in einer doppelt ſo großen Entfernung ſichtbar zeigen. Nebel und Regen in der Nähe der Entzündung waren der Bemerkung weniger hinderlich, als in der Nähe des Beobachters. Doch kommt hierbey Alles auf möglichſt richtige Zeitbeſtimmung bis auf Sekunden an. Der Verf. empfiehlt zu dieſem Gebrauch die von dem Hofuhrmacher Auch in Weimar verfertigten Reiſependuluhren, giebt überhaupt denen, die die Feuerſignale anwenden wollen, einige ſehr nöthige Regeln; ſie müſſen mehrere Tage, ſowohl bey Tag als Nacht, von 10 zu 10 Minuten wiederholt, und der wahre Mittag und die wahre Mitternacht auf das genaueſte beſtimmt werden, wozu der Verf. die nöthigen Werkzeuge und deren vorſichtigen Gebrauch angiebt. Da nun das Haus auf dem Brocken einen der Hauptpunkte des ganzen Vermeſſungsdiſtriktes ausmacht: ſo wurde beſchloſſen, deſſen und andrer umliegen-

den

den wichtigen Punkte Länge durch Pulversignale zu bestimmen. Und da für dieselben mehrere Beobachter nöthig waren: so forderte Hr. v. Z. durch ein Cirkularschreiben seine astronomischen Freunde im nördlichen Deutschland zur Theilnahme auf, und versahe sie mit einer Disposition der auf dem Brocken zu gebenden Pulversignale. Er selbst begab sich mit Hrn. Prof. Bürg auf den Brocken; brachte daselbst mit Breitenbeobachtungen und Pulversignalen die Zeit vom 8. bis zum 30. August 1803. zu, und fand die Breite des Brockenhauses 51°48″ 11″, die Länge von Ferro 28° 16″ 58″. Der Preuß. Cap. v. Müffling bestieg mit seinen Instrumenten die Sachsenburg, die Kyffhäuser Ruinen und den Sondershausischen Jagdsaum, Posse, und fand nach richtiger Beobachtung der Signale, die Länge der erstern 28° 49′ 39″, der zweyten 28° 46′ 23″ (die Polhöhe 51° 24′ 59″) und des dritten Punktes, 28° 32′ 17″. Der Lieut. Graf Schmettau fand die Länge des Herkules auf der Wilhelmshöhe bey Cassel 27° 4′ 55″, die Breite 51° 19′ 32″; des Stauffenbergs an der Weser, 27° 41′ 3″. Der Lieut. Kühnemann unternahm die Bestimmung von Magdeburg, Bernburg, Zerbst und Dessau, und fand die Länge des Magdeburger Domthurms 29° 18′ 31″, (Br. 52° 8′ 13″), von Bernburg 29° 25′ 13″; von Dessau, 29° 56′ 46″ und von Zerbst, 29° 44′ 40″. (Br. 51° 58′ 27″). In Braunschweig, Helmstädt und Wolfenbüttel beobachteten der Geh. R. v. Ende und Dokt. Gauß, und fanden die Länge der Wohnung des Gehr. v. Ende 28° 12′, Breite 52° 15′ 52″; von Helmstädt L. 28° 4′, Br. 52° 13′ 45″, und von Wolfenbüttel L. 28° 11′ 59″. Auf dem Petersberg bey Halle übernahm dieses Geschäfft Hr. Prof. Rüdiger aus Leipzig, in Gegenwart der Hrn. Prof. Klügel und Gilbert, und fand dessen Länge 29° 37′ 34″, und die Polhöhe 51° 56′ 47″. Dessau ist der östlichste Punkt vom Steeberg, der Herkules auf der Wilhelmshöhe, der westlichste, und der Längenbogen zwischen beyden 2° 51′ 51″. Da die Frühlingswitterung 1804 zu den terrestrischen Operationen der Basismessung sowohl, als der Winkelmessungen ungünstig war; das Gothaische und Altenburgische Fürstenthum aber nach dem vom Höchstsel. Herzog genehmigten Plan trigonometrisch verbunden und in ein Triangelnetz gelegt werden sollten: so nutzte Herr v. Z. diese Zeit, um zuvörderst die Stadt Altenburg, als den östlichsten Endpunkt dieser Vermessung, und damit zugleich

gleich auch Leipzig, 5 Meilen davon, astronomisch zu verbinden. Die Breite der Leipziger Sternwarte war 51° 20′ 14″ und von Altenburg 50° 59′ 23″, Länge 30° 6′ 32″. Signalbeobachtungen zeigten, daß Leipzig, gegen den allgemeinen Glauben, etwas westlich von Altenburg liege. (Die Sternwarte selbst konnte man wegen Erwanglung eines soliden Ortes zur Aufstellung des le Noirschen Kreises nicht brauchen; sondern man mußte unweit derselben in Henrici's Garten eine bretterne Hütte erbauen, und ein Fundament für den Stand des Kreises aufmauern lassen). Nach der Zurückkunft von Altenburg fuhr Hr. v. Z. in den terrestrischen Winkelmessungen der übrigen Dreyecks-punkte fort, und da der Thüringische Inselsberg einer der vorzüglichsten ist: so begab er sich selbst, mit dem Prof. Bürg und dem Altenburgschen Kammerrath v. Lindenau, (jetzigem Interims-Direktor der Sternwarte Seeberg in Abwesenheit des Hrn. v. Z.) dahin, um außer diesem Geschäffte, auch Pulversignale zu Längen-Bestimmungen anzuwenden. In dieser Absicht schickte er die beyden Kurpfalzbayrischen Lieutnants, Gebrüder Weishaupt, in Begleitung des sehr geschickten S. Meiningschen Bauinspektors Fees, auf die Hennebergschen Berge: Dolmar bey Meiningen und Kühndorf, Gleichenberg bey Römhild, und auf die auf einer Anhöhe liegende Feste Koburg; zwey Darmstädtische Lieutnants, Lynker und Bek, nach Struth bey Mühlhausen, und nach der Ruine Boineburg in Hessen, lauter hohen Dreyecks-punkten des entworfenen großen Triangelnetzes. Die Resultate waren, in Ansehung des Gleichbergs, Länge von Ferro 28° 16′ 14″, Breite 50° 24′ 4″; der Koburger Festung, L. 28° 38′ 55″ und Breite 50° 15′ 47″, und des Dolmars Breite 50° 37′ 30″ und Länge 28° 8′ 33″. Struth, L. 27° 58′ 28″, Breite 51° 13′ 14″; der Ruine Boineburg, 3½ Meilen von Eschwege, Länge 27° 40′ 43″ und Breite 51° 5′ 27″. Der Inselsberg hatte einen Längenunterschied von Seeberg 1′ 1″. Da uns der Decemberheft der M. C. nicht zugeschickt worden: so können wir daraus von den fernern Operationen nichts ausziehen. Durch die bekannte Reise aber des Hrn. v. Z. nach Italien und dem südlichen Frankreich, zur Begleitung der verwittweten Frau Herzoginn, scheint der Fortsetzung des großen Geschäffts die Seele entzogen zu seyn. Schade wäre es, wenn dieses letzte große Werk des verewigten Herzogs unvollendet bleiben sollte!

Von den übrigen Artikeln dieses Bandes zeichnen wir Folgendes aus: Der astronomische Greis De la Lande setzt abermals einem seiner früh verstorbenen Schüler ein Denkmal. Es ist solches der Astronom Bernier, geb. 1779. Mit einer Art von Enthusiasmus widmete er sich der Schiffahrtskunst und Astronomie, mit dem Wunsch, damit einst Etwas für seine armen Aeltern zu erwerben; und als 1800 die große See- und Entdeckungsreise in Vorschlag kam, deren Kommando der lügenhafte, intriguante Baudie zu erschleichen wußte, drängte er sich gegen den Rath seines Lehrers und Wohlthäters zur Theilnahme an derselben; er schrieb an ihn aus Teneriffa, Timor (wo Bonaparte der große Sohn des Coodlis genennt wird) und Neu-Holland, kehrte nach Timor zurück, wo er den 6. Jun. 1803 starb.

Im Russisch Kaiserl. Karten-Depot wird an einer großen, aus 100 Blättern zusammengesetzten Karte Rußlands gearbeitet, wovon bereits 64 Blätter gestochen sind.

De Lambre Methode und Tafeln zur Reduktion der beobachteten scheinbaren Mondsdistanz auf wahre, zur Erfindung der Meereslänge. S. 146 Burckhardts Untersuchungen über die Kometen von den J. 565, 1301 und 1362. Geographische Bestimmungen, von Wurzen durch den Lieut. Aster, Breite 51° 22′ 19″, Länge 30° 23′ 33″. Merseburg, Breite 51° 21′ 51″, L. 29° 59′ 51″, Naumburg Br. 51° 9′ 6″, L. 29° 26′ 10″. Ueber die Gränzen der geocentrischen Oerter der Planeten von Dokt. Gauß. Dokt. Olbers in Bremen sowohl, als der Inspektor Harding in Lilienthal, melden dem Herausgeber die vom letzten gemachte höchst merkwürdige Entdeckung noch eines neuen Planeten. Sie geschah den 1. und 4. Sept. 1804. Merkwürdig ist es, daß Dokt. Olbers gewißermaaßen seine Entdeckung voraus gesagt hatte. Nachdem er nämlich die beyden neuen Planeten, Ceres und Pallas bloß für Stücke und Trümmern eines ehemahligen größern, entweder durch seine eignen Naturkräfte, oder durch den äußern Anstoß eines Kometen zerstörten Planeten erklärt hatte, fährt er (in dieser M. C. 6. B. S. 313) fort: »Ist diese Hypothese wahr: so werden wir noch mehrere Trümmern des zerstörten Pla-

meten auffinden, und dieß um so leichter, da sie alle den niedersteigenden Knoten der Pallasbahn auf der Ceres-Bahn passiren müssen« — und wirklich war es auch hier, wo das neue Fragment gefunden wurde. Er erscheint ganz wie Ceres u. Pallas, als ein Stern achter oder neunter Größe, mit weißem hellen Lichte; Olbers beobachtete ihn den 8ten, und Hr. v. Z. den 13. Sept. und Dokt. Gauß wagte es sogar, auf eigenen und mitgetheilten Beobachtungen, die zusammen genommen nur eine Zeit von 14 Tagen und einen heliocentrischen Bogen von 4 Graden ausmachten, einen vorläufigen Versuch oder elliptische Elemente einer Bahn desselben zu gründen. Wir können uns nicht enthalten, den Schluß dieser Anzeige mit des Verf. Worten abzuschreiben. »Es ist in der Geschichte »der Astronomie — beyspiellos, und es zeigt von der glän»zenden Epoche der heutigen Sternkunde in Deutschland, »daß ein Planet vorher verkündigt und in dem kurzen »Zeitraum von 3 Wochen zugleich entdeckt, beobachtet, »seine Bahn berechnet und sein künftiger Lauf vorgezeich»net worden sey. Dieß alles geschah durch die vereinten »Kräfte vier deutscher Astronomen, welche alles dieses »schon geleistet hatten, ehe noch die Nachricht von der »Existenz dieses neuen Weltkörpers unsre eifersüchtigen »Nachbarn erreicht hatte.« Nachher beobachteten diesen Weltkörper, Oriani und Maskelyne, beyde in dem männlichen Monat; und Gauß verbesserte seine Elemente desselben, und fand, daß seine Bahn beträchtlich größer, als die der Ceres und Pallas, und mithin seine Umlaufszeit und mittlere Entfernung von der Sonne kleiner ist. Harding selbst gab ihm nun den Namen Juno, und als Zeichen, ihren mit einem Stern gekrönten Scepter ♆. Der durch das Innere von Afrika reisende Dokt. Seetzen ist auf Fürbitte der verwittweten Fürstinn von Zerbst, von dem Kaiser Alexander durch ein Geschenk von 1000 Rubeln unterstützt worden.

Der Bruder des Herausgebers, der K. K. Generalmajor Anton v. Zach, theilt unter dem Titel kosmogonischer Betrachtungen Hypothesen über die Selbstentstehung des Weltgebäudes aus den Kräften ewig geschaffner einfacher Materien, der Attraktion und chemischen Affinität, mit. Vom Anfang, d. i. von Ewigkeit bis auf den sechsten Tag

oder Zeitraum entwickelten sich die Weltkörper; deren Alter steige also weit über die 6000 Jahre der Mosaischen Schöpfungsgeschichte; nicht aber die Geschichte des Menschengeschlechts. Hier noch einige Bruchstücke aus diesem Aufsatze: Alle Himmelskörper sind gleichartig; jeder ist Mond, Planet und Sonne; sie sind nur das eine oder das andere, in Rücksicht eines Körpers, um den sie gehen, oder der um sie geht. Die Sonne kann schon auf ihrer Oberfläche in einer Art von Auflösung seyn, die den Wärmestoff mit einer solchen Geschwindigkeit von sich stößt, die stark genug ist, das im Universum verbreitete Licht in Bewegung zu setzen. (Da müßte sie sich also gleich vom Anfang in einem Stand der Auflösung befunden haben). Es gab einen Zeitpunkt, wo die Erde unzählige Monde hatte, die sich nach und nach mit der Erde vereinigten; sie hat sie nun alle, bis auf einen einzigen und größten an sich gezogen. Bey jedem neuen Mondankömmling mußte eine Revolution entstehen. Wenn ein Mond Meere hatte: so mußte jenes, welches gegen die Erde gekehrt war, geschwinder auf die Erde fallen, und dann öffneten sich die Schleußen des Himmels. Die Mosaische Sündfluth (vermuthlich die, nach der die von Mose beschriebene neue Herstellung der Erde anhebt) konnte von dem letzt herabgefallenen Monde entstanden seyn. Ein solcher Mond fiel auf den Punkt der Schweiz — die gesammten Wasser sind endlich gegen den Südpol abgeflossen, und haben 3 Welttheile zu den Spitzen abgearbeitet, die wir noch an ihnen wahrnehmen. Ein anderer Mond fiel auf die entgegengesetzte Seite, um die Erde der Kugelgestalt anzunähern. Die Anhäufung der Monde mußte Höhlungen verursachen — die darin entstandenen chemischen Arbeiten waren Ursachen von Erdbeben und Vulkanen. Der zuletzt gefallene Mond hat Amerika gebildet, und die letzte Sündfluth veranlaßt, aus der sich folglich Noah leicht durch eine Arche retten konnte. Beym Zusammenstoß eines Mondes mußte die Erdatmosphäre einen Zuwachs an Materien erhalten, die auf die Konstitution und die längere Lebensdauer des Menschen Einfluß haben mußten, die also nach der Sündfluth sich auf die Hälfte verminderte. Es ist möglich, daß der letzte Mond auch noch auf die Erde, und die Erde in die Sonne fallt, und das sey es, was die Schrift sage: Sonne und Mond werden vom Himmel fallen ꝛc. Ueberhaupt bemerkt man ein sichtbares Bestreben,

Worte

Worte der Schrift, zumal der Mosaischen Schöpfungsgeschichte mit seinen Hypothesen zu vereinbaren.

Gi.

Briefe während meines Aufenthalts in England und Portugal, von L. Bernard gebohrene Gad. Erster Theil. 1802. 433 S. Zweyter Theil, von L. Bernard geb. Gad, jetzt verehelichte Domeier. Hamburg, bey Campe. 1803. 467 S. 8.

Ein geistreiches Frauenzimmer erzählt hier auf eine unterhaltende Art, was sie in England und Portugal beobachtete. Es sind die Aeußerungen eines feinen Gefühls, welches durch die Gegenstände nicht allein, sondern auch die Stimmung, worin sich die Verf. befand, hervorgebracht wurde. Man muß hierauf etwas Rücksicht nehmen, und nicht die unparteyische Kälte eines vielleicht gefühllosern und auf Kleinigkeiten weniger achtenden Mannes erwarten. Auch sind kleine Erzählungen und Verse in die Nachrichten verwebt: man muß also auf den dichterischen, verschönernden Geist etwas abrechnen. Die Reise geht von Berlin über Hannover nach Hamburg, im April 1801 und von dort nach Yarmouth. Ueber Deutschland wird nur wenig gesagt; das Paketboot und die Ueberfahrt werden richtig beschrieben, und zugleich die Uebersetzung einer Ballade von Gay mitgetheilt. Das kindlich Einfache, tief Rührende des Originals ist in der sonst richtigen Uebersetzung freylich ganz verschwunden. Die Reise von Yarmouth nach London geht durch ein ebenes, vortrefflich angebauetes Land. Die Hauptstadt selbst mißfällt im Anfange durch die unangestrichenen Häuser; aber die Pracht der Kaufmannsläden ersetzte dieses im Ueberflusse. Sie werden hier umständlich beschrieben. Mehr als irgend eine Nation richten sich die Engländer nach der herrschenden Mode, und jede beträchtliche Abweichung davon wird übel aufgenommen. Die ächte Höflichkeit der Engländer wird mit Recht gerühmt. Nirgends sieht man so viele schöne Menschen als in England; die Physiognomien hält die Verf. für römisch, und leitet sie aus den Zeiten her, wo die Römer Britannien besaßen. (Aber sie besaßen Portugal länger. Es ist dieselbe

Physiognomie, welche man in Dänemark und Norddeutschland, wo kein wendisches Blut beygemischt ist, häufig sieht). Diese eigenthümliche Physiognomie rührt auch daher, weil sich keine Nation so wenig mit Ausländern vermischt, als die englische, und der dritte Stand, vielleicht auch ein Theil des Mittelstandes, weiß selten, daß es noch andere Nationen giebt, außer Engländer und Franzosen. Als der letzte türkische Gesandte seinen Einzug hielt, fragten viele Menschen einander, ob sie nicht die frenel rare wollten ankommen sehen. Deutschland kennen die Engländer sehr wenig; von unserer Literatur haben sie sehr irrige Begriffe. Die beyden großen Theater, Drury Lane und Covent Garden, besitzen bey vielem Mittelgut, einige vortreffliche Schauspieler und einige vortreffliche Schauspielerinnen. Flecks unnachahmlicher Konversationston, Ifflands Darstellungen, zu denen ihm immer die Natur das Urbild ist, würden hier nicht gehört, nicht bemerkt werden. Man spricht hier so laut auf dem Theater, daß ein deutsches Ohr anfangs glaubt, man schreye; die Bewegungen sind so stark, daß ein deutsches Auge sie anfangs entweder für unnatürlich oder für zu natürlich halten muß. Aber Kembla und größtentheils auch Look stellen getreu die Natur so vor, wie sie hier erscheint; denn der Engländer betont merklich jedes Wort, und macht Abschnitte die hörbar sind. Wie verschieden sind die Urtheile über solche Gegenstände! Rec. findet, daß die Engländer ihre Worte viel weniger accentuiren, als die Deutschen. Es ist wahr; Kembla übertreibt; aber dieses sagt auch jeder Engländer von Geschmack. Die Siddons übertreibt wahrlich nicht. Mit Iffland weiß Rec. keinen der englischen Bühne zu vergleichen; aber das, was die Verf. Mittelgut nennt, ist bey weitem dem deutschen Theater vorzuziehen, welches so oft den Eindruck stört, den Männer, wie Iffland machen. Westminster Abbey mit ihren Monumenten wird ziemlich genau beschrieben; ferner das Westminster Spital für Wöchnerinnen, das Spital der heil. Magdalena, und das Königl. Spital der Invaliden zu Greenwich. Bald verläßt die Verf. London, um nach Falmouth zu reisen. Es giebt majestätischere und größere Ansichten; aber keine reitzendern als die sind, welche man auf dem Wege von London bis Exeter hat. Das Ganze gleicht einem Lustgarten, in welchem Natur und Kunst das Nützliche mit dem Anmuthigen verschwistert haben. Eine

ganze

ganze Seite lang schildert die Verf. diese paradiesische Gegend, und flicht zuletzt eine lange Erzählung ein. Exeter selbst hat eine sehr schöne Lage, und die Wohlhabenheit ihrer Einwohner zeigt sich in den vielen schönen Gebäuden und in den zierlichen Kaufmannsläden. (Dichterische Phantasien haben die Reisende auf diesem Wege umgaukelt. Die Gegend von London bis Exeter gehört, einige wenige Parthien ausgenommen, zu den sehr mittelmäßigen, und Exeter selbst ist für eine Stadt in England sehr todt). Nachrichten von Bath und Bristol. Falmouth liegt in einer fruchtbaren (gewiß nicht) Gegend in der Grafschaft Cornwallis, ist ein kleiner, aber sehr lebhafter Ort. Die Paketboote von Falmouth nach Lissabon sind sehr bequem eingerichtet. Es kann keine Stadt in der Welt geben, die von außen einen viel versprechendern Anblick macht, als Lissabon; die Stadt scheint gleichsam aus dem prächtigen Tagus empor gestiegen zu seyn, und von den hohen Hügeln wirft sie ihr Bild in den klaren Fluß zurück, der zu ihren Füßen fließt. Aber gleich beym Eintritte entfährt gewiß einem jeden Reisenden eine Klage über die Vernachläßigung des Ufers (d. h. wenn man sich nicht zu den Kayen hinfahren läßt); die Straßen sind lang und schmal, einige neue ausgenommen; die Häuser sind meistens sehr hoch, daß man genetzt ist zu glauben, es wohnten nichts als Sternseher darin; (nur in einigen wenigen Theilen der Stadt sind sie hoch). Meistens sind die langen Fenster mit Altanen umgeben, auf denen die Portugiesinnen stehen, oder in einer nachläßigen Stellung auf dem Boden sitzen. Ihr hoher Standpunkt auf dem Altan giebt ihnen ein theatralisches Ansehen, und leihet ihnen Reize, die sie vielleicht nicht haben; (nun es fehlt ihnen daran nicht). Diese Ausstellungen auf dem Altan machen mit die größten Lebensgenüsse der Portugiesinnen aus, welche sonst sehr eingeschränkt sind. Ihre sitzende Lebensart macht, daß man selten eine rothbäckige Portugiesinn sieht (!). Die Unreinlichkeit und der Schmutz sind so, daß man im Auslande sich keinen Begriff davon machen kann. Mit so viel Beschwerlichkeiten auch hier das Ausgehen verknüpft ist: so ist es doch wenig schlimmer, als das Fahren in den hiesigen engen unangenehmen Wagen. Diese wagenähnlichen Maschinen haben eine Gabeldeichsel, und werden mit zwey Maulthieren bespannt, auf deren einem der Kutscher sitzt. Man hält es für einen hohen Grad von Vertraulichkeit, wenn

ein Frauenzimmer mit einem Manne in einem solchen Wagen fährt, und man hat Recht; denn sie sind so schmal, daß zwey erwachsene Menschen nicht eigentlich nebeneinander darsitzen können; (dieß ist sehr richtig; es ist auffallend, wie wenig Luxus mit den Equipagen in Portugal und Spanien getrieben wird). Etwas von der Praça do commercio und der Königl. Bibliothek auf demselben. Gegenüber ist die Börse und das Zollamt; auch giebt es wohl keine Stadt, welche eines so großen Zollamtes bedürfte als Lissabon, weil es wohl keine giebt, die so viel Bedürfnisse von andern nimmt, als diese. Man trifft in keinem Lande weniger Manufakturen an, als in Portugall, (!) und in keinem werden der Erde weniger Erzeugnisse entlockt. (!) Man genießt in Portugal fast gar nichts Portugiesisches. (Die Verf. sollte doch Fleisch, alle Fische, den Stockfisch abgerechnet, Gemüse und Wein ausnehmen). Dieser sogenannte Himmelsstrich (o ja in sehr nassen Jahren) hat nicht einmal Korn genug (auch sind drey Viertel Gebirge) und muß es aus entfernten Ländern kommen lassen, während Tausend und aber Tausend ihre Hände, die den Acker bestellen könnten, träge in den Schooß legen. (In der Hauptstadt giebt es viele Müssiggänger, wie in allen Hauptstädten; aus Beira und dem Minho wandern die Einwohner aus, um anderwärts in der Aerndte zu helfen). Beschreibung der übrigen Plätze in Lissabon. Theater. An der Spitze der Sänger im Operntheater steht Crescentini (Crescentini). In seiner Stimme liegt ein Zauber, der mit Allgewalt, wie ein großes Gemälde von Raphael, den Menschen auf eine kurze Zeit allen den Verhältnissen entrückt, in denen er sich gerade befindet. Das eine Portugiesische Schauspielhaus ist schlecht, und hat schlechte Schauspieler (Ruders in seinen Bemerkungen über Portugal giebt bessere Nachrichten über den Zustand der Theater und der Literatur überhaupt). Die Sprache hier, selbst im gemeinen Leben, ist schwülstig, und voll von Sprüchwörtern, und die Höflichkeit der untersten Volksklassen ist so groß, daß sich sogar die Bettler unter einander Signore (Senhor) nennen. Wenn zwey Handwerker in ein Haus oder Zimmer gehen, machen sie erst lange Komplimente, wer zuerst hinein gehen soll, und Jeder will dem Andern den Vorzug lassen. Dieß erinnert an China, wo zwey Lastträger,

träger, wenn sie sich begegnen, und einer dem andern nicht ausweichen kann, ihre Bürde auf die Erde legen, vor einander auf die Knie fallen, und sich ihrer Unbescheidenheit wegen um Verzeihung bitten. (Richtig und passend. Aber daß sich Bettler Senhor nennen, und ein Dienstmädchen Senhora heiße, ist in Spanien und Italien, wo die untern Volksklassen doch nicht höflich sind, ebenfalls Gebrauch). So bettelstolz wie ihre Sprache, (welche Sie, verzeihen Sie, Madam, gar nicht kennen) ist auch die Tracht der niedern Volksklassen. Man sieht keine Dienstmagd, keine Obsthändlerinn, kurz man sieht fast kein Frauenzimmer ohne Puder im Haar, und dieser macht die braune Farbe der mehresten Gesichter und die Armseligkeit der zerlumpten Kleider noch anschaulicher und widriger. Männer und Frauen tragen lange tuchene Mäntel im Sommer und Winter, und Sonntags den 18ten Juli sah ich bey einer Hitze von 84 Grad Fahrnh. die mehresten Frauen in langen Enveloppen mit Pelz gefuttert! Die gemeine Volksklasse hat hier in allem Ernste den Glauben, daß man durch eine starke Bekleidung die äußere Hitze vom Körper abhalte. (Und hat, verzeihen Sie noch einmal, Madame, so Recht, daß ich, wenn Sie in Portugal reisen wollen, Ihnen rathen will, sich einen solchen Mantel anzuschaffen. Enge Kleider machen die Hitze unerträglich, und ein solcher Mantel schützt zugleich vor Erkältung). Alles Hausgeräth ist sehr einfach, und mit der Kochkunst hat man es eben nicht weiter gebracht, als mit den übrigen Künsten. Unverzeihlich ist es, daß man hier, so nahe bey der Quelle, so nahe bey Porto, keinen unvermischten Portowein bekommen kann. Die Portugiesen mischen nicht nur Branteswein und Wasser, sondern auch ein Kraut darunter, das ihm eine unangenehme Herbe giebt. So unglaublich es auch klingt, so wahr ist es doch, daß dieser Wein reiner in England ist als hier. Die Engländer kaufen ihn in Porto rein an der Quelle, und er wird in England bey weitem nicht mit solchen unangenehmen Ingredienzen vermischt, als in Lissabon. (Ich kann Madame Domeier versichern, daß nur mit Branteswein vermischter Portowein nach England geschickt wird; daß man nur in Portugal, daß heißt in guten Häusern, unvermischten, köstlichen Portowein trinkt, und daß ich weder zu Porto noch zu Pezo da Ragoa, welches sie vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt, etwas von der

ein Frauenzimmer mit einem Manne in einem solchen Wagen fährt, und man hat Recht; denn sie sind so schmal, daß zwey erwachsene Menschen nicht eigentlich nebeneinander sitzen können; (dieß ist sehr richtig; es ist auffallend, wie wenig Luxus mit den Equipagen in Portugal und Spanien getrieben wird). Etwas von der Praça do commercio und der Königl. Bibliothek auf demselben. Gegenüber ist die Börse und das Zollamt; auch giebt es wohl keine Stadt, welche eines so großen Zollamtes bedürfte als Lissabon, weil es wohl keine giebt, die so viel Bedürfnisse von andern nimmt, als diese. Man trifft in keinem Lande weniger Manufakturen an, als in Portugal, (!) und in keinem werden der Erde weniger Erzeugnisse entlockt. (!) Man genießt in Portugal fast gar nichts Portugiesisches. (Die Verf. sollte doch Fleisch, alle Fische, den Stockfisch abgerechnet, Gemüse und Wein ausnehmen). Dieser sogenannte Himmelsstrich (o ja in sehr nassen Jahren) hat nicht einmal Korn genug (auch sind drey Viertel Gebirge) und muß es aus entfernten Ländern kommen lassen, während Tausend und aber Tausend ihre Hände, die den Acker bestellen könnten, träge in den Schoß legen. (In der Hauptstadt giebt es viele Müssiggänger, wie in allen Hauptstädten; aus Beira und dem Minho wandern die Einwohner aus, um anderwärts in der Aerndte zu helfen). Beschreibung der übrigen Plätze in Lissabon. Theater. An der Spitze der Sänger im Operntheater steht Crescentini (Crescentini). In seiner Stimme liegt ein Zauber, der mit Allgewalt, wie ein großes Gemälde von Raphael, den Menschen auf eine kurze Zeit allen den Verhältnissen entrückt, in denen er sich gerade befindet. Das eine Portugiesische Schauspielhaus ist schlecht, und hat schlechte Schauspieler (Ruders in seinen Bemerkungen über Portugal giebt bessere Nachrichten über den Zustand der Theater und der Literatur überhaupt). Die Sprache hier, selbst im gemeinen Leben, ist schwülstig, und voll von Sprüchwörtern, und die Höflichkeit der untersten Volksklassen ist so groß, daß sich sogar die Bettler unter einander Signore (Senhor) nennen. Wenn zwey Handwerker in ein Haus oder Zimmer gehen, machen sie erst lange Komplimente, wer zuerst hinein gehen soll, und Jeder will dem Andern den Vorzug lassen. Dieß erinnert an China, wo zwey Lastträger,

träger, wenn sie sich begegnen, und einer dem andern nicht ausweichen kann, ihre Bürde auf die Erde legen, vor einander auf die Knie fallen, und sich ihrer Unbescheidenheit wegen um Verzeihung bitten. (Richtig und passend. Aber daß sich Bettler Senhor nennen, und ein Dienstmädchen Senhora heiße, ist in Spanien und Italien, wo die untern Volksklassen doch nicht höflich sind, ebenfalls Gebrauch). So bettelstolz wie ihre Sprache, (welche Sie, verzeihen Sie, Madam, gar nicht kennen) ist auch die Tracht der niedern Volksklassen. Man sieht keine Dienstmagd, keine Obsthändlerinn, kurz man sieht fast kein Frauenzimmer ohne Puder im Haar, und dieser macht die braune Farbe der mehresten Gesichter und die Armseligkeit der zerlumpten Kleider noch anschaulicher und widriger. Männer und Frauen tragen lange tuchene Mäntel im Sommer und Winter, und Sonntags den 18ten Juli sah ich bey einer Hitze von 84 Grad Fahrnh. die mehresten Frauen in langen Enveloppen mit Pelz gefuttert! Die gemeine Volksklasse hat hier in allem Ernste den Glauben, daß man durch eine starke Bekleidung die äußere Hitze vom Körper abhält. (Und hat, verzeihen Sie noch einmal, Madame, so Recht, daß ich, wenn Sie in Portugal reisen wollen, Ihnen rathen will, sich einen solchen Mantel anzuschaffen. Enge Kleider machen die Hitze unerträglich, und ein solcher Mantel schützt zugleich vor Erkältung). Alles Hausgeräth ist sehr einfach, und mit der Kochkunst hat man es eben nicht weiter gebracht, als mit den übrigen Künsten. Unverzeihlich ist es, daß man hier, so nahe bey der Quelle, so nahe bey Porto, keinen unvermischten Portowein bekommen kann. Die Portugiesen mischen nicht nur Branteswein und Wasser, sondern auch ein Kraut darunter, das ihm eine unangenehme Herbe giebt. So unglaublich es auch klingt, so wahr ist es doch, daß dieser Wein reiner in England ist als hier. Die Engländer kaufen ihn in Porto rein an der Quelle, und er wird in England bey weitem nicht mit solchen unangenehmen Ingredienzen vermischt, als in Lissabon. (Ich kann Madame Domeier versichern, daß nur mit Branteswein vermischter Portowein nach England geschickt wird; daß man nur in Portugal, daß heißt in guten Häusern, unvermischten, köstlichen Portowein trinkt, und daß ich weder zu Porto noch zu Pezo da Ragoa, welches sie vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt, etwas von der

Vermischung mit einem herben Kraute gehört habe. Der gemeine Portowein ist in England abscheulich). Doch Rec. darf nicht weiter Auszüge machen, da er weiterhin liest: selten besitze der portugiesische Adel Landgüter, und wenn auch einer oder der andere eins besitze: so wohne er doch nicht daselbst; mache die kärgliche Einnahme den Aufenthalt in Lissabon unmöglich: so erhalte er es höchstens über seinen Bettelstolz, in eine Provinzialstadt zu ziehen. In dem zweyten Theile werden die Veränderungen und großen Verbesserungen erzählt, welche in der Polizey von Lissabon vorgefallen sind, seit dem Dom Rodrigo de Sousa Coutinho Minister des Innern wurde. Damit kein Portugiese die Ehre davon habe, wird alles Gute dem Grafen Novion, einem Französischen Emigranten zugeschrieben. Daß die Polizey in Portugal ohne Emigranten, sehr thätig seyn kann, ist eine dort nur zu bekannte Sache; es hieng also Alles vom Willen ab, und folglich gebührt Dom Rodrigo das Verdienst ganz allein. Kurz wer bloß augenblickliche Unterhaltung sucht, und die einseitige Schilderung von Portugal bald vergessen will, lese diese Reisebeschreibung; wer über den neuesten Zustand des Reichs sich belehren will, lese die Bemerkungen von Ruders. Außer Lissabon und den angelegenen Cintra und Mafra sah die Verf. nichts von Portugal. Auch handelt der zweyte Theil größtentheils von England, und da sie einen größern Theil dieses Landes sah, auch die Sprache kennt: so sind ihre Nachrichten davon weit schätzbarer. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und meistens mit seinen Erinnerungen übereinstimmend gefunden. Wenn die Verf. doch folgendes billige Urtheil auch über Portugal gefällt hätte: »Diese moralischen Karrikaturen haben vielleicht in Hogarth zuerst die Idee zu denen veranlaßt, die er lieferte. Beyde sind kein Maaßstab für den Charakter und die Schönheit der Nation im Allgemeinen; aber sie dienen doch dazu, zu zeigen, daß sich hier in das viele Vortreffliche auch sehr viel Karrikaturmäßiges mischt. »Weisheit und Albernheit gränzen hier (wie überall) dicht an einander.«

Immanuel Kants physische Geographie. Vierter Band. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 1805. 335 S.

In

In diesem Bande erhält man zuerst wiederum einen Aufsatz gegen Rink; dann Kants neue Anmerkungen zur Theorie der Winde aus dem Königsberger Intelligenzblatt von 1769, und zuletzt Zusätze zu den vorigen Theilen, welche den größten Theil des Buches einnehmen. Kant leitet die Ursache der herrschenden Winde aus dem Andrange der Luft gegen die zwischen den Wendezirkeln erhitzten Gegenden her, wodurch dort die Luft ausgedehnt wird, aufsteigt, und andere an ihre Stelle tritt. Die zuströmende Luft trifft aber wegen der Axendrehung der Erde immer auf schneller bewegte Stellen, je näher sie dem Aequator kommt, und es entsteht also wegen der Zusammensetzung der Bewegung eine Abweichung von der Richtung gegen den Aequator. Diese Theorie verdient unstreitig die größte Aufmerksamkeit der Physiker. Uebrigens enthalten die Zusätze eine Menge Nachrichten aus den neuesten Reisebeschreibungen und Journalen, welche allerdings zur Brauchbarkeit des Ganzen beytragen. Der Herausgeber sagt, sie hätten leicht vermehrt werden können; aber dieses wäre auch nöthig gewesen, wenn das Werk für den jetzigen Zustand der physischen Geographie völlig passend werden sollte.

Om.

Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde; für Freunde und Lehrer der Geographie, für Jünglinge, die ihren Kursus vollendeten, bey jedem Lehrbuche zu gebrauchen. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von C. Ritter. Erster Theil. Frankfurt a. M., bey Hermann. 1804. XVI. 496 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Unter den vielen geographisch-statistischen Werken, von welchen seit einigen Jahren Deutschland überschwemmt worden ist, und die größtentheils in aller Eile, um die Konjunktur zu benutzen, zusammengeschrieben worden, und oft aus alten, nun beynahe versiegten Quellen geschöpft sind, zeichnet sich dieses mit sichtbarem Fleiße, mit kritischer Genauigkeit und nach einem guten Plan ausgearbeitete Werk merklich aus. Der Verf., Erzieher zu Frankfurt a. M.,

bestimmt diese Arbeit für das gebildete Publikum, bey dem er die ersten geographischen Kenntnisse voraussetzt. Sein Zweck ist, den Leser zu einer lebendigen Ansicht des ganzen Landes, seiner Natur- und Kunstprodukte, der Menschen- und Naturwelt zu erheben, und dieses alles als ein zusammenhängendes Ganze so vorzustellen, daß sich die wichtigsten Resultate über die Natur und Menschen von selbst, zumal durch die gegenseitigen Vergleichungen entwickeln. Der Plan, den er bey der Schilderung eines jeden Reichs befolgt, ist dieser: mit einer historischen Einleitung, die aber mehr eine Kultur-, als eine politische Geschichte des Reichs ist, macht er den Anfang; dann folgt die natürliche Beschaffenheit des Reichs, auf welche er, wegen ihres wichtigen Einflusses, seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat; jetzt untersucht er was Natur und Kunst oder Menschenmühe hervorgebracht haben, und so werden die Produkte genau beschrieben. Diese setzen Manufakturen, alle Arten von Gewerbe und den Handel in Bewegung; das Detail aller dieser Gegenstände bringt er nach den besten Angaben der Statistik durch Zahlen unter gewisse Hauptansichten. Die Darstellung aller Gewerbe und des Handels leitet ihn nun wieder auf den Menschen zurück, der in seinen physikalischen, moralischen und intellektuellen Verhältnissen betrachtet wird; zuletzt kehrt er zu seiner geselligen Vereinigung, dann zum Staate selbst zurück, und beschließt dieses zusammenhängende Ganze mit der Macht, welche der Staat besitzt, sich auch in den widrigsten Verhältnissen seiner Existenz und Dauer zu erhalten. Endlich sind noch zur leichtern Uebersicht des Kulturstandes jedes Reichs Städtetabellen beygefügt, die ganz neu und dem Zwecke dieses Werks gemäß, auch vollständig genug bearbeitet sind.

In diesem ersten Theile befindet sich die Beschreibung des Russischen, Schwedischen und Dänischen Staates, so wie auch des Königreichs Preussen. In der Vorrede zeigt der Verf. die Quellen an, die er benutzt hat; es sind die neuesten und besten, die er sich hat verschaffen können. Bey dem Ueberflusse an guten Nachrichten konnte es nicht fehlen, daß nicht der Verf. bey diesen Reichen viel leistete; in gedrungener Kürze, die aber bisweilen Unbestimmtheit und Dunkelheit veranlaßt hat, ist aus den ihm zu Gebote stehenden Materialien das Wichtigste und Interessanteste aus-

ausgehoben worden. Bey dem Vortrage der Geschichte, welche mehr eine Kultur- als politische Geschichte seyn sollte, hat der Verf. dem Rec. nicht völlig Genüge gethan. Auch fehlt es nicht an unrichtigen Vorstellungen. S. 4 sagt der Verf. Wladimir der Große schickte seine Unterthanen auf Reisen, um den kunstreichen Ausländern, den Babyloniern und Aegyptern!! ihre Erfindungen abzulernen — wie? noch am Ende des 10ten und im Anfange des 11ten Jahrhunderts reiste man in dieser Absicht nach Aegypten und Babylon! S. 15 Peter ward gleich im ersten Feldzuge am Pruth gänzlich geschlagen! — Daß Peter der Große mit seinem ganzen Heer 1711 (nicht 1710, wie hier steht,) eingeschlossen, und durch seine Gemahlinn aus der schrecklichen Lage gerettet wurde, kann doch nicht — gänzlich geschlagen — genannt werden? S. 17 Kurz vor seinem Ende wählte Peter seine Gemahlinn Catharina zu seiner Thronfolgerinn durch eine Ukase, in welcher er erklärt hatte, daß der Nachfolger von der Willkühr des Regenten abhänge. — Daß seine Catharina seine Nachfolgerinn auf dem Thron seyn sollte, ward nirgends in der Ukase festgesetzt — und wie kam Catharina auf den Thron? durch die Ukase, durch ausdrückliche Ernennung von Peters Seite — oder durch Menzikof, der an der Spitze einer Gardekompagnie stand? S. 19: Die ganze Krim, jetzt der Taurische Chersonesus genannt — die Taurische Statthalterschaft hat der Verf. wohl sagen wollen. S. 33. Der Verf. sagt: er wolle die Verbindung des Ladoga-Sees mit dem Wolgaflusse beschreiben — »so bekannt sie auch ist, setzt er hinzu, »so vergißt sie sich doch leicht wieder, weil sie für das Gedächtniß verwickelt zu seyn scheint.« — Dieser ganze Satz scheint wörtlich aus einem Buche hergeflossen zu seyn; denn so sehr bekannt möchte diese Verbindung der Gewässer dem Ausländer wohl nicht seyn! — Auch Einiges aus den letzten Bogen S. 439. Der siebenjährige Krieg, den der König Friedrich II. führen mußte, nahm nicht 1755, sondern 1756 seinen Anfang. S. 440 wird behauptet, daß durch die Einführung der Regie der Handel mit Contrebande — allgemeiner geworden sey. Bey Friedrich Wilhelms II. Regierung hat der Verf. gar nichts von den wichtigen Ländererwerbungen angeführt, wodurch der Staat ansehnlich vergrößert wurde. Dagegen wird bemerkt, daß der König durch Verschwendung den großen ererbten Schatz,

die

der gegen 80 Millionen Thlr. betragen haben soll, ganz verwendet habe. Daß nach S. 444 der Boden in Westpreussen gleiche Beschaffenheit mit dem in Ostpreussen habe, kann wohl nicht so allgemein mit Wahrheit behauptet werden. Solcher Fehler, Unrichtigkeiten, auch Lücken könnte Rec. mehrere anführen; aber er traut es dem Bestreben des Verfs., ein brauchbares Handbuch zu liefern, zu, daß er diese Fehler bald selbst entdecken, und bey einer neuen Ausgabe verbessern werde.

Mm.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Exegetische Briefe über des Marcus Vitruvius Pollio Baukunst. An August von Rode. Von *Hans Christian Genelli*. *Zweytes Heft*. Mit 22 Kupfertafeln. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1804. 90 S. gr. 4.

Herr Genelli hat den Verleger geändert; denn das erste Heft ist 1801 zu Braunschweig bey Friedrich Vieweg herausgekommen. Die Anzeige des ersten Heftes dieser exegetischen Briefe über den römischen Baumeister findet sich im 88sten Bande dieser Neuen Bibliothek S. 237 — 240.

Wir geben sofort den Inhalt dieses zweyten Heftes an. Nachdem Hr. Genelli in den vorigen Briefen die Gattungen der Tempel, so wie sie Vitruv nach ihren bedeutenden Verschiedenheiten aufstellt, durchgegangen und zu erläutern gesucht hat: so beginnt er seine Bemerkungen über die Vitruvische Konstruktion der Säulenordnungen mitzutheilen, da Vitruv selbst sie hauptsächlich in Hinsicht auf den Tempelbau entwickelt; und zwar im fünften Briefe über die Jonische, S. 11—46, und im sechsten S. 47—90 über die Dorische Säulenordnung, welche beyde im dritten und vierten Buche des

des Vitruvs beschrieben werden. Es finden sich hier mehrere neue Erörterungen davon, Stellen Vitruvs nebst Berichtigungen der Rodischen Uebersetzung desselben. Ihre Beurtheilung erwarten wir von einem Herausgeber Vitruvs, der entweder selbst hinlängliche architektonische Kenntnisse besitzt, oder einen gelehrten Architekten zur Seite hat. Wir wollen indeß Einiges auszeichnen. S. 11 wird behauptet, Vitruv nehme nur drey Säulenordnungen, die Jonische, Dorische und Toskanische an, weil die Korinthische nichts Eigenthümliches außer dem Kapital habe, welches für sich wohl die Säule selbst auszeichne; auf keine Weise aber eine besondere Ordnung zu konstituiren vermöge, als wozu vor allem eine eigene Konstruktion des Gebälks erforderlich sey. S. 13, selbst die Toskanische Ordnung scheine nichts weiter, als ein noch übrig gebliebenes Abbild von dem ursprünglichen Zustand der Dorischen Ordnung, oder ihr Arkostylos zu seyn. — S. 15 werden Vitruvs Worte aedium compositio constat ex symmetria, gegen Hrn. Rode übersetzt: der Aufriß der Tempel beruht auf das (dem) Ebenmaaß. Wir zweifeln, daß diese Erklärung sich durch den Sprachgebrauch rechtfertigen lasse, so wie auch quantitas und ποσοτης schwerlich die Großartigkeit, Grandiosität, wie die Note besagt, heißen kann. — S. 22—24. Für die Jonische Ordnung giebt Vitruv zweyerley Basen an. Bey Beschreibung der einen, die er die eigentlich Jonische nennt, kommt das undeutliche Wort superciliam vor, welches Hr. Rode Ueberschlag übersetzt, uns wodurch er entweder den obern, oder den untern Rand der obern Einziehung zu verstehen schien. Hr. Genelli versteht hingegen darunter eine zurückgezogene kleine Erhöhung, oder Einziehung, die man über der obern Lippe lassen mußte, so daß das Pfühl die Lippe nicht zu berühren kam; wodurch man auch gewann, daß die Lippe der unter dem Pfühl zurücktretenden Einziehung besser abgesondert wurde, die jenes sonst zu stark versteckte. Supercilium wäre an den Basen demnach das, was Newton, nach Herrn Genelli's Meinung, grundlos an antiken Jonischen Tempeln für einen scamillus impar ausgiebt. S. Genelli's ersten Brief, S. 3 f. — Die *Encarpi*, die Vitruv als eine Zierde der Stirn außer dem cymatium nennt, und welche den Auslegern von jeher zu schaffen gemacht haben,

erklärt er von den beyden runden pfühlerartigen Gliedern über dem cymatium, welche wie ein u s Bändern umwundener Blumenkranz behauen sind, und welche auf den beyden Fronten des Kapitals sichtbar sind. Gewöhnlich hat man es Fruchtschnüre genannt, ohne zu bestimmen, wo sie angebracht gewesen, und wie? S. 28 f. — Vitruv sagt: die Axes der Voluten dürfen in ihrer Breite den Durchmesser des Auges nicht überschreiten u. s. w. Hier glaubten nun Mehrere vorhin, daß unter axes der äußere Saum der Voluten zu verstehen sey, welcher auf der Fronte horizontal unter der Platte fortgezogen, auf beyden Seiten den eigentlichen Umlauf der Voluten bilde und an den Augen endigt. Hr. Genelli zeigt S. 34 f., daß die axes die Umschläge der Voluten am pulvinum oder der Glockenseite bedeuten. Ihrer sind auf jeder Seite zwey; daher der Plural. S. 37 ist Etwas zur Vervollständigung der im ersten Briefe des ersten Heftes gegebenen Erklärung der scamilli impares (schräge Bänkchen) nachgetragen. Von der Stelle am Schluß des dritten Buchs: membra omnia, quae supra capitula columniarum sunt futura, — tunc in aspectu videbuntur esse ad perpendiculum et ad normam, giebt Hr. Genelli eine der Rodeschen Uebersetzung gerade entgegengesetzte Erklärung. S. 40 f. — Nachdem der Verf. im 6ten Briefe über die Dorische Säulenordnung, das eigentliche System, wonach die Alten ihre Decken und Dachverbande konstruirten, nach Vitruv auseinander gesetzt hat, S. 47—53: so erklärt er gegen Hrn. Rode eine Stelle Vitruvs, worin er dieser Zimmerverbände gedenkt, S. 53—55. Ob er hier überall richtig emendirt und erklärt, mögen wir nicht entscheiden. Eine andere, der Untersuchung werthe, Erklärung einer Stelle aus Vitruv 4, 3, supra triglyphorum capitula — quae scotia dicitur, findet sich S. 81 f. — Beyläufig werden Behauptungen der erstern Briefe vom Verf. näher bestimmt, bestätigt oder zurückgenommen. Ganz besonders ist solchen Retraktationen der vierte Brief, welcher der erste dieses zweyten Heftes ist, gewidmet. Hier gesteht Hr. G. selbst freymüthig, daß er die beyden letzten Briefe des ersten Heftes, von dem Buchhändler getrieben, in Eil geschrieben, und folglich über manchen Gegenstand zu flüchtig und unachtsam hinweggegangen sey. Dieß al-

les

les wird dann hier berichtigt und vervollständigt. Auch geschieht dieß in Ansehung einer Irrung des ersten Heftes S. 21 über den Konkordientempel zu Girgenti; wobey er vorhin auf die Risse des unzuverlässigen Houël eingeschränkt gewesen sey. Dieser vierte Brief S. 1—10 trägt also Bemerkungen nach, welche der Verf. über die Lehre von den Tempeln zur gehörigen Vollständigkeit noch für nöthig erachtete: Auch giebt er am Ende einige grobe Druckfehler des ersten Heftes dieser Briefe an.

Gb.

Erziehungsschriften.

Praktisches Handbuch zur statarischen und kursorischen Lektüre der teutschen Klassiker; für Lehrer u. Erzieher, von Carl Heinrich Ludwig Pölitz. Zweyter Theil, welcher den zweyten oder mittlern Kursus enthält. Leipzig, bey Schwickert. 1805. X u. 406 S. gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Wir haben über den ersten Theil dieses Werks im XCVII. Bde. der N. A. D. Bibl. in Hinsicht seiner Anlage und seines Werthes weitläuftig und unverhohlen unser Urtheil gefällt, und können bey fortgehender gleicher Einrichtung des Ganzen auch hier das dort Gesagte nicht zurücknehmen. Vielmehr müssen wir in erhöhtem Verstande dasselbe hier bestätigen, indem Jeder, der mit der praktischen Bildung der Jugend durch die Lektüre der Schriftsteller, nur einigermaaßen bekannt ist, zugestehen wird, daß durch den gemischten Genuß eines so bunten Allerley nur eine vorübergehende und schnell verschwindende Kenntniß der klassischen Schriftsteller; aber keine eindringende und bleibende Einsicht in ihren Geist und Charakter erreicht werden kann. So sieht und hört man in einer Ressource oder in einem Cassino eine beträchtliche Anzahl gebildeter und geistvoller Männer, erhält auch von einem Freund über viele von ihnen ein unbefangenes Urtheil; allein dadurch gelangt man doch nicht dahin, daß man nun mit Recht sagen kann: man habe sie

sowohl auf Seite ihrer Verhältnisse, als auch ihres Werthes ziemlich genau kennen gelernt.

Weil dieser zweyte Theil Zöglinge voraussetzt, die nicht nur in Hinsicht der Kenntniß ihrer Muttersprache, sondern auch ihrer intellektuellen ästhetischen und moralischen Bildung fortgeschritten sind: so enthält derselbe (doch nur zum Theil) größere und mehr vollendete Stücke, entlehnt aus sieben und vierzig verschiedenen Schriftstellern, von welchen mehrere in dem ersten Theile noch nicht vorgekommen sind. »Die Einleitungen enthalten, so sagt der Verf. selbst, in diesem ausführlichere (!) Charakteristiken der Schriftsteller und literarische Notizen von denselben, als in dem ersten, weil es gewiß nicht ehrenvoll für den künftigen deutschen Gelehrten ist, wenn er die gelehrte Schule ohne Kenntniß der vorzüglichsten Schriftsteller seines Vaterlandes verläßt, (ganz gewiß; nur zweifelt Rec., daß jene Kenntniß auf diese Art wie hier geschieht, gründlich genug werden möge) und weil er, wenn er sie auch dem Namen nach vielleicht kennen sollte, weder bestimmt weiß, welcher Periode unserer Sprachbildung sie angehören, (das ist eben die Sache; nur durch eine systematisch-chronologische Ansicht kann dieses erreicht werden) noch was sie als Schriftsteller überhaupt leisten oder geleistet haben; welche Gattungen des prosaischen oder poetischen Styls von ihnen am meisten angebaut worden sind, und in welcher von den drey Schreibarten sie als Muster aufgestellt zu werden verdienen.« Alles sehr wahr; aber, wie gesagt, auf dem hier sowohl der Jugend als dem Lehrer vorgezeichneten Weg, kann obiges Ziel, wenigstens nach des Rec. Meinung, wohl schwerlich erreicht werden.

Wenn der Verf. diesem Bande mehr historische Fragmente als dem ersten deswegen beygefügt hat, weil man von den Zöglingen, welchen dieser Theil zunächst bestimmt ist, gewisse historische Vorkenntnisse erwarten darf: so möchte wohl das hier nicht ganz am rechten Orte geschehen seyn. Von dem scholastischen Jüngling in den obern Klassen, verlangt man durchaus noch keine vollständige Uebersicht aller Arten von Schriftstellern, indem es bey demselben schon vollkommen hinreichend ist, wenn er zuerst nur mit denen bekannt gemacht wird, welche auf die Kultur der Nation den meisten und größten Einfluß gehabt haben. Und

das

das sind und bleiben wohl Dichter und Redner vor allen. Allein jene behalten doch in jeder Rücksicht den Vorzug. Auch sind sie bekanntlich von dem größten Umfang, indem nicht bloß die Dichter in gebundener, sondern auch in ungebundener Rede, mit einem Worte, alle Schriftsteller der genialischen und sentimentalischen Weise dazu gerechnet werden. An diesen schon kann dem für den zweyten Kursus bestimmten Jüngling genügen.

Sehr gut war es außerdem, daß der Verf., wovon er doch nicht ganz abgeneigt gewesen zu seyn scheint, hier keine Fragmente von fehlerhaften Schriftstellern (wohin in den neuesten Zeiten vor allen der jetzt doch allmälig etwas stiller werdende Jean Paul gehören mag) aufgenommen hat, weil das einer gesunden Psychologie geradezu entgegen gewesen seyn würde, indem es jedem aufmerksamen Lehrer nicht entgehen kann, daß gute und schlechte Muster, in bunter Mischung dem jugendlichen Geiste vorgehalten, auf diesen einen gleich starken Eindruck machen, so daß das Gefühl des Schlechten, so wie das Gefühl des Edeln und Schönen dort nebeneinander gleich stark befestiget wird.

Die Einleitungen in diesem Bande sind zum Theil weitläuftiger, und die Anmerkungen ausführlicher als in dem ersten. Indeß haben jene unter sich weder ein gleiches Verhältniß, noch gleichen Gehalt. So ist in der Einleitung zu der Klopstockischen Ode die Frühlingsfeyer die Charakteristik dieses Stückes in den Worten: »Die Frühlingsfeyer gehört zu seinen trefflichsten Oden, wo ein freyer, den Stoff umschließender, und mächtig über ihn gebietender, Geist seine heiligsten und innigsten Gefühle über Gott, Menschheit und Natur ausspricht,« vielleicht zu kurz ausgefallen. Die hohe lyrische Kraft, die göttliche Begeisterung und der mächtige Odenschwung ist durchaus in jenem Stücke nicht zu verkennen; das aber denn doch vielleicht zu den trefflichsten Oden des Sängers nicht gehören möchte, indem ihm erstlich jene innere ganz regelmäßige Form, durch welche sich Horaz'ens und Uz'ens Gesänge vor andern auszeichnen, und wodurch sie zu wahren unübertrefflichen Kunstwerken geworden sind, einigermaaßen abgeht, und indem dasselbe zweytens bey der Ungleichheit der Strophen auch auf die Reize der äußern Form nicht ganz Anspruch machen kann. Hoheit, Kraft und Majestät sind dem genannten

Stücke vollkommen eigen; allein lyrische Schönheit, die besonders in dem Reiz der innern und äußern Anordnung der Theile beruht, scheint demselben, man halte den Rec. auch für einen noch so großen ästhetischen Ketzer, einigermaaßen abzugehen. Werke des Genies müssen durchaus auch Werke der höhern Kunst seyn, wenn sie, darf man so sagen, den Ruhm vollendeter Vollendung behaupten wollen. An Begeisterung, lyrischer Trunkenheit, Allgewalt und Majestät kommen außer Uz sehr wenige Odensänger der Vor- und Nachwelt unserm Klopstock gleich. Allein an künstlicher Behandlung des Sujets, und an daraus hervorgehender fleckenloserer Schönheit wird er von Manchem übertroffen. Wer in die hohe Einfachheit der Kunstwerke des dichterischen Alterthums eingeweihet ist, und dort allein sich seine Grundsätze abgezogen hat, wird vielleicht dem vermessenen Rec. nicht ganz Unrecht geben, welcher überzeugt ist, daß der in der genannten Ode herrschende Geist in der Form eines Uzischen Gesanges die Seele des Lesers noch gewaltiger ergreifen würde. — So ist, wenn von Gehalt gesprochen wird, die Einleitung zur Ramlerschen Ode an die Göttinn der Eintracht nicht befriedigend genug, indem es von dem Charakter des Dichters bloß heißt: »Seine Oden sind nicht nur völlig korrekt; sie haben auch ein hohes genialisches (?) Feuer, und kräftige Gedanken wechseln mit reichen Bildern ab, oder erscheinen auch nicht selten unter der Hülle derselben. Friedrichs des Zweyten Heldenthaten waren der Stoff für seine meisten Oden, die hauptsächlich in die Epoche des siebenjährigen Krieges fallen. Wenn seine Sprache schon an sich Korrektheit, Fülle und Wohlklang hatte: so feilte er doch beständig an seinen Arbeiten« u. s. w. Was nämlich hier von Ramler gesagt ist, kann sehr wohl von vielen andern Dichtern gelten. Dennoch fehlt das Charakteristische seines Gesanges. Rec. ist gewiß einer der größten Verehrer Ramlers; denn er hatte ihn schon als gymnastischer Jüngling zu seinem Lieblingsdichter erwählt, weil seine mythologischen Verzierungen, gerade das Unverdienstlichste in seinem Gesange, für einen mit der alten Fabellehre bekannten Jüngling das meiste Anziehende hat. Auch jetzt noch schätzt er denselben herzlich; aber doch besonders nur dann, wenn er den freyen und von der Nachahmung ungefesselten Ramler liest. Denn es ist doch gewiß nicht zu laugnen, daß, wer Horazen kennt, und Ramlern liest, bisweilen ermüde

unter den Dichter bedauert, daß er sogar sklavisch sein Muster nachahmen, und nur selten sich einer freyern höhern Begeisterung bemächtigen wollte, auf deren Fittig er sich mit höherm Ruhme unter die Sterne geschwungen haben würde. Denn hat je ein fesselloser Dichter ein schöneres und der Unsterblichkeit würdigeres Lied gesungen, als Ramler an Hymen gerichtet hat? Gewiß würde Ramler als freyer Dichter größer geworden seyn, als er unter dem Zwange ängstlicher Nachahmung gewesen ist. Billig also hätte der korrekteste Dichter verdient, daß mit Wenigem dessen eigenes Verdienst von dem fremden in jener Einleitung geschieden worden wäre; so wie es vielleicht auch nicht am unrechten Ort gewesen seyn würde, — Jünglinge vor der Manier, in ihren etwanigen Versuchen, geflissentlich mit dem Tand der Mythologie zu spielen, nachdrücklich und aus Gründen zu warnen; obgleich nicht sehr zu befürchten ist, daß wir künftig, da man jetzt in den obersten Klassen hin und wieder bloß auf handwerksmäßige Geschäftsleute Rücksicht zu nehmen scheint, viel noch von mythologischem Putz der Griechen und Römer in deutschen Versen lesen werden.

Uebrigens finden wir in den Anmerkungen fast durchgehends und in vielen Einleitungen gute und brauchbare Bemerkungen, wie die Behandlung des Gegenstandes, Form und Darstellung beschaffen seyn müsse. Gleich die Einleitung zu dem ersten Stücke von Reinhard enthält gute Winke hierüber, so wie über Korrektheit und Schönheit. Nur ist dort bloß auf die innere Korrektheit gesehen; die äußere oder grammatische Korrektheit aber, welche besonders auf der Richtigkeit der Art zu sprechen beruht, übergangen worden. Gegen die letztere wird von der Jugend in dem Vortrage mehr gesündiget, als gegen die erste. Auf alle diese Gegenstände macht der Vf. mit desto größerem Rechte aufmerksam, je weniger bisweilen bey der Erklärung der Schriftsteller aller Zeit und Art darauf gesehen zu werden pflegt. Denn es ist doch wirklich zum Erbarmen, wie oft noch auf Schulen die vollendetern Werke des Geistes und Geschmacks, durch deren richtiges Anschauen die feinere Kultur bewirkt werden soll, gemißhandelt werden. Wie kann da an Erreichung des höhern Endzwecks zu denken seyn, wenn Jahr aus Jahr ein die Begriffe Sujet, Behandlung, Darstellung, Form, Schönheit, Korrektheit u.

dergl. nicht zur Sprache gebracht werden! Und leider ist es schwer, sich mit diesen erst auf der Universität, wo jetzt gewöhnlich andere Dinge getrieben werden, gehörig bekannt zu machen. Vorzüglich verdient von unserer weichlichen und alle klassische Weisheit und Kraft verschmähenden Jugend bemerkt und beobachtet zu werden, was ihr in der schönen Einleitung zu Vossens Freude vor Gott S. 105 f., über Vossens klassischen Sinn und Werth, und über den größtentheils armseligen Geist der modernen sogenannten Poesie, sehr wahr und theilnehmend an das Herz gelegt wird. Diese Aeußerungen gereichen einem jungen, selbst kenntniß- und geistvollen Verfasser, der die vollendeten Werke des Alterthums für die höchsten Muster des Edeln und Schönen hält, zur großen Ehre.

Im Ganzen wird daher dieses Werk, sollte es auch der Erwartung des Kenners nicht überall entsprechen, eine zwar etwas theure, aber brauchbare Beyspielsammlung werden, zu welcher vorzüglich der Lehrer, dem es an einer hinreichenden Bibliothek und besonders, was doch wirklich sehr oft der Fall ist, an einer ausgebreiteten Lektüre in unsern deutschen klassischen Schriftstellern fehlt, wenn es die Umstände erfordern, unter einer guten Leitung seine Zuflucht nehmen kann.

Ah.

Kriegswissenschaft.

Beyträge zur Kriegskunst in Fragmenten über verschiedene taktische Gegenstände. Erstes Heft. 128 S. 8. 1802. Zweytes Heft, mit 2 Kupfern. 135 S. 1803. Drittes Heft. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1805. 112 S. Zusammen 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieses kleine Werk, welches sich so bescheiden einführt, glaubt Rec. seiner Pflicht gemäß, allen seinen Kriegskameraden als eine recht nützliche wissenschaftliche Lektüre, die

die sie nicht beenden werden, ohne ihre Kenntniß vermehrt, oder ihre Begriffe über manche Militärhandlung erhellt zu haben, — um so mehr empfehlen zu müssen, da jetzt bey einigen andern unserer militärischen Schriftsteller der lästige Brauch hat überhand nehmen wollen — nach einigen neu erzeugten Worterklärungen und Sachdefinitionen — nun sofort groß Geschrey anzuheben — mehrere Bücher schnell hintereinander zu gebären, worin sie sich und ihre schönen neuen Sächelchen und ihre Lobpreiser ungemein lobpreisen; und sich ordentlich nicht genugsam wundern können, daß Europa nicht aufmerksamer sey auf ihre Ausgeburten und darüber staune und sich erfreue.

Wahrhaftig, hätten diese klugen Leute nur etwas mehr Wissenschaft und viel weniger Genieдünkel: sie würden hierüber so leicht sich nicht mehr wundern.

Zeige man immerhin, wo große Männer fehlten. Die Nachkommenden mag dieß witzigen. Nur verwahre man sich vor dem lächerlichen Wahn der Eitelkeit, daß man darum selbst sehr viel bedeute, weil man in den Handlungen bedeutender Männer Fehler aufzufinden wußte!

Stets wird es schwer — auch für den Helden und Strategen seyn, wenn nicht Naturgaben — Temperament und ein günstiges Fatum ihn unterstützen — in den vielfachen Umgebungen des Krieges — in den mannchen Täuschungen eines entfernten oder unbekannten Terrains — und gar auf dem Schlachtfelde selbst, wo tausend Gegenstände, und das höchste Spiel des Lebens — des Vaterlandes Wohl sein Gemüth afficiren und auf seine Entschlüsse einstürmen; immer wird es schwer seyn für den Feldherrn, daß er hier nach allem Untersuchen und Abwägen, oder wo der Moment gebietet, nun sofort das Allerbeste fehlerlos ausführe. Und die geschehene Handlung ist nicht zurückzufordern — nicht auszustreichen und zu verbessern, wie ein geschriebener Periode auf dem Papier.

Aber das wird immer leicht bleiben, daß ein Mensch mit einer mäßigen Gabe von Verstand und Einbildungskraft, nachdem er einige Dutzend Bücher gelesen hat, sich nach Jahren nun ruhig im Stübgen an den Schreibtisch setze

und über jene Vorfälle etwas ausphantisirt, was manchmal in der That besser auf diese Art hätte geschehen können.

Bis hierher ist die Sache auch noch ganz untadelich; und würde es bleiben, wenn er mit Bescheidenheit seinen Fund darböte. Aber ferner nicht mehr, wenn nun dieser dünkelvolle Strategas, vom Schreibsessel aus mit seiner Tinte die Namen jener großen Männer zu beflecken sucht, denen von den Verständigsten ihres Zeitalters und von den nahen Gefährten ihrer kühnen Handlungen allgemein gehuldigt wurde.

Rec. ist endlich die Geduld gebrochen, und er hat geglaubt über einen Gegenstand, der gewiß jeden legalen Mann fatiguirt — seine Ansicht frey aussprechen zu müssen. Er meint, dieses vandalische Einreißen der Gränzen einer sittlichen Licenz bey der Beurtheilung verdienter Männer — die in unserer militärischen Literatur, seit dem Anfange dieses Sekulums, sich verbreiten will. Er meint die Weber theoretischen Gespinnstes, die noch keine Erfahrungen für sich haben — gar nichts als ihr Geschrey in die eigne hohle Hand; die mit vielem Behagen dem ewigen Solotanz ihres geliebten Ichs zuschauen, und diesen leidigen Tänzer wie ein wildes Thier vor den Fenstern des Publikums umherzerren — aber ungezähmt und am bissigen Maul mit keinem Korb versehen.

Für ältere erfahrenere Männer würde nun zwar auch dieses wenig auf sich haben. Nur für die unerfahrene leichtgläubige Jugend — die gerne jedem Geklingel und Gaukelspiele nachläuft und nachtanzt — dürfte etwas zu fürchten seyn, wenn diesem nicht auf andere Art begegnet wird.

Rec. will von einem Gegenstande abbrechen, auf welchen er bey dieser Gelegenheit nur als auf ein Antitheton gekommen ist; da jene Geschwindschreiber die Grundsätze verdienter Männer dadurch zu verhöhnen suchen, daß sie deren Handlungen auf ihr System passen, und wenn dann — wie natürlich — keine Kongruenz hier statt findet, nun über sie die Schandglocke läuten; hierdurch also den unglücklichen Ton unter den jungen Lesern noch mehr verbreiten — über Alles abzusprechen und

und zu schwatzen, bevor sie Vieles recht gründlich gelesen und bedacht haben; und hier im Gegentheil der Vf. der oben angezeigten Fragmente, sich als ein heller wissenschaftlicher Kopf zeigt — der bescheiden und dankbar seine grössern Lehrer nennt, und nur deren Grundsätze dadurch noch mehr zu verbreiten sucht, daß er sie vielfach zur Untersuchung und Erhellung von Gegenständen anwendet, deren Kenntniß dem Krieger von jeder Waffe so angenehm als höchst nützlich seyn muß.

Hier der Inhalt der drey bis jetzt erschienenen Hefte.

Erstes Heft, 1s Fragment. Definition — Studium der Taktik. 2s Fragment. Betrachtungen über die Musquete, besonders des Spielraums, Kalibers, Kosten der Infanterie-Munition. 3s Fragment. Allgemeine Gründe zur Beurtheilung der Stellungen. 4s Fragment. Untersuchung des Angriffs mit Treffen nach der Wirkung der Feuergewehre.

Anhang. Soll die Infanterie beym Angriffe sich des Feuergewehrs oder des Bajonets bedienen?

5s Fragment. Der Angriff der Kolonne. (Hier beleuchtet der Verf. als Beyspiel den merkwürdigen Uebergang über die Brücke bey Lodi). 6s Frägm. Untersuchung über einige Vorschläge zur Verbesserung der Feldartillerie.

Zweytes Heft. 7s Fragm. Von der Rekrutirung. 8s Fragm. Heerversorgung. 9s Fragm. Verbesserung des Angriffs mit Treffen. 10s Fragm. Versuch einer Berechnung des wahrscheinlichen Verlustes, welchen die ersten Echellons in dem vom Hrn. v. Leipziger entworfenen Echellons-Angriffe, bis auf 600 Schritt Entfernung vom Feinde erleiden können. 11s Fragm. Betrachtungen über die Front-Angriffe der Infanterie und Kavallerie, oder zweyte Verbesserung des Treffenangriffs. 12s Fragm. Logistisches Problem.

Drittes Heft. 13s Fragm. Manöver-Entwürfe. 14s Fragm. Wird die reutende Artillerie statt der Fußartillerie eingeführt werden? 15s Fragm. Ueber die Stellung der Treffen zur Vertheidigung. 16s Fragm.

Ueber das Retiriren mit Treffen. 178 Fragm. Parallele zwischen dem Treffen- und Tirailleur-Angriffe. 180 Fragm. Auszug aus einem Tagebuche das militärische Fuhrwesen betreffend. 196 Fragm. Der Redoutenangriff. Eben so wie im ersten Hefte bey dem Uebergang über die Adda, wendet der Verf. sich hier auf einen wirklichen Vorfall aus dem letzten Kriege, nämlich die Wegnahme der französischen Redoute im Walde bey Vicogne 1793, — und sucht durch einen leichten Kalkul zu sehr lehrreichen Resultaten den jungen Krieger zu führen. 208 Fragmente. Der Chok.

Recht sehr wünschen wir die Fortsetzung dieser Hefte; und bitten den Verf. seinen Fleiß und seine Kenntniß noch weiterhin zur Aufhellung einzelner Theile dieser vielumfassenden Wissenschaft anzuwenden.

Dt.

Handbuch für Ingenieurs und Bauleute, enthält die reine Theorie des Drucks der Erde auf allerley Mauern bey Pracht- und andern Gebäuden, bey Futtermauern in Festungswerken, an Weinbergen, öffentlichen Heerstraßen ꝛc. Von Johann Herm. Voßmann, außerordentl. Prof. der Mathematik und Naturlehre auf der hohen Schule zu Heidelberg. Mit 5 Tabellen und 4 Kupfertafeln. Mannheim, bey Schwan u. Götz. 1804. XXX u. 159 S. 8.

Herr Voßmann hat hier seinen Fleiß auf einen Gegenstand gewandt, der im Verhältniß seiner großen Wichtigkeit, und seiner vielfachen Anwendung im bürgerlichen Leben, immer noch nicht genugsam erwogen und die Theorie der Wissenschaft an den Resultaten der Praktik erprobt ist. Und man darf immer noch mit Kinsky behaupten (in seiner trefflichen viel zu wenig gekannten Abhandlung: über den Druck der Erde auf Futtermauern. Wien, 1787), »daß dieß eine »Materie sey, der es noch an so vielen Daten fehle, daß »so-

»sobald es auf Anwendung der Theorie ankomme, man an »ein praeter propter der Sicherheit sich halten müsse.«

Es kann hier der Ort nicht seyn, eine Vergleichung der Belidorischen Theorie, wie er sie im ersten Bande des ersten Theils seiner Ingenieurwissenschaft giebt — und der des Vers. anzustellen. Bekanntlich ist jene schon seit längerer Zeit mangelhaft befunden und unzureichend, da Belidors Potenz sich nur auf einen Winkel von 45 Grad erstreckt.

Hr. Voßmann hat seine Sätze in einfachen allgemeinen Formeln ausgedrückt, wo denn freylich der höhere Kalkül nicht immer ganz zu vermeiden ist. Indeß hat er auch für den bloßen Praktiker noch alle Vorschriften deutlich ausgedrückt, ohne algebraische Formeln.

Dieß sehr brauchbare kleine Werk ist in folgende 9 Abschnitte getheilt. 1r Abschnitt. Von der Theorie des Hebels, in sofern sie zur Kenntniß der reinen Theorie des Drucks der Erde auf Mauern nöthig ist. 2r Abschn. Von dem Drucke der Erde bey Mauern an Festungswerken, Weinbergen, Gärten ꝛc. 3r Abschn. Von der reinen Theorie des Mauerwerks. 4r Abschn. Von dem Drucke der Erde bey Futtermauern, so mit Brustwehren versehen sind. 5r Abschn. Von der reinen Theorie der Potenzen bey Futtermauern, welche mit Brustwehren versehen sind. 6r Abs. Von der Dicke der Mauern, welche auf beyden Seiten senkrecht aufgeführt werden. 7r Abschn. Von der Dicke der Mauern, welche mit einem Mauerrechte versehen sind. 8r Abschn. Von der Dicke der Mauern, welche mit Strebepfeilern versehen sind. 9r Abschn. Von der Dicke der Futtermauern in Festungswerken, so mit Strebepfeilern und Mauerrechte zugleich versehen sind.

Am Ende verspricht der Verf., wenn dieses Werk Beyfall findet — ein ähnliches über die Theorie der Gewölber mitzutheilen, wozu Rec. seinerseits gerne Hrn. Voßmann aufmuntern möchte.

Beyträge zur Taktik und Strategie. Von dem Verfasser des Versuchs einer Anweisung zur Logistik. Erste

Erste Abtheilung. Mit 6 Kupfertafeln. Glogau, bey Günter. 1803. 308 S. 8. 1 Rl. 8 Gr.

Der Verf. dieser Beyträge hat sich schon früher durch seine Anweisung zur Logistik auf eine vortheilhafte Art dem militärischen Publikum bekannt gemacht; und zeigt sich auch hier von neuem als ein denkender wissenschaftlicher Kopf.

Die Vorrede ist unterschrieben 1800. Wenn der Verf. hier die Nachsicht der Kritik in Ansehung seines Styls in Anspruch nimmt — darum, weil er Officier sey: so wissen wir zwar wohl, daß ein berühmter militärischer Schriftsteller dasselbe gethan hat; aber eine gegründete Ursach zur Nachsicht mit dem militärischen Styl kennen wir durchaus nicht.

Nein! bey der jetzt universell verbreiteten wissenschaftlichen Kultur, soll die Kritik mit aller Strenge es rügen, wenn der schriftstellende Militär dagegen fehlt. Denn wer hat, in jeder Hinsicht, bessere Gelegenheit sich dafür zu bilden, als gerade der Officier!

Diese erste Abtheilung ist in zwey Abschnitte getheilt.

Der 1te Abschnitt enthält Paradoxa der Elementartaktik. Wenn der Vf. hier den Satz: »man übe die Truppen in nichts, was nicht unmittelbar im Kriege angewandt »werden kann, oder doch wenigstens mittelbar auf denselben »Bezug hat« als Hauptaxiom an die Spitze stellt, und hiermit, wie mit einem Maaßstabe in der Hand — Wanderungen anstellen will, und Nachmessungen im Gebiete der Kriegswissenschaften: so mag man leicht denken, daß diese ihn Veranlassung vollauf geben müssen, zu manchen naiven Bemerkungen und nützlichen Resultaten.

1s Kapitel. Elementarlehre der niedern Taktik. — Das Richten. — Das Avanciren und Retiriren. — Das Ziehen. — Das Schwenken. — Das Quarree. — Die Attake en echelon. Die Retraite en echiquier. — Das Treffendurchziehen. — Das Flügelversagen einer durchgezogenen Linie.

2s Kapitel. Methodenlehre der Elementartaktik. — Definition der Taktik. — Eintheilung der Taktik

tik und Definition der Theile derselben. — Studiemethode der Elementartaktik. — Uebungsmethode der Elementartaktik.

Zweyter Abschnitt. Friedrichs des Zweyten Aphorismen über die Befestigungs-, Lager- und Gefechtskunst, mit Zusätzen und Anmerkungen.

Den Anfang dieser ursprünglich vom Könige zum Unterrichte der Quartiermeisterlieutenants bestimmten Blätter, hat der Herausgeber schon einmal in den 1790 bey Gutsch in Brieg und Breslau herausgekommenen, militärischen Briefen und Aufsätzen abdrucken lassen. Hier aber giebt er das Ganze — wenn auch nicht den Worten, doch dem Inhalt nach. Dieser umfaßt die Hauptregeln der Anordnung, des Angriffs und der Vertheidigung der Läger.

Dritter Abschn. Allgemeine Regeln der Märsche einer Armee in angewandt taktischer Hinsicht; besonders Ab- und Aufmärsche.

Vierter Abschn. Der Verf. zeigt hier die Unvollständigkeit der in Venturinis Strategie rubricirten Marschzwecke — und vermehrt und erläutert sie durch Beyspiele aus der Kriegsgeschichte.

Fünfter Abschn. Einige Gedanken über die künftig süd-östlich strategische Vertheidigung Preussens.

Der Verf. setzt hier seinen Kalkül auseinander, nach welchem er zur nothwendigsten Sicherstellung jener Provinzen lange nicht so viele Festungen erforderlich hält, als Andere vor ihn haben angeben wollen.

Hr.

Rechtsgelahrheit.

Theoretisch praktisches System der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden ꝛc. Von D. Joh. Gottfried Mößler ꝛc. Vierter Theil. Erfurt, bey Keyser. 1804. 501 S. 8.

Auch

Auch unter dem besondern Titel:

D. Joh. Gottfried Möslers System der Lehre von dinglichen und vermischten Klagen ꝛc.

Der Rez. bezieht sich auf die Anzeige der vorigen Theile in dieser Bibl. (37r Bd. 2s St.), und bemerkt nur, daß der Verf. seinen Weg, wie er ihn einmal angefangen hat, ruhig fortgeht, auf keine Erinnerungen, die dagegen gemacht worden sind, sonderlich zu achten scheint, sich hauptsächlich auf eine Zusammenstellung dessen, was in andern Büchern zum Theil zerstreut vorkommt, einschränkt; daß er hierbey gerade keinen literarischen Luxus treibt; sondern seinen Lesern zum Besten giebt, was eben das Haus vermag, und daß also dieß Buch nur in gewisser Rücksicht denen, die sich dessen bedienen wollen, eine Erleichterung geben kann; die aber doch im Ganzen immer einen vorsichtigen Gebrauch erfordert, da der Vf. besonders die neuern Fortschritte in der Jurisprudenz nicht selten außer Acht läßt, und höchstens nur am Schlusse der Abhandlung einer Klage, einige allgemeine Assignationen auf weiter nachzulesende Schriften ausstellt, wobey noch Manches zu ergänzen wäre. Der Vortrag selbst hält sich in via regia, und läßt es ziemlich beym Alten bewenden.

Dieser Theil enthält nur, wie es der besondere Titel auch ausdrückt, die dinglichen und gemischten Klagen. Der Verf. theilt die erstern in besondere und gemeine ein; jene fließen aus einer besondern Gattung des dinglichen Rechts, und dahin rechnet er 1) die Eigenthumsklagen, 2) die Servitutenklagen, 3) die dinglichen Pfandklagen, 4) die Spolienklagen (??); zu diesen, welche auf verschiedene Arten des dinglichen Rechts sich gründen 1) die Publicianische Klage, 2) die Paulianische Klage (?) 3) die Reclissorienklage, 4) die Negatorische Klage. — Von den gemischten Klagen wollen zwar mehrere Rechtslehrer nichts wissen; allein der Vf. nimmt sie dergestalt in Schutz, daß er eben daher auch die Erbschaftsklagen von jenen dinglichen ganz getrennt vorträgt. Der Rec. will nur das Einzige hierbey in Erinnerung bringen, daß bey allen dinglichen Klagen auch persönliche

Ver-

Verpflichtungen des Beklagten vorkommen, welches allein schon genügt, um einzusehen, daß es keine besondere Art der gemischten Klagen geben kann. Die Klagen auf Theilung gehören offenbar zu den persönlichen. L. 1. D. fin. regund. was auch Justinian §. 20. I. de actionib. dagegen sagen mag. Von den possessorischen Klagen sagt der Verf., daß sie weder zu den dinglichen, noch zu den persönlichen Klagen gehören; und doch wird die Spolienklage der erstern beygezählt? Sie kommt übrigens in diesem Theile nicht mit vor. Besser wäre es doch wohl gewesen, wenn der Verf. die besondern possessorischen Klagen, welche das Erbrecht, Pfandrecht und die Servituten betreffen, hier neben den petitorischen Rechtsmitteln abgehandelt hätte, um die ganze Rechtsverfolgung bey einer Materie in Verbindung vor sich zu haben. Manches hätte er in der Ausführung ersparen können, z. B. bey den auf Anfechtung eines Testaments abzielenden Klagen, welche im Hauptzwecke mit einander übereinkommen, und die also füglich in einer allgemeinen Darstellung hätten zusammen gefaßt werden können. Statt dessen wird hier in besondern Kapiteln einzeln gehandelt, von der Klage gegen ein nichtiges und ungerechtes Testament — gegen ein gebrochenes Testament — man muß wissen, daß dieß testamentum ruptum andeuten soll — ferner gegen ein durch Standesverminderung aufgehobenes Testament — irritum — gegen ein verlassenes oder erloschenes Testament — destitutum — gegen ein falsches Testament. — Da diese Klagen so Vieles mit einander gemein haben: so sieht ein Jeder, daß es hier an überflüssigen Wiederholungen nicht fehlen kann. So viel konnte der Verf. seinen Lesern doch zutrauen, daß es genug sey, sie bey solchen Sachen im Allgemeinen zu belehren, und die weitere Anwendung auf besondere Verhältnisse ihnen selbst mit Hülfe ihrer Handbücher des Civilrechts zu überlassen. Daß die römischen Ausdrücke bisweilen etwas gezwungen mit deutschen vertauscht sind, haben schon einige angeführte Beyspiele gezeigt. Man findet hier auch sonst noch eine Erbnehmungsklage, (hereditatis petitio possessoria) eine privative Erbschaftsklage (privatoria), die der Verf. übrigens nicht bloß gegen den, der sich der Erbschaft unwürdig gemacht hat; sondern als eine vermischte Klage gegen Jeden, der die Erbschaft pro herede vel pro possessore besitzt, zulas-

sen

seyn will. — Darin hat der Verf. bey der Ergänzungsklage wegen des Pflichttheils nicht Unrecht, daß sich mit Schmidt im Lehrbuch von gerichtlichen Klagen ꝛc. §. 551. nicht füglich sagen lasse, die Klage finde gegen den Staat, durch welchen Kläger an seinen Pflichttheil verletzt worden, da hiernach eigentlich gegen den Erblasser geklagt werden müßte. Auch ist die Erinnerung gegen §. 630 ꝛc. ebendaselbst nicht ungegründet, daß nur die unrichtige, nicht aber wie es dort heißt, die ungleiche Erbschaftstheilung, als der Grund der Klage aus L. 3. C. Communi. utriusq. jud. anzunehmen sey, da oft eine Theilung ungleich, und dennoch richtig seyn; so wie im Gegentheil bisweilen die Theilung in gleiche Antheile dennoch eben darum sich unrichtig verhalten könne. In der Sache selbst aber würde freylich gegen die von dem Vf. bey beyden Klagen angenommenen Meinungen, wohl Einiges einzuwenden seyn. Dieses und andere einzelne Sätze des Verfs. und seiner Autoritäten, glaubt jedoch der Recf. füglich übergehen zu dürfen.

Hz.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ulfilas Gothische Bibelübersetzung etc. herausgegeben von J. C. Zahn, Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen. Weissenfels. 1805. gr. 4. 8 Thlr.

Beym Herausgeber selbst sind noch wenige Prachtexemplare auf Velinpapier für eingesendete 15 Thlr. in Golde zu haben.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Blüdhorn, auch als philologischer und asketischer Schriftsteller bekannt, Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg, ist an des OKR. Ribbeck Stelle, erster Prediger an gedachter Kirche geworden.

Der Pfarrer am Hospital zu Zürich, Herr J. Brunner, Verfasser mehrerer asketischen Schriften, ist an Dänikers Stelle Lehrer der Religion an der Kunstschule zu Zürich, mit dem Prädikate eines Professors geworden.

Der kleine Rath zu Zürich hat folgende fünf, als Schriftsteller bekannte Gelehrte, zu Mitgliedern des Censur-Kollegiums erwählt: Herrn Rathsherrn D. Wyß, die Herren Chorherren Näscheler und Hottinger, Herrn Kirchenrath Dr. J. C. Hitzel, und Herrn Erziehungsrath und Ex-Statthalter J. C. Ulrich.

Todesfälle.

1805.

Am 24sten Jun. starb zu Wien im 43sten Jahre Herr Joh. Samuel Kaltenstein, K. K. Konsistorialrath und Superintendent der evangelischen Gemeinden in Oesterreich. Er war aus Danzig gebürtig, und zeichnete sich von Seiten des Charakters sowohl, als der Talente, aufs rühmlichste aus. Beweise von den letztern liefern einige von ihm dem Druck übergebene Predigten und Gedichte.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Berlin. 1805.

Die am 8ten August zur Feyer des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs von Preußen gehaltene öffentliche Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften, eröffnete der Herr Direktor Meyran mit einer kurzen zweckmäßigen Rede, und zeigte darauf an: daß über die erste von der physikalischen Klasse aufgegebene Preisfrage: „über das Magnetische Gesetz," zwey Abhandlungen eingesandt sind, welche der Akademie aber nicht Genüge geleistet haben; daher sie beschlossen, solche noch einmal den Gelehrten zur Prüfung vorzulegen, und die Zuerkennung des Preises bis zum 1sten Mai 1806 auszusetzen. Er wird auch noch in einem besondern Programm näher auseinandersetzen, worauf es eigentlich bey Beantwortung dieser Frage ankommt.

Ueber

Ueber die zweyte, von der physikalischen Klasse der Akademie aufgegebenen Preisfrage: „über die wahre Struktur „und den Gebrauch der Lunge," ist gar keine Abhandlung eingegangen. Da indeß der Akademie die Nachricht zugegangen ist, daß ein Gelehrter sich zur Beantwortung dieser Aufgabe anschicke, und ihre Wichtigkeit allerdings eine gründliche Bearbeitung verdient: so hat sie den Termin zu ihrer Beantwortung noch ein Jahr verlängert.

Die dritte Aufgabe der gedachten Klasse war: „über „den Milzbrand." Hierüber sind drey Abhandlungen eingegangen, von denen der mit dem Motto: Mors ante Luem, einstimmig der Preis von 50 Dukaten zuerkannt worden ist. Bey Eröffnung der versiegelten Devise, fand man den Königl. Kreisphysikus Herrn D. J. J. Rausch zu Militsch in Schlesien, als Verfasser.

Die philosophische Klasse hatte die Preisfrage: „über „die Eigenschaft der Analysis und der analytischen Methode „in der Philosophie" aufgegeben. Hierüber sind einige Abhandlungen eingegangen, von welcher derjenigen, mit dem Motto: Procul anticipata repelle, der Preis zuerkannt worden ist. Bey Eröffnung des versiegelten Billets war der Verfasser Herr B. S. Franke, Rektor der Schule zu Husum im Herzogthume Schleswig.

Ueber die von einem Ungenannten aufgegebene Preisfrage: „warum die Civilisation vom Oriente ausgegangen „sey?" sind mehrere Abhandlungen eingegangen. Eingetretene Hindernisse haben die Prüfung mehrerer derselben bis jetzt aufgehalten. Sobald diese vollständig erfolgt seyn wird, soll das Urtheil der Akademie öffentlich bekannt gemacht werden.

Die philosophische Klasse hat für das Jahr 1807 folgende Preisfrage aufgestellt:

„Giebt es eine unmittelbare, innere Wahrnehmung? und „worin ist diese von der innern Anschauung und von der „bloßen Abstraktion der Regeln unsers Denkens und Em„pfindens durch wiederhohlte Beobachtung verschieden?".

„Worin sind die Anschauungen von der Empfindung und „dem innern Gefühle verschieden?" „In welcher Bezie-

„hung stehen diese Handlungen oder Lagen des Gemüths „mit den Begriffen und Ideen?“

Man erwartet die einzusendenden Abhandlungen bis zum 1sten Mai 1809, und hat für die beste Beantwortung einen Preis von 50 Dukaten bestimmt.

Hierauf las Herr Geheim. Rath Erman eine Abhandlung des Königl. Gesandten Herrn Baron von Chambrier d'Oleires über die Abdankung Karls V. vor.

Herr Ober-Medicinal- und Sanitätsrath Klaproth, las eine Abhandlung vor, welche die chemische Analyse, des Bergzinnobers aus Japan und von Neumärktel in Krain, ingleichen des Queckſilber-Lebererzes von Idria zum Gegenstande hatte.

Herr Professor Ancillon beschloß die Sitzung mit Vorlesung einer Abhandlung über die Verschiedenheit der alten und neuen Poesie.

Verbesserungen.

Im C. Bd. 2. St. S. 381. Z. 17. st. ahmest l. nahmest.
— — — — — — — — 11. u. f. von unten muß der ganze Satz von Er mahlt bis er buck ausgestrichen, und dafür gesetzt werden: Er mahle, vom Müller gebraucht, ist recht; vom Maler schreibt man: er malt.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des CII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des hundert und zweyten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Neue homilet. kritische Blätter. Herausgeg. v. G. A. L. Hanstein u. J. C. Pischon. 18—24 Quartalheft f. 1804. u. 13 u. 24 Quartalheft f. 1805. S. 249

Predigten zur Beförderung ein. rein. Christenthums, v. G. C. Cannabich. 5r u. 6r Th.

Auch unter dem Titel:

Neue Predigten üb. d. Evangelien auf alle Sonn- u. Festtage d. ganzen Jahres u. s. w. 1r u. 2r Bd. 250

Syllogo commentatt. theolog. ed. a D. D. J. *Pott.* Vol. V. et VI. 251

Versuch populär. Kanzelreden, Homilien u. einig. Altargebete im Geiste d. Zeitalters, besond. zu Vorlesungen bey Filial-Gemeinden bestimmt, v. G. C. C. Kern. 252

Archiv skizzirter Religionsvorträge f. denkende Prediger. 6r, 7r, 8r u. letzt. Bd. 313

Gemeinnütziges Magazin f. Prediger auf d. Lande u. in klein. Städten. Herausg. v. R. Dapp. 11 Bde. 18 St. ebd.

Kurze Predigten u. Predigtentwürfe üb. d. gewöhnlich. Sonn- u. Festtagsevangelien ꝛc. besond. f. Landleute u. Landprediger. Herausgeg. v. Ebd. 5r Jahrg. 3e Abthell. 6r Jahrg. 1e, 2e u. 3e Abtheil. 315
Ueber d. beste Art, d. Jugend in d. christl. Religion zu unterrichten; v. C. L. Droysen. 3r Th. ebd.
Ein Wort üb. d. herrschende Irreligiosität u. ein. zweckmäßig. Religionsunterricht als d. wirksamste Mittel dagegen. Von C. W. D. Hoffmann. Nebst d. Leben d. Verf. 441
Ueber d. Gefahr sich auszupredigen. Ideen, Wünsche u. Vorschläge f. jetzige u. künftige Prediger, v. M. J. A. Nebe. 444
Versuch ein. Beantwortung d. Frage: ob eine allgem. reine Vernunftreligion in dieser Welt möglich, u. von d. Umschaffung od. Abschaffung d. christl. Religion zu erwarten sey? Von J. C. Jani. 445

II. Katholische Gottesgelahrheit.

F. X. Gmeiners theils profane, theils geistl. Gelegenheitsreden. 253

III. Rechtsgelahrheit.

Das Meierrecht mit vorzüglicher Hinsicht auf den Wolfenbüttelschen Theil d. Herzogth. Braunschweig-Lüneburg, ein Beytrag zum deutsch. Rechte, v. C. Gesonius. 2r Bd. 256
C. L. Stengel's Beyträge zur Kenntniß d. Justizverfassung u. d. juristisch. Literatur in d. Preuß. Staaten. 17r u. 18r Bd. (od. d. neuen Beytr. 11r u. 12r Bd.) Fortges. v. A. v. Hoff. 257
C. L. *Stengel's* praktisch-jurist. Ausarbeitungen, fortges. v. C. L. *Paalzow*. 3r Bd.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur jurist. Praxis, herausgeg. v. C. L. *Paalzow*. 1r Bd. 259
Philosophisch entwickelt. Beytrag zur Kritik d. Kleinschrodtsch. Gesetzentwurfs f. d. Kurpfalzbairisch. Staaten, v. L. Heffels. 260

Ge-

Geschichte d. Kurfürstl. Sächsisch. Oberhofgerichts zu Leipzig von sein. Entstehung 1483 an, bis zum Anfange d. XVIII. Jahrhund., nebst ein. kurz. Darstellung sein. gegenwärt. Verfassung, v. C. G. Kretschmann. 262

Joannes Georgius I. Elector Saxoniae, et Fridericus Augustus I. Rex Poloniar. Elect. Sax., rei judiciariae legislatores. Libell. A. L. *Diemer.* 266

Materialien zur wissenschaftl. Erklärung d. neuesten allgemein. Preuß. Landesgesetze. 6s Heft. 316

H. G. A. Weidners theoret. prakt. Kommentar üb. d. Schmidsche Lehrbuch vom gerichtl. Klagen u. Einreden. 2r, 3r u. 4r Bd. 317

Die deutsche Gesetzwissenschaft seit d. neuern Legislationen. Eine Revision d. Gesetze u. Rechtsmeinungen, insgl. d. Wahrheit vor Gericht, in Gesetzbüchern, Rechtssprüchen u. gelehrt. Schriften; mit ein. Sammlung v. Rechtsfällen. Herausgeg. v. J. F. Reitemeier. 1r Bd, 1s u. 2s St. 318

R. F. Terlindens Theorie d. gerichtl. Civilpraxis nach Anleitung d. allgemein. Gerichtsordnung f. d. Preuß. Staaten. 2r Th. welcher Muster u. Erläuterungen diese Theorie enthält. 319

Beyträge zur Berichtigung u. Erweiterung d. positiven Rechts; v. A. Hummel. 1r Th.

Auch unter dem Titel:

Berichtigung d. gewöhnl. Theorie üb. d. Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, nach Römisch. u. heutigem Recht; von ꝛc. 320

Beyträge zur Kritik d. Kleinschrodschen Entwurfs ein. peinl. Gesetzbuchs, v. D. Salchow. 325

Grundsätze d. natürl. Staatsrechts als Gegensätze derer v. J. J. Rousseau üb. d. gesellschaftlich. Vertrag. Nach d. Franz. d. Hrn. M. bearb. v. E. F. v. Perrin. 446

Anweisung zur vorsichtigen Eingehung u. Abschließung aller Kontrakte u. Geschäfte, woraus rechtl. Folgen erwachsen. Ein Handbuch u. s. w. von M. J. A. Geyer. 3r Th. 447

Vollständige Lehre v. rechtl. Beweise in bürgerlichen Rechtssachen, aus vernunftmäßig. Grundbegriffen, mit Rücksicht auf d. Positivgesetze abgeleitet, u. systemat. dargestellt v. E. C. G. *Schneider.* 448

Philosophische Rechtslehre u. Kritik aller positiven Gesetzgebung, mit Beleuchtung d. gewöhnl. Fehler in d. Bearbeitung d. Naturrechts, v. J. Fries. 451
Ueber die Afterdienstfolge nach Longobard. Lehnrechte, v. H. J. Klüpfel. 452
Ueber Pfandverschreibungen auf adliche Güter nach polnischen Rechten, v. KR. Stenzel. ebd.
Das gemeine Recht in Deutschland vor d. Aufnahme d. röm. Rechts, aus d. Reichsgesetzen, dem Sachsen- u. Schwabenspiegel u. andern Quellen v. LR. J. F. Reitemeier. 453
Versuch ein. Theorie üb. d. Auslegungskunst d. röm. Rechts zum Gebrauch akadem. Vorlesungen, v. K. P. J. R. 474
R. C. Hellbachs Grundsätze von d. Rechten, Gesetzen u. Gewohnheiten d. Kirchstellen u. Kirchstühle, Kapellen ꝛc. besond. nach Preuß. Sächs. u. andern Verordnungen. 455
Lehrbuch d. Philosophie d. Rechts. Zu Vorlesungen u. zum Privatgebrauche. Von C. Weiß. 456
Anfangsgründe d. philosoph. Privatrechts. Nebst ein. Einleitung in d. philosoph. Rechtswissenschaft überh. Von K. S. Zachariä. ebd.
Versuch ein. Prüfung d. Rechtmäßigkeit d. Succumbenzgelder; v. K. G. Neundorf. 458
Versuch ein. Anleitung zur Abfassung geschickter Relationen f. angehende Juristen. 460
Das Weiderecht, v. C. E. Münter. 461
Ueber weibl. Bürgschaften u. Konkurssachen; v. RR. v. Jungen. ebd.
L. *Himmelstoß* Versuch ein. Entwickelung d. Begriffen u. d. rechtlich. Verhältnisse d. Regalität in Deutschland; mit ein. Programm v. *Gönner*, üb. d. rechtl. Princip d. deutsch. Territorialverfassung. 462
Prüfung einzelner Theile d. bürgerl. Rechts; v. F. X. *Kritll.* 464
Uebersicht d. Strafgesetzes Franz II. Enthaltend I. die Verbrechen u. schweren Polizeyübertretungen, deren Behandlung u. Bestrafung überhaupt; II. die alphabet. Repertorien aller einzelnen Hauptverbrechen — sammt ein. Anhang von d. Uebertretungen d. Unmündigen ꝛc. In 2 Theil. 466

Der

Der Begriff d. Directoriums. Eine kritische Abhandlung v. D. J. A. Große. 467
J. C. Hellbachs Handbuch d. Rangrechts, in welchem d. Literatur u. Theorie, nebst ein. Promtuar üb. d. prakt. Grundsätze dess. ingl. die neuest. vorzüglichen Randordnungen im Anhange enthalten sind. 518

IV. Arzneygelahrheit.

Kurzgefaßtes System d. gerichtlich. Arzneywissenschaft. Entwurf v. D. J. D. *Metzger*. 326

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte ein. Nordhäuser Bürgers. 303
Taschenbuch f. bildende, dichtende u. histor. Kunst. 1804. Herausgeg. v. W. Aschenberg. Mit Kupfern. 307
Gedichte v. *Matthisson*. 5e verm. Aufl. 468
L. T. *Kosegarten's* Poësien. Neue verb. Aufl. Ir, IIr u. IIIr Bd. 476

VI. Romane.

Bergroth. Ein psychologisch. Vermächtniß f. gebildete Leser. 303
El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha, compuesto par Mig. *de Cervantes* Saavedra. Part. primera T. I. et II. P. Seg. T. III. et IV. T. V. 311
Die Jesuiten, eine Arabeske v. Gustav Stello. 428
Gemälde aus d. wirkl. Welt, v. Verf. d. Lebensscenen. 1s u. 2s Bdchn. Mit Kupf. ebd.

VII. Theater.

Die Söhne des Thales. Ein dramatisch. Gedicht. IIr Th. 477
Heralds d. Unergründliche. 2 Bde. mit Kupf. 480

Michel Mort der Kreuznacher. Eine romant. Ausstellung aus d. vaterländ. Geschichte mit historisch. Farben gezeichnet. 480
Erzählungen u. Dialogen, v. C. Wieland. Herausg. v. C. M. Wieland. 2r Bd. 481

VIII. Weltweisheit.

Theophilus. Ein Beytrag zur Philosophie d. Religion, v. C. F. Callisen. 267
Die Veredlung d. Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen u. Hülfsmitteln. Für alle, denen d. moralische Bildung wichtig ist, u. s. w. Von F. *Ehrenberg*. 2r Bd. 274
Anleitung zur Naturphilosophie. I. Deduktion der Natur. II. Anleitung zur Konstruktion d. Natur, v. D. C. C. F. *Krause*. Für seine Vorlesungen. 284
Absolute Einheit d. Religion u. Vernunft dargestellt f. d. denkenden u. fühlend. Menschen, v. P. F. G — b. Mit besond Rücksicht auf d. Kirchenangelegenheiten d. linken Rheinufers. 285
J. Kant üb. d. — Preisfrage: welches sind d. wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitzens u. Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht hat? herausg. v. D. F. T. Rink. 288

IX. Mathematik.

Elementar-geometrische Auflösungen des Delischen Problems, d. Aufgabe vom Dreyschnitt d. Winkels u. einig. anderen Sätze, ꝛc. Erfunden u. s. w. von A. W. Wlochatius. 423
Le Quarré d'une Quantité négative est negatif et non positif. 424
Prüfung d. v. Hrn. Prof. Wagner vorgeschlagenen Reform d. Mathematik. Von D. Schön. 426
Erleichterung ein. gründlich. u. nützlichen Studiums d. Mathematik, vorzügl. als Bildungswissenschaft. Von C. A. Märcens. 427

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

Lehrbuch d. Naturlehre f. Anfänger, nebst ein. Einleitung in d. Naturgeschichte, v. F. Kries. . . 361

XI. Chemie und Mineralogie.

F. Skrimshire's erster Unterricht in d. Anfangsgründen d. Chemie u. einig. davon abhäng. Künsten. Zur Belehrung u. Unterhaltung. Aus d. Engl. v. D. C. G. Senkeisen, mit ein. Vorr. v. M. J. C. Hoffmann. 482

Versuch ein. systemat. Handbuchs d. Pharmakologie v. W. F. W. *Klose*. 1r Th. Allgem. Pharmakologie. 484

Encyklopädie d. gesammten Chemie, v. F. *Hildebrandt*. IIr Th. Praxis. 9s u. 10s H. 487

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Allgemeine Sammlung historisch. Memoires vom 12n Jahrhund. bis auf d. neuesten Zeiten durch mehrere Verff. übers. mit Anmerk. versehen u. s. w. von F. Schiller. 2e Abth. 27r Bd. 299

Handbuch d. christlich. Kirchengeschichte, v. J. C. C. Schmidt. 3r Th. ebd.

Versuch üb. Luthers Reformation, ihren Geist u. ihren Einfluß, od. Auszug aus d. Preisschr. d. Hrn. Villers üb. d. Frage: welchen Einfluß hat Luthers Reformation auf d. politische Lage d. verschieden. Staaten Europa's, u. auf d. Aufklärung gehabt? Aus d. Franz. mit Anmerk. v. G. F. H. Pfleeb. 367

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe ein. reisend. Spaniers an sein. Bruder in Madrid üb. sein Vaterland u. Preußen. Geschrieben in d. J. 1801 u. 2. 1r Th. 462

Biblische Vorstellungen alter bekannten Völker. 19s — 22s Heft. Mit illum. Kupf. 365
Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens, von einem Oberländer. 16 u. 25 Bogen. 428

XIV. Gelehrtengeschichte.

Geschichte d. Universität zu Halle bis zum J. 1805. Von J. C. *Hoffbauer*. 369
Ueber d. Universität zu Königsberg. Ein Nachtrag zu Arnoldt u. Goldbeck. ebd.
Nachrichten von d. Leben u. d. Schriften Rudolphs Weckherlins. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte d. 17n Jahrhund. Von C. P. Conz. 430
Leipziger gelehrt. Tagebuch auf d. J. 1804. 455
Das gelehrte Baiern, od. Lexicon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18n Jahrhund. erzeugte u. ernährte. Von D. K. A. *Baader*. 436
Repertorium Commentat. a Societatib. lit. editarum. Sec. disciplinar. ord. dig. T. D. *Reuß*. Scientiar. natural. T. IV. Physica. 370

XV. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

A. J. *Arnoldi* Chronici Syriaci Abulpharagiani e scriptoribus graecis emendati, illustrati Spec. 329

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Griechische u. römische Mythen. In Briefen an Emilie. Frey nach d. Franz. d. Hrn. De Mousti er u. Treffan bearbeit. Mit Kupfern. Vorr. Demoustiers Leben u. Einleit. 1s — 6s Th. 352

Die

Die elegischen Gedichte d. Properz, lateinisch u. deutsch, mit erklärend. Anmerkungen, v. F. C. v. Strombeck. 1r Th. 333
Lexicon Xenophonteum. Vol. IV. 335

XVII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Vollständiges lateinisch-deutsches u. deutsch-lateinisch. Handwörterbuch nach d. besten größern Werken, besond. nach Scheller, Bauer u. Nemnich — v. J. G. Haas. 2r Th. deutsch-lateinisch. Wohlfeile Ausg. 343
Praktisch. u. mechanischer Unterricht in d. französ. Sprache etc. v. d. Abbé J. D. *Grandmottet.* 352

XVIII. Erziehungsschriften.

1) Versuch d. Charakteristik ein. naturgemäßen Leselehrart ꝛc. v. F. Olivier. 377
2) Ueber d. zweckmäßigste Lesslehrmethode u. den Unterricht überhaupt, nebst ein. Beylage üb. d. Verwendung d. Klostergüter. Von G. Wahrmuth. ebd.
3) Ortho-epo-graphisches Elementarwerk ꝛc., v. F. Olivier. 1r theoret. Th., enthaltend d. Darstellung d. ortho-epo-graphisch. Systems. 2r Th., enthaltend d. Kommentar zur tabellarisch. Uebersicht dess. Systems. 3r Th., Versuch ein. vollständig. Analyse d. Deutsche u. ihr. Mechanismus ꝛc. ebd.
4) Hamburgisches ABC u. Lesebuch nach Pestalozzi's u. Oliviers Lehrmethode, v. K. Wiese. Mit 24 Kupf. ebd.
5) Neuestes ABC- u. Lesebuch, nach Pestalozzi u. Olivier, f. d. öffentl. u. Privat-Unterricht. Mit ausgemalt. Bildern, als Hülfstafeln zur Erlernung d. Buchstaben. 378
6) Pädagogisch-amtliche Berichte an d. Publikum üb. d. Lautmethode d. Hrn. F. Olivier. ebd.
7) Fibel od. Elementarbuch zum Lesen lernen, v. D. H. Snephani. 2e Aufl. ebd.
8) Kurzer Unterricht in d. gründlichst. u. leichtest. Methode, Kindern d. Lesen zu lehren. Von Ebend. 2e verb. Aufl. ebd.

9) Ausführl. Unterricht in d. Stephanischen Elementarmethode d. Lesenlehrens ꝛc. v. Chr. F. Schneider. Mit ein. Vorr. v. Hrn Konsistorialr. Stephani. 378
10) Gemeinschaftl. Lesetafeln, nebst Unterhaltungen üb. d. Inhalt derselben ꝛc. von D. J. P. Pöhlmann. 1e Lieferung. ebd.
11) Methodisches Elementarbuch f. Stadt- u. Landschulen, enthaltend ein ABC u. Sylbenbuch nebst Elementartafeln, ein Buchstabir- u. Lesebuch, u. eine Anweisung zum Gebrauch f. Lehrer, v. G. F. Ruf. 379
12) Schulbüchlein zur erst. Uebung im Lesen u. Denken. 1e Abtheil. ebd.
13) Anleitung zum Gebrauch d. (obengenannt.) Schulbüchleins. ebd.
14) Hülfsbuch zur deutschen Buchstaben- u. Sylbenkunde ꝛc. v. M. J. Chr. Vollbeding. Mit Kupf. ebd.
15) Empfindungslaute. Gespräch ein. Vaters mit sein. Kindern; als Anleitung zum Gebrauch d. Lesemaschine beym Privatunterrichte. ebd.
16) ABC-Buch für Taubstumme, v. E. A. Eschke. 2e verm. u. verb. Aufl. ebd.
17) Kleine Bemerkungen üb. d. Taubheit, v. Ebd. ebd.
18) Kurzer Unterricht f. Taube u. Taubstumme, v. D. C. F. Strove. ebd.

XIX. Kriegswissenschaft.

Neues militär. Magazin, v. J. G. *Hoyer*. 2n Bds. 7s u. 8s St. 3n Bds. 1s — 4s St. nebst Plänen. 410

XX. Technologie.

Journal f. Lederfabrikanten u. Gerber; od. d. neuest. Entdeckungen, Erfahrungen u. Beobachtungen in d. Kunst Leder zu gerben. Zur Beförderung dies. Kunstgewerbe herausg. v. S. J. Hermbstädt. 1n Bds. 1s u. 2s Heft. 416
Der Farben-Laborant im Großen; od. aufrichtige Anzeige d. wichtigst. geheim gehalten. Farbenbereitungen u. deren Anwendung im Großen. Von J. Gärth. 417

XXI. Handlungswissenschaft.

Versuch üb. d. kaufmänn. Speditionswesen in sein. Verhältnisse gegen d. Staat. 418
Uebersicht u. Berechnung aller Münzen, Ellenmaaße u. Handelsgewichte von allen Welttheilen; nebst d. Wechselorten von allen großen Handelsstädten in Europa. Nach d. Kettensatze entworf. v. J. F. Lange u. M. Israel. 419

XXII. Vermischte Schriften.

Erzählungen zur Beförderung guter Gefühle u. stiller Tugenden. 305
Kallopistria, od. d. Kunst d. Joilette f. d. elegante Welt. Eine Anleitung zur Verfertigung unschädlich. Parfüms u. Schönheitsmittel, Pulver, Pomaden, Schminken u. s. w. Von D. J. B. Trommsdorf. ebd.
Magie f. gesellschaftl. Vergnügen u. zur Minderung d. Glaubens an Schwarzkünstler, Wahrsager, Hexen u. Gespenster. 36 u. 46 Bdchn. 305

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des hundert und zweyten Bandes.

1. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Brohm 374. Tiedius 374. Enke 374. Goldhorn 489. Heise 373. Jaspis 374. Lenz 373. Leonhardt, Freyh. v., 373. Mohr 373. Moldenhawer 489. Niemeyer 489. Rosenmüller 374. Schmidt 374. Schnurrer 373. Stockmann 373. Thierfeld 373. Tilling 374. Titmann 374.

2. Todesfälle.

Gruner 490. Hinkeldey, v., 489. Ringelmann 490.

3. Chronik deutscher Universitäten.

Halle 374.

4. Anzeige kleiner Schriften.

Kettels, M. S. F., Zeugniß, über d. von ihm erlebte neue Aufklärung in d. Religion u. s. w. 375

5. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Massow, v., Anleitung zum prakt. Dienste d. Königl. Preuß. Regierungen. 491
Sorbus hybrida Linn., ist in Deutschland einheimisch. 376

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Neue Homiletisch-kritische Blätter. Herausgegeben von G. A. L. Hanstein und J. E. Pischon. Erstes, Zweytes, Drittes und Viertes Quartalheft für 1804. und Erstes und Zweytes Quartalheft für 1805. Stendal, bey Franz und Große. 1804. Ein jedes Heft enthält 12 Bogen und kostet 12 gr.

Eben das Urtheil, welches Rec. über die vorhergehenden Hefte gefället hat, gilt auch von diesen. Gleich in dem ersten Quartalhefte wird von einem Buche zur Bildung guter Kanzel-Redner geredet, welches noch zu wünschen wäre, und der Verf. des Aufsatzes verstehet darunter eine Sammlung der vorzüglichsten Predigten unserer besten Kanzelredner, welche so geordnet wäre, daß jederzeit mehrere Predigten verschiedener Verf. über dieselbe Materie zusammen gestellt würden damit der Anfänger daraus die verschiedene Art der Behandlung, das Eigenthümliche eines jeden Verf. u. s. w. kennen lernte. Diese Idee ist in der That so übel nicht. Es würde dieses dem Herausgeber Gelegenheit zu manchen nützlichen Bemerkungen geben, die entweder mit kurzen Worten unter den Text gesetzt, oder im Fall sie ausführlicher nothwendig wären, hinten angehängt werden könnten. Allein der Verf. des Aufsatzes giebt leider diese Idee wieder auf, und hält es für rathsamer, für den Anfänger bloß einzelne vorzügliche

Stellen aus unsern besten Kanzelrednern abdrucken zu lassen, und giebt nun hier vorläufig einige allerdings schätzbare Proben davon. Allein Rec. ist nun keinesweges der Meinung des Verf.

Einmal sollte ein jeder angehender Kanzelredner doch wohl billiger Weise die Rhetorik studirt, und so viel von Schulen mitgebracht haben, daß er die Wahrheit, Schönheit und Trefflichkeit einer einzelnen Stelle und das Passende, Schickliche, Gewählte ꝛc. des Ausdrucks nicht bloß fühlen, sondern sich auch selbst die Gründe davon angeben könne. Hernach ist es schlechterdings nothwendig, daß der Anfänger die Beziehung der einzelnen Stelle auf das Ganze und auf den Zweck der Predigt gehörig einsehe, und sich überzeuge, daß der Total-Eindruck dadurch wirklich verstärkt wird; dazu muß er aber die ganze Predigt vor sich haben. Endlich fürchte Rec., daß, wenn die Aufmerksamkeit der angehenden Kanzelredner anfänglich bloß auf einzelne vorzügliche Stellen in Predigten hingezogen wird, sie sich eben dadurch werden verleiten lassen, mehr darauf zu sehen, daß in ihren Predigten einzelne schöne Stellen oder gar Bilderchen und Blümchen angetroffen werden, und darüber nun Ordnung, Zusammenhang, Deutlichkeit und zweckmäßige Darstellung des des Ganzen vernachlässigen. Unsere jungen Leute neigen sich ohnehin schon nach diesem Abweg hin. Man kann also hier kaum vorsichtig genug seyn.

Cz.

Predigten zur Beförderung eines reinern Christenthums von G. C. Cannabich. Fünfter Theil und sechster Theil.

Auch unter dem Titel:

Neue Predigten über die Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums von G. C. Cannabich. Erster Band. Leipzig, bey Fleischer jun. 1804. 1 Alph. 6½ Bogen. 8. 1 M.

12 Gr. Zweyter Band. 1805. 1 Alph. 7 Bog. 8. 1 Rthl. 12 Gr.

In der kurzen Vorrede sagt der Verf., er habe bisher vornehmlich dogmatische Materien in seinen herausgegebenen Predigten abgehandelt. Er sey darin seiner eignen Ansicht gefolgt, die freylich nicht die Ansicht eines jeden sey; die er aber auch keinem Menschen aufdringen wolle; sondern ein jeder müsse hierin seiner eignen Ueberzeugung folgen; und hierin hat er allerdings Recht. Das ist der wahre Protestantismus. Er geht nun aber auch zu den moralischen Materien über, und bemerkt sehr richtig, daß hier die Begriffe eben so genau und sorgfältig bestimmt werden müssen.

Was nun diese Predigten selbst betrifft, so zeichnen sie sich vorzüglich vor vielen andern aus, und können für die Zuhörer und für die Leser nicht ohne Nutzen seyn. Die Materien sind zum Theil neu oder doch von einer neuen Seite dargestellet. Die Schreibart ist kurz, ja wohl gar zuweilen aphoristisch, und doch deutlich, wenn sie gleich nicht blühend ist. Nur wäre dem Verf. etwas mehr Wärme zu wünschen, wenn nicht etwa der äußere Vortrag diese ersetzt. In der Predigt im 2ten Bande am dritten Advents-Sonntage heißt der Hauptsatz: Wie gut und edel es ist, wenn wir geneigt sind Andre zu loben. So wie ihn der Verf. in der Predigt selbst näher bestimmt, wird wohl Niemand etwas Gegründetes dawider einwenden können. Aber so allgemein als er hier ausgedruckt wird, ist er nur unter gewissen Umständen wahr, und unter andern falsch. Der kriechende Schmeichler gewöhnt sich das Loben Anderer dermaaßen an, daß es am Ende Neigung bey ihm wird. Aber gewiß Niemand wird darin etwas Gutes oder Edles finden. Der Verf. hätte also diesen Hauptsatz sogleich näher bestimmen und einschränken sollen. Uebrigens sind der Predigten 36 im ersten, und 39 im 2ten Bande.

Zb.

Sylloge commentationum theologicarum edita a D. *Davide Julio Pott*, Monasterii Mariaevall. Abbate et Prof. P. O. *Vol. IV.* 374 p. MDCCCIII.

Vol. V. Helmſt., apud Fleckeiſen. MDCCCIV. 382 p. *Vol. VI.* 396 p. 8.

Es iſt erfreuend, daß es dem Verf. gelungen iſt, die vereinzelten Beyträge zur theologiſchen Literatur, ununterbrochen zu einem Ganzen zu ſammeln. Sie enthalten wichtige Bemerkungen und Aufklärungen, die man in der Art nicht beyſammen findet, zum Theil auch noch nicht zur Publicität gelangt ſind. Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, will Rec. nur aus dem fünften Theil die wohlgerathene Commentation des D. Gurlitt anführen; S. 28 über 1. Cor. 15, 3. ſagt er: »negari non poteſt, ea, quae Paulus a teſtibus oculatis aut ſenioribus apoſtolis de Chriſto eiusque doctrina edoctus ſit, vel *quae ipſe diligenti commentatione et meditatione* de eadem cognoverit, per revelationem Chriſti praecepta ex uſu loquendi Iudaico eodem modo dici poſſe, quo angelorum apparentiae et πνευματι κυριω multa tribuuntur, quae ratione naturali effecta ſunt. Certe, quod Gal. 2 dicit ſe κατα αποκαλυψιν iter Hieroſolymam ſuscepiſſe i. e. impulſu divino *re animo diligenter perpenſa* — Bey ſolchen Anſichten muß die theologiſche Erkenntniß gewinnen. Es iſt zu wünſchen, daß dem Sammler der Fortgang ferner gelingen möge, wozu eine ſtrenge Wahl des Unentbehrlichen mit Beſeitigung des weniger Wichtigen beytragen wird.

Atz.

Verſuch populärer Kanzelreden, Homilien und einiger Altargebete im Geiſte des Zeitalters, beſonders zu Vorleſungen bey Filial-Gemeinden beſtimmt von G. C. E. Kern, evangeliſchem Pfarrer zu Oberau in der Wetterau. Frankfurt am Mayn, bey Gebhard und Körber. 1804. 15½ Bogen. 8. 20 gr.

Soll Rec. dieſe Predigten nach ihrem wahren Gehalt würdigen: ſo gehören ſie zwar nicht zu den ſchlechten; aber ſie zeichnen ſich auch durch nichts aus und tragen alſo den Stempel der Mittelmäßigkeit. Wird jedoch, wie es billig iſt, die ei-

eigentliche auf den Titel angegebene Bestimmung derselben in Erwägung gezogen: so gebühret dem Verf. des Zeugniß, daß er dieselbe so ziemlich erreicht hat. Die Predigten sind faßlich, populär und praktisch; auch die gewählten Materien sind zwar nicht neu und ausgesucht; aber doch wichtig und größtentheils moralischen Inhalts. Auch die dogmatischen sind so ausgeführt, daß man wohl sehen kann, der Verf. gehöre nicht zu den alten steifen Dogmatikern; sondern habe selbst untersucht und andere neue Untersuchungen genutzt und angewandt. Man lese z. B. die Predigt vom Zweck des Todes Jesu, vom heil. Abendmahl u. s. f. Was die jetzt herrschenden philosophischen Systeme betrifft: so scheint er zwar das Kantische vorzuziehn; folgt ihm jedoch nicht blindlings; sondern sucht den Purismus mit dem Eudämonismus zu verbinden, wie er auch in der Vorrede selbst sich darüber erklärt, und wie es die vierte und fünfte Predigt bestätigen. Doch hätte in diesen und andern noch sorgfältiger manchen Mißverständnissen entgegen gearbeitet, Manches besser bestimmt, und die Anwendung etwas ausführlicher und eindringender gemacht werden können.

Was die Homilien betrifft, so sind es mehr praktische paraphrastische Erklärungen der zum Grunde liegenden biblischen Abschnitte, die darin Vers für Vers erläutert werden, als zusammenhängende Vorträge. Indeß können sie füglich zu Vorlesungen in Wochenpredigten und Betstunden dienen. Auch die angehängten Altargebete haben nichts Ausgezeichnetes, und werden von den vor einigen Jahren erschienenen Köstenschen gar sehr übertroffen.

Ki.

Katholische Gottesgelahrheit.

Franz Xaver Gmeiner's, K. K. Lehrers der Kirchengeschichte, theils profane, theils geistliche Gelegenheitsreden. Grätz, bey Foestl. 1804. 8. 245 S. 16 K.

Diese Schrift ist wahrscheinlich nur in der Voraussetzung gedruckt, daß ein Kaiserl. Königl. Lehrer ein vortrefflicher

Lehrer seyn; wovon sie aber leider gerade das Gegentheil beweist und wodurch sie somit wohl auch zu Nutzen, Lehre und Warnung vor dergleichen Präsumtionen nach dem bloßen Princip der Autorität dienen kann; sonst aber besser ungedruckt geblieben wäre. Auch erklärt sich Hr. Gmeiner durch keine Sylbe darüber, was ihn, seine Reden herauszugeben bewogen habe, was doch besonders bey einer Verbindung so heterogener Theile, wie das Profane und Geistliche ist, nicht ganz unnöthig gewesen wäre, wenn man nicht glauben sollte, daß sie bloß im Mangel an gleichen Inhalte ihren Grund hat, und der Verf. dahrr um doch ein Bändchen zu füllen ohne strenge Musterung genommen habe, was sich eben in seinem Schreibepult vorgefunden habe. Denn daß er damit bloß der häuslichen Andacht habe Nahrung geben wollen, ist nicht wahrscheinlich, da er sonst nicht auch fremden Stoff mit eingemischt hätte, wenn er nicht seine Leser für sobald gesättigt hielt, worin er sich, wenn diese nur nicht von ganz rohem Geschmacke sind, auch am wenigsten geirrt haben dürfte; oder hat er sie zur Belehrung und als Muster der Beredtsamkeit aufgestellt: so hätte er seine Arbeit, wenn er selbst unsre Literatur zu wenig kennt, doch erst einem Freunde zeigen sollen, der ihm hätte sagen können, daß wir zu diesem Behufe schon in jeder Hinsicht Besser versehen sind und also mit solchen Produkten unmöglich mehr verlieb nehmen können. Doch unsre Leser mögen selbst urtheilen, indem wir zur Rechtfertigung des Gesagten nur ein paar zunächst auffallende Stellen abschreiben wollen. Schon die Aufschrift der ersten Rede: Die bürgerliche und gelehrte Geschichte, als Hülfswissenschaften entworfen, zeigt den Mangel des deutlichen Ausdrucks und also auch der nöthigen deutlichen Vorstellungen; denn gewiß wird Niemand sogleich wissen, was damit gesagt seyn soll, ob es nur ein Entwurf der Rede ist, was sich hier findet, wie am wahrscheinlichsten ist, oder ob man einen Entwurf der bürgerlichen (worin also die Thaten der Fürsten und Helden nicht vorkommen; oder sind diese auch bürgerlich? Schon das bürgerliche Trauerspiel unterscheidet sie. Doch dieses nur zum Vorschmack von der genauen Unterscheidungsart des Verf.) und gelehrten (?) Geschichte hier zu erwarten haben, oder ob sie bloß als Hülfswissenschaften (wozu aber? wird nicht gesagt.) in einem kurzen Entwurfe dargestellt sind. Daß der Verf. von der Art die Geschichte zu studiren oder zu benutzen,

ten, wie sie Schiller, Woltmann und Dominikus auch nur in einzelnen kleinen Abhandlungen angegeben haben, einen Begriff habe, ist nicht zu erwarten, und zeigt sich gleich aus dem Anfange seiner Rede: »die bürgerliche »Geschichte ist ein Ebenbild des Verflossenen. Alles, »was die Zeitwürde der Vergessenheit überliefert, oder die »Verwesung verzehrt haben, schenkt sie uns wieder. Die »Gebeine des mächtigen sind vermodert, der siegende Arm »des Helden ist erstarrt, er lebt nicht mehr in seinem präch»tigen Denk- und Grabmahle, welches das Moos bedecket; »nur in der Geschichte lebt er noch, noch verkündigt sie seine »Thaten und liefert jeden Ruhm, der die Belohnung sei»ner Bemühung ist, von einer Nachkommenschaft in die an»dere. — Aber dieses nicht allein machet den Werth der »Weltgeschichte aus, ihre Pflicht ist noch viel größer und ihr »Endzweck noch weit erhabener; denn aus ihr lassen sich die »deutlichsten Spuren der göttlichen Vorsehung und Weisheit »erkennen und hilft endlich klug werden, um andre zu Tho»ren zu machen.« Gewiß ein sehr edler Zweck. Da in der Rede selbst Geographie als Hülfswissenschaft der Geschichte angeführt wird: so sollte der Redner selbst nicht so unbekannt damit seyn, daß er die »Iroquois (Iroquesen) die Huronen »fressen lassen« konnte, wenn es nicht eines von seinen starken Bildern ist, in denen er wie schon diese Probe zeigt, wie auf Stelzen einher zu gehen beliebt, oder nicht Caloformier schreiben, was sich doch wie Hypokrates und manches ähnliche nicht bloß als Druckfehler eingeschlichen haben wird. Als Probe der geistlichen Beredtsamkeit und theologischen Begriffe mag der Anfang der »Rede auf das Herz Jesu Fest« dienen. »Der Fall unserer ersten Voräktern, heißt es, zog die »Strafe nach sich, daß jeder Nachkömmling Adams seinen »Staub der Erde wiedergeben und sterben muß. Zwar hätte »die Gerechtigkeit eine noch strengere Strafe gefordert, weil »der Herr den gefallenen Menschen eben so, wie er es dem »gefallenen Engel that, in die ewige Finsterniß hinunter »schleudern konnte u. s. w. Außer der schon angeführten ersten Rede ist nur noch die dritte: Auf die Eröffnung der »K. K. Bibliothek in Grätz, welche« vom Franz von Paula Tomitschich, damaligen Direktor der theologischen Fakultät, gehalten, und von Hrn. Gm. frey aus dem Latinischen übersetzt wurde, profanen Inhalts, von den übrigen zehen Geistlichen geht die zweyte: »Auf den Todtfall der Kaiserinn,

Königinn Maria Theresia, wobey man leicht nach diesem Ausdruck auf die Vermuthung kommen kann, daß die Kaiserinn todtgefallen sey; besonders da der Verf. bey der fünften Rede diesen Ausdruck wirklich von dem gewöhnlichen unterscheidet, indem jene ordentlich »auf den Todesfall des »Johann, infulirten Probstes, der regulirten Chorherren zu Stainz,« überschrieben ist. Die achte ist besonders für Aerzte, nämlich auf die Schutzpatrons der medicinischen Fakultät, Cosmas und Damianus; welche aber diejenigen, welche noch darnach begierig seyn sollten, selbst nachlesen mögen.

Eb.

Rechtsgelahrheit.

Das Meierrecht mit vorzüglicher Hinsicht auf den Wolfenbüttelschen Theil des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, ein Beytrag zum deutschen Rechte von Carl Gesenius, Canzley- und Hofg. Prok. in Wolfenbüttel. Zweyter Band. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1803. 1 Alph. 11 Bog. gr. 8.

Der Beyfall, den wir dem ersten Bande nicht versagt haben (N. A. D. Bibl. Bd. 79 St. 1 S. 32), verdient auch auf vorliegende Fortsetzung erstreckt zu werden; wir müssen jedoch auch die Ausstellung, daß sich der Verf. zu viele Ausschweifungen über die Grenzen einer ganz zweckmäßigen Bearbeitung des Gegenstandes erlaubt hat, wiederholen. Der Verf. hat es zu wenig verstanden, aus dicken Materialien ein dünnes Buch zu machen. Bey jeder Gelegenheit läßt er sich verleiten, von dem, was zu seinem Gegenstand gehört, in das Angrenzende, Verwandte oder Aehnliche überzugehen, und so wohl auch weiter vom nächsten Nachbar zum entferntern. Wo man aber den Verf. trifft, da findet man den fleißigen Sammler, den wir gern darauf Anspruch machen lassen, das reichhaltigste Werk über das Meierrecht durch Zusammentragung geliefert zu haben, welches ohne Bedenken

im

im Stande ist, dem Praktiker die übrigen Schriften über diesen Gegenstand häufig entbehrlich zu machen; insbesondere die ältern Schriften, weniger schon die neueren germanistischen Bearbeitungen, die dem Vf. sehr oft unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Uebrigens erstreckt sich die Brauchbarkeit des Werks keinesweges bloß auf die Braunschweig-Lüneburgischen Lande, noch weniger allein auf den Wolfenbüttelschen Theil derselben; sondern sie reicht so weit, als die vaterländischen Rechte über den Bauerstand reichen. Angehängt sind 34 Beylagen, die vorzüglich einem jeden Besitzer des Buchs in den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landen sehr willkommen seyn werden. Durch die Uebersicht und den Index hat sich der Verf. gewiß seine sämmtlichen Leser verpflichtet.

Di.

C. L. Stengel's Beyträge zur Kenntniß der Justizverfassung und der juristischen Literatur in den Preußischen Staaten. Siebzehnter und achtzehnter Band (oder der neuen Beyträge eilfter und zwölfter Band). Fortgesetzt von August von Hoff. Halle, in der Waisenhausbuchhandlung. 1803 und 1804. Zusammen 2 Alph. 3 Bog. gr. 8.

Bey der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts müssen wir uns darauf beschränken, nur Eins und das Andere auszuheben.

Der siebzehnte Band beginnt mit einem ausführlich erzählten Rechtsfalle in Sachen des Prinzen Karl von Kurland, jetzt dessen Erben, wider die Vormundschaft der minorennen Töchter des verstorbenen Herzogs Peter von Sagan, als einem Beytrage zu der Lehre von den Familien-Fideikommissen. — Für die Lehre des Erbrechts sind interessant die gerichtlichen Aussagen einiger Polnischen Rechtsverständigen über das Polnische Successionsrecht. — Unter der neuen Rubrik: Gesetzgebung, die Entschädigungsländer betreffend findet man die Patente wegen Einführung des allgemeinen Landrechts und der allgemeinen Ge-

Rechtsordnung in das Fürstenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, in die Erbfürstenthümer Paderborn und Münster, ingleichen die Abteyen Essen, Werden und Elten, in das Erbfürstenthum Eichsfeld, die Städte Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt und das Erfurter Gebiet; auch das Reglement über die Vertheilung der Geschäffte zwischen den Landeskollegien in den Entschädigungsländern. — Die Patente wegen Verwaltung des Bergwerksregals in den Entschädigungsländern stehen nicht unter der ebengedachten Rubrik, sondern unter der Rubrik: Bergwerksregal. — S. 356 findet sich eine königliche Verfügung, ob und in wie weit physikalische Experimente mit hingerichteten Personen erlaubt seyn sollen. Es heißt darin: solche Versuche (wie sie nach der zu Breslau vollbrachten Enthauptung des v. T. mit dessen Kopfe gemacht seyn sollen) sind in den Gesetzen nirgends erlaubt, sie beleidigen das menschliche Gefühl, und würdigen die feyerlichste Handlung der Justiz herab, indem sie zugleich die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Zweck des Strafgesetzes abziehen, und einen ganz fremden Eindruck hervorbringen müssen. — Von solchen eigenmächtigen Versuchen muß sehr wohl unterschieden werden, wenn bewährte Sachverständige zu einem großen heilsamen Zwecke, nachdem dem Gesetze ein Genüge geschehen, Experimente anstellen wollen. Diese müssen sich bey der Behörde melden, welche nach Befinden der Umstände das Gesuch abschlagen, oder dessen Gewährung nachsuchen; alsdann aber auch solche Veranstaltungen treffen muß, daß jedes öffentliche Aergerniß vermieden werde.«

Der achtzehnte Band ist mit einer Inhaltsanzeige versehen, die nicht so genau ist, als die Inhaltsanzeigen in diesem Werke, zur großen Erleichterung im Gebrauche desselben, sonst zu seyn pflegten. Der Band liefert unter andern die Beurtheilung folgender Fälle und Fragen: besteht der Pflichttheil eines Ascendenten, wenn er mit den Geschwistern des Verstorbenen nicht konkurrirt, in dem dritten Theile des Nachlasses, und kann daher auf die übergangenen Geschwister bey der Computation der Legitima keine Rücksicht genommen werden? — Ueber das Recht, in seinen Gebäuden Fenster zu machen, welche nach der Besitzung des Nachbars gehen. — Das Vermiethen der Häuser ist für keine bürgerliche Nahrung zu halten, weshalb denn dieses Vermie-

mitreden nicht für einen Grund gelten kann, die Häuser den Universitäts-Verwandten dem Servis und andern bürgerlichen Lasten zu unterziehen. — Ueber den Schadensersatz eines verfälschten angeblich von der Bank erhaltenen Cassenbenefs. — Ueber eine streitige Renovation eines testamenti reciproci. — Ist die Präsumtion: pater est, quem justae nuptiae demonstrant, eine praesumtio juris et de jure? — Kann der Einwand der nicht erhaltenen Valuta dem Indossatario entgegen gesetzt werden, wenn der Aussteller des Wechsels das Indossament schriftlich genehmiget hat? — Zur allgemeinen Gerichtsordnung gehörig sind ein Paar wichtige Circular-Restripte an sämmtliche Landesjustiz-Kollegien von 1800 und 1803. Es wird davon ausgegangen, daß die Rechtspflege bey den Untergerichten, wie aus den eingegangenen Conduiten-Listen und den über die gehaltenen Justiz-Visitationen eingesandten Commissions-Akten zu ersehen sey, hin und wieder noch sehr mangelhaft ausfalle, und daß das bey denselben angestellte Personale oft erhebliche Erinnerungen veranlaßt habe. Dann wird ausführlich vorgeschrieben, auf welche Weise die Landesjustizkollegien die Aufsicht über die ihnen untergebenen Untergerichte zu führen haben. Unter andern sollen die Räthe den Sprengel nach Bezirken unter sich theilen, und jeder Rath soll seinen Bezirk fleißig bereisen. Alles soll aber so summarisch als möglich, mit der größten Ersparung an Zeit, Kosten und Papier, zugehen. — Dieser Band enthält auch das Register über Band 7 bis 18.

Chr. Ludw. Stengels praktisch-juristische Ausarbeitungen, fortgesetzt von *Christian Ludw. Paalzow*. *Dritter Band*. Berlin, bey Schöne. 1803. 19 Bog. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur juristischen Praxis, herausgegeben von *C. L. Paalzow*. *Erster Band*.

Wir haben schon bey den frühern Bänden (N. A. D. Bibl. Bd. 58 S. 49 Bd. 59 S. 35) geäußert, daß diese Ausarbeitungen vorzüglich für angehende Rechtsbeflis-

stände ihren Nutzen haben. Zu dem Ende, daß sie Muster abgeben sollen, sind sie freylich nicht geschrieben; noch weniger sind sie es im strengen Verstande. Die gewöhnliche Redseligkeit und Weitschweifigkeit der Advokaten, Mangel an Auswahl des ganz Treffenden, so wie an voller Bündigkeit des Raisonnements wird auch in ihnen angetroffen. Nichts desto weniger gebühren sie ohne allen Zweifel zu der bessern Gattung von Actenarbeiten, und es ist immer schon viel gewonnen, wenn der junge Praktiker nur so glücklich ist, nicht unter ihren Vollkommenheiten stehen zu bleiben. Auch in dieser Fortsetzung wechseln Criminal- und Civilsachen mit einander ab. Dagegen hat der neue Herausgeber gegen sonst darin eine Abänderung getroffen, daß er zu den Ausarbeitungen der Anwälde auch die Urtheile der Richter hinzuzusetzen angefangen hat.

Zw.

Philosophisch (?) entwickelter (?) Beytrag (?) zur Kritik des Kleinschrodischen Gesetzentwurfs für die Kurpfalzbairischen Staaten von Ludwig Hessels. Straubing, in der von Schmiedischen Buchhandlung. 1803. 48 S. 8.

Von Bemerkungen über Herrn Kleinschrods bekannten Entwurf, (denn von einer Kritik wollen wir gar nicht einmal reden,) findet man hier auch nicht eine, ja es ist nicht einmal eine Stelle dieses Entwurfes angeführt worden. Das Ganze besteht bloß aus einer kurzen Auseinandersetzung der Lehren des allgemeinen Theiles der Criminalrechtswissenschaft, und diese ist der Materie und Form nach so unter der Kritik, daß wir hier auch nicht ein Wort darüber sagen dürfen; sondern bloß einige Stellen ausziehen können. S. 7. Peinliche Rechtswissenschaft ist jene (?) Wissenschaft, welche uns die Rechte und Verbindlichkeiten aufstellt, die dem Staatsoberhaupt als peinlichem Gesetzgeber (?) zukommen.« S. 8. »Unter peinlichem Rechte verstehe ich hier den Inbegriff jener Rechte und Verbindlichkeiten, die dem Staatsoberhaupt vermöge (?) einer peinlichen Rechtswissenschaft zustehen. Der Ursprung der peinlichen Rechtswissenschaft und der des peinlichen Rechtes gründet sich in dem ersten Unterwerfungsvertrag.«

trag.« S. 11. »Der erste Grundsatz der peinlichen Rechtswissenschaft heißt: Regent! bediene dich nur in so fern eines peinlichen Rechts, in wie fern es zur Erhaltung und Beförderung des Staatswohls nothwendig ist, bediene dich nur solcher Rechte, die übertragen worden sind, und übertragen werden konnten!« S. 12. »Ein Strafgesetz nenne ich nichts anders, als ein unter Androhung eines empfindlichen Uebels eine gewisse Handlung verbietendes Gesetz zu dem Ende, um jedermann abzuhalten, eine solche Handlung zu begehen.« S. 13. »Strafe heiße ich die Vollziehung eines durch ein Strafgesetz auf eine Handlung angedrohten Uebels, welches diejenige leidet, der diese Handlung begeht. Strafe ist daher ohne Strafgesetz nicht gedenkbar, indem Strafgesetz die Conditio sine qua non jeder Strafe ist.« S. 14. »Weil demnach Todesstrafe unerlaubt ist: so ist es auch jede andere Strafe, die den Tod des Verbrechers befürchten läßt, welches keines weiteren Beweises bedarf. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es ganz keine Umstände geben könne, wodurch der Staat berechtigt würde, das Leben eines oder mehrerer Staatsindividuen zu enden. Es giebt solche Umstände; aber da kann man die Entziehung des Lebens nicht Todesstrafe nennen, der Ausdruck Tödesnoth wäre passender.« S. 22. »Einige behaupten, der Zweck der Strafe sey Abschreckung, Andere Besserung. Abschreckung kann der Zweck der Strafe nicht seyn; denn wer will mich rechtlicher Weise zwingen können, mich strafen zu lassen, um dadurch Andern ein abschreckendes Beyspiel zu geben? — Eben so wenig ist Besserung Zweck der Strafe. Dem Bürger, die Pflichten zu zeigen, welche ihm in peinlicher Hinsicht obliegen, ist zwar Pflicht für den Gesetzgeber — eben so sehr ist es Pflicht für den Richter als Mensch und Bürger, den Verbrecher zu ermahnen, hinführo dergleichen gesetzwidrige Handlungen zu unterlassen; allein dieses ist doch nicht Zweck der Strafe.« S. 36. »Der höchste Grad der Culpa lata, besteht darin, daß der Verbrecher nicht einmal seine Sinnlichkeit und Phantasie zu Rathe zog, welche ihm leicht die Gesetzwidrigkeit der Handlung gezeigt hätte. Culpa levis oder der mittlere Grad der Fahrlässigkeit besteht in dem Entschlusse zu einer Handlung, wo man zwar seine Sinnlichkeit und Phantasie zu Rathe zog; aber seine Vernunft nicht, welche leicht die Gesetzwidrigkeit der Handlung aufgedeckt hätte. Der geringste Grad von Fahrlässigkeit, oder culpa levissima, besteht

steht endlich in dem Entschluß zu einer Handlung, wo man zwar seine Vernunft zu Rathe zog; aber nicht in so weit, daß dieselbe mit mäßiger Anstrengung die Gesetzwidrigkeit der Handlung gezeigt hätte.«

Wie weit muß ein Mann in der Wissenschaft zurück seyn, der solche Sachen philosophische Entwickelung nennt, und sie — drucken läßt!

Fw.

Geschichte des Kurfürstlich Sächsischen Oberhofgerichts zu Leipzig von seiner Entstehung 1483 an bis zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts, nebst einer kurzen Darstellung seiner gegenwärtigen Verfassung von Christian Gottfried Kretschmann, Kurfürstl. Sächs. Oberhofgerichts-Aktuar. Leipzig, bey Crusius. 1804. XVI und 478 S. 1 Rth. 12 gr.

Je weniger immer noch im Ganzen für die Darstellung des Kursächsischen Verfassungsrechtes geschehen ist, und je größer die Schwierigkeiten bey derselben sind, da leider die dazu gehörenden Urkunden als Geheimnisse verwahret zu werden pflegen, desto nützlicher sind Schriften, wie die vorliegende. Hr. K. hat aber noch außerdem des unverkennbaren Fleißes in der Aufsuchung der für die Geschichte des Oberhofgerichtes zu Leipzig gehörenden Urkunden, so wie der Genauigkeit ihrer Benutzung und Deutlichkeit der Darstellung wegen, alles Lob verdient, und es kann demnach sein Werk mit dem besten Gewissen als gut und brauchbar empfohlen werden. Rec. würde daher auch eigentlich weiter nichts zu thun haben, als den Lesern den Inhalt des Werkes ganz kurz anzuzeigen, wenn nicht so schwierige Unternehmungen, sey es auch nur durch kleine Berichtigungen, unterstützt zu werden verdienten.

In Ansehung der historischen Richtigkeit hat Rec. nichts zu bemerken. Der Verf. hat Alles, was er sagt, mit Urkunden belegt, die zu deutlich sprechen, als daß sich etwas dagegen erinnern ließe; aber so deutlich auch sonst die Darstellung ist, so läßt sich doch hier und da der Wunsch nicht unterdrücken, daß

daß der Vf. mehr die Resultate der Urkunden, als die Urkunden selbst, in seine Erzählung aufgenommen hätte. Dieß ist z. B. S. 45 75 102 und 197 geschehen; und gewiß hier hätten die historischen Ereignisse weit mehr herausgehoben werden können, wenn der Verf. frey erzählt, und die Urkunden in ein besonders paginirtes Urkundenbuch, oder noch besser, in Noten gebracht hätte. Auch vermißt man hier und da eine schärfere Anzeige der Abweichungen der Verfassung des Oberhofgerichtes in der einen Periode, von der in einer andern. Ueberhaupt dürfte man vielleicht eine mehr systematische Darstellung fordern können; denn der Verf. führt die Ereignisse bloß chronologisch an, und sondert die für die äußere und innere Geschichte des Oberhofgerichts geschehenen Fakta nicht von einander ab, was gewiß noch mehr zur lichtvollen Darstellung beygetragen haben würde; auch hätte Manches eine bessere Zusammenstellung verdient, als es erhalten hat, z. B. in der sechsten Periode, die Zeiten, zu welchen das Mitbesetzungsrecht an dem Oberhofgerichte durch Abstreben der Nebenlinien des Albrechtischen Zweiges aufgehört hat. In Rücksicht der Eintheilung der Materien kann man mit dem Verf. im Ganzen ebenfalls vollkommen zufrieden seyn; nur hier und da scheint Einiges in eine Periode aufgenommen zu seyn, was doch erst in die folgende Periode gehört hätte, z. B. die Gerichtsordnung S. 45, welche in der vierten, nicht aber in der dritten Periode hätte erwähnt werden sollen; denn die vierte Periode enthält erst das Gemälde des Oberhofgerichtes nach dieser Gerichtsordnung. Aus demselben Grunde gehört der Receß S. 137 nicht in die fünfte, sondern in die sechste Periode. Was die Vollständigkeit betrifft, so läßt sich ebenfalls nur wenig und nur in Kleinigkeiten aussetzen. Ein Beyspiel der letztern Art ist, daß man nirgends eine Untersuchung darüber trifft, zu welcher Zeit die Ritter, welche in den frühern Perioden neben den Doktoren und Adelichen, Beysitzer des Oberhofgerichts waren, abgekommen sind. Den Vorwurf der Weitläuftigkeit würde Rec. dem Vf. nur in Ansehung der sechsten Periode machen, wo in der That mehrere Ereignisse aus der Sächsischen Geschichte aufgeführt sind, die in gar keiner Verbindung mit dem Oberhofgerichte gestanden haben; auch gehört das Trauerreglement S. 223 u. f. gar nicht zur Geschichte des Oberhofgerichts.

Die

Die Geschichte selbst erzählt der Verf. nach einer kurzen Einleitung über den Namen Oberhofgericht, als desjenigen Gerichtes, welches an dem Hofe des Fürsten gehalten ward, da es noch außerdem Provinzialhofgerichte gab, in sieben Perioden. Die erste fängt sich mit dem 15. Aug. 1483 an, und geht bis Ausgang des Jahres 1485. Hier war das Oberhofgericht ein Gesammtgericht für die Lande Kurfürst Ernsts und Herzog Alberts. In der zweyten Periode, vom Jahre 1486 bis Termin Trinitatis 1488 war das Oberhofgericht nach erfolgter Ländertheilung zwischen den genannten Sächsischen Fürsten, in Dresden (und ruhte in Leipzig, also existirte es nicht, folglich hätte diese Zeit auch nicht als eine Periode des Leipziger Oberhofgerichtes angegeben werden sollen). Nach einer auf dem Landtage 1487 geschehenen Bestimmung aber, wurden die Hofgerichte zu Eckartsberga und Dresden aufgehoben, und dagegen wieder das Oberhofgericht in Leipzig eingerichtet, weil dieser Ort für die Lande Herzog Alberts als der gelegenste befunden ward. Als solches existirte es nun in der dritten Periode vom 17. Jul. 1487 bis mit dem Termin Reminiscere 1493, und es fanden von ihm Appellationen an den Herzog selbst Statt, was vorher nicht der Fall gewesen war. Die vierte Periode begründete der Vertrag, welcher zu Oschatz 1492 zwischen Kurfürst Friedrich III. nebst dessen Bruder Herzog Johann auf der einen und Herzog Georg, im Namen seines Vaters des Herzog Alberts auf der andern Seite abgeschlossen ward. Nach diesem nämlich ward es wieder (von dem Monat April 1493 bis mit dem Termin Reminiscere 1547) ein Gesammt-Oberhofgericht, welches abwechselnd zweymal im Jahre in Leipzig und zweymal zu Altenburg für die Lande der beyden Sächsischen Linien gehalten wurde. Die fünfte Periode geht von dem Termin Reminiscere 1547 bis 1657. Hier ward nämlich nach Uebertragung der Kurwürde auf die Albertinische Linie, das bestandene Gesammt-Oberhofgericht ausdrücklich aufgehoben und eben so eingerichtet, wie in der dritten Periode, besonders in Ansehung der Zahl der Beysitzer (S. 103); aber der Gerichtssprengel desselben ward erweitert (S. 125 und 129). In der sechsten Periode vom 15. Decbr. 1657 bis den 16 May 1746 ward das Oberhofgericht wieder ein Gesammtgericht für die Kursächsische und die Nebenlinien des Albertinischen Stammes, so, daß auch

die

die Beysitzer desselben, der Reihe nach von jeder Linie präsentirt wurden; den Oberhofrichter und Protonotarius hingegen wählte der Kurfürst ausschließend. Die siebente Periode fängt sich mit dem Monat May 1746 an und geht bis Ausgang des 18. Jahrhunderts. Der Grund davon war, daß das Oberhofgericht nach Aussterben der sämmtlichen Nebenlinien des Albertinischen Stammes dem Kurfürsten allein wieder zufiel.

Den zweyten Theil des ganzen Werkes macht die Beschreibung der jetzigen Verfassung des Oberhofgerichtes in Leipzig aus. Auch er zeichnet sich durch fleißige Zusammenstellung und Deutlichkeit aus. Nur hier und da finden sich, jedoch nur in Kleinigkeiten, Lücken und Unbestimmtheiten; so sind z. B. S. 250 fg. die Erfordernisse eines Oberhofgerichts-Advokatens nicht angegeben; auch bestimmt der Verf. S. 252 nicht, wem das Recht, den Protonotarius und die Aktuarien anzustellen, zustehe, da er das doch von den Kopisten und übrigen Subalternen sagt. Die Erlangung einer Beysitzerstelle, sagt der Verf. S. 249 zu unbestimmt, wird höchsten Orts gesucht. Uebrigens wird hier die Verfassung des Oberhofgerichtes in folgenden Abschnitten erzählt: 1) von dem Personale des Oberhofgerichtes, 2) wo, wenn und wie oft sich das Oberhofgericht versammelt; 3) was für Ortschaften unter des Oberhofgerichts Gerichtsbarkeit gehören, und 4) was für welche nicht darunter gehören; 5) was für Personen vor dem Oberhofgerichte Recht zu leiden verbunden sind; 6) was für Sachen vor das Oberhofgericht gehörig und nicht gehörig sind; 7) von dem Prozesse beym Oberhofgerichte; 8) vom stylo curiae und den Curialien des Oberhofgerichtes, und 9) von den Eyden.

Auf diese Beschreibung folgen vier Beylagen, von welchen die erste ein Verzeichniß der Oberhofrichter und Viceoberhofrichter vom J. 1485—1800; die zweyte, ein Verzeichniß der Ordinarien der Juristen-Fakultät vom J. 1483—1800; die dritte, die neueste Sporteltaxe des Oberhofgerichtes vom Jahre 1781 in alphabetischer Ordnung, und endlich die vierte die Kursächsische Hof- oder Rang-Ordnung vom Jahre 1764 (wir wissen nicht, mit welchem Rechte in einer Geschichte des Oberhofgerichtes,) enthält.

Die von S. 417—445 angehängten Nachträge zur Geschichte des Oberhofgerichts zu Leipzig, bestehen meist aus Urkunden und bezeugen den Fleiß des Verf. Indessen sind die ersteren bis S. 430 nicht besonders merkwürdig, da sie bloß die Ursache der Unterbrechungen des Oberhofgerichtes in der fünften und sechsten Periode beweisen, nämlich epidemische Krankheiten.

Joannes Georgius I. Elector Saxoniae, et Fridericus Augustus I. Rex Poloniarum Elector Saxoniae, rei judiciariae legislatores. Libellus *Augusti Ludovici Diemer*, Jur. Utr. et Phil. Doct. in supr. cur. et Consist. Lipsi. causarum patroni. Lipsiae, vendit Weigel. MDCCCIV. 49 S. 8. 6 gr.

Hr. D. sucht zu beweisen, daß Johann Georgs I. Prozeß-Ordnung und deren Erläuterung von Friedrich August I. ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Von der Stärke dieses Beweises ein Beyspiel. Diese Gesetze, sagt Hr. D. p. 25 sind geeignet, die Prozesse auf das geschwindeste zu beendigen: »Et haec profecto fenfere legislatores Saxones, rem judiciariam apud nos ordinantes: summa ipsis temporis contrahendi cura (O. R. in praef. Unsere Landesväterliche Sorgfalt ist jederzeit dahin gerichtet gewesen, damit — einem jeden zu seinem Rechte aufs schleunigste verholfen werden möchte!) fatalia accuratissime descripta sunt; nulla compromissorum, quae ab Advocatis ad negligentiam juvandam inventa sunt, mentio; dilationes non nisi urgente necessitate et praemissis solennitatibus concessae (O. R. ad Tit. XX. §. 3); brevissimum ad disputationes tempus praescriptum (O. R. ad Tit. III. § 3.); atque haec omnia tam bene et sapienter, ut quae meliora inveniri possint ad contrahendas litium ambages, citissimamque ipsarum decisionem, vix habeas.« Auf diese Art ist das Ganze, das also darinne mit allen Lobreden übereinkommt, daß es Worte enthält. Auch ist nicht zu besorgen, daß die hier geschilderte Vortrefflichkeit, der jetzt bevorstehenden neuen Sächsischen Gerichtsordnung das Prädikat des Unnöthigen geben werde.

Ag.

Welt-

Weltweisheit.

Theophilus. Ein Beytrag zur Philosophie der Religion, von Christian Friedrich Callisen, Doktor und Lehrer der Philosophie in Kiel. Amberg und Sulzbach, in der Seidelschen Kunst- und Buchhandlung. 1803. 270 S. 8. 1 Mf.

So wenig auch Rec. mit den Hauptsätzen einverstanden ist, von denen Hr. C. in diesem neuen Versuche zur Begründung des praktischen Glaubens an Gott, ausgegangen ist, und so wenig er glaubt, daß dieser Versuch den Denker vollkommen befriedigen und den Zweifler hinlänglich überzeugen werde: so verdient dennoch diese Schrift, — wegen ihrer ruhigen, nüchternen, von dem excentrischen Schwunge, den die Philosophie in unsern Tagen genommen hat, sich merklich entfernenden Darstellungsart, so wie wegen mancher darin mit Scharfsinn und Gründlichkeit entwickelten Begriffe, die dem denkenden Leser brauchbare Materialien zur Berichtigung und Befestigung philosophisch religiöser Ideen darbieten, — rühmlich ausgezeichnet, und als ein schätzbarer Beytrag zur Philosophie überhaupt, und zur Religionsphilosophie insbesondre angesehen zu werden. Sie zerfällt in fünf Abhandlungen folgenden Inhalts: die erste: Ueber Religion und Religionsphilosophie überhaupt. Die zweyte: Was ist Wahrheit, worauf ruht Gewißheit, vorzüglich in Beziehung auf Religion? Die dritte: Es ist ein Gott. Die vierte: Gottes Werke und Eigenschaften. Die fünfte: Religiosität. — Die zweyte und dritte Abhandlung sind, wie aus ihrer Ueberschrift erhellt, für den Zweck dieser Schrift die bedeutendsten; weshalb wir bloß bey ihnen verweilen, das Hauptsächlichste von dem, was sie enthalten, anführen und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen. — Die zweyte, welche der Verf. selbst für die wichtigste anerkennt, entwickelt die allgemeinen Hauptideen, an welche in der folgenden der Glaube an das Daseyn Gottes geknüpft wird. Hier wird S. 69 die Frage aufgeworfen: »Und in welcher Rücksicht können wir dieses« (ob nämlich unsre Vorstellungen auf Wahrheit beruhen) »wissen wollen? warum kann es uns wichtig seyn, etwas darüber auszumachen?« — und die Antwort auf diese Frage ist: »bloß unsers Handelns

»wegen. Zum Handeln müssen wir uns nach unsern Vor»stellungen richten; sind diese irrig, enthalten sie keine ge»naue Nachbildung der wirklichen Welt, in der wir han»deln; ist die Welt, die in uns ist, nicht harmonisch mit »der, in der wir sind: so werden wir unzweckmäßig han»deln, werden uns Ziele vorsetzen, die wir nicht erreichen »können, werden Mittel wählen, die nicht zum Zwecke füh»ren, werden auf etwas bey der Ausführung unserer Plane »rechnen, was nicht erfolgt.« Mit dieser Beantwortung, auf die der Verf. immer wieder zurückkömmt, sucht derselbe praktischen Grund und Boden zu gewinnen. Aber in ihr möchte wohl auch das πρωτον ψευδος zu den nicht genug begründeten Behauptungen zu suchen seyn, die in der Folge daraus abgeleitet werden. Denn, wenn man auch zugeben könnte, was bey dieser Behauptung stillschweigend angenommen wird, daß alle Vorstellungen sich auf unser Handeln beziehen: so würde das praktische Interesse, welches sie in dieser Hinsicht für uns hätten, immer nur ein einseitiges bleiben, sobald es das theoretische gänzlich ausschlösse, welches sie als Vorstellungen an und für sich betrachtet für uns haben müssen, und vermöge dessen es uns nicht gleichgültig seyn kann zu wissen, ob die in unserm Gemüthe vorhandenen Vorstellungen einem außer demselben befindlichen Objekte entsprechen oder nicht; ob sie, um mit dem Verf. zu reden, willkührliche, oder nothwendige, in den Gesetzen unsrer Natur gegründete Vorstellungen sind; d. h. ob sie auf Irrthum, oder auf Wahrheit beruhen; und sonach würde selbst in dem angenommenen Falle jener praktische Grund, aus welchem wir dieses wollen, keineswegs, wie Hr. E. behauptet, der einzige, und nicht einmal der erste und nächste seyn können, da demselben der theoretische als derjenige vorausgehen muß, der sich unmittelbar auf die Vorstellung selbst, und nicht, wie der praktische, auf Etwas, bezieht, das erst von derselben abhängt, nämlich auf das, darnach einzurichtende Handeln. Allein hierzu kömmt, daß wir nicht einmal annehmen können, daß alle Vorstellungen einen Einfluß auf unser Handeln haben, und daß folglich in Absicht derer, denen dieser Einfluß nicht zukömmt, wenn jene Behauptung gegründet wäre, durchaus kein Grund vorhanden seyn würde, die Richtigkeit und Unrichtigkeit derselben zu erforschen. Ob die Sonne um die Erde, oder diese um jene sich drehe, dieses können wir des Handelns wegen,

das Wort auch in seinem weitesten Sinne genommen, durchaus nicht wissen wollen; da bekanntlich alle das Verhältniß der Erde zur Sonne und zu den übrigen Himmelskörpern betreffende Berechnungen und Bestimmungen immer dieselben bleiben, man mag nun die eine oder die andre Vorstellung annehmen. In diesem und in jedem ähnlichen Falle muß daher ein andrer Grund vorhanden seyn, um dessentwillen wir unsre Vorstellungen zu berichtigen suchen; und dieser muß, wenn er ein allgemeiner, auf jeden Fall anwendbarer, und zugleich ein reiner, auf dem reinen Interesse der Wahrheit beruhender Bestimmungsgrund zur Erforschung derselben seyn soll, lediglich in dem Begriffe der Wahrheit selbst gesucht werden, und kann sonach kein anderer seyn, als dieser: ich will wissen, ob meine Vorstellung auf Wahrheit beruhe, um nicht im entgegengesetzten Falle von einer Sache eine V. zu haben, die derselben nicht entsprechen, und also keine V. davon seyn würde; oder: ich will es wissen, um nicht eine willkührliche, auf nichts beruhende, für eine nothwendige, in den Gesetzen meiner Natur gegründete Vorstellung zu halten. Dort liegt also der Grund der zu erforschenden Wahrheit darin, um nicht mit der außer mir vorhandenen wirklichen Welt — hier darin, um nicht mit mir selbst im Widerspruche zu seyn; welches beydes sich dahin vereinigen läßt: ich will es wissen, um mit dem, was (außer oder in mir) ist, einstimmig zu denken. — In der dritten Abhandlung, welche den Inhalt und die Entstehung des Gottesglaubens behandelt, und die praktische Begründung desselben darthut, sucht der Verf. zuförderst den Sinn des Satzes: es ist ein Gott — näher zu bestimmen, und entwickelt deshalb die beyden darin liegenden Hauptbegriffe, nämlich den Begriff vom Gott und vom Seyn. Hier kommt er bey der Erörterung des letzten Begriffes auf das von ihm angenommene Verhältniß, worin unsre Vorstellungen zum Handeln sich befinden sollen, zurück, und dehnt sogar dieses Verhältniß dahin aus, daß wir bloß um des Handelns willen Vorstellungen haben, um uns darnach beym Handeln richten zu können; und daß daher dasselbe um so zweckmäßiger sey, je mehr wir uns dabey nicht von willkührlichen, sondern von nothwendigen, durch unsre Natur uns aufgegebenen Vorstellungen leiten lassen; daß folglich auch das Objekt, worauf wir bey unserm Handeln Rücksicht nehmen, eben so nothwendig sey, als die Vorstellung,

die uns daſſelbe, des Handelns wegen, anzunehmen nöthige; daß dieſes Objekt mithin nichts Willkührliches, ſondern etwas Reelles ſey, daß wir von ihm behaupten können: es iſt. »Alles das iſt,« — heißt es S. 125 — »was mir »meines künftigen Handelns wegen zu entwerfen durch die »Natur (ſey es nun durch Gefühl, oder durch Denkgeſetze, »in den Raum, oder außer dem Raum zu verſetzen) aufgege»ben iſt; was ich darum eben ſo nothwendig in einer Vor»ſtellung entwerfen muß, als mich ſelbſt, und deſſen Realität »ich nur läugnen kann, wenn ich zugleich meine eigne Rea»lität und alle Realität läugnen will. — Alles das iſt »nicht, was ich mir vorſtelle, ohne daß die Natur es mir »in einer Vorſtellung zu entwerfen aufgegeben hätte, zu deſ»ſen Entwerfung ich nicht von ihr angetrieben; ſondern bloß »durch eigne Willkühr gebracht ward, wofür alſo auch nicht »ſie, ſondern meine eigne Willkühr bürgt.« — Hiernach wäre aber nicht nur der Begriff des Seyns und die Realität deſſelben bloß ſubjektiv dargethan und begründet, und bloß die Frage beantwortet: was iſt für mich? was muß von mir als wirklich exiſtirend nothwendig gedacht werden? ſondern hierdurch wäre ſelbſt jedes Seyn, und folglich auch das Daſeyn Gottes lediglich von der Vorſtellung und alſo auch von der Exiſtenz handelnder Weſen abhängig gemacht; ſo daß in der Natur derſelben, und in den durch dieſe aufgegebenen Vorſtellungen nicht bloß der Grund, ſondern ſelbſt die Bedingung von dem Daſeyn irgend eines andern Weſens läge; eine Folgerung, wodurch die objektive Realität des Daſeyns Gottes durchaus vernichtet würde; die aber aus den angeführten Sätzen, ſo wie ſie da ſtehen, nothwendig hervorgeht. — — Die Anwendung, die Hr. C. von dieſem Allem auf die nothwendige Annahme des Daſeyns Gottes macht, und die Art, wie er den von Kant zuerſt dargeſtellten praktiſchen Glaubensgrund behandelt, iſt folgende: Der Menſch, ſagt er, hängt von allen Seiten mit der Natur, d. h. mit dem großen, nicht von ihm abhängenden, ſondern nach ſeinen eignen Geſetzen immer fortwirkenden Ganzen zuſammen; ein Zuſammenhang, den er durch das Wirken der Natur in ihm, oder durch die in ſich gefühlten, und nicht von ihm herrührenden Triebe zuerſt wahrnimmt. Durch dieſe Naturtriebe iſt er alſo als ein Theil der Natur und als von ihr abhängig zu betrachten. Aber ſie bildete ihn auch zugleich zu

einem durch sich selbst wirkenden, von ihr unabhängigen, freyen Wesen. Durch diese Freyheit ist er im Stande, jenen Trieben der Natur zu folgen, oder nicht; nur auf einzelne, oder auf die ganze Summe derselben Rücksicht zu nehmen, und seine Handlungen darnach einzurichten. Bestimmt er sich für das Letzte, nimmt er auf alle seine Triebe eine gleiche Rücksicht, so daß er keinen zum Nachtheil des andern befriedigt: so handelt er nicht nur der Natur gemäß; sondern er lernt auch daraus das Ziel kennen, nach welchem alle jene Triebe gemeinschaftlich hinstreben; er lernt folglich einsehen, wozu ihn die Natur bestimmte, welches der Zweck sey, den er zu erreichen sich bemühen soll. Indem er diesen von der Natur ihm angedeuteten Zweck bey seinem Handeln zu dem seinigen macht, und nach ihm sein ganzes Betragen (seine Sitten) freywillig zu regeln sucht, handelt er menschlich, sittlich; und da jedes Individuum sich in besondern Verhältnissen und unter besondern Umständen befindet, die ebenfalls als Werk der Natur betrachtet werden müssen, und die seinem Streben nach jenem Ziele eine bestimmte Richtung geben: so gehört es ebenfalls zum sittlichen Handeln, den Winken der Natur nicht bloß in ihrer Andeutung jenes Zweckes; sondern auch in der von ihr vorgezeichneten bestimmten Weise, ihn zu erreichen, zu folgen. Dieses Sittlich-Seyn macht nun selbst einen Haupttheil jenes von der Natur vorgeschriebenen Zweckes aus; indem unter den auf den handelnden Menschen selbst sich beziehenden Trieben zwey Haupttriebe sich befinden, nämlich der Freyheitstrieb, der ein freyes, unabhängiges, nach eigner Ueberzeugung eingerichtetes Handeln von ihm fordert, und der mit demselben verbundne Trieb nach Regelmäßigkeit, welche beyde vereint ein Streben nach sittlichem Handeln bilden. Zu diesen beyden Haupttrieben gesellt sich noch ein anderer wesentlicher Grundtrieb, der viele andre in sich begreift, nämlich der Trieb nach Glückseligkeit (als Zustand, nicht als Gefühl) und aus ihnen zusammengenommen, geht daher für den Menschen, in so fern er sich selbst nur betrachtet, das Ziel hervor: völlig freyes und doch dabey durchaus geregeltes Handeln, und völlige Uebereinstimmung der Natur mit seinem Streben; oder selbst sittlich und glücklich seyn. Nächst diesen Grundtrieben aber gehen andre, ihnen analoge, nicht mehr auf den Menschen, als Individuen, sondern auf die Menschheit als ein Ganzes, und äußern sich daher theils

in dem Trieb zur Rechtlichkeit, in dem Streben nach sittlichen Zustande Andrer; theils in dem Trieb der Liebe, in dem Bestreben, zum Gemeinwohl beyzutragen. Durch sie wird dem Menschen von der Natur ein glückliches Ganzes lauter sittlicher Wesen als Ziel seines Handelns angedeutet; und das gemeinschaftliche Ziel, bey welchem alle jene natürlichen Triebe zusammentreffen, und welches daher als der letzte Zweck, und das höchste Gut anzusehen ist, das der Mensch durch sein gesammtes Handeln zu erreichen suchen soll, wäre sonach: selbst sittlich und glücklich seyn im sittlichen glücklichen Ganzen der Menschheit. Allein die Erreichung dieses Ziels hängt nicht von dem Menschen allein; sondern einem großen Theile nach von der Natur ab. Er selbst muß zwar, ihren Winken gemäß, durch sein eignes, freyes, auf dieses Ziel gerichtetes Handeln in sie eingreifen, und dadurch zur Erreichung desselben das Seinige beytragen; aber die Veranlassung zu diesem freyen Handeln, und der Erfolg desselben ist Werk der Natur. Mit der Annahme dieser Bestimmung ist daher zugleich auch das Zutrauen zu der Natur verbunden, daß sie alles von dem Menschen Unabhängige zur Erreichung des Ziels thun werde, wenn er nur thut, was er kann; weil es inconsequent wäre, jenes von der Natur aufgegebene Ziel zu verfolgen, ohne dieses Zutrauen zu ihr zu haben; weil wir uns ihrer Leitung nicht zuversichtlich hingeben, und also nicht sittlich handeln können, ohne dieses von ihr zu glauben und zu hoffen. Dieses Zutrauen aber setzt voraus, daß wir uns die Natur nicht als ein todtes Maschinenwerk, wo Alles seinen nothwendigen, bestimmten Gang geht, und wo alle Rücksicht auf menschliche Freyheit wegfällt; sondern daß wir sie als etwas Lebendiges, Vorstellungsfähiges, Freyes, denken; da freye Wesen nur durch ein Freyes zum Ziele geleitet werden können; da die Natur in dem, was von ihrer Seite hierbey geschieht, auf die freyen Handlungen der Menschen Rücksicht nehmen, sich nach ihnen richten, und folglich selbst frey seyn muß. Allein dieser Vorstellung widerspricht unsre sinnliche Erfahrung, vermöge deren uns die Natur immer nur als etwas Willenloses, an bestimmte Gesetze Gebundenes erscheint; und wir müssen, um das, was uns jene Vorstellung zu entwerfen nöthigte, nicht aufzugeben, auch hier, wie bey uns selbst, den Körper vom Geiste, den todten Mechanismus der Natur von dem sie belebenden, ihrem Wirken zum Grun-

de

de liegenden, sie lenkenden, unfehlbaren seeyen Geiste unterscheiden: wir müssen an Gott glauben. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir diese ganze Darstellung nach ihren einzelnen Theilen zergliedern, und jeden derselben einer genauen Prüfung unterwerfen wollten, und wir begnügen uns daher damit, in Ansehung des Hauptpunktes, auf den es hier ankömmt, die Bemerkung zu machen, daß uns in demselben eine petitio principii zu liegen scheine. Denn, wenn man mit dem Verf. annimmt, daß dem Menschen durch die in ihm vorhandenen Triebe und durch das Beziehen derselben auf einen gemeinschaftlichen Zweck, das ihm aufgegebene Ziel, und durch die besondern Lebensumstände, in denen er sich befindet, die besondere Weise, wie jenes Ziel von ihm erreicht werden soll, von der Natur angedeutet werde: so setzt diese Annahme schon den Glauben an eine übersinnliche Ursache, die der Einrichtung und dem Wirken der Natur zum Grunde liege, voraus, weil ohne diese Voraussetzung der Mensch nicht dazu kommen wird, das in sich wahrgenommene Mannichfaltige auf Einheit zu beziehen; indem diese Verstandesoperation schon auf eine angenommene zweckmäßige Einrichtung der menschlichen Natur, und also auf den schon vorhandenen Glauben an einen verständigen Urheber derselben zurückweist; und weil er ohne diese Voraussetzung noch weit weniger in den ihm als zufällig und absichtslos erscheinenden Schicksalen, die ihm begegnen, eine Leitung der Natur zu dem ihm vorgesteckten Ziele erkennen, und dieser Leitung sich überlassen wird. Wäre es also wirklich gegründet, daß ohne jene Annahme durchaus kein sittliches Handeln möglich sey; — wogegen sich aber noch Manches einwenden läßt — so würde daraus folgen, daß schon vor derselben der Gottesglaube auf einem andern Wege dem menschlichen Gemüthe zugeführt; nicht aber aus derselben erst abgeleitet werde.

Gp.

Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln. Für alle, denen die moralische Bildung wichtig ist, und besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bey Andern zu befördern.

Von *Friedrich Ehrenberg*, reform. Prediger zu Plettenberg (jetzt in Iserlohn). *Zweyter Band.* Leipzig. 1803. 569 S. 8.

Die Recension des ersten Theils dieses gehaltreichen und anziehenden Werks hat sich (Band 88 S. 129 u. f.) über den innern Werth desselben, in Rücksicht seines Inhalts sowohl, als auch seines edeln, nur hier und da zu geschmückten Vortrags, gehörig erklärt, und wir können jenes günstige Urtheil mit Fug und Recht auch auf gegenwärtigen zweyten Band übertragen, — obgleich die mehrmals überströmende und mit Wiederholungen angefüllte rednerische Diction des Verf. hier noch sichtbarer, als dort ist. In dem vor uns liegenden zweyten Bande läuft nunmehr alles Raisonnement des Verf. mehr auf den praktischen Lebensgebrauch hinaus, wozu er sich im ersten Theile meistentheils den Weg theoretisch zu bahnen suchte. Natur und Ziel der Veredlung war der Gegenstand des ersten Buchs; im zweyten sollten wir den wirklichen Zustand erkennen lernen, worin sich der Mensch findet, wenn an ihn der Ruf der Veredlung ergehet, und im dritten handelt er von den Vorbereitungen und Unterstützungen, die ihm eben um dieses Zustandes willen von außenher kommen müssen, wenn er jenen Ruf verstehen und befolgen soll. »Unser Weg, sagt der Verf. S. 9, wird nun heller, freundlicher und aussichtsvoller« und wir zweifeln nicht, daß die verständigen Leser es auch so finden werden, denen die Dekorationen der kritischen Philosophie im ersten Bande wohl nicht immer gefallen konnten. Das ganze vierte Buch und dieser ganze zweyte Band betrachtet von nun an die Veredlung als ein Geschäfft des Willens. Zuerst stellt die Einleitung von Seite 1 — 34 die Idee einer Veredlungsgeschichte des sinnlichen Menschen auf, worin, nach einer beliebigen Eintheilung, drey Perioden angenommen werden: — die erste, welche die tugendhafte Gesinnung und Handlungsweise im Willen gründet; die zweyte, welche diese Handlungsweise zur Fertigkeit macht, und die dritte, welche sie dem Charakter aneignet. Wir erblicken hier den Menschen in dem Emporsteigen zu seiner höhern Kultur, wie sie von einer moralischen Gesetzgebung seines freyen Willens allein bewirkt werden kann, und durch dieses Steigern der Begriffe erhält dieses Werk unstreitig ein neues Interesse, das oft

selbst

selbst den bessern Schriften dieser Art zu fehlen pflegt, indem sie sich nur zu sehr in dem nämlichen Kreise herumdrehen, und dadurch die Abwesenheit eines systematischen Kopfs dokumentiren. Sehr richtig bemerkt daher der Verf. in Hinsicht auf seinen Gegenstand, »daß die Reihe der Arbeiten und Uebungen, welche die Veredlung fordert, unter dem Gesetze der Zeitverknüpfung stehe; auch in ihr gebe es eine nothwendige Ordnung, nur ein Glied daraus weggerückt, und man habe Alles zerstört, der Anfang gehöre nicht mehr zum Ende; es müsse hier Manches, das an sich ganz gleichgültig ist, bloß deßwegen gethan werden, weil etwas Anders, das erreicht werden soll, nur als Erfolg davon erreicht werden könne.« u. s. w. Alles dieß sollen nur Vorausschickungen für das Folgende seyn. Zu eben diesem Zwecke wird der Werth und Nichtwerth der von der Glückseligkeit hergenommenen Motive zum Guten nach den längst bekannten Formeln der reinen praktischen Vernunft erläutert; indeß werden auch diese Formeln hier in einem lichtvollen Vortrage, und einer allgemein verständlichen Popularität vorgetragen. Nur scheint sich doch da der Verf. zu widersprechen, wenn er S. 28 sagt: »was nicht in jeder Hinsicht vernünftig ist, ist eben darum sinnlich, mithin verwerflich und unlauter;« dagegen aber doch die sinnlichen von der Glückseligkeit abgeleiteten Motive zur Tugend als Ermunterungsgründe, — also als etwas Nichtverwerfliches, stehen läßt und stehen lassen muß. Ferner mag sich der sonst schätzbare Verf. darin irren, wenn er von Philosophen redet, die das ganze Geschäfft der Veredlung allein durch den kategorischen Imperativ und die Achtung, die für denselben im sittlichen Gefühl liegt, vollenden wollen. Rec. meint nicht, daß ein einziger kritischer Philosoph, selbst die allerstrengsten dieser Schule nicht ausgenommen, — auch nur an die Möglichkeit einer solchen Veredlung in der wirklichen Welt und unter sinnlichen Menschen geglaubt habe, die allein durch den kategorischen Imperativ hervorgebracht werden könne. Die kritische Philosophie hat nur ein objektives, höchstes Princip des guten Willens, — als ein Ideal des Sollens, aufstellen wollen, da bisher alle philosophische Sittenlehren eines solchen Princips ermangelten, und mithin nur ins Blinde hineinraisonnirten. Uebrigens kann man in der empirischen Welt nur Versuche machen, in wie weit sich jenes höchste Princip zur Veredlung des Menschen gebrauchen läßt, — ohne

daß

daß sich die Philosophie selbst darum bekümmert, ob es auch wirklich überall angewandt werden könne. Daß man jenes höhere Ideal der reinen praktischen Vernunft durchaus für ein absolutes Handlungsprincip des wirklichen Menschen im praktischen Leben deutete, — hat die zahllosen Mißdeutungen des Kantischen Systems hervorgebracht, so deutlich sich auch das genannte System selbst gegen dergleichen Verdrehungen vom Anfang an erklärte.

Erste Abtheilung. Veredlung der Gesinnung und der Handlungen. »Eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute ist die erste und höchste That, mithin auch die Grundlage der Veredlung. So wie bey einem organischen Produkte die äußere Vollkommenheit zwar von der Beschaffenheit der nährenden Stoffe und dem Verhältnisse ihres Zuflusses; die innere aber von der ursprünglichen Vollkommenheit des Keimes, seiner Kräfte und seines Bildungsprincips abhängt: so hängt auch bey der Veredlung der Grad der äußern Vollkommenheit, die der tugendhafte Wille offenbaren wird, von zufälligen Umständen, — die innere aber allein von der Vollkommenheit jener ersten Richtung ab, die darin besteht, daß sich der Mensch schlechthin bestimme, bey dem Gesetze, das sich ihm im sittlichen Gefühle ankündigt, zu verweilen, darauf zu achten, seinen Geist in sich hinabzuziehen, bis es sich ihm in seinem ganzen Ernste, in seiner ganzen Kraft und Größe mittheile.« Damit man diesen Begriff des Verf. von der ersten Richtung zum Guten (die auch etwas deklamatorisch die Geburt der Menschheit, die erste Offenbarung der Geisterwelt, die erste Weihe seines Lebens für dieselbe genannt wird) nicht mißdeute, unterscheidet er sie mit Recht von der frommen Rührung, vom bloßen Wunsche und einem lebhaften Sinn für das Gute, wie auch vom moralischen Enthusiasmus, und macht es zu einem nothwendigen Erforderniß derselben, daß sie schon gleich anfangs religiös sey, d. i. »sie solle die moralische Kraft der menschlichen Natur nach allen ihren Beziehungen umfassen, nicht bloß auf das Gesetz als Befehl der Vernunft; sondern auch auf das höchste Wesen gehen, — solle sogar die Grundlage einer Glaubens- und Aussichtsvollen Sittlichkeit seyn; denn reine Religiosität, absolute Vereinigung der menschlichen Natur mit dem Höchsten und Besten ist ihre Vollendung.« Dieß klingt in der That ein wenig mystisch, und

ist

ist es auch in so fern, da man nicht wohl begreift, was unter einer solchen absoluten Verbindung, die sich alle Religionsschwärmer auch erträumten, und zum Wesen ihrer sogenannten göttlichen Philosophie machten, verstanden werden soll. Hier werden die Leser nun einmal wieder zu sinnlichen Motiven der Tugend zurückgeführt; die doch kurz zuvor als durchaus verwerfliche abgefertigt wurden. »Wie soll es nun aber der Mensch anfangen, daß er bey jener ersten Richtung zum Guten immer verweile, und in allem seinen Thun von ihr geleitet werde?« Hier ist die würdige Verf. Rathes auf, die wir allen Lesern, welchen die innere Begründung ihrer Veredlung ein wahrer Ernst ist, als goldene Sprüche einer moralischen Lebensphilosophie empfehlen können, weil sie nicht bloß als nackte Regeln und Vorschriften da stehen; sondern durch die lebendigen und eindringlichen Erläuterungen des Verf. ein neues und allgemeines Interesse gewinnen. 1) »Entreiße dich der Zerstreuungssucht, und dem Weltsinne,« der hier sehr bestimmt interpretirt wird. 2) »Schwäche und beschränke deine sinnliche Begehrlichkeit;« ist zwar in der ersten Regel zum Theil schon mit enthalten; wird aber wiederum durch eine Menge trefflicher Ideen erläutert, und der Weltsinn in seinen Unterschieden von der Begehrlichkeit psychologisch geschildert. »Begehre stets so, sagt der Verf. am Schlusse dieser Regel, daß du auch wollen könnest.« 3) »Ziehe dich oft in eine freywillige Einsamkeit zurück.« Nachdem der Verf. die großen Vortheile und Einflüsse der Einsamkeit auf die Veredlung des menschlichen Gemüths gezeigt hatte, macht er eine sehr wahre Bemerkung, die aus dem Leben aller Religiösen und Anachoreten hervorstrahlt: »ist unsere Einsamkeit nur Fortsetzung von dem, was wir in der Welt getrieben und empfunden haben, — Erinnerung an vergangene Genüsse, oder sehnsuchtsvolles Sinnen auf neue, ein üppiges Schwelgen der Einbildungskraft in dem, was die Wirklichkeit versagte, eine im Stillen fortbrennende Gluth der Begierden, denen es an äußerer Nahrung fehlt: dann ist sie gefährlicher als Alles, was uns im Gedränge des gesellschaftlichen Lebens umgiebt.« 4) »Denke oft nach über dich selbst, deine moralische Würde und Bestimmung; vergegenwärtige dir oft den hohen Werth der Tugend.« Wieder eine geistreich erläuterte Vorschrift, — die nur da etwas schwer werden

mag,

daß sich die Philosophie selbst darum bekümmert, ob es auch wirklich überall angewandt werden könne. Daß man jenes höhere Ideal der reinen praktischen Vernunft durchaus für ein absolutes Handlungsprincip des wirklichen Menschen im praktischen Leben deutete, — hat die zahllosen Mißdeutungen des Kantischen Systems hervorgebracht, so deutlich sich auch das genannte System selbst gegen dergleichen Verdrehungen vom Anfang an erklärte.

Erste Abtheilung. Veredlung der Gesinnung und der Handlungen. »Eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute ist die erste und höchste That, mithin auch die Grundlage der Veredlung. So wie bey einem organischen Produkte die äußere Vollkommenheit zwar von der Beschaffenheit der nährenden Stoffe und dem Verhältnisse ihres Zuflusses; die innere aber von der ursprünglichen Vollkommenheit des Keimes, seiner Kräfte und seines Bildungsprincips abhängt: so hängt auch bey der Veredlung der Grad der äußern Vollkommenheit, die der tugendhafte Wille offenbaren wird, von zufälligen Umständen, — die innere aber allein von der Vollkommenheit jener ersten Richtung ab, die darin besteht, daß sich der Mensch schlechthin bestimme, bey dem Gesetze, das sich ihm im sittlichen Gefühle ankündigt, zu verweilen, darauf zu achten, seinen Geist in sich hinabzuziehen, bis es sich ihm in seinem ganzen Ernste, in seiner ganzen Kraft und Größe mittheile.« Damit man diesen Begriff des Verf. von der ersten Richtung zum Guten (die auch etwas deklamatorisch die Geburt der Menschheit, die erste Offenbarung der Geisterwelt, die erste Weihe seines Lebens für dieselbe genannt wird) nicht mißdeute, unterscheidet er sie mit Recht von der frommen Rührung, vom bloßen Wunsche und einem lebhaften Sinn für das Gute, wie auch vom moralischen Enthusiasmus, und macht es zu einem nothwendigen Erforderniß derselben, daß sie schon gleich anfangs religiös sey, d. i. »sie solle die moralische Kraft der menschlichen Natur nach allen ihren Beziehungen umfassen, nicht bloß auf das Gesetz als Befehl der Vernunft; sondern auch auf das höchste Wesen gehen, — solle sogar die Grundlage einer Glaubens- und Aussichtsvollen Sittlichkeit seyn; denn reine Religiosität, absolute Vereinigung der menschlichen Natur mit dem Höchsten und Besten ist ihre Vollendung.« Dieß klingt in der That ein wenig mystisch, und

ist

ist es auch in so fern, da man nicht wohl begreift, was unter einer solchen absoluten Verbindung, die sich alle Religionsschwärmer auch erträumten, und zum Wesen ihrer sogenannten göttlichen Philosophie machten, verstanden werden soll. Hier werden die Leser nun einmal wieder zu sinnlichen Motiven der Tugend zurückgeführt; die doch kurz zuvor als durchaus verwerfliche abgefertigt wurden. »Wie soll es nun aber der Mensch anfangen, daß er bey jener ersten Richtung zum Guten immer verweile, und in allem seinen Thun von ihr geleitet werde?« Hier ist der würdige Verf. Regeln auf, die wir allen Lesern, welchen die innere Begründung ihrer Veredlung ein wahrer Ernst ist, als goldene Sprüche einer moralischen Lebensphilosophie empfehlen können, weil sie nicht bloß als nackte Regeln und Vorschriften da stehen; sondern durch die lebendigen und eindringlichen Erläuterungen des Verf. ein neues und allgemeines Interesse gewinnen. 1) »Entreiße dich der Zerstreuungssucht, und dem Weltsinne,« der hier sehr bestimmt interpretirt wird. 2) »Schwäche und beschränke deine sinnliche Begehrlichkeit;« ist zwar in der ersten Regel zum Theil schon mit enthalten; wird aber wiederum durch eine Menge trefflicher Ideen erläutert, und der Weltsinn in seinen Unterschieden von der Begehrlichkeit psychologisch geschildert. »Begehre stets so, sagt der Verf. am Schlusse dieser Regel, daß du auch wollen könnest.« 3) »Ziehe dich oft in eine freywillige Einsamkeit zurück.« Nachdem der Verf. die großen Vortheile und Einflüsse der Einsamkeit auf die Veredlung des menschlichen Gemüths gezeigt hatte, macht er eine sehr wahre Bemerkung, die aus dem Leben aller Religiösen und Anachoreten hervorstrahlt: »ist unsere Einsamkeit nur Fortsetzung von dem, was wir in der Welt getrieben und empfunden haben, — Erinnerung an vergangene Genüsse, oder sehnsuchtsvolles Sinnen auf neue, ein üppiges Schwelgen der Einbildungskraft in dem, was die Wirklichkeit versagte, eine im Stillen fortbrennende Gluth der Begierden, denen es an äußerer Nahrung fehlt: dann ist sie gefährlicher als Alles, was uns im Gedränge des gesellschaftlichen Lebens umgiebt.« 4) »Denke oft nach über dich selbst, deine moralische Würde und Bestimmung; vergegenwärtige dir oft den hohen Werth der Tugend.« Wieder eine geistreich erläuterte Vorschrift, — die nur da etwas schwer werden

mag,

mag, wenn man sich in Gedanken auf die Höhe eines veredelten Willens stellen, und seine sämmtlichen Angelegenheiten überschauen soll, — wie nun da Klarheit und Ruhe in dein Empfinden — — Friede und Seligkeit in dein Herz kommen. Weiter unten macht der Verf. eine Bemerkung, die ausgezeichnet zu werden verdient: »Ueberhaupt ist jede Erwägung einer Sache allein aus dem Gesichtspunkte der Theorie von der Art, daß die Empfindung in eben dem Maaße erkaltet, als die Einsicht heller wird; woran aber nicht diese hellere Einsicht, sondern die verstärkte Neigung zum Grübeln, die bald in Abneigung gegen das Handeln übergeht, Schuld ist. Deßwegen findet man so oft, daß Menschen, die in moralischen und religiösen Angelegenheiten am aufgeklärtesten denken, in dieselben am tiefsten eingedrungen sind, — sich im Leben am gleichgültigsten gegen sie zeigen, und die Kraft der Wahrheit da am wenigsten erfahren, wo sie diese am bündigsten demonstriren können.« Allein dieses Phänomen ließe sich doch auch wohl noch anders erklären. Die Wärme, mit welcher der Verf. von S. 87 an von dem Gebete spricht, wird den gefühlvollen Leser selbst erwärmen; — den gleichgültigen aber nur als Deklamation erscheinen; aber auch als solche ist diese Stelle eine der feurigsten in diesem Werke, da sie die höchste Innigkeit eines für die Gottheit glühenden Herzens — ausdrückt und genau bestimmt, wie man recht beten soll: »Ein moralisches Gebet, heißt es, ist reines Denken des Höchsten (wie wenig Menschen mögen aber wohl zu diesem sogenannten reinen Denken des Höchsten fähig seyn??) und zugleich Streben, dieses Höchste zu erreichen, mit sich zu vereinigen, absolute Selbstthätigkeit mit dem Ideale ihrer Vollendung beschäftigt. Es ist die kräftigste Erweisung unsers übersinnlichen Lebens, unsre Fähigkeit zu demselben, die zuverlässigste Probe unsrer Fähigkeit zur Veredlung, zugleich der reinste Genuß unsers bessern Selbstes, die höchste Empfindung unsrer Menschheit, ist moralische Vereinigung des Göttlichen in uns mit der Gottheit, Hingabe der endlichen Vernunft an die unendliche, und darum auch voll Seegen für das große Geschäfft unsrer moralischen Bildung.« (Gerade so drücken sich, — nur in einem schlechtern Deutsch, — bisher alle Pietisten über das Gebet aus). Aber der Verf. bemerkt selbst hinterher, daß

daß nur äußerst wenig Menschen in diesem Sinne des Worts beten können, weil, wie wir glauben, die wenigsten Menschen zu dieser glühenden Belebung des Gefühls durch eine religiöse Einbildungskraft geschickt sind. 5) »Suche deine moralischen Angelegenheiten immer fester an dein Leben zu knüpfen.« Fast nichts als Repetitionen schon mehrmals vorkommender schönen Phrasen! Die 6te Regel beschäftigt sich mit der Anordnung und dem Gebrauche der Lektüre. Zuerst eine Lobrede auf die Lektüre überhaupt, »wenn sie nämlich moralische Erbauung d. i. Vermehrung der moralischen Einsicht und des moralischen Interesses, Erweiterung, Berichtigung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes bezwecke;« in welcher Absicht aber wohl wenig Schriften gelesen werden mögen! Dann folgt über die Schädlichkeit der bloß spekulativen Lektüre, wenn man sie nicht mit der asketischen abwechseln lässe, manches Vortreffliche und zu Beherzigende, so wie uns alles Folgende, welches die Mißbräuche und Mißgriffe der neuern Lektüre schildert, ganz aus der Seele geschrieben ist. »Das Unwesen, sagt der Verf. unter andern, wird sich noch immer vermehren, je weiter die Sucht, zu lesen, um Worte zu finden, mit denen man glänzen kann, um sich greift.« — auch die moralische Kraftsprache unsers Zeitalters, die nur da zu seyn scheine, um die Armuth der That zu verbergen, findet hier ihre gerechte Abfertigung. S. III wird eben so verständig gegen die bloß unterhaltende Lektüre gewarnt. »Ein solches Lesen sey ein durchaus passiver Zustand, alles Eindruck, nichts Thätigkeit; die höhern Kräfte der Seele, Vernunft und Wille, von denen alle Veredlung ausgehe, werden von der Empfindung ganz überwältigt; daher komme es, daß man bey einer solchen Lektüre Alles ergreife, was unter dem Gelesenen der herrschenden Stimmung des Herzens zusagt, — das Moralische werde dann bloß Sache der Empfindung, die Tugend einerley mit Gut- und Weichmüthigkeit, — nichts mehr von Anstrengung und Selbstthätigkeit von solchen Charaktereigenschaften, die nur durch diese erworben werden können, und es bleibt zuletzt nichts, als eine geistes- und kraftlose Empfindsamkeit.« Und nun folgen mehrere vortreffliche Regeln; was und wie man lesen soll. 7) »Benutze die kirchlichen Uebungen fortdauernd zur Stärkung des moralischen religiösen Sinnes. Vielleicht ist diese

Vor-

Vorschrift noch nie mit einem solchen Aufwande von Beredtsamkeit, als hier, vorgetragen worden. 8) »Suche den Umgang mit weisen, und tugendhaften Menschen, — und beschaue oft vorzügliche Charaktere.« 9) »Beschäfftige dich oft mit moralischer Betrachtung der Natur. Zurückgezogenheit, Stille, Unbefangenheit, und doch auch inniges Wohlgefallen, Befriedigung ohne körperlichen Genuß, frohes Stillgefühl ohne erhitzte Aufwallung des Blutes, das ist es, was im Umgange mit der Natur unser Gemüth erfüllt, und gerade das ist auch die Stimmung, worin die Tugend das Herz bringt, wenn sie einigermaaßen die Herrschaft über dasselbe erhalten hat. Unter allem Sinnlichen ist die Betrachtung der Natur am meisten dazu geeignet, durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Gefühle, die mit ihr gepaart gehen, uns auf die reine Uneigennützigkeit vorzubereiten, mit der das Gute umfaßt und geübt werden muß, wenn es in die Veredlung des Lebens übergehen soll« (dieß hätte genauer aus einander gesetzt werden müssen) »der Umgang mit der Natur giebt dem Geiste eine gewisse Ernsthaftigkeit, — lehrt uns nach Weisheit, Ordnung und Uebereinstimmung mit uns selbst streben; die Empfindungen des Erhabenen und Schönen werden dadurch in uns geweckt und erhalten, wie die Empfindungen des Sanften, Fröhlichen, Liebevollen, Reichen, Beständigen, Gesetzmäßigen, Wohlthätigen.« Wir müssen mehrere hieher gehörige, man könnte sagen liebenswürdige, Stellen dieses blühenden Aufsatzes übergehen. 10) »Ueb überhaupt deine Vernunft und vermehre ihren Einfluß auf dein Herz.« — Daß nun aber auch die veredelte Gesinnung zur That werde, hat mancherley Schwierigkeiten und Hindernisse, und erfordert darin eigene Bemühungen. Der Verf. rechnet hierher a) die Kultur des Gewissens und wiederum zu dieser: daß es wachsam erhalten, verdeutlichet und belebt, ihm Festigkeit, Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit in seinen Entscheidungen verschafft, dasselbe berichtiget werde. b) Wahre Aufklärung. c) Schärfung des Sinnes für das Geordnete und Uebereinstimmende. d) Heitere Ruhe und frohen Muth. Alle diese interessanten Aufsätze gewinnen durch eingestreuete Hindeutungen des psychologischen Wie und Warum, und sind in so fern, vornehmlich die Abhandlung über das Gewissen, mehr, als ein gewöhnliches Hin- und Herraisonniren,

nien, wodurch nichts erklärt, also auch nichts für das menschliche Herz eindringlich gemacht werden kann.

Zweyte Abtheilung. Veredlung der Maximen. Der Wille ist (nach Kant) nicht bloß formal, sondern auch material verderbt. Man kann dieß alles beym Verf. und genauer in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, ohne daß des Königsberger Philosophen nur ein einziges Mal gedacht würde, nachlesen. »Die in dem Menschen tief eingewurzelten Maximen der Verkehrtheit bedürfen daher eine besondere Bearbeitung, wenn die tugendhafte Gesinnung ganz ins Leben eindringen, und die bessere Handlungsweise zur Fertigkeit werden soll.« Hier sind nach des Verf. Angabe folgende Momente zu unterscheiden. I. Selbsterkenntniß, und zwar erstlich Kenntniß unsrer Pflichten und unsrer moralischen Bestimmung. Wir notiren hier nur folgende Stelle. »Der schwärmerische Enthusiasmus, der sich an Alles wagt, zu Allem die Fähigkeit zutrauet, Alles ausführbar, das beschränkteste Vermögen, die kleinste Kraft hinreichend findet, mit dem Feuer der Einbildungskraft überall durchzudringen meint, ist eben so häufig nicht. Schwerer ist es, dem klügelnden Egoismus beyzukommen, der sich gern Vieles anmaaßt, wo man nichts von ihm fordert, sich hoch erhebt, wo er Ansprüche macht; aber sich desto tiefer erniedriget, Alles klein, unbedeutend, enge, beschränkt findet, wo er Etwas leisten soll. Aus ihm entspringen die meisten Täuschungen, die den Menschen seine Pflicht verkennen lassen. Man glaubt nichts zu können, weil man nichts will, keine Kräfte zu haben, weil man sie nicht brauchen mag.« Zweytens, Kenntniß unsers moralischen Zustandes. Schwierigkeiten hierbey: wiederum Egoismus; (von dem doch die Menschen nimmer ganz geheilt werden dürften, wenn wir sie auch sogar in eine höhere Region ihres geistigen Daseyns hinüber denken wollten) der täuschende Schein mancher Handlungen; unzeitiges und übertriebenes Lob; Schmerz der Selbsterniedrigung; die Natur des Geschäffes selbst. Mittel dagegen: der ernstlich gute Wille, Vergegenwärtigung des Werths und der Unentbehrlichkeit der Sache; überhaupt eine fleißige und sorgfältige Selbstbeobachtung. (Vieles ist schon hierüber bey dem Hineingehen in sich selbst weiter oben gesagt worden. — Das bittere und hastige Wiederholen des Nämlichen mit andern Worten ist ein Hauptfehler dieser sonst

so lehrreichen Schrift). Dagegen sind die Beantwortungen der Fragen: in welcher Ordnung soll man seine innern Erscheinungen beobachten, und wie soll man sich beym Beobachten selbst benehmen? sachreich und mit hervorleuchtender Menschenkenntniß aufgestellt. Die Regeln der Beobachtungskunst kann man beym Verf. selbst nachlesen. Etwas zu hoch gespannt ist wohl durchaus seine Meinung von dem Nutzen der so genannten Tagebücher, ohne die es fast nicht möglich sey, in der Veredlung des Lebens bedeutende Fortschritte zu machen. Wie sollen es nun aber die Hunderttausende anfangen, — die gar nicht schreiben können, und wird durch ein solches Registriren unsers innern Menschen nicht eben der subtile Egoismus genährt, den der Verf. so gern aus dem Menschen ganz wegschaffen möchte? Drittens, Kenntniß dessen, was nach allen diesen Einleitungen und Vorbereitungen nun zu thun sey. Ist Alles schon im Vorhergehenden weitläuftig beantwortet. II. Wirkungen der Selbsterkenntniß auf das Gefühl. Die erste Wirkung ist eine aus Billigung und Tadel, jedoch mit einem beträchtlichen Uebergewichte des letztern, gemischte Empfindung, Demuth, moralische Selbsterniedrigung. Verbindet sich damit die Reflexion auf den Ursprung dieser Mangelhaftigkeit im freyen Willen: so wird die Selbstanklage moralische Reue. Sie ist edler Unwille über den von uns verschuldeten Mangel an Würde, und in so fern eine sehr erhabene Stimmung. Warum hat der Vf. das Gemälde der falschen Demuth S. 310 nicht vollständiger und eingreifender geliefert, da unzählige Menschen, und selbst die größten Egoisten an jenem Gebrechen, sich demüthig und listig selbst zu verkleinern — kränkeln? Lavater, — ein Mann, der sich auch ein Tagebuch hielt, — gehörte ganz zu dieser Menschenklasse. III. Praktische Lebensgrundsätze oder Folgen der Selbsterkenntniß für den Willen. Mittel, gute Vorsätze bey uns zu befestigen und die Ausführung derselben zu erleichtern: — »daß sich in ihnen ein reiner kräftiger Wille offenbare; — daß sich die Seele fest und ungetheilt auf ihn richte; daß man seinen Vorsätzen die gehörige Deutlichkeit und Bestimmtheit gebe, die Wichtigkeit desselben recht lebhaft vergegenwärtige; sich das Fassen desselben recht feyerlich mache; (bey einem rein erkannten sich selbst bestimmenden guten Willen wäre dieß ja wohl als etwas Empirisches nicht von Nöthen) sich bey jedem Vorsatze das Bild eines edeln Menschen, der sich durch die ihm entsprechenden

Tu-

Tugenden auszeichnete, vergegenwärtige; die merkwürdigsten Lagen, in denen wir unsere Vorsätze auszuführen haben, und die Versuchungen, die uns aus jenen hervorgehen werden, überdenke. Diesen folgen IV. in der weitern Bearbeitung und Ausführung dieser Grundsätze noch 10 andere weitläuftig vorgetragene Maximen, die wir freylich übergehen können, da ihr Inhalt auch schon hier und da zerstreut in dem Vorhergehenden enthalten ist.

Dritte Abtheilung. Veredlung des Charakters. Wir liefern nur noch die kurze Inhaltsanzeige, da die Recension dieses Werks schon zu viel Raum genommen hat. I. Der ganze innere Mensch soll durchaus moralisch gestimmt seyn. Mäßigung — im Genusse — in den Begierden — in den Affekten. II. Alle Triebe und Kräfte sollen thätig seyn für den Zweck der Menschheit. Menschenliebe. III. Im Hinwirken auf diesen Zweck soll die Seele eine unbesiegbare Stärke zeigen — im Ertragen des Schmerzes — in der Geringschätzung der Gefahr — in großen Anstrengungen. So verklärt sich IV. endlich das ganze Leben in innige ungetheilte und ewige Liebe des Höchsten. Das ist diejenige Religion, die den veredelten Charakter vollendet.

Wir müssen zum Schluß dieser Anzeige eines bey so manchen Gebrechen dennoch sehr vortrefflichen und lesenswerthen moralischen Buchs, noch folgende Bemerkungen hinzuthun. Erstlich, da es der Verf. lebhaft genug zu empfinden scheint, daß er die Sprache in seiner Gewalt hat, und darauf noch mehr in seinen öffentlichen Vorträgen aufmerksam gemacht werden mag; da er über Alles mit einer gewissen Leichtigkeit und Suade reden kann: so hat er diesem Bewußtseyn auch wohl hier und da in seinem Werke einen zu großen Spielraum gestattet, — und sich eine gewisse Redseligkeit erlaubt, die bey guten Köpfen gemeiniglich in die Schreibseligkeit überzugehen pflegt. — Diesen Fehler wird der sonst so würdige und edeldenkende Verf. wohl am meisten zu vermeiden haben, weil man sich so leicht in einer gewissen Eleganz der Sprache gefällt, und indem man Einerley unter mehrere glänzende Wendungen zu bringen gelernt hat, leicht neue Gedanken vorzutragen meint, anstatt daß man unmerklich in tausend Repetitionen hineinfällt, — und, um sich aus diesen empor zu heben, wieder eine schon gebrauchte

te — Krücke herbey holen muß. Hätte der Verf. diese so mannichfaltigen oft wörtlichen, oft anders gegebnen Wiederholungen vermeiden können: so würde ein mäßiger Band das Ganze umfaßt haben, anstatt daß die Leser jetzt fast 1000 Seiten engen Drucks durchlesen müssen, ehe sie das Ende erreichen. Zweytens dürfte mancher Leser durch den feinen engen und subtilen Druck, selbst noch dazu in lateinischen Lettern, von dem Genuß des Ganzen abgeschreckt worden seyn. Drittens hätte der Verf. sein gehaltreiches Werk wohl mit einer zweckmäßigen Literatur der besten in sein Fach einschlagenden Schriften ausstaffiren können; zumal da es besonders für diejenigen geschrieben ist, welche dazu gesetzt sind, die Verehlung bey Andern zu befördern. Nur einmal hat der Verf. — sich selbst citirt, und nebenher Reche's Werk über die humane Sympathie.

Sm.

Anleitung zur Naturphilosophie. I. Deduktion der Natur, II. Anleitung zur Construktion der Natur von Dr. *Carl Christ. Friedr. Krause*. Für seine Vorlesungen. Jena und Leipzig, bey Gabler, 1804. 138 S. 8.

Das oberste und einzige Axiom, von dem der Verf. ausgeht, ist: daß die Welt eine, eine ganze, sich selbst gleiche, harmonische, schlechthin unendliche, unbegründete und vollendete sey, also eine absolute, das einzige Absolute und Reale, das Wesen der Wesen und das wahre an sich, der harmonische Inbegriff alles Reellen sowohl der Natur im gewöhnlichen Sinne als auch der individuellen Vernunft, so daß nichts ist, was nicht in der Welt noch etwas ist, dessen Anschauung nicht in der Anschauung der Welt begriffen sey u. s. w. Dieß Axiom sey das einzige und höchste Princip aller wahren Erkenntniß, und selbst das eine, wahre und absolute Erkennen; wer dieses Princip nicht eingehe, für den müsse die ganze folgende Darstellung der Natur im Weltganzen undurchdringlich und aus einer ihm verschloßnen Welt seyn, u. s. w. Daraus wer-

werden nun 13 Lehrsätze abgeleitet, die man freylich zugeben muß, wenn man mit einem Axiom, dem so viele Begriffe untergeordnet sind, selbst erst im Reinen ist. Aber so halten wir das Axiom selbst für den höchsten aller Lehrsätze, und glauben, daß die Naturphilosophie sich damit endigen müsse, statt daß der Verf. sie damit anfangen läßt.

Lw.

Absolute Einheit der Religion und Vernunft, dargestellt für den denkenden und fühlenden Menschen von Ph. Fried. G—b. Mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenangelegenheiten des linken Rheinufers. Frankfurt am Mayn, im Verlage bey Mohr. 1805. 149 S. 8. 12 gr.

Diese, nicht von dem Verf. selbst, sondern vom Hrn. Engelmann in Frankfurt herausgegebene Schrift — der sie in der Vorrede für ein Wort zu seiner Zeit gesprochen erklärt, und sich durch die Bekanntmachung derselben jedem selbstdenkenden und fühlenden Menschen verbindlich zu machen glaubt — verdankt ihr Daseyn dem Geiste, der in der neuen und neuesten Religionsphilosophie athmet; und der Verf. gesteht dankbar in einem Briefe an den Herausgeber, daß die hier aufgestellten Ideen nicht seine eigne Erfindung sind; sondern daß die Ehre derselben den ehrwürdigen Männern Kant, Fichte und Schelling gebühre; daß aber sein eigner Geist in diesem Werke sich ausgesprochen habe. — Möchte sich dieser Geist nur hier und da etwas bestimmter und deutlicher ausgesprochen haben! Die Religion ist, laut dieses Ausspruchs, der Glaube an das Uebersinnliche, und sie tritt bey Menschen mit dem durch dieses Bewußtseyn bestimmten moralischen Handeln ein; so daß zwischen ihr und unsrer moralischen Natur ein nothwendiger Zusammenhang statt findet, welchen der Verf. die Identität der Religion mit der Vernunft nennt. Diese moralische Vernunftreligion kann nicht gedacht, nicht erkannt, nicht auf Begriffe zurückgebracht werden; weil nur das Endliche, das Beschränkte, das Sinnliche gedacht und begriffen werden kann; sondern sie wird nur durch unser Herz,

durch das heilige Sehnen, Streben und Handeln derselben vorgenommen. Da es aber dem Menschen, vermöge seiner Beschränktheit, Bedürfniß ist, alle seine innern Anschauungen und Gefühle, und folglich auch seine religiösen Gefühle in Begriffe aufzufassen, und durch den Verstand festzuhalten: so geschieht es, daß die ursprüngliche Religion des Herzens sich in eine Verstandes-Religion, d. h. in eine solche, die durch Vorstellungen und Begriffe bestimmt ist, verwandelt. So verschieden daher die Verstandeskultur bey einzelnen Menschen und bey ganzen Völkern ist, so verschieden wird auch diese Verstandesreligion bey ihnen seyn; und eine Volksreligion ist deshalb diejenige, die den besondern Begriffen und Vorstellungen entspricht, die sich ein ganzes Volk von dem Uebersinnlichen macht, und womit es dasselbe bezeichnet. Die Tendenz einer jeden Volksreligion ist, Vernunftreligion zu werden; aber es ist sehr begreiflich, daß sie, ehe sie dieses werden kann, vorher unter positiven und statutarischen Formen erscheinen müsse; weil der Mensch, so lange er noch auf einer niedrigen Stufe der Kultur steht, aus Unbekanntschaft mit seiner moralischen Natur leicht dazu kömmt, das, was in seinem Bewußtseyn vorgegangen und in ihm selbst entstanden ist, für etwas von außenher ihm Gegebenes zu halten, wodurch die Idee einer positiven geoffenbarten Religion entsteht; und weil er, aus eben diesem Grunde, die Religion, statt sie als eine moralische zu behandeln, durch sinnliche Gebräuche, Statuten und Observanzen übt; wodurch sich eine statutarische Religion bildet. Diese positiv-statutarische Religion, die gerade das Gegentheil der reinen moralischen ist, muß nun eben deshalb durch diese veredelt und derselben immer näher gebracht werden; und dieses ist das eigentliche Geschäfft des wahren Protestantismus in der Religion, der von der Perfektibilität des menschlichen Geistes und mithin auch von der Perfektibilität seiner moralisch-religiösen Begriffe und Vorstellungen ausgeht, und der daher gegen alles Unwandelbare und Festgesetzte protestirt. Mit diesem Protestantismus verträgt sich vorzüglich die christliche Religion, da sie eine fortschreitende Veranstaltung zur moralisch-religiösen Kultur der Menschheit ist, und sie ist daher auch, als solche, vorzüglich geschickt, eine Volksreligion zu werden. — Dieses sind die Hauptgedanken, die der gegenwärtigen Schrift zum Grunde liegen, und womit zuletzt noch einige fromme Wünsche und Hoffnungen in Beziehung auf die

die neuorganisirten protestantischen Kirchen des linken Rheinufers verbunden werden. Und allerdings ist in diesen Gedanken, so wie in der weitern Ausführung derselben, manches Wahre, Treffende und Beherzigenswerthe enthalten; welches noch mehr durch die lebendige, anziehende Schreibart, in welcher diese Ideen dargestellt sind, gehoben wird; und eben so wenig läßt sich der warme Antheil, den der Vf. selbst an der Religion nimmt, und die Achtung verkennen, die er für sie, als für eine moralische Angelegenheit des Menschen empfindet. Schwerlich aber möchte er sich immer dasjenige, was er schrieb, klar und deutlich gedacht haben; denn sonst würde er sich nicht so offenbare Widersprüche und Inconsequenzen zu Schulden haben kommen lassen; wovon wir nur eins und das andre anführen wollen. Gleich zu Anfang dieser Schrift heißt es: »Sobald der Mensch zum Bewußtseyn seiner selbst gelangt, in demselben Moment, wo »er anfängt; sich von der äußern Natur, die ihn umgiebt, »loszureißen, und zwischen ihr und sich selbst eine ewige, feste »Grenzlinie zu ziehen: tritt auch der Glaube an das Ueber»sinnliche, an das Ewige, Unveränderliche und Göttliche »bey ihm ein.« Allein diese ewige, feste Grenzlinie, die hiernach der Mensch zwischen sich selbst und der ihn umgebenden äußern Natur zieht, dauert nur bis zu S. 20, wo die äußere Natur als etwas ganz Homogenes und Identisches mit der moralischen Natur des Menschen erscheint, ohne daß dabey das Selbstbewußtseyn und der Glaube an das Uebersinnliche ins Gedränge kömmt, welches beydes doch, jenem Ausdrucke zu folge, wenn er anders etwas sagen soll, eben dadurch entstand, daß der Mensch sich als etwas von der Natur ganz Verschiedenartiges betrachtet. — Die Tendenz einer jeden Volksreligion soll seyn, eine Vernunftreligion d. h. nach dem Vers. eine moralische, eine Religion des Herzens zu werden. Eine Volksreligion aber, oder der Inbegriff der Vorstellungen, womit ein ganzes Volk seinen Glauben an das Uebersinnliche bezeichnet, entsteht, wie Hr. G. behauptet, durch das aus der menschlichen Beschränktheit hervorgehende Bedürfniß, religiöse Gefühle durch Verstandesbegriffe festzuhalten. Hiernach wäre es also erst Bedürfniß für den Menschen, die ursprüngliche Religion seines Herzens in eine Verstandesreligion zu verwandeln, und die Tendenz der letztern wäre dann wieder eine Religion des Herzens, mithin das zu werden, was sie gleich anfangs war; was sie aber

der menschlichen Beschränktheit wegen, zu seyn aufhören müßte. — Ueber jede statutarische Religion wird von dem Verf. ohne Gnade der Stab gebrochen. »Sie ist, ihrem Princip nach, eine heillose Religion, eine Afterreligion, eine Religion des Pfaffensinns, der Dummheit und Verfinsterung.« Und doch soll diese Religion durch die moralische veredelt und zu ihr hinaufgezogen werden. Wie kann aber das, was seinem Princip nach heillos, verkehrt und dumm ist, als perfektibel betrachtet werden? da die Perfektibilität einer jeden Sache eben von ihrem Princip ausgeht; indem dieses der Entwickelung zum Vollkommnern fähig, und daher schon in seiner Natur den Keim zum Guten enthalten muß. — Diese und ähnliche Widersprüche beweisen, wie wenig der Verf. seinen Gegenstand immer scharf genug ins Auge gefaßt habe, und wie leicht es überhaupt sey, durch das Licht, welches in der neuesten Religionsphilosophie leuchtet, auf Irrwege verleitet zu werden, wenn man diesem Lichte zu sicher nachgeht, und nicht durch eignes, gründliches Denken sich leiten läßt.

Gp.

Immanuel Kant über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage; welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht hat; herausgegeben von Dr. Friedr. Theodor Ring. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 204 S. kl. 8. 16 gr.

Das vorliegende Werk ist keine eigentliche vollständige Abhandlung; sondern es besteht aus mehrern, unter Kants hinterlassenen Papieren gefundenen Bruchstücken über die bekannte, auf dem Titel erwähnte Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften. Rec. will die Entstehung derselben mit den eigenen Worten des H. Herausgebers erzählen:

»Drey Handschriften dieses Aufsatzes sind vorhanden; »aber keine derselben, was zu bedauern ist, vollständig.

»Aus

»Aus der einen war ich daher genöthiget, die erste Hälfte »dieser Schrift, bis zum Ende des ersten Stadiums (der »Metaphysik) herzunehmen; die andere lieferte mir die letz»te Hälfte, vom Anfange des zweyten Stadiums bis zum »Ende des Aufsatzes. Da jede Handschrift eine andre Be»arbeitung des gegebenen Stoffes, und zwar mit kleinen »Abweichungen enthält: so kann es nicht fehlen, daß nicht »hin und wieder ein gewisser Mangel an Einheit und Zusam»menstimmung in der Behandlung fühlbar werden sollte; der »sich unter diesen Umständen indessen unmöglich ganz beseiti»gen ließ. — Die dritte Abschrift (Handschrift soll es »wohl heißen) ist in gewisser Weise die vollendetste; enthält »aber nur den ersten Anfang des Ganzen. Sollte die eben »erwähnte Inconvenienz nicht noch größer werden, durch eine »gezwungene Zusammenstellung mehrerer Bearbeitungen: so »blieb mir nichts anders übrig, als den Inhalt jener dritten »Abschrift (Handschrift) in der Beylage abdrucken zu lassen, »oder ihn ganz zu unterdrücken. Das letztere schien mir »eine zu eigenmächtige Beeinträchtigung der Erwartungen »aller Freunde der kritischen Philosophie, daher ich denn den »ersten Ausweg wählte. Auch giebt die Beylage noch einige »Anmerkungen Kants, die sich am Rande der Manuscripte »befinden, und den Anfang des zweyten Stadiums, aus »der von mir sogenannten ersten Handschrift. Doch selbst in »dem, was die beyden erst genannten Handschriften enthal»ten, giebt es einige Lücken, die Kant wahrscheinlich, wie »er das gar oft that, auf beygelegten, aber verloren gegan»genen Zetteln mogte (mochte) ergänzt haben. Ich habe sie »an einigen Stellen durch eingeschobene Sternchen * * be»zeichnet.«

Es ist immer interessant zu erfahren, wie ein Mann, wie Kant, die Materien bearbeitete, die er zum Gegenstande seines Nachdenkens machte; und hier ist es um so merkwürdiger, da Kant, wie sich leicht denken läßt, die Frage über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolff, nach den Principien seiner eigenen Philosophie beantwortet hat. Da diese ihm ganz geläufig seyn mußten: so scheint es, daß er wegen des Plans seiner Abhandlung nicht hätte in Verlegenheit kommen sollen. Gleichwohl hat er, wie uns H. Rink benachrichtiget, drey unvollendete Abhandlungen darüber geschrieben, die kein Ganzes ausmachen,

und davon jede die Frage nach einem verschiedenen Plane behandelt. Er verließ also den Plan, nach welchem er zu arbeiten angefangen hatte, und machte sich einen neuen; den er aber wieder verließ, um nach einem dritten zu arbeiten, den er auch nicht ganz ausführte. Diese Art zu arbeiten ist dem Kantischen Geiste, so wie Rec. dasselbe aus Kants Schriften hat kennen gelernt, vollkommen gemäß. Die Spekulation hatte für Kanten einen zu großen Reiz, als daß er sich derselben planmäßig hätte überlassen sollen. Er schrieb lieber drey Abhandlungen hinter einander, wovon jede einen besondern, oder besser zu sagen, gar keinen Plan hatte, als daß er sich die Zeit genommen hätte, über die Ordnung, in welcher er seine Gedanken vortragen wollte, so lange nachzudenken, bis er versichert gewesen wäre, daß er seinen Gegenstand, ohne in Wiederholungen zu verfallen, erschöpfen, und Alles an seinen rechten Ort setzen würde. Daher hat er auch zu keinem System kommen können, und die Metaphysik der Natur, d. i. das System der reinen theoretischen Philosophie, das er sich nach der Vernunftkritik zu schreiben vorgenommen hatte, ist ungeschrieben geblieben. — Diesem ungeachtet konnte er doch feste Principien und gewisse herrschende Ideen in seiner Philosophie haben; allein dergleichen kann man haben, ohne im Stande zu seyn, ein ordentliches und schulgerechtes System zu errichten. Wie sehr übrigens Kant das letztere Talent schätzte, erhellet aus seiner Vorrede zur 2ten A. der Vernunftkr. wo er sogar die Wolfische Methode als das Muster aufstellt, wornach seine Philosophie noch bearbeitet und vorgetragen werden müßte.

Was nun den Inhalt der vorliegenden Abhandlungen betrifft, so hält Rec. es für überflüssig, solchen anzugeben und zu prüfen; denn das hieße, die Kantische Lehre von Raum und Zeit, von den Kategorien, von den Ideen, von den synthetischen Urtheilen a priori u. s. w. einer Prüfung unterwerfen; welches in der N. A. D. B. längst geschehen ist. Indessen will Rec. doch gewisse Hauptgedanken ausheben, und einige Bemerkungen darüber machen.

»Die Metaphysik hat, nach Kant, bisher drey Stadien durchlaufen. Das erste war das Stadium des Dogmatismus; das zweyte das des Skepticismus; das dritte das des Kriticismus der reinen Vernunft. (Diese willkührliche Ein-

Eintheilung kommt zweymal vor, S. 21 und 66.) Das letzte Stadium führte allein zum Ziel; durch den Kritizismus kam die Metaphysik in einen beharrlichen Zustand, wo sie fernerhin weder einer Vermehrung, noch Verminderung bedürftig, oder auch nur fähig ist.« Das glaubte wenigstens Kant. (S. 21.)

»Der große Fehler des Dogmatismus war nicht, daß er zu dem Uebersinnlichen zu gelangen suchte; denn das Uebersinnliche ist allerdings der Zweck der Metaphysik (S. 10. 164 und an a. O.); sondern, daß er zu dem Uebersinnlichen auf dem Weg der Spekulation zu gelangen hoffte. Auf diesem Weg ist es schlechterdings nicht zu finden. Von dem Uebersinnlichen ist durch das theoretische Vermögen der Vernunft keine Erkenntniß möglich.« (noumenorum non datur scientia S. 55.)

»Um dieß zu zeigen, war die Kritik der reinen Vernunft nöthig, welche den Umfang, den Inhalt und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß bestimmte« (S. 20.) »Durch sie wird mit der größten Gewißheit (wäre dieses wahr!!!) dargethan, daß die Metaphysik bis auf Leibnitzens und Wolfs Zeiten, diese selbst mit eingeschlossen, in Ansehung ihres wesentlichen Zwecks nicht die mindeste Erwerbung gemacht hat, nicht einmal die von dem bloßen Begriff irgend eines übersinnlichen Objekts, so daß sie zugleich die Realität dieses Begriffs hat beweisen können, welches der kleinstmögliche Fortschritt zum Uebersinnlichen gewesen seyn würde; wo doch immer noch das Erkenntniß dieses über alle mögliche Erfahrung hinaus gesetzten Objekts gemangelt haben würde« u. s. w. (S. 160 161.)

Der Leser, der mit der Kantischen Philosophie nicht bekannt ist, wird vielleicht glauben, daß hierdurch der Stab über das Uebersinnliche gebrochen sey; allein Kant glaubte, durch die sogenannte praktische Vernunft bewerkstelligen zu können, was der theoretischen unmöglich ist. Es giebt, nach Kant, einen praktischen Dogmatismus, wodurch uns alle übersinnliche Objekte, an denen uns gelegen ist, (Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit,) gesichert werden. Zwar ist es unvernünftig, sie für eigentliche Objekte zu halten, und zu glauben, man kön-

ne

ne das Mindeste von denselben wissen. Sie sind aber doch Objekte in praktischer Hinsicht, d. i. in so fern sie Einfluß auf unsre Handlungen haben. (S. 135). Sie sind bloße Ideen, und zwar willkührlich von uns gemachte Ideen (S. 121); ja es kommt bey dem Fürwahrhalten derselben, fast allein auf den Namen an (S. 111); aber sie haben doch eine praktische Realität, d. i. sie dienen dazu, oder können doch unserer freyen Willensbestimmung dazu dienen, theils uns in der Erforschung der Natur zum Leitfaden zu dienen; theils uns die Befolgung des Sittengesetzes zu erleichtern. Allein der Gebrauch, den wir von dergleichen Ideen machen, muß, wie gesagt, frey seyn; es findet hier kein Imperativ, kein *crede*, sondern bloß ein *credo* Statt, weil sonst unser Fürwahrhalten keinen moralischen Werth haben würde.« (S. 115.)

Dem Rec. ist es immer unbegreiflich gewesen, und ist ihm noch unbegreiflich, wie eine so unphilosophische Theorie von der menschlichen Erkenntniß in Deutschland hat Eingang finden können. Die eine Vernunft sagt uns, daß wir von Gott, von der Ewigkeit, von der Unsterblichkeit der Seele lediglich nichts wissen; daß dieß lauter willkührlich gemachte Ideen, und fast nichts als Namen oder Wörter sind (S. 111). Die andere Vernunft aber will, daß gleichwohl diese willkührlichen Ideen, diese Namen und Wörter Einfluß auf unsere Handlungen haben, und dadurch praktisch werden sollen, da doch kein Vernünftiger nach willkührlich gemachten Ideen und nach Namen handelt. Auch gebietet uns das Sittengesetz nicht, nach diesen Ideen zu handeln; sondern das ist gänzlich unserer freyen Willkühr überlassen. Wer also nicht disponirt ist, bey seinen Handlungen auf die Ideen von Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit Rücksicht zu nehmen, der läßt sie immer in seinem Kopf ihren willkührlichen Sitz haben, und geht seinen Weg fort. — Daß ein Verrückter, der sich für einen König hält, nach dieser Idee spricht und handelt, das begreift man, weil er die (subjektive) Ueberzeugung von ihrer Realität hat. Wie aber ein vernünftiger Mensch nach einer Idee handeln kann, von der er weiß, daß sie ohne Grund, und fast nichts als ein leerer Name ist, das begreift man

nicht.

nicht. Rec. macht sich gegenwärtig die Idee von einer ihm in Ostindien von einem Anverwandten angefallenen beträchtlichen Erbschaft; aber er wird sich wohl hüten, dieser Idee den mindesten Einfluß auf seine Handlungen zu gestatten. Wenn ein Prediger seinen Zuhörern sagte: »meine Freunde, von den ewigen Höllenstrafen haben wir gar keinen Begriff, und schon die Frage, ob es dergleichen Strafen gebe, ist sinnlos; gleichwohl werdet ihr wohl daran thun, euch die Idee von den ewigen Höllenstrafen gegenwärtig zu erhalten, um nichts Böses zu thun:« würden seine Zuhörer ihm nicht ins Gesicht lachen, oder glauben, er wolle sie zum besten haben? — Kant sagt nun freylich, daß die Idee von Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit nothwendige, uns von der reinen Vernunft selbst aufgedrungene Ideen seyen. Allein, wenn auch zwischen dieser Behauptung, und der obigen, nach welcher diese Ideen willkührlich von uns gemacht, nicht viel mehr als bloße Namen sind, kein Widerspruch wäre: so macht das in der Hauptsache keinen Unterschied, da diese Ideen eben so wenig objektive Realität haben, als die von einem Centaur, von einem goldnen Berg, u. s. w. und der kritischen Philosophie zu folge nicht einmal von der Möglichkeit ihrer Objekte, geschweige von ihrer Wahrscheinlichkeit die Rede seyn kann. Rec. begreift daher auch nicht, wie Kant ein solches Fürwahrhalten einen Vernunftglauben nennen kann. Dieser Glaube soll ein Mittelding zwischen Meinen und Wissen seyn, und Kant suchte den Unterschied dieser dreyerley Arten von Fürwahrhalten (S. 114) durch folgendes Beyspiel zu erläutern: »Für den Theil des Publikums, der nichts mit dem Getraide-Handel zu thun hat, ist das Voraussehen einer »schlechten Aerndte, ein bloßes Meinen; nachdem die »Dürre den ganzen Frühling hindurch anhaltend gewesen, »nach derselben ein Wissen; für den Kaufmann aber, dessen Zweck und Angelegenheit es ist, durch diesen Handel »zu gewinnen, ein Glauben, daß sie schlecht ausfallen »werde, und er also seine Vorräthe sparen müsse, weil er »etwas hiebey zu thun beschließen muß, indem es in seine »Angelegenheiten und Geschäffte einschlägt« u. s. w. Dieses Beyspiel ist aber dem Begriff, den Kant von seinem Vernunftglauben giebt, gar nicht angemessen. Wenn der Getraide-Händler glaubt, daß die Aerndte schlecht ausfal-

fallen werde, und er also seine Vorräthe sparen müsse, um sein Früchte hernach desto theurer verkaufen zu können: so muß er doch Gründe haben, es zu glauben, und eine schlechte Aerndte, wo nicht für wahrscheinlich, doch wenigstens für möglich halten; sonst würde er seine Früchte verkaufen, um das durch den Verkauf gewonnene Geld zu benutzen. Dieß ist aber nicht der Fall bey dem Kantischen Glauben. Ob das Daseyn Gottes, ob die Ewigkeit, ob die Unsterblichkeit der Seele wahrscheinlich, oder auch nur möglich seyn, davon ist in dieser Philosophie gar nicht die Frage, oder vielmehr die Frage hat gar keinen Sinn; (S. 117) sondern der Glaube an diese Dinge beruht lediglich auf den Ideen, die wir uns davon machen, deren Realität bloß darin besteht, daß wir darnach handeln. Wie aber diese Ideen, Bestimmungsgründe unserer Handlungen seyn können, das läßt sich schlechterdings nicht begreifen, da die theoretische Vernunft ihre objektive Realität zum Voraus verdächtig gemacht, und uns gesagt hat, daß sie vielleicht bloße, nothwendige Hirngespinnste sind.

Daß übrigens diese Lehre nicht mit den Principien der Kantischen Moral übereinstimmt, nach welchen das Sittengesetz die einzige ächt-moralische Triebfeder unserer freyen Handlungen ist und seyn soll, ist längst bemerkt worden. In der That, wenn die Vorstellung des Sittengesetzes eine hinlängliche Kraft hat, uns zu der Befolgung desselben zu bestimmen, und wenn jede andere Triebfeder der Reinigkeit unserer moralischen Gesinnungen nachtheilig, und daher verwerflich ist: wie kann Kant S. 135 sagen, »daß wir diesen Bestimmungsgrund allein nicht hinreichend zu den Endzwecken der Vernunft finden, und ihn daher in einem andern, dem höchsten Wesen, über uns annehmen, um dem Willen zur Befolgung dessen, was die praktische Vernunft ihm vorschreibt, die der Theorie annoch mangelnde Ergänzung, durch die Idee einer übersinnlichen Natur, zu verschaffen?« Kant sagt hier: die der Theorie annoch mangelnde Ergänzung; allein auch seiner Moral muß noch eine Ergänzung mangeln, da er für nöthig gefunden hat, seiner ächt-moralischen Triebfeder noch eine andere, die er nicht für ganz ächt und rein hält, beyzufügen. Eben so nennt Kant (S. 116) seinen Glauben

ein

ein Ergänzungs-Stück zur Theorie der Möglichkeit dessen, wozu wir schon von selbst verbunden sind. Das heißt mit andern Worten: »der Mensch soll zwar das Gute thun, weil es gut ist, und das Böse unterlassen, weil es böse ist. Da aber diese Triebfeder nicht immer eine hinlängliche Kraft hat, um ihn zum Guten zu bestimmen, und vom Bösen abzuhalten: so thut er wohl daran, mit derselben auch noch andere Triebfedern z. B. die Vorstellung von dem Daseyn eines allmächtigen und heiligen Gesetzgebers zu verbinden.« — Wenn das Kant hat sagen wollen: warum hat er es nicht mit klaren und deutlichen Worten gesagt? und wozu die dialektischen Spitzfündigkeiten, wodurch er sich in lauter Widerspruch verwickelt?

Das Wort Erkennen wird in den vorliegenden Abhandlungen sehr schwankend gebraucht; denn nachdem Kant so oft gesagt hat, daß wir die übersinnlichen Gegenstände schlechterdings nicht erkennen, und dogmatisch nichts von denselben wissen und behaupten können: so spricht er doch S. 111 von einem praktisch-dogmatischen Erkennen und Wissen der Beschaffenheiten der übersinnlichen Gegenstände; wo das Wort: praktisch, allen Widerspruch heben soll. Durch einen so schwankenden und willkührlichen Gebrauch eines Worts, das einen Hauptbegriff in einem Systeme bezeichnet, entsteht nichts als Verwirrung und Streit; wie solches die Geschichte der Kantischen Philosophie nur zu sehr bewiesen hat.

Einen kleinen dialektischen Kunstgriff, dergleichen sich in den Kantischen Schriften so viele finden, kann Rec. nicht unbemerkt lassen. Bekanntlich behauptet Kant, daß alle Sätze der Geometrie synthetische Urtheile *a priori* seyn. Diese Behauptung findet sich auch in einer der vorliegenden Abhandlungen, und als Beyspiel wird der Satz angeführt, daß eine jede dreyseitige Figur dreywinklicht ist. »Obgleich, sagt Kant (S. 176), wenn ich drey gerade Linien als einen Raum einschließend denke, es unmöglich ist, daß dadurch nicht zugleich drey Winkel gemacht würden: so denke ich doch in jenem Begriff des Dreyseitigen gar nicht die Neigung dieser Seiten gegen einander, d. i. der Begriff der Winkel wird in ihm wirklich nicht gedacht.« Man bemerke, daß Kant hier nicht sagt: im Begriff der dreyseitigen Figur; sondern im Begriff des Dreyseitigen wird die Neigung der

Sei-

Seiten nicht gedacht. Er rückt auf solche Art dem Leser den Begriff der Figur aus den Augen, weil er wohl fühlte, (und es auch im Vorhergehenden gesagt hatte,) daß wenn drey gerade Linien eine Figur, d. i. einen geschlossenen Raum bilden sollen, solches nicht ohne Berührung ihrer Endpunkte, und ohne Bildung von Winkeln geschehen kann, und daß daher die drey Winkel als in dem Begriff einer dreyseitigen Figur enthalten, mithin der Satz gar wohl als analytisch angesehen werden kann.

Die Schreibart in diesen Abhandlungen ist übrigens sehr oft nachläßig, und zeugt von den sinkenden Kräften des berühmten Verf. S. 140 141 findet sich eine ungeheuer lange Periode, in der das Wörtchen: nämlich viermal hinter einander vorkommt, und wo immer eine Construktion in die andere eingeschoben oder an dieselbe angeknüpft wird. Dieses Einschachteln der Construktion ist noch auffallender S. 132, wo sogar ein Verbum zu fehlen scheint. Der Hr. Herausgeber, (da er doch einmal in dem Fall war, mit den Kantischen Manuscripten einige Veränderungen vornehmen zu müssen,) hätte diese nicht unwichtigen Fehler wohl verbessern sollen.

Die Kantischen Manuscripte scheinen nicht einmal richtig abgedruckt worden zu seyn. S. 96 heißt es: »dasselbe Subjekt kann als Ding an sich selbst, frey von der Bestimmung nach Natur-Nothwendigkeit seyn, was als Erscheinung, in Ansehung derselben Handlung, doch frey ist.« Sollte vermuthlich heißen: nicht frey ist. Nach S. 179 soll »Plato, ein versuchter Mathematiker, über die große, den Verstand mit so viel herrlichen und unerwarteten Principien in der Geometrie berührende reine Vernunft in eine solche Verwunderung versetzt worden seyn, daß« u. s. w. Was ein versuchter Mathematiker seyn soll, und wie dieses Beywort auf den Plato paßt, sieht Rec. nicht ein. Den Ausdruck: die große reine Vernunft, erinnert sich Rec. nicht, in irgend einem andern Kantischen Werk gefunden zu haben. Berührende, ist ohne Zweifel ein Druckfehler, und sollte: bereichernde heißen. Der Hr. Herausgeber hätte um so mehr für einen korrekten Abdruck des Kantischen Manuscripts besorgt seyn sollen, da die Herren Tiefrunk und Konsorten wohl im Stande wären, dergleichen Stellen mit den Druckfehlern abzuschreiben.

Hr.

Hr. Rink sagt in der Vorrede: »Hat doch, wie ich so »eben erfahre, Kant die größte Rolle seines Lebens beendiget. »Es läßt sich erwarten, daß nun auch der Groll, der seine »Geistes-Ueberlegenheit hier oder da unschuldiger Weise »veranlaßte, einschlummern, und vollkommene Unparteyy»lichkeit gewissenhafter seine wesentlichen Verdienste wür»digen werde.« Hierüber bemerkt Rec., daß wohl kein Vernünftiger einen Groll gegen Kant wegen seiner Geistes-Ueberlegenheit gehabt hat; daß es aber kein Zeichen eines Grolls gegen einen Schriftsteller ist, wenn man seine, in ein Paar gelehrten Zeitungen von seinen Anhängern unbedingt und ausschweifend gepriesene, und doch mit so vielen Fehlern behaftete Philosophie einer scharfen Kritik unterwirft; daß diese Kritik um so natürlicher und gerechter ist, wenn der Urheber der neuen Philosophie alle bisherige Philosophie herabwürdiget, sie für ein Gewebe von Trugschlüssen erklärt, und behauptet hat, daß es vor ihm eigentlich gar keine Philosophie gegeben habe; daß eine solche Selbstgenügsamkeit und Arroganz das wirkliche Verdienst eines Schriftstellers verdunkelt. Schwerlich ist irgend eine neue Philosophie so unparteyisch und gewissenhaft geprüft worden, als die Kantische, da die scharfsinnigsten Philosophen Deutschlands, die zugleich als Wahrheitsliebende Männer bekannt sind, sich dieser Prüfung unterzogen haben: eine Ehre, die der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie ehemals nicht zu Theil geworden ist, deren Gegner meistens seichte Köpfe waren. Was die Geistes-Ueberlegenheit Kants betrifft: so ist dieß ein Ausdruck der Verehrung des Schülers gegen seinen Meister, welche der, der nicht bloßer Schüler ist, nicht brauchen würde. Kant mag der größte Dialektiker, ja sogar, wenn man will, der größte Metaphysiker seiner Zeit gewesen seyn, und am meisten Neues in der Philosophie ausgesonnen haben; allein ob dieses Neue auch wahr ist, darüber sind die Stimmen unter den Philosophen Deutschlands noch sehr getheilt, und die berühmtesten haben sich gegen die Kantische Philosophie erklärt. Sind doch die Anhänger dieser Philosophie unter sich selbst noch gar nicht einig, wie dieselbe in gewissen wesentlichen Punkten zu verstehn sey, und werfen einander, so wie ihren Gegnern, Mißverständnisse vor. — Unter solchen Umständen ist es höchst unbillig, den Grund der Bestreitung einer Philosophie in dem Groll gegen den Urheber derselben wegen seiner Geistes-Ueber-

legenheit zu suchen; vielmehr würden die blinden Anhänger Kants, worunter Hr. Dr. Rink vorzüglich auch gehört, sehr wohl thun, gegen die unparteyische Untersuchung der Kantischen Philosophie, nicht zu viel Groll und Unmuth zu zeigen. Wenn man in den Mängeln, in den Widersprüchen und in der Dunkelheit von Kants Philosophie, in der Selbstgenügsamkeit ihres Urhebers, und in der beleidigenden Arroganz seiner Anhänger Ursachen findet, von ihr nicht ganz vortheilhaft zu denken: so kann dieß die Folge der ruhigsten Wahrheitsliebe seyn. Die Geistes-Ueberlegenheit des größten Gelehrten ist doch immer nur relativ, und auf gewisse Vorzüge beschränkt. Wenn Kant den übrigen berühmten Philosophen Deutschlands in gewissen Hinsichten überlegen ist: so sind diese ihm hinwiederum in andern überlegen. In dem, was man die metaphysische Phantasie nennen könnte, und worin vielleicht Kants vorzügliches Talent besteht, stehen ihm Fichte und Schelling zur Seite, und übertreffen ihn vielleicht; aber es war höchst nöthig laut zu sagen, daß metaphysische Phantasie keineswegs ächte Philosophie ist; vielmehr dem Fortgange vernünftiger Philosophie sehr schädlich werden kann. — Eine große Celebrität (am wenigsten die, welche schnell entsteht und bald sinkt,) ist nicht der Maaßstab von der Geistes-Ueberlegenheit; sie hängt sehr oft von der Neuheit des Systems, von den Paradoxien desselben, von dem darin herrschenden, der studirenden Jugend so sehr schmeichelnden, wissenschaftlichen Revolutionsgeist, und überdieß, von zufälligen Umständen ab. Daß die letztern Vieles zur Ausbreitung der Kantischen Philosophie beygetragen haben, wird selbst Hr. Rink, so parteyisch für Kant er ist, wohl nicht in Abrede ziehen. Hätte man es nicht frühzeitig darauf angelegt, eine Kantische Sekte zu stiften; hätte diese Sekte keine so empörende Arroganz, und keine so beleidigende Verachtung gegen Anders-denkende geäußert; und hätte sie nicht Alles, was Kant geschrieben, und selbst seine Absurditäten zu vertheidigen gesucht: so würde die Kantische Philosophie weit billiger und mit mehr Nutzen für die Wissenschaften, geprüft worden seyn, statt daß es jetzo wenigstens sehr zweifelhaft ist, ob sie im Ganzen, und durch Veranlassung der Fichtischen, Schellingischen, Wagnerischen

und

und andern abenteuerlichen Systeme mehr Nutzen als Schaden gestiftet hat.

Hd.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhunderte bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet; herausgegeben von Fr. Schiller. Zweyte Abtheilung. Sieben und zwanzigster Band. Mit einem Kupfer. Jena, bey Mauke. 1804. 254 und 94 S. gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Dieser Band enthält die Fortsetzung sowohl von des Herzogs von St. Simon eigenen Schilderungen der merkwürdigsten Personen seiner Zeit, als auch die seiner Denkwürdigkeiten von §. 17 des XII. Buchs bis zum XIV. Buche oder dem Ende der Regierung Ludwigs XIV. Diesem ist noch ein interessantes Manuscript über Ludwigs XIV. Tod, über sein Testament und über das darauf sich beziehende Lit de justice, das unter den Papieren des Herzogs von St. Simon gefunden worden ist, beygefügt; in Ansehung desselben aber erinnert der französische Herausgeber selbst in einer Anmerkung, dasselbe mit Vorsicht zu lesen wegen einiger wenig bekannten Anekdoten; er empfiehlt, es mit andern historischen Monumenten jener Zeit zu vergleichen.

Mm.

Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, von Joh. Ernst Christian Schmidt, ord. Prof. der Theologie. Dritter Theil. Gießen und Darmstadt,

bey Heyer. 1803. Vorr. VI Inhalt 458 S. 8. 1 Rth. 12 gr.

In diesem Theile fährt der Verf. fort, die Resultate seiner kirchengeschichtlichen Forschungen mit eben der Unparteylichkeit und Wahrheit, wie in den 2 erstern Theilen, darzulegen. Von der zweyten Periode des Christenthums, die von Constantin dem Großen anfängt, und bis auf Leo von Isaurien und Bonifacius, den Apostel der Deutschen, fortgeht, beschreibt er zuerst die Geschichte der Hierarchie, von S. 1 bis 257; sodann die Geschichte der Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes ꝛc. von S. 258—384; endlich auch noch einige Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern der Christen im Morgenlande und Abendlande von S. 384 bis 428, nebst einer Zeittafel und einem Register. Man möchte sich wundern, wie die christliche Kirche, deren Geist sich anfänglich so still, so duldend jeder bürgerlichen Verfassung hingab, sich bestreben konnte, anfänglich nur einen Staat im Staate auszumachen; sodann aber sich selbst über den Staat zu erheben, und jedes andere Interesse dem ihrigen unterzuordnen. Und doch ist es, wenn man ihre Geschichte mit unbefangenem Geiste lieset, nicht anders. Schon jene trauliche Vereinigung der Bekenner des christlichen Glaubens unter einander; schon jene arglose Verehrung ihrer Lehrer, welche sie auch in zeitlichen Angelegenheiten als ihre Rathgeber und Väter ehrten; jener Uebermuth, jene Geringschätzung, womit die durch die Taufe zu Lieblingen des Himmels erhöheten Christen auf die blinden Nichtchristen, ja auf den Staat selbst, den sie wegen seiner über sie verhängten Verfolgungen als ein Werkzeug des Satans betrachteten, herabsahen; alles dieses mußte schon, ehe noch ein christlicher Regent auf den Kaiserlichen Thron kam, das Band, das die Christen mit dem Staate verband, nach und nach loser machen, und einen quasi geistlichen Despotismus begründen, der beyspiellos in der Geschichte da steht. Noch mehr aber trug der große Vorzug, den sich die Bischöfe über die Presbyteren und die übrigen Kleriker nach und nach erschlichen hatten, und der unter den Primatbischöfen erwachende Neid und Streit unter einander dazu bey, indem immer einer über den andern hervorzuragen oder dem andern Vorrechte und Vorzüge abzugewinnen suchte, bis endlich

lich mehrere Patriarchen, und endlich nur einer der höchste Befehlshaber in der Kirche wurde. Wie viele Privilegien aber der christliche Klerus während dieser Periode der jüdischen Priesterschaft, deren Rechte und Vorzüge nun auf die christliche Geistlichkeit übergetragen wurden, zu verdanken habe; wie sehr das Ansehen und die hohe Macht des Klerus durch ihre Weihungen oder Ordinationen, durch ihre Kirchengesetze und Synodalschlüsse erweitert wurden; wie sehr sich insonderheit auch die Einkünfte der Kleriker vermehrt haben, das alles wird hier unter der Geschichte der Hierarchie recht deutlich und gründlich dargethan; wobey dem Rec. besonders die schlaue Argumentation auffiel, nach welcher Augustin vom Zehntengeben der jüdischen Pharisäer auf die viel höhere Zehent-Verbindlichkeit der Christen nach S. 28 also schloß: Weil der Pharisäer von alle dem Seinigen den Zehnten entrichtet habe, so seyen die Christen dieß noch viel mehr schuldig, indem der Herr ihnen geboten habe: Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Pharisäer übertrifft, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wie wenig man aber unter diesem durch Reichthum und Ansehen so erhöhten Stand der Geistlichkeit einen Sinn für reinere Tugend und Heiligkeit zu erhalten gesucht habe, das wird hier ebenfalls durch viele auffallende Thatsachen bewiesen. Auch lernt man hier die Abtheilungen der verschiedenen Diöcesen in den Morgen- und Abendländern, so wie ihre verschiedenen Verhältnisse gegen einander, recht deutlich kennen. Eben so wird auch S. 192 bey der Geschichte der römischen Bischöfe besonders darauf Rücksicht genommen, wie die Entstehung des Papstthums in der gegenwärtigen Periode durch das Glück, das die Bischöfe in ihren Bestrebungen um die Obergewalt, und in ihren Streitigkeiten mit andern Bischöfen hatten, vorbereitet wurde. In der Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes, u. s. w. die S. 258 anfängt, lernt man die verschiedenen höchstmerkwürdigen Veränderungen, die jetzt in dem Glauben, Gottesdienst und in der Sittlichkeit der Christen vorgiengen, recht wohl kennen. Nach S. 259 waren die meisten Christen jetzt noch keines reinen Monotheismus fähig; vielmehr erblickten sie in den dreyen durch das Trinitätsdogma aufgestellten Personen immer nur drey verschiedene Götter. Dadurch wurde die Neigung zum Polytheismus mehr genährt als geschwächt. Damit vereinigte sich dann auch der Glauben an die Engel,

bey Heyer. 1803. Vorr. VI Inhalt 458 S. 8. 1 Rl. 12 K.

In diesem Theile fährt der Verf. fort, die Resultate seiner kirchengeschichtlichen Forschungen mit eben der Unparteylichkeit und Wahrheit, wie in den 2 erstern Theilen, darzulegen. Von der zweyten Periode des Christenthums, die von Constantin dem Großen anfängt, und bis auf Leo von Isaurien und Bonifacius, den Apostel der Deutschen, fortgeht, beschreibt er zuerst die Geschichte der Hierarchie, von S. 1 bis 257; sodann die Geschichte der Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes ꝛc. von S. 258—384; endlich auch noch einige Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern der Christen im Morgenlande und Abendlande von S. 384 bis 428. nebst einer Zeittafel und einem Register. Man möchte sich wundern, wie die christliche Kirche, deren Geist sich anfänglich so still, so duldend jeder bürgerlichen Verfassung hingab, sich bestreben konnte, anfänglich nur einen Staat im Staate auszumachen; sodann aber sich selbst über den Staat zu erheben, und jedes andere Interesse dem ihrigen unterzuordnen. Und doch ist es, wenn man ihre Geschichte mit unbefangenem Geiste liefet, nicht anders. Schon jene traurliche Vereinigung der Bekenner des christlichen Glaubens unter einander; schon jene arglose Verehrung ihrer Lehrer, welche sie auch in zeitlichen Angelegenheiten als ihre Rathgeber und Väter ehrten; jener Uebermuth, jene Geringschätzung, womit die durch die Taufe zu Lieblingen des Himmels erhöheten Christen auf die blinden Nichtchristen, ja auf den Staat selbst, den sie wegen seiner über sie verhängten Verfolgungen als ein Werkzeug des Satans betrachteten, herabsahen; alles dieses mußte schon, ehe noch ein christlicher Regent auf den Kaiserlichen Thron kam, das Band, das die Christen mit dem Staate verband, nach und nach loser machen, und einen quasi geistlichen Despotismus begründen, der beyspiellos in der Geschichte da steht. Noch mehr aber trug der große Vorzug, den sich die Bischöfe über die Presbyteren und die übrigen Klerikey nach und nach erschlichen hatten, und der unter den Primärbischöfen entstehende Neid und Streit unter einander dazu bey, indem immer einer über den andern hervorzuragen oder dem andern Vorrechte und Vorzüge abzugewinnen suchte, bis endlich

lich mehrere Patriarchen, und endlich nur einer der höchste Befehlshaber in der Kirche wurde. Wie viele Privilegien aber der christliche Klerus während dieser Periode der jüdischen Priesterschaft, deren Rechte und Vorzüge nun auf die christliche Geistlichkeit übergetragen wurden, zu verdanken habe; wie sehr das Ansehen und die hohe Macht des Klerus durch ihre Weihungen oder Ordinationen, durch ihre Kirchengesetze und Synodalschlüsse erweitert wurden; wie sehr sich insonderheit auch die Einkünfte der Kleriker vermehrt haben, das alles wird hier unter der Geschichte der Hierarchie recht deutlich und gründlich dargethan; wobey dem Rec. besonders die schlaue Argumentation auffiel, nach welcher Augustin vom Zehntengeben der jüdischen Pharisäer auf die viel höhere Zehent-Verbindlichkeit der Christen nach S. 28 also schloß: Weil der Pharisäer von alle dem Seinigen den Zehnten entrichtet habe, so seyen die Christen dieß noch viel mehr schuldig, indem der Herr ihnen geboten habe: Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Pharisäer übertrifft, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wie wenig man aber unter diesem durch Reichthum und Ansehen so erhöhten Stand der Geistlichkeit einen Sinn für reinere Tugend und Heiligkeit zu erhalten gesucht habe, das wird hier ebenfalls durch viele auffallende Thatsachen bewiesen. Auch lernt man hier die Abtheilungen der verschiedenen Diöcesen in den Morgen- und Abendländern, so wie ihre verschiedenen Verhältnisse gegen einander, recht deutlich kennen. Eben so wird auch S. 193 bey der Geschichte der römischen Bischöfe besonders darauf Rücksicht genommen, wie die Entstehung des Papstthums in der gegenwärtigen Periode durch das Glück, das die Bischöfe in ihren Bestrebungen um die Obergewalt, und in ihren Streitigkeiten mit andern Bischöfen hatten, vorbereitet wurde. In der Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes, u. s. w. die S. 258 anfängt, lernt man die verschiedenen höchstmerkwürdigen Veränderungen, die jetzt in dem Glauben, Gottesdienst und in der Sittlichkeit der Christen vorgiengen, recht wohl kennen. Nach S. 259 waren die meisten Christen jetzt noch keines reinen Monotheismus fähig; vielmehr erblickten sie in den dreyen durch das Trinitätsdogma aufgestellten Personen immer nur drey verschiedene Götter. Dadurch wurde die Neigung zum Polytheismus mehr genährt als geschwächt. Damit vereinigte sich dann auch der Glauben an die Engel,

bey Heyer. 1803. Vorr. VI Inhalt 458 S. 8. 1 Rt. 12 K.

In diesem Theile fährt der Verf. fort, die Resultate seiner kirchengeschichtlichen Forschungen mit eben der Unparteylichkeit und Wahrheit, wie in den 2 erstern Theilen, darzulegen. Von der zweyten Periode des Christenthums, die von Constantin dem Großen anfängt, und bis auf Leo von Isaurien und Bonifacius, den Apostel der Deutschen, fortgeht, beschreibt er zuerst die Geschichte der Hierarchie, von S. 1 bis 257; sodann die Geschichte der Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes ꝛc. von S. 258—384; endlich auch noch einige Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern der Christen im Morgenlande und Abendlande von S. 384 bis 428, nebst einer Zeittafel und einem Register. Man möchte sich wundern, wie die christliche Kirche, deren Geist sich anfänglich so still, so duldend jeder bürgerlichen Verfassung hingab, sich bestreben konnte, anfänglich nur einen Staat im Staate auszumachen; sodann aber sich selbst über den Staat zu erheben, und jedes andere Interesse dem ihrigen unterzuordnen. Und doch ist es, wenn man ihre Geschichte mit unbefangenem Geiste lieset, nicht anders. Schon jene trauliche Vereinigung der Bekenner des christlichen Glaubens unter einander; schon jene arglose Verehrung ihrer Lehrer, welche sie auch in zeitlichen Angelegenheiten als ihre Rathgeber und Väter ehrten; jener Uebermuth, jene Geringschätzung, womit die durch die Taufe zu Lieblingen des Himmels erhöheten Christen auf die blinden Nichtchristen, ja auf den Staat selbst, den sie wegen seiner über sie verhängten Verfolgungen als ein Werkzeug des Satans betrachteten, herabsahen; alles dieses mußte schon, ehe noch ein christlicher Regent auf den Kaiserlichen Thron kam, das Band, das die Christen mit dem Staate verband, nach und nach loser machen, und einen quasi geistlichen Despotismus begründen, der beyspiellos in der Geschichte da steht. Noch mehr aber trug der große Vorzug, den sich die Bischöfe über die Presbyteren und die übrigen Kleriker nach und nach erschlichen hatten, und der unter den Primatbischöfen erwachende Neid und Streit unter einander dazu bey, indem immer einer über den andern hervorzuragen oder dem andern Vorrechte und Vorzüge abzugewinnen suchte, bis endlich

lich mehrere Patriarchen, und endlich nur einer der höchste Befehlshaber in der Kirche wurde. Wie viele Privilegien aber der christliche Klerus während dieser Periode der jüdischen Priesterschaft, deren Rechte und Vorzüge nun auf die christliche Geistlichkeit übergetragen wurden, zu verdanken habe; wie sehr das Ansehen und die hohe Macht des Klerus durch ihre Weihungen oder Ordinationen, durch ihre Kirchengesetze und Synodalschlüsse erweitert wurden; wie sehr sich insonderheit auch die Einkünfte der Kleriker vermehrt haben, das alles wird hier unter der Geschichte der Hierarchie recht deutlich und gründlich dargethan; wobey dem Rec. besonders die schlaue Argumentation auffiel, nach welcher Augustin vom Zehntengeben der jüdischen Pharisäer auf die viel höhere Zehent-Verbindlichkeit der Christen nach S. 28 also schloß: Weil der Pharisäer von alle dem Seinigen den Zehnten entrichtet habe, so seyen die Christen dieß noch viel mehr schuldig, indem der Herr ihnen geboten habe: Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Pharisäer übertrifft, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wie wenig man aber unter diesem durch Reichthum und Ansehen so erhöhten Stand der Geistlichkeit einen Sinn für reinere Tugend und Heiligkeit zu erhalten gesucht habe, das wird hier ebenfalls durch viele auffallende Thatsachen bewiesen. Auch lernt man hier die Abtheilungen der verschiedenen Diöcesen in den Morgen- und Abendländern, so wie ihre verschiedenen Verhältnisse gegen einander, recht deutlich kennen. Eben so wird auch S. 193 bey der Geschichte der römischen Bischöfe besonders darauf Rücksicht genommen, wie die Entstehung des Papstthums in der gegenwärtigen Periode durch das Glück, das die Bischöfe in ihren Bestrebungen um die Obergewalt, und in ihren Streitigkeiten mit andern Bischöfen hatten, vorbereitet wurde. In der Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre, des Gottesdienstes, u. s. w. die S. 258 anfängt, lernt man die verschiedenen höchstmerkwürdigen Veränderungen, die jetzt in dem Glauben, Gottesdienst und in der Sittlichkeit der Christen vorgiengen, recht wohl kennen. Nach S. 259 waren die meisten Christen jetzt noch keines reinen Monotheismus fähig; vielmehr erblickten sie in den dreyen durch das Trinitätsdogma aufgestellten Personen immer nur drey verschiedene Götter. Dadurch wurde die Neigung zum Polytheismus mehr genährt als geschwächt. Damit vereinigte sich dann auch der Glauben an die Engel,

die Verehrung der Bilder und Reliquien, die gegen das Ende dieser Periode einen so hohen Grad erreichte; der Wunder- und Aberglauben stieg stets höher, und die würdigere Gottesverehrung sank immer tiefer herab. Der Streit über das Dogma von der Gottheit Christi, ob er ein von göttlicher Kraft unterstützter Mensch, oder ein in menschlicher Gestalt erschienenes höheres, für sich bestehendes, durch die Gottheit existirendes Wesen sey, breitete sich in immer mehrere neue, Ketzereyen gebährende Zweige aus; besonders, da man das Verhältniß zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in Christo immer näher und genauer zu bestimmen suchte. In dieser Periode wurde dann auch noch das Dogma von der Persönlichkeit des heil. Geistes, das Dogma von der Erbsünde, von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zu allem Guten, und von der nur durch eine göttliche Gnade zu bewirkenden Besserung des Menschen, so wie das Dogma vom Zustande nach dem Tode, von der Höllenfahrt Christi, vom Fegfeuer u. s. w. weiter ausgebildet, und von unserm Verf. ausführlich genug, jedoch ohne in eine zu ermüdende Weitschweifigkeit zu gerathen, beschrieben, wie solche Dogmen entstanden, und in den kirchlichen Lehrbegriff aufgenommen worden seyen. Auch wird S. 288 und folg. sehr gründlich gezeigt, in was für einen tiefen Verfall die christliche Sittenlehre, besonders durch die jetzt allgemein herrschende Mönchsasketik, gerathen sey. Denn, wenn sich auch bey manchen Schriftstellern hie und dort noch Spuren von bessern ethischen Einsichten zeigten: so zeigte sichs doch überall, daß dieselben nur das Eigenthum einiger wenigen geblieben sind; aber nie Einfluß auf die Denkart der Menge gehabt haben. Auch wird hier sehr gut gezeigt, wie sehr die vielen Kirchengebäude und ihre Verzierungen, die goldenen und silbernen Leuchter, die Votivtafeln, die Gemälde, die Heiligenbilder, die Reliquien, die Fast- Fest- und Feyertage in dieser Periode zugenommen haben; womit man sich bey den verschiedenen gottesdienstlichen Versammlungen der Christen beschäftigte; was für Gebräuche und Meinungen da bey der Taufe, Confirmation, Abendmahl, Ordination, Ehebündnissen, Begräbnissen u. dgl. entweder aufkamen, oder allgemein gemacht wurden. Endlich giebt der Verf. S. 384 u. folg. auch noch Nachrichten von den morgen- und abendländischen Schriftstellern unter den Christen, so ferne sie in eine Kirchengeschichte gehören; wobey aber

aber freylich die Bemerkung nicht zu unterdrücken ist, daß der Werth derselben jetzt immer tiefer sank, je mehr man alle Gelehrsamkeit überhaupt, insonderheit aber die heidnische, zu verachten anfieng.

As.

Vermischte Schriften.

Erzählungen zur Beförderung guter Gefühle und stiller Tugenden. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1804. 260 S. 8. 20 gr.

Der Ton dieser Erzählungen ist ziemlich gut und die Schreibart größtentheils korrekt, und sie würde daher den auf den Titel angegebenen Zweck erreichen können, wenn die Darstellung der Begebenheiten nur etwas lebhafter wäre. Indessen da viel Menschen gern solche erdichtete Geschichten lesen, wobey sie bald erfahren, was für einen Ausgang sie haben: so hat der Verf. Recht, wenn er glaubt, daß diese kurzen Erzählungen, wovon jede ihre Ueberschrift z. B. Edelmuth und Liebe, man ist doch etwas seinen Stande schuldig ꝛc. bestätiget, gern werden gelesen werden; wenn gleich der Stoff zu diesen Erzählungen etwas alltäglich ist.

Z.

Kallopistria, oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt. Eine Anleitung zur Verfertigung unschädlicher Parfüms und Schönheitsmittel, Pulver, Pomaden, Schminken, Pasten, aromatischen Bädern und aller hierher gehörigen Mittel, welche dazu dienen, die Schönheit zu erhöhen, zu erhalten oder herzustellen. Von Dr. Joh. Barthol. Trommsdorff, Prof. der Chemie. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandlung. 1805. 286 S. 8. 1 Rl. 4 gr.

Zuerst beschreibt der Verf. alle die Droguen, welche zu Parfümerien und Schönheitsmitteln gebraucht werden; nebst den darzu erforderlichen Geräthschaften; dann gehet er zu der Beschreibung der Parfüms und Schönheitsmittel über, und zwar handelt derselbe diese Gegenstände in folgender Ordnung ab:

Von der Bereitung der wohlriechenden Wasser im Allgemeinen; von der Bereitung der wohlriechenden Geister im Allgemeinen, und von der Reinigung des Weingeistes insbesondere; von der Bereitung der ätherischen Oele im Allgemeinen; von den einfachen destillirten Wassern, desgleichen von den wohlriechenden Geistern und der Bereitung der ätherischen Oele insbesondere. Von den ausgepreßten wohlriechenden Oelen, und von der Absonderung der riechenden Theile, die sich nicht durch Destillation gewinnen lassen. Von der Bereitung der aromatischen und wohlriechenden Essige.

Diesem folgen: Vorschriften zu zusammengesetzten wohlriechenden Wassern, geistigen Flüssigkeiten und aromatischen Bädern — ferner: Mittel die Schönheit zu erhalten und herzustellen, als: cosmetische Pomaden, weiße und rothe Schminken, Präservative für Pockennarben, Schminkpflästerchen, Lippenpomaden, wohlriechende Pasten, Pulver und Seifen, Zahnpulver, Zahnlatwerge und Zahntinturen, Haarpoudres, desgl. Mittel zur Färbung der Haare, wohlriechende Kißchen, Pot-Pourri, Räucherkerzchen, Pastillen und Flüssigkeiten zur Parfümirung des Mundes und Räucherpulver. Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß der Herr Verf. für alle Bedürfnisse der eleganten Welt in reichlichem Maaße gesorgt hat.

Den Niederschlag aus dem Bleyzucker, welchen Rec. auch bey nicht öftern Gebrauch, für nachtheilig hält, hätte derselbe doch hier nicht mit unter den Schminkmitteln aufgeführt zu finden gewünscht.

L.L.

Magie für gesellschaftliches Vergnügen und zur Minderung des Glaubens an Schwarzkünstler, Wahrsager,

ger, Hexen und Gespenster. Drittes und viertes Bändchen. Gotha, bey Ettinger. 1804. 215 S. 8.

Gutes und Schlechtes durcheinander, eine Compilation aus Compilationen, die der mässigen Klasse von Lesern immer willkommen seyn wird.

Lw.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte eines Nordhäuser Bürgers. Nordhausen, in Commission bey Nitzsche. 1805. 22 Bog. 8. 1 Rt.

Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß in unsern Tagen, wo die Poesie bey weitem nicht mehr so viele Freunde und Verehrer zählt, als vor einigen Jahrzehenden, und wo in Leihbibliotheken, die alltäglichsten schalsten Romane mehr gesucht und gelesen werden, als die Werke unsrer trefflichsten Dichter, dennoch in jeder Messe, so viele Sammlungen, für Gedichte gehaltner Reimereyen die Presse verlassen. Fast ein Jeder, der aus trivialen Ideen und mancherley Reminiscenzen ein gereimtes Machwerk zusammenstoppeln kann, hält sich für berufen, nicht nur seine Freunde und Bekannte damit zu unterhalten; sondern es auch, keinen Augenblick die beyfälligste Aufnahme bezweifelnd, dem Publikum bereitwilligst darzubieten. Auf das, was schon Vater Horaz eben so wahr als auf unsre Zeiten anwendbar, von den *mediocribus poetis* sagt, wird gar keine Rücksicht genommen.

Die vorliegenden Gedichte, welche, wie wir aus der Unterzeichnung der Zueignungsschrift an Frau v. Bethmann in Frankfurt am Main ersehen, einen Herrn F. W. Erhardt zum Verf. haben, beweisen aufs Neue die Richtigkeit der obigen Bemerkung. Von lebhaftem, tiefem Gefühle schöpferischer Phantasie, Gedankenfülle, Rhythmus und poetischer Diktion entdeckt man hier auch nicht die leiseste Spur;

überall sieht man, wie viele Mühe es dem Verf. gekostet hat, die alltäglichsten und gemeinsten Gedanken mit Endreimen zu versehen. Der bekannte Stoßseufzer:

»Hilf Herr! — laß wohl gelingen,
»Die Wort' in Reim' zu zwingen! —«

scheint dabey stets an der Tagesordnung gewesen zu seyn! — Bey den geistlichen Liedern scheint das Porstische Gesangbuch zum Vorbilde gedient zu haben. So fängt sich z. B. S. 52 ein Weyhnachtslied an:

»Verzaget nicht ihr Menschenkinder,
»Ist eure Missethat gleich groß;
»Blick auf, blick auf, Geschlecht der Sünder,
»Bald wirst du deine Schulden los;
»Das Halljahr für die Welt ist da;
»Die Stunde der Befreyung nah! —«

Welche ungeläuterte Begriffe, in das Gewand kläglicher Reimerey gehüllt!

S. 42 heißt es gar:

»Auch für Sünder, auch für mich,
»Oeffnet Jesu Himmel sich! —«

Welche gefährliche Lehre! —

Das Reformationslied S. 58 ist die platteste Prosa die man sich denken kann. Gleich der Anfang würde sich in dem Munde eines Bänkelsängers nicht übel ausnehmen:

»Die ihr der Reformation,
»An diesem Tag' Euch freut,
»Und Martin Luthers Lob dabey
»Mit frohem Dank erneut
— — — — — — —
»Verdunkelt war das Licht aus Gott,
»Getrübt sein reiner Quell,
»Verkehrt des neuen Bundes Dienst,
»In Ceremoniell, u. s. w.«

Nicht besser ist es mit den übrigen Gedichten unsers Verf. bestellt. Seine Lieder, Gelegenheitsgedichte, Fabeln und Apologen, Alles steht gleich tief auf oder gar unter der Linie des Mittelmäßigen.

Doch

Doch das Non plus ultra der Erbärmlichkeit, ist eine Einladungs-Epistel zum Concert an Madame N. S. 304. Wir schreiben wundershalben den Anfang ab:

»Willing ladet wiederum,
»Ein geehrtes Publikum,
»Auf den Saal in seinem Hause,
»Ein zu einem Ohrenschmause.
Mache da es endlich wahr,
»Was du das verflossne Jahr,
»Schon so fest dir vorgenommen,
»Auch als Gast dahin zu kommen.
»Daß die Müh dich nicht gereut,
»Sollt' auch dein modernstes Kleid,
»Ein paar unwillkommne Falten,
»Oder selber — denn nicht klein
»Soll der Schleyp desselben seyn,
»Eine Falbela erhalten,
»Dafür bin ich Bürg und Mann,
»Kehre dich nur nicht daran, ꝛc.«

Weiterhin S. 306 heißt es:

»Ist ihr Jubel aus und wird,
»Zum Beschlusse des Concertes,
»An die Stelle des Dessertes,
»Opernnaschwerk nun servirt« u. s. w.

Doch genug und vielleicht schon zu viel zum Beweise, daß der Verf. eher Alles andere, als Gedichte hätte drucken lassen sollen! —

Wg.

Taschenbuch für bildende, dichtende und historische Kunst. 1804. Herausgegeben von W. Aschenberg. Mit Kupfern. Dortmund, bey den Gebrüdern Mallinkrodt. 1804. 17 Bogen. 12. 1 Rt. 8 Gr.

Dieser Jahrgang des vorliegenden Taschenbuchs kommt seinen Vorgängern, an Reichhaltigkeit und zweckmäßiger Auswahl des Inhalts nicht gleich. Außer einem Cyclus allegorischer Darstellungen, »das Menschenleben« überschrieben,

ben, welcher den Hrn. HR. Böttiger in Dresden zum Verfasser hat, und der vom Herausgeber herrührenden Fortsetzung der Bergischen Landesgeschichte, haben wir wenig gefunden, was mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Unter der großen Anzahl von Gedichten, welche einen großen Theil des Taschenbuchs füllen, zeichnen sich nur einige von J. G. Jacobi und Gramberg zu ihrem Vortheile aus; alles Uebrige trägt entweder das Zeichen der entschiedensten Mittelmäßigkeit an der Stirn, oder ist gar poetischer Mißwachs und Crambe centies cocta. Die Geistes- oder vielmehr Finger-Produkte der Herren Heise, Haserr, Geib, Stork u. a. m. verdienen es, eben so obskur und unbekannt zu bleiben, als die Namen ihrer Verfertiger sind. — die von dem sehr fruchtbaren Herrn F. G. Bothe herrührende Erzählung: »Mein Großoheim und seine Erzählungen« ist herzlich gut gemeint; führt aber den Leser in eine einschläfernd langweilige Gesellschaft; und in des Hrn. H. R. Jung (Alias Stilling) Aufsatze: »die Mineralogen« überschrieben, findet man ein gut seltsames Gemisch von Frömmeley, sentimentalen Unwesen und prenuncirter Absurdität. — Wir erfahren hier, daß dieser würdige Schüler Lavaters, seine Laufbahn als Jugendlehrer an der Krähwinkler Brücke begonnen hat. S. XLVII. Dieß scheint von böser Vorbedeutung gewesen zu seyn; denn wirklich tragen alle seine Geistesprodukte, welche eine ästhetische Tendenz haben, den Stempel des Kleinstädtischen an sich, und verrathen einen völligen Mangel an Kenntniß der Welt und menschlichen Verhältnisse.

Die nach Antiken gezeichnet, von Thelott gestochenen Kupfer, welche zu dem oben erwähnten Böttigerischen Aufsatze gehören, sind gut gerathen, und gereichen dem Künstler zur Ehre.

F.

Romane.

Bergroth. Ein psychologisches Vermächtniß für gebildete Leser. Gießen, bey Heyer. 1803. XIV und 352 S. 8. 1 Rg. 8 Gr.

Man

Man würde dem scharfsinnigen Verf. sehr Unrecht thun, wenn man dieses Buch als einen gewöhnlichen Roman betrachten und aus diesem, ganz unrichtigen Gesichtspunkte beurtheilen wollte. Die Schicksale Georg Bergroths, eines geschickten Wundarztes dienen nur als Vehikel, die eigenthümlichen Meinungen und psychologischen Grundsätze des Verf. anschaulich zu machen.

Die Erörterung und genauere Bestimmung des wechselseitigen Verhältnisses der empirischen Psychologie und der Moralphilosophie, ist der Hauptgegenstand der hier angestellten Untersuchungen. Da beyde Wissenschaften aus einer Quelle fließen: so hält der Verf. das Bestreben, sie, durch sogenannte Gränzlinien von einander scheiden zu wollen, für nachtheilig; indem der Moralphilosoph schlechterdings die empirische Psychologie in sein Gebiet aufnehmen; der empirische Psycholog aber, wenn er nicht bloß als Handlanger von jenem betrachtet seyn, oder noch größeres Unglück, als der so genannte reine Moralist, in der bürgerlichen Gesellschaft anrichten will, nicht allein die Erscheinungen der Seele nach Regeln verknüpfen; sondern auch seinen Bemühungen eine höhere Tendenz geben müsse, wenn die empirische Psychologie den Namen einer Wissenschaft verdienen solle. Wenn der Psycholog, auf diese Weise, auf das zurechnende Urtheil der That seyn Muß; der Moralphilosoph aber seyn Soll gründe: so werde, durch diese Vereinigung der Unterschied zwischen dem rationalen Moralisten und dem Eudämonisten aufgehoben. Uebrigens räumt der Verf. ein, daß die Moral eine transcendentale Wissenschaft sey; läugnet auch nicht, daß der Moralist und Psycholog verschiedene Zwecke haben, in dem jener Handlung zu erklären und dieser sie zu würdigen suche. Er ist der Meinung, (S. 33) daß aus der übersinnlichen Freyheit keine in der Erfahrung vorkommende Handlung erklärt werden solle, und daß der Psycholog nicht über sich selbst und über die Gründe des Erfahrungsmäßigen hinaus dürfe. Auch gesteht er (S. 38) zu, daß die so sehr gehäuften Materialien der Erfahrungs-seelenlehre, nur als rhapsodische Sätze zu betrachten sind, denen es an einem zusammenhängenden Princip fehlt, aus welchen man die Erscheinungen ableiten, und auf welches man sie wieder zurückführen könnte.

Bey der Bestimmung derjenigen Principien, nach welchen menschliche Handlungen beurtheilt werden müssen, setzt er eine allgemeine Naturnothwendigkeit und einen gesetzmäßiger Zusammenhang aller Zustände und Handlungen des menschlichen Gemüths in der Zeit nach Naturgesetzen voraus; als innere Bedingung der Möglichkeit einer Handlung, nimmt er die Seele an, welche als der, mit dem Körper zwar verbundene, aber von demselben verschiedene Grund des Fühlens, Denkens und Wollens definirt wird; als äußere Bedingung der Wirklichkeit einer Handlung aber, äußerlich einfließende Seelenpotenzen an. Je mehr in der Kindheit die Receptivität von äußern Einflüßen afficirt wird, desto mehr kämpft die Spontaneität gegen diese an. Bey der Proportion zwischen der Summe sinnlicher Einflüsse und moralischer Eindrücke, die auf das Reaktionsvermögen der vernünftigen Seele wirken, tritt, bey der den moralischen Einflüssen entsprechenden ursprünglichen und erworbenen Energie der Seele, der Moralzustand ein, wo der Mensch über die Sinnlichkeit gebieten und als freyes Wesen handeln kann. Vor der Erreichung dieses Normalzustandes, wird das Kind bloß durch die empfangenen Eindrücke; der Erwachsene durch, Beyspiele und Gelegenheit bestimmt. Temperament ist der beharrliche Zustand des Gefühlsvermögens, durch Einflüsse von einerley Art hervorgebracht. — Das Gewissen, oder der allgemeine richtende Gefühlssinn, muß sich, wegen der unzähligen Berührungspunkte des moralischen Gefühls mit den gröbern sinnlichen Gefühlen des Empfindungsvermögens, bey jedem Individuum anders darstellen. Der von der Vernunft aufgestellte oberste Grundsatz der Sittenlehre, wird seiner unbezweifelbaren Vortrefflichkeit ungeachtet, so lange Ideen bleiben, als die Menschen, dem seiner Natur nach stets ungleichen Verhältnisse der empfangenen Eindrücke gemäß handeln, und nur das thun werden, was ihnen selbst und Andern nicht schadet. —

Wir müssen uns mit dieser gedrängten und summarischen Angabe der Principien des Verf. begnügen, da uns die Prüfung derselben, (welche nur Zeitschriften, welche sich ausschließlich mit Psychologie und Moralphilosophie beschäftigen, überlassen ist) offenbar zu weit führen würde. Im Allgemeinen bemerken wir nur soviel, daß, so direkten Einfluß Moralphilosophie und Psychologie auf einander haben, ihre Ver-

Vermischung in abstracto nicht einmal gedenkbar, geschweige denn ausführbar seyn möchte. Daß die Vereinigung beyder zu einem Zwecke aber statt findet, zeigt die Ethik der Alten, so wie die praktische Moral der Neuern. In den Befürchtungen des aus der Trennung beyder Wissenschaften entstehen sollenden Nachtheils geht der Verf. auch offenbar viel zu weit; hier hat ihn Vorliebe für seine vorgefaßte Meinung und Lebhaftigkeit der Phantasie weit über die Gränzen der Wahrheit hinausgeführt.

Die auf jene Grundsätze gebauete Erzählung der Schicksale Bergroths ist in einer fließenden, zuweilen etwas wortreichen Schreibart, mit großer philosophischer Richtigkeit abgefaßt, und wird denjenigen Lesern, welchen es mehr um psychologische Entwickelung der Triebfedern des Handelns, als um ein buntes chaotisches Gewirre von Begebenheiten zu thun ist, eine befriedigende Unterhaltung gewähren. — Uebrigens soll dieß Buch, einer zweymaligen Versicherung des Verf. S. XIV und 351 zu folge, eigentlich nur eine Einleitung in die noch unbekannte Lebensgeschichte eines deutschen Gelehrten, (dessen Vater der hier geschilderte Bergroth ist) seyn, der mit schweren Hindernissen zu kämpfen hatte, ehe er das wurde, was er für seinen Wirkungskreis geworden ist, und dessen Geschichte in einem zweyten und letzten Bändchen nachfolgen soll. — Wir fordern den Verf. auf, es bald erscheinen zu lassen.

El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha, compuesto por *Miguel de Cervantes* Saavedra. *Part. Primera Tom. I.* et *II. Part. Segunda. T. III.* et *IV. Tomo V.* Berlin, por Frölich. 1804. 4 Alph. 19 Bog. 8. in Pappe gebunden. (Mit Einschluss des noch nicht erschienenen 6ten Theils 10 Rt.)

Die vier ersten Theile liefern einen sehr saubern und höchst korrekten Abdruck von Cervantes unsterblichem Meisterwerke, bey welchem die 1797 zu Madrid in fünf Bänden erschienene, von Joh. Ant. Pellicer besorgte Ausgabe zum Grunde liegt, und wodurch der Herausgeber Hrn. Professor Jo-

Ideler in Berlin, bey der großen Seltenheit der Original-Ausgaben in Deutschland, sich um die immer zahlreicher werdenden Freunde der spanischen Sprache und Literatur in Deutschland, ein sehr wesentliches Verdienst erworben hat. Einen eigenthümlichen Vorzug aber erhält dieser Abdruck, durch die sehr zweckmäßig gewählten, aus dem Pellicer- und Bowleschen Original-Ausgaben, so wie aus dem großen Wörterbuch der Madrider Akademie gezogenen Anmerkungen, von welchen der fünfte Band den Anfang bis zum Ende des ersten Theils oder dem 52ten Kapitel liefert, und der sechste noch nicht erschienene, die übrigen, zum zweyten Theile, welcher aus 74 Kapiteln besteht, enthalten wird. Außer der, dem fünften Bande vorgesetzten Pellicerschen Biographie des Cervantes, und dessen, an der Spitze des Werkes stehenden, trefflich gestochenen Bildniß von Lips, wird, bey dem sechsten Theile, noch eine Karte, welche den Schauplatz der Thaten des Don Quixote darstellt, nachgeliefert werden.

Wir wünschen, daß das verdienstliche Bestreben des Verlegers, zur weitern Verbreitung der spanischen Literatur in Deutschland, durch diese Ausgabe mitzuwirken, viele Aufmunterung finden, und er dadurch bewogen werden möge, auch Cervantes übrige Werke; vorzüglich die Novelas Exemplares und Los Trabajos di Persiles e Sigismonda, (von welchen das letztere noch wenig bekannt ist) in ähnlicher Gestalt erscheinen zu lassen.

Wg.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Archiv skizzirter Religionsvorträge für denkende Prediger. Sechster Band. Hildburghausen, bey Hanisch Wittwe. 1803. 15 Bog. gr. 8.

— — Siebenter Band. 1804. 15¼ Bg.

— — Achter und letzter Band. 1805. 18¼ Bg.

Hiermit endigt nun der ungenannte Verfasser sein Werk, über dessen Werth schon, bey Anzeige der vorigen Bände, das Nöthige gesagt worden ist; zumal wir hinzusetzen können, daß er sich bis ans Ende gleich geblieben ist. Rec. will daher bloß anmerken, daß dem letzten Bande ein doppeltes Register, deren ersteres die erklärten Sachen; das andre aber die erklärten Texte enthält, beygefügt ist. Beyde Register erstrecken sich über alle acht Bände.

Nb.

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. Herausgegeben von R. Dapp. Ersten Bandes Erstes Stück. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1805. 15 Bogen 8. 12 Gr.

Dieses Magazin hat, wie man sieht, einen weitern Umfang, als die kurzen Predigten und Predigtentwürfe des Verfassers und Herausgebers. Es soll enthalten: 1) Entwürfe von Predigten über epistolische Perikopen; und, wenn dieses Journal Beyfall findet, auch über evangelische Perikopen. 2) Aufsätze über das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange; z. B. Katechisationen; Nachrichten; Vorschläge ꝛc. 3) Ueber liturgische Gegenstände; nicht sowohl Formulare, ausgenommen in speciellen Fällen, als vielmehr Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkt darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern. 4) Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger- Acker- und Hauswirthschaft; eigne Bestellung, mancherley Arten der Verpachtung; Mittel zu Verbesserungen ꝛc. 5) Fruchtbare Betrachtungen; Nachrichten; Anekdoten ꝛc. über den Landpredigerstand; Amtsführung, Amtsklugheit desselben.

Nach dieser Anzeige, ist nun auch hier in diesem ersten Stück der Anfang gemacht worden, der sehr gut ausgefallen ist. Die Predigtentwürfe sind faßlich und zweckmäßig. Indessen gefällt dem Rec. der Hauptsatz in der VIII. Predigt nicht: Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit; weil er für den Landmann unverständlich ist. Dagegen haben dem Rec. die Gutachten über Erwerbsschulen, und auch die über den Charakter des Volks, sehr wohl gefallen. In Ansetzung des Vorschlags, die kleinen Kinder, zur Zeit der Feldarbeit und der Aerndte, unter der Aufsicht eines dazu bestellten Mannes zu lassen, hatten die Jesuiten in Paraguay schon Etwas dem Aehnliches; nur daß sie die Sache zu weit trieben, und sie beynahe ganz den Aeltern entzogen. Der hier angefangene, und künftig fortzusetzende Aufsatz über die Feld- und Hauswirthschaft des Predigers ꝛc. ist sehr nützlich und lesenswürdig. Wenn aber der Verf. desselben darin den Vorschlag thut, die Landprediger auf einen festgesetzten Gehalt zu setzen: so muß ihm wohl entfallen seyn, was er an einem andern Orte selbst sagt: nämlich daß man vor hundert Jahren mit 100 Thlrn. habe weiter kommen können, als jetzt mit 300 Thlrn. Es würde also der Gehalt aller Landpfarrer in einem jeden Jahrhundert um zwey Drittel erhöht werden müssen. Und gesetzt, sie wären auch nur um ein Drittel

tel in einem jeden Jahrhundert zu erhöhen: würde sich die Landesregierung wohl entschließen, eine so große Summe, als dazu erfordert würde, herzugeben? Bey allem Zutrauen, welches Rec. zu unsrer Landesregierung hat, zweifelt er doch sehr hieran.

V.

Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien ꝛc. besonders für Landleute und Landprediger. Herausgegeben von R. Dapp. Fünfter Jahrgang, Dritte Abtheilung, 15 Bog. Sechster Jahrgang, Erste Abtheilung, 14 Bog.; Zweyte Abtheilung, 16 Bg. Dritte Abtheilung, 14 Bg. 8. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1803 — 1805. Eine jede Abtheil. kostet 12 gr.

Man muß es nie vergessen, daß diese Predigten für Landleute und Landprediger sind, wenn man gehörig und richtig darüber urtheilen will. Hier ist unstreitig eine weit größere Deutlichkeit, Faßlichkeit und Herablassung zu den Unwissendern, Unverständigen, und mit Vorurtheilen mancherley Art Angefüllten nöthig, als bey Stadtgemeinden. Und gerade deßhalb haben diese Predigten, die so ganz in die gewöhnliche Denkart des Landmanns eindringen, und gerade den rechten Fleck treffen, einen so entschiednen Werth. Uebrigens schließt der Vf. mit diesem Sechsten Jahrgange das ganze nützliche Werk. Er wird aber künftig ein Magazin herausgeben, welches gewissermaaßen als eine Fortsetzung zu betrachten ist: nur daß es noch mehr, als diese Predigtsammlung, enthalten wird, welches einem Landprediger nützlich seyn kann.

Cz.

Ueber die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten; von C. L. Droysen. Dritter Theil. Leipzig, bey Gräff. 1805. 13 Bog. 8. 12 gr.

In diesem dritten Theile liefert der V. einen Nachtrag zu den in dem ersten Theile bearbeiteten Gleichnißreden Jesu. Den Unterricht der Jugend in der Religion mit Erzählungen anzufangen, dadurch die Aufmerksamkeit zu wecken und festzuhalten, und den moralischen Sinn nach und nach zu erregen und zu stärken, ist unstreitig etwas sehr Lobenswürdiges und Zweckmäßiges. Wenn nur überall dem Prediger von den Aeltern und den Umständen dazu Zeit gelassen würde. Indessen sollten allerdings nur solche Gleichnißreden oder Erzählungen gewählt werden, die für die Jugend besonders anziehend und lehrreich sind; und diese sollten denn auch so bearbeitet werden, daß gerade die Jugend vorzüglich Nutzen daraus schöpfen könnte. Hier werden diese Gleichnißreden Jesu, sie mögen nun für Kinder passen, oder nicht, kurz erzählt, darüber mehrere nützliche Bemerkungen gemacht, und dann daraus verschiedne Pflichten hergeleitet und eingeschärft. Rec. kann nicht sagen, daß er darin etwas Besonderes, dem Vf. Eigenthümliches, oder für die Jugend besonders Brauchbares gefunden hätte. Es müßte doch in der That ein sehr unfähiger und unwissender Prediger seyn, der das nicht leisten könnte, was der Verf. hier geleistet hat. Wenn er übrigens den Namen Pharisäer durch Sonderlinge erklärt: so hat er in so fern Recht, daß sie zu unsern Zeiten Sonderlinge seyn würden. Aber in den damaligen Zeiten waren sie wohl nichts weniger in den Augen des großen Haufens; sondern sie standen, wie der Vf. selbst sagt, in einer beynahe allgemeinen Achtung; und ihr Betragen ꝛc. war beynahe allgemeine Regel, wornach sich ein Jeder richtete.

V.

Rechtsgelahrheit.

Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten allgemeinen Preußischen Landesgesetze. Sechstes Heft. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1804. 10 Bog.; nebst einer Tabelle.

In diesem Hefte werden theils die kommentarischen Versuche über §. 185—225. Tit 5. Th. 1. des Allgem. Landr. theils

theils die exegetischen Bemerkungen aus Kriminalgutachten zu Tit. 20. Th. 2. des Allgem. Landr. fortgesetzt; eben so auch die Disputationes fori, und die antinomistischen Zweifel. Außerdem enthält das Heft einige Bemerkungen über die Wirkungen des Retentionsrechts im Concurse, und einen Vorschlag zur Vereinfachung der Depositalverwaltung bey den Untergerichten zweyter Klasse. — Zur Empfehlung reicht es zu, hinzuzufügen, daß auch diese Fortsetzung sich auf eine würdige Weise anschließt.

Zw.

Johann Gottfried Amandus Weidners — theoretisch-praktischer Commentar über das Schmidtsche Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyter Band, 1804. Dritter und Vierter Band, 1805. Zusammen 3 Alph. 15 Bg. gr. 8. Leipzig, bey Schwickert.

Mit dem vierten Bande ist das Werk beschlossen, welches darin so vielen andern juristischen Schriften, die von Messe zu Messe erscheinen, ganz ähnlich ist, daß der Verfasser nichts weiter ist, als ein Zusammensetzer von Kapiteln, Seiten und Paragraphen, die ihm aus andern Büchern in seinen Kram zu dienen scheinen. Was soll die Kritik thun? Alte Bücher nochmals beurtheilen, bloß um deßwillen, weil sie von neuem stückweise in Hrn. Ws. Commentar stehen? dazu ist kein Grund. Es bliebe also nur zu fragen übrig, mit welchem Geschick, mit welcher Auswahl, mit welcher Genauigkeit der Verf. das Geschäfft eines Zusammensetzers ausgeführt habe. Von dieser Seite betrift der schlimmste Fehler des Werks darin, daß dasselbe, bey einer gedrängtern Schreibart, und ohne die vielen planwidrigen Auswüchse, die allenthalben an ihm hervorkrotzen, sehr füglich in zwey Bände zu bringen gewesen wäre.

Di.

Die deutsche Gesetzwissenschaft seit den neuern Legislationen. Eine Revision der Gesetze und Rechts-

meinungen, ingleichen der Wahrheit vor Gericht, in Gesetzbüchern, Rechtssprüchen und gelehrten Schriften; mit einer Sammlung von Rechtsfällen. Herausgegeben vom Legationsrathe Johann Friedrich Reitemeier. Erster Band, Erstes und Zweytes Stück. Frankfurt a. d. O., in der akademischen Buchhandlung. 1804. 168 und 142 Seit. 8. 1 Rg.

Die Absicht des Verfassers, eine periodische Schrift zu liefern, welche das Interessanteste von dem, was in der Gesetzgebung geschieht, mit Beurtheilungen anzeigt, verdient allen Beyfall. Er sucht sie, durch Bearbeitung folgender Gegenstände, zu erreichen, als: I. der Gesetzgebung; II. Gesetzauslegung; III. Gesetzanwendung und Wahrheitserforschung mit der Gerichtsverfassung; IV. Gesetzverbreitung mit den Lehranstalten für das Recht; V. Gesetz- und Gerichtssprache, und VI. Gesetze des Auslandes und des Alterthums. Unter No. I. giebt er historische Notizen über die neuesten Ereignisse in der Gesetzgebung in Deutschland überhaupt, in Preußen, Baiern und Sachsen. Unter No. II. finden sich erst allgemeine Bemerkungen über das Geschäfft der Interpretation; dann Anzeigen der Rechtsfragen, die in den neuesten, für Rechtsfälle bestimmten, Schriften abgehandelt worden sind. Unter III. sind ebenfalls Anzeigen der beschriebenen Art enthalten. Unter No. IV. führt der Verfasser seine Theorie über die Art und Mittel, die Gesetzwissenschaft zu einer allgemeinen Volkswissenschaft zu machen, auf. Unter No. V. werden Beyspiele zu verbessernder juristischer Ausdrücke geliefert; und in No. VI. vor der der Hand bloß die Gründe angegeben: warum die Notizen über Gesetze des Auslandes und des Alterthums (?) für den hier berücksichtigten Zweck nützlich sind.

In dem zweyten Stücke sind drey Rechtsfälle abgehandelt, und zwar I. der wahre Begriff von einem nichtigen Richterspruche; II. der Unterschied von Schatzscheinen und Geldpapier bey dem eignen Wechsel an Ordres; und III. Unterschied der üblichen Rechtsauslegung und der eigentlichen Observanz.

In

In allen diesen Abhandlungen findet man zwar recht gute Bemerkungen, insbesondre in Rücksicht auf Berichtigung der juristischen Sprache, (was man, nach den auf dem Titel dieses Werks gewählten Ausdrücken, eben nicht erwarten sollte); allein im Ganzen sind wir unbefriedigt geblieben, da das Gute mit zu viel unbedeutenden und oberflächlichen Bemerkungen, wie z. B. in No. V., untermischt; überhaupt auch zu weitschweifig, und ohne Bündigkeit und Kürze ist, was insbesondre die sehr gedrehnten Rechtsfälle angeht. Wir würden daher dem Verfasser für die Folge mehr Kürze und Auswahl anrathen.

Ag.

R. F. Terlindens Theorie der gerichtlichen Civilpraxis nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten. Zweyter Theil, welcher Muster und Erläuterungen dieser Theorie enthält. Halle, bey Hemmerde und Schweitschke. 1804. 21 Bog. und 7 Bog. Tabellen, gr. 8.

Bereits vor einigen Jahren gab der, durch Verbindung einer nützlichen literarischen Thätigkeit mit vielen praktischen Geschäfften, sehr achtungswerthe Verf. seinen Versuch einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren, nach den Gesetzen für die Preußischen Staaten, für angehende Decernenten und Gerichtsaktuarien heraus, und begleitete die darin aufgestellte Theorie mit zweckmäßigen Mustern. Diese Anleitung befaßt aber nur die Theorie und Muster zu den Verfügungen, Decreten und Relationen, welche bey dem gerichtlichen Verfahren vorkommen, und läßt eine große Lücke in Ansehung der praktischen Beobachtungsregeln für die Instrumenten und Referenten. Dazu kommt, daß die Theorie der Decretirkunst in den neuern Gesetzen viele, von den ältern ganz abweichende, Bestimmungen erhalten hat. Der Vf. hat es daher, zur Erreichung einer größern und planmäßigern Vollständigkeit, zweckmäßig gefunden, seine, im Jahre 1797 herausgegebene »Theorie der gerichtlichen Civilpraxis, nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung

für die Preußischen Staaten,« mit einem zweyten Theile, welchen wir in dem oben rubricirten Werke vor uns haben, zu vermehren. Die Absicht bey diesem zweyten Theile ist: die im ersten Theile aufgestellten Regeln nach dem ganzen Umfange der bey dem gerichtlichen Verfahren im Processe vorkommenden Geschäffte durch zweckmäßige Muster zu erläutern, um theils die Unvollständigkeit jener, bloß die Decretirkunst betreffenden, Formulare zu heben, und theils auch den Instruenten und Referenten die über ihre Geschäffte gegebenen Beobachtungsregeln in Mustern praktisch und sinnlich darzustellen. Der V. hat sich, bey jedem einzelnen Muster, auf die Paragraphen des ersten Theils seiner Theorie bezogen, dessen Vorschriften dadurch erläutert werden sollen, um dadurch das Nachschlagen zu erleichtern, und unnöthige Wiederholungen zu vermeiden. Er hat sich, bey der Auswahl der Muster, nur vorzüglich auf den ordentlichen Proceß eingeschränkt, und, in Ansehung der summarischen Processe, nur einige wenige Muster hinzugefügt, in der Ueberzeugung, daß es leicht seyn werde, die Formulare des ordentlichen Processes auf die rechtlichen Geschäffte im summarischen Processe anzuwenden. Die Theorie des gerichtlichen bürgerlichen Verfahrens in nicht streitigen Angelegenheiten aber erhält größtentheils aus dem, dem dritten Theile des Tellinbenschen »Versuchs einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren in unstreitigen Rechtsgeschäfften,« (Halle 1795), hinzugefügten Formularbuche ihre hinlängliche Erläuterung. — Es wird zureichen, gezeigt zu haben, wie die verschiednen, auf die Gerichtsordnung Bezug habenden, sowohl theoretischen, als praktischen Werke des V. in einander greifen, und sich zu einem Ganzen vereinigen. Denn an ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit ist längst nicht mehr gezweifelt; und es läßt sich immer weniger daran zweifeln, je ausgebreiteter der Beyfall wird, den sie bey den Geschäfftsmännern, vorzüglich bey angehenden, erhalten.

Dl.

Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung des positiven Rechts; von A. Hummel. Erster Theil. Gießen, bey Tasche und Müller. 1804. 220 Seit. gr. 8.

Auch

Auch unter dem besondern Titel:

Berichtigung der gewöhnlichen Theorie über die Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, nach Römischem und heutigem Recht; von ꝛc.

Diese Beyträge sind, laut der Vorrede, zu einer weitern Ausführung der, in des Verfassers Encyklopädie des positiven Rechts aufgestellten, und dort nur im Allgemeinen erörterten Thatsachen und Rechtssätze bestimmt. Nach der Kraftsprache, worin die Vorrede der gedachten Encyklopädie den Lesern zu erkennen giebt, daß der Verfasser, bey der Ausarbeitung seiner Schrift, sich auf denselben Standpunkt, in Beziehung auf die Rechtswissenschaft, gestellt zu haben glaube, auf dem Fichte bey der Ausarbeitung seiner Wissenschaftslehre, und Schelling bey der Darstellung des transscendentalen Idealismus und der Naturphilosophie in der bisherigen Form, in Beziehung auf die Philosophie, als Wissenschaft des Absoluten, standen; nach dieser Ankündigung, und nach der Versicherung, daß das Publikum die Naturphilosophie und den transscendentalen Idealismus bisher größtentheils gar nicht verstanden, und die genialische Darstellung des Systems des Indifferentismus aufs gröbste mißkannt; daß aber Fichte die unwissenschaftlichen Produktionen und Inkonsequenzen seines Zeitalters in seinen neuesten populären Schriften mit der höchstmöglichen Konsequenz aufgestellt, und eben dadurch es möglich gemacht habe, von der Unhaltbarkeit dieser Geistesproduktionen aufs vollkommenste sich zu überzeugen; daß endlich Schelling in seinen neuesten Schriften, und durch sie, die totale Stümperhaftigkeit unsers Zeitalters erwiesen und aufgedeckt, das Publikum dieses auch an ihm selbst und an seinen Schriften durch die That bewahrheitet habe; nach diesem Allen zu urtheilen, werden unsre Leser schon selbst leicht erachten können, daß es auch in diesen Beyträgen auf nichts Geringeres angelegt sey, als die Rechtswissenschaft von recht argen und groben Irrthümern; sonderlich auch von der auffallendsten Inkonsequenz ihrer Behandlung, zu säubern. Wenn der Verfasser in den Sachen selbst mit den Ideen eines bekannten classischen Cursus ziemlich übereinstimmt: so sucht er sich auch dadurch besonders zum diesen Cursus verdient zu machen, daß er unablässig bemüht ist, ihn dem Standpunkte,

worauf Fichte und Schelling nun einmal glücklich angelangt sind, immer näher zu bringen. Ob die Rechtsgeschäffte in dieser Sinnenwelt mit gutem Erfolg, von jenem Standpunkte aus, zu behandeln sind, ist eine andre Frage, die wir hier nicht weiter verfolgen mögen; so wie es überhaupt dahin steht, in wie fern der gedachte Cursus dazu geeignet sey, den Hauptzweck einer praktischen Wissenschaft, das ist, die Bildung tüchtiger und brauchbarer Subjekte für die Stellen, die der Staat mit Juristen zu besetzen hat, zu erfüllen.

Die Berichtigung der gewöhnlichen Theorie von den Tilgungsarten der Verbindlichkeiten, welche den ersten Theil dieser Beyträge einnimmt, betrifft eigentlich nur den bekannten Unterschied zwischen der Aufhebung ipso jure et ope exceptionis. Der Verfasser hatte seinen Aufsatz hierüber schon im Jahr 1798 der Fakultät zu Göttingen, auf Veranlassung der von der letztern über diesen Gegenstand bekannt gemachten Preisaufgabe eingesendt. Außer ihm waren noch zwey andre eingereicht worden. Das Urtheil der Fakultät, oder, wie es hier angegeben wird, der Herren Waldeck, Runde und Meister, fiel über die drey Abhandlungen nicht günstig aus. Der Verfasser hat es in der Vorrede abdrucken lassen; und unsern Lesern ist es vielleicht angenehm, solches hier zu vernehmen: »Ex his *auctor* »*libelli tertio loco nominati* non solum sermonis puritate »et orationis concinnitate, verum etiam acuta *originis* »*rei* explicatione prae reliquis eminet. Verum enim ve»ro tum hic, tum reliquarum commentationum au»ctores prorsus neglexerunt definitionem accuratam et »plenam, quando ipso jure, quando ope exceptionis, li»beratio contingat; praeterea vim et potestatem, quam »habet haec distinctio in permultis juris capitibus, eorum »nullus perspexit. Unde fieri non potuit non, quin de »usu ejus in foro judicium tulerint *admodum leve*. Quae »cum ita sint, nullum horum scriptorum praemio regio »dignum judicat Ordo.« In zweyen Noten zu diesem Texte wird 1) ad vocem *judicium leve* bemerkt, daß diese Worte, um einen Sinn zu haben, am besten durch *spekulativ*, d. i. nicht handgreiflich, zu übersetzen seyn möchten; »denn als seicht oder oberflächlich gebraucht, würde Hr. Hofr. Hugo, der hier, durch einen Druckfehler, der gründlichste Libelist —

soll.

soll wohl heißen Civilist — genannt wird, und welcher dasselbe judicium leve gefällt hat, aufs gröblichste injuriirt ꝛc., was doch die bekannte Bescheidenheit (?), die kollegialischen Verhältnisse ꝛc. des Ordo nicht zulassen. 2) Ad rocem praemio regio dignum etc. heißt es: »die Arbeit soll nicht einmal ein specimen diligentiae seyn, nicht einmal als Schülerarbeit Lob verdienen?«

Das Ganze dieser Ausführung geht nun keineswegs auf eine vollständige Abhandlung der einzelnen Tilgungsarten der Verbindlichkeiten, die hier nur ziemlich im Allgemeinen berührt werden; sondern, was der Titel eigentlich nicht vermuthen läßt, bloß auf eine allgemeine Kritik des Unterschiedes zwischen den modis tollendi obligationem ipso jure und ope exceptionis. Der Verf. sucht zu zeigen, daß dieser Unterschied, logisch betrachtet, nicht zu einer allgemeinen Eintheilung der Arten, eine Verbindlichkeit aufzuheben, gemacht werden könne, weil er eigentlich jura litigiosa voraussetze, und sich nur auf den Proceß beziehe, außer welchem sich eine Tilgung ope exceptionis gar nicht denken lasse; dahingegen die Aufhebung ipso jure auch ohne Rechtsstreit eintrete, mithin kein wahrer Gegensatz zwischen beyden Gliedern der Eintheilung vorhanden sey — daß ferner der ganze Unterschied beyder Arten allein aus der Verschiedenheit des alten Römischen Verfahrens vor dem Prätor und Judex entstanden sey, und sich darauf nur beziehe — daß er auch dort nur bey Processen über negotia stricti juris vorgekommen sey; hingegen bey Geschäfften bonae fidei die Rede davon nicht habe seyn können, weil hier das jus strictum keiner solchen Gegenhülfe des Praetors bedurft; vielmehr der Richter an sich schon auf das jus gentium Rücksicht genommen; auch in judiciis bonae fidei genau betrachtet, keine eigentliche exceptio, sondern nur inficiatio Statt gefunden; wenigstens hier der Satz gegolten habe, actionibus bonae fidei exceptiones ipso jure insunt — daß jener Unterschied der Aufhebungsarten schon dem neuern Römischen Rechte nach verändertem gerichtlichen Verfahren nicht mehr angemessen sey, wie denn auch Justinian selbst in den Institutionen (III. 30) seiner nicht mehr gedenke, wenn gleich die Kompilatoren ihn aus dem ältern Civilrechte beybehalten hätten — daß

also am wenigsten bey uns darauf zu achten; vielmehr die ganze Eintheilung durchaus ohne allen praktischen Nutzen sey. Alles dieses nun auszuführen, hat der Verf. etwas weit ausgeholt, und das ganze ältere Gerichtsverfahren beym Römischen Prätor und Juder weitläuftig auseinandergesetzt. Es fehlt dabey nicht an öftern Wiederholungen der Thatsachen und Rechtssätze, die er bey seiner Darstellung der Sache vorzüglich brauchbar glaubte.

Die Sache dürfte, genau betrachtet, leicht auf einen Wortstreit hinausgehen. Ganz ausgemacht ist es wohl nicht, daß der Unterschied der Tilgungsarten, welcher hier mit so großem Aufwande bestritten wird, sich im altrömischen Verfahren bloß auf negotia stricti juris bezogen habe; man sehe unter andern L. 27. §. 2. 3. D. de pactis. Auch scheint die logische Richtigkeit desselben noch nicht ganz überzeugend bestritten zu seyn. Denn warum sollte man die Gründe, welche eine Verbindlichkeit aufheben, nicht überhaupt in zwey Klassen theilen können — in solche, die schon gleich durch Vorschrift des Gesetzes die Tilgung der Schuld bewirken, ohne dazu einer weitern Erklärung zu bedürfen — und solche, die zwar diese Tilgung rechtlich möglich machen; aber doch wirklich selbst nicht eher bewirken, als nachdem der Richter vermöge derselben die Verbindlichkeit für aufgehoben erklärt hat? Warum sollte dieses nicht auch nach neuerem Römischen Rechte und selbst bey uns, oder wie ein berühmter Civilist sich anscheinlich nicht recht zutreffend ausdrückt, im heutigen Römischen Rechte gleichfalls noch Statt finden? Sind etwa die bey uns vorkommenden Tilgungsorten alle ohne Ausnahme ipso jure tales? Sagt doch der Verf. selbst S. 198, daß die restitutio in integrum vorzüglich als ein modus alle Obligationen ope exceptionis zu tilgen bemerkbar sey. Verhält sich das in unsern Gerichten gar nicht mehr so? Der Verf. hat sich hierüber nicht ganz deutlich erklärt; wenigstens möchte Rec. dem, was S. 208 von solchen Exceptionen, welche beneficia juris sind, vorkommt, keinesweges bestimmen. »Benutzt er, der Beklagte, heißt es, das Beneficium nicht: so entsteht erst »alsdann eine Verbindlichkeit; eben daher aber kann dadurch »keine Verbindlichkeit aufgehoben werden, und der Ausdruck obligatio ope exceptionis tollitur, hat heut zu Tage gar keinen rechtlichen Sinn mehr.« Freylich kommen

bey

bey den Römern mehrere Fälle vor, die eine Schuld nuper exceptionem aufhoben; die bey uns aber zu den modis tollendi ipso jure gerechnet werden müssen; aber di § Mehr und Weniger kann doch bey der Frage: ob der Gebrauch überhaupt noch Statt finde, nicht entscheidend seyn. — Am Schlusse der Schrift finden sich noch einige florum sparsiones über Meinungen Anderer, wobey der Verf. seinem Genius etwas indulgirt hat. Der Rec. findet es nicht nöthig, die Leser hiermit zu unterhalten.

Hz.

Beyträge zur Kritik des Kleinschrodschen Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuchs, von D. Salchow. Jena, bey Cröker. 1804. VIII u. 300 S. 8. 1 Rf.

Die vorliegenden Beyträge, in welchen der Verf. den Kleinschrodschen Entwurf erst Schritt vor Schritt verfolgt und zuletzt allgemeine Bemerkungen über das Ganze liefert, enthalten mehrere treffende Bemerkungen, und sie gehören unstreitig mit zu den geräthensten, welche über diesen Entwurf geliefert worden sind. Indessen leisten sie doch immer nichts Vorzügliches und des ausgesetzten Preises Würdiges. Sie verlieren sich zum Theil in sehr unbedeutende Anmerkungen, wie z. B. S. 80 f. über die Richtigkeit des Namens intellektueller Urheber; über die Nachmachung des Papiergeldes als Münzverbrechen S. 141 f.; über die systematische Anordnung des ganzen Entwurfs S. 274 f. u. dergl.; zum Theil enthalten sie sehr willkührliche und unhaltbare Behauptungen, z. B. bey der Frage: ob das Ausgeben der Münzen zur Vollständigkeit des Münzverbrechens gehöre S. 143, oder über die Trennung des Hochverraths von der Landesverrätherey S. 114 f., über Aufruhr und Insurrektion (Aufstand) S. 118 f., über die Abschaffung des privilegirten Gerichtsstandes in peinlichen Sachen, S. 245 f., über die Sonderung der General- von der Specialuntersuchung u. dergl. Auch eilt der Verf. sichtbar von den letzten Kapiteln über einzelne Verbrechen an; daher denn auch seine Bemerkungen, von da an, bis zu Ende, immer weniger interessant und wichtig werden, was gegen die lange

wei-

weiligen und zum Theil gezierten Einkleidungen zu Anfange z. B. S. 111, 127, 140, 145 und 194 sehr abstich. Sehr oft sprechen uns Geister, Gründlichkeit und Humanität an, auch sagt der Verf. durchgängig selber statt selbst.

Ok.

Arzneygelahrheit.

Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. Entworfen von D. *Joh. Dan. Metzger*, Sr. Königl. Majest. v. Preussen Geh. Rath, Leibarzt und Professor. Dritte verbesserte Auflage. Königsberg u. Leipzig, bey Göbbels und Unzer. 1805. 496 S. 8.

Wir brauchen von der neuen Ausgabe dieser klassischen Schrift nichts weiter anzuzeigen, als ihr Daseyn. Außer der erweiterten Bogenzahl, die von den lateinischen Lettern und den gespaltenen Zeilen herrührt, ist die §§. Zahl stehen geblieben; die Verbesserungen sind unerheblich, auf Literatur, Ausstreichen einiger ehemaligen Urtheile u. d. beschränkt, und mit dem Brauchbaren aus den 2 Bändch. der gerichtl. medicin. Abhandl. bereichert. Der Plan und die Stellung der Materien ist, wie in der zweyten Ausgabe; übrigens bleibt der Verf. seiner Ueberzeugung getreu. A. v. R. W. Wer wird sich von jedem Winde der Neulinge, wie ein bewegliches Rohr, hin und her treiben lassen! So verwirft er S. 2 Erhards und Foderé's Eintheilung der gerichtlichen Medicin, (die neuen Philosophen haben meistens keine richtige Logik, und daher eine schlechte Divisions- und Discretionsgabe); so eifert er S. 51 gegen die modische spekulative Philosophie, deren Mißbrauch, besonders durch junge Aerzte, die kaum dem einseitigen Unterrichte entlaufen sind, der Medicin viel geschadet hat. So verwirft er S. 52 das Auskramen der subtilen Anatomie, welche nur eingebildete Zergliederer in einem Fundscheine loben können, und S. 54 den Hypothesenkram der neuen und neuesten Pathologie. So nimmt er S. 55 die

die Semiotik, als einen unentbehrlichen Theil der Krankheitslehre, gegen die jungen Schreyer in Schutz. So fordert er S. 56 vom gerichtlichen Arzte die Kenntniß der Chirurgie und Hebkunst; aber nicht immer die Ausübung, (am Ende müßten diese Herren verhungern, oder sich, wie die Mäuse, auffressen). So läugnet er S. 57, daß die gerichtliche Chemie ein Theil des Criminalrechts sey. So beurtheilt er S. 120 den Loderschen Fall, und S. 142 die angenommene Möglichkeit der Amputation weit richtiger; so bleibt er S. 124 seiner alten Meinung von der Unnützlichkeit des Trepans getreu. So verbittet er S. 214 gegen Ehrmann die Landesherrliche Bestimmung des Giftes, als bedenklich; so ist er S. 216 noch immer zweifelhaft über die Aqua Toffanina, die doch jetzt ziemlich gewiß ist. So verwirft er S. 219 die neue chemisch-brownische Eintheilung der Gifte, als unschicklich für die gerichtliche Medicin, und eben so nimmt er S. 220 die Selbstvergiftungen mit gestoßenem Glase gegen Roose in Schutz; (der gute Mann war manchmal in seinen Urtheilen zu voreilig, und daher inkonsequent). So hält er S. 251 den actenmäßigen Hungertod für selten, (wir haben ihn nur einmal klagbar gefunden); aber desto strenger sollte er geahndet werden, weil er grausamer und martervoller ist, als der Tod von Verwundungen. Eben so bleibt der Verf. auch hier S. 303 bey dem natürlichen Termin der gesetzmäßigen Geburt (280 Tage) gegen den im Preuß. Gesetzbuche willkührlich angenommenen legalen Termin (302 Tage) aus Ueberzeugung (die Natur läßt sich unter keine Gesetze einzwängen) stehen; und mit gleichem Rechte läugnet er S. 321 das Athmen und Schreyen im Mutterleibe gegen Hunter und Osiander. Es ist schlechterdings unmöglich. So viel zur Probe! Aber, könnte man fragen: warum nahm der Verf. nicht eine stärkere Revision vor? und wir antworten — er war sehr krank, laßt uns also zufrieden seyn mit dem, was er that.

H.

Romane.

Romane.

Die Jesuiten, eine Arabeske von Gustav Stello. Jena, bey Stahl. 1801. 318 S.

Der Verf. hat durch das Wort Arabeske die Form seines Buchs, und somit den Platz, wohin er es will gestellt wissen, treffend und klug angegeben; von einer Arabeske erwartet man nicht viel, und fand, wenigstens Rec., mehr als er suchte. Für die Unwahrscheinlichkeit der Sache entschädigt der Verf. durch den raschen Gang, den er sie gehen läßt; überhaupt durch seine gute Feder, der man es zutraut, daß sie etwas Besseres liefern könnte, und darum einstweilen vorlieb nimmt, mit dem, was sie dießmal giebt.

E.

Gemälde aus der wirklichen Welt, vom Verfasser der Lebensscenen. Erstes und zweytes Bändchen. Mit Kupfern. Berlin, bey Oehmigke d. j. 1803. 24 Bog. 8. 1 Rt. 8 gr.

Diese Erzählungen, fünf an der Zahl, gehören zu dem gewöhnlichen Meßgute in diesem Fache, womit wir alljährlich unausbleiblich heimgesucht werden. Alltägliche Begebenheiten werden in einer ungleichen, bisweilen erhaben seyn sollenden, und dann wieder niedrigen Schreibart sehr breit erzählt, so daß man ganze Seiten überschlagen kann, ohne den langausgesponnenen Faden der Geschichte zu verlieren. Am meisten ist der Dialog verfehlt. Wie ist es z. B. wohl gedenkbar, daß eine Frau aus dem Bürgerstande, sich so ausdrücken werde: (S. 21 des ersten Bändchens)

»Sie werden wohl wissen, wie viel der Eintritt eines »Menschen in die Welt ehrenhalber kostet. Die öftere »Bemerkung davon, brachte uns bald in unsern Vermögensumständen zurück — und als wir die, die wir eben »ins Leben erkauft hatten, noch theurer wieder heraus »kaufen müßten ꝛc.« Auch in der Stellung der Worte und Sätze begeht der Verf. grobe Fehler; z. E. S. 82 des 2n Bänd-

Bändchens: »er kam seitdem immer seltener und nur dann »in den freundschaftlichen Zirkel des Amtmanns, der ihn »als Sohn schätzte und liebte, wenn er Amalien abwesend »wußte.« wo man die Bedingung des wenn, der Absicht des Verfs. zuwider, auf den letzten Satz zieht, statt daß sie sich auf den vorletzten beziehen soll.

Die beyden Titelkupfer sind mittelmäßig gerathen; scheinen jedoch auf den Inhalt keinen Bezug zu haben.

X.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Alb. Jac. Arnoldi, Theol. Doct. et Prof. primar. Chronici Syriaci Abulpharagiani e scriptoribus graecis emendati, illustrati Specimen. Marburgi. 1805. 8 Bog. 4.

So verdienstlich auch die Bemühung des Hrn. Hofraths Bruns und des damaligen Rektors Hrn. Kirsch war, als sie im Jahr 1789 zu Leipzig in zwey Quartbänden eine Ausgabe nebst lateinischer Uebersetzung des in so mancher Hinsicht schätzbaren Chronici Syriaci des Bar Hebräus veranstalteten; so haben doch beyde Gelehrte den in vielen Stellen verdorbenen syrischen Text nicht allenthalben so kritisch berichtigt, und die Uebersetzung nicht durchgehends so treu und richtig geliefert, als zu wünschen wäre; welches ihnen aber keineswegs zum Vorwurf gereichen kann, da theils auf Verlangen ihres Verlegers die Arbeit von ihnen sehr beeilt werden mußte, theils auch zur völligen Berichtigung und Aufklärung des Textes der vereinigte kritische Fleiß und Scharfsinn mehrerer Gelehrten erfoderlich ist; denn non omnia (nec quovis tempore) possumus omnes. Hr. Prof. Lorsbach lieferte bald nach Erscheinung jenes Werks mehrere sehr schätzbare Berichtigungen verdorbener Stellen in dem 3ten Theil des Neuen Repertoriums für bibl. und morgenländ. Literatur von Paulus; es ist aber dennoch eine

große Nachlese für andere orientalische Sprachforscher übrig geblieben. Hr. Dr. Arnoldi zu Marburg, dessen gründliche Gelehrsamkeit und große kritische Sorgfalt den Freunden der orientalischen Literatur längst rühmlich bekannt ist, und ihnen den Wunsch abnöthigt, daß er öfter die Resultate seiner Forschungen in Schriften mittheilen möchte, hat die Veranlassung, eine akademische Gelegenheitsschrift herauszugeben, dazu benutzt, einen Theil seiner Berichtigungen der oben erwähnten Ausgabe und Uebersetzung des Bar Hebräus bekannt zu machen. Er hat besonders ein bisher wenig beachtetes Hülfsmittel zur Berichtigung des Textes, nämlich die spätern griechischen Historiker, aus denen Bar Hebräus geschöpft, als Eusebius, Theodoret, Georgius Syncellus und andere mit dem besten Erfolge benutzt, und überhaupt eine solche Menge trefflicher Observationen geliefert, daß seine Schrift für die Besitzer der Ausgabe des syrischen Chronikons unentbehrlich ist. Rec. will, um sein Urtheil zu belegen, nur Einiges ausheben. S. 26 des syrischen Textes Zeile 14. 15 heißt es: Zu der Zeit, da Hiskiah in Judah regierte, wären in Sicilien außer andern Städten, auch Marathonia et Baronisus (ܡܪܘܢܝܐ ܘܒܪܘܢܝܣ) gebauet worden, welches ganz unerhörte Namen sind; für Marathonia hat schon Hr. Lorsbach sehr glücklich Tauromenium emendirt; das von ihm für Baronisus vorgeschlagen, befriedigt aber nicht; Hr. Arnoldi ändert bloß einen syrischen Buchstaben, nämlich Beth in Töph, und so entsteht die passende Lesart: Cheronesus, die durch Eusebius bestätigt wird, welcher unter andern Merkwürdigkeiten, die in das Zeitalter des Hiskiah setzt, auch anführt: ἡ Σικελία Χερρονησος ἐστιν. Ebendaselbst Z. 18. 19 heißt es von dem Judenkönige Manasseh, daß er von den Assyrern gefangen und zu Ninive eingeschlossen sey ܒܢܝܢܘܐ ܒܩܪܝܬܐ; Hr. Hofr. Bruns verändert die Lesart, und übersetzt *turri aenea*; Hr. Kirsch aber hat eine andere leichtere Aenderung vorgeschlagen und übersetzt *compedibus aeneis* (vinctus); Hr. Arnoldi dagegen bemerkt, daß es gar keiner Aenderung bedürfe; sondern daß die syrische Textesart nichts anders als das griechische Wort ἀγάλμα (simulacrum) sey; dieß werde bestätigt durch die fabelhafte Erzählung in Fabricii Cod. Pseudepigr. V. T. p. 1100 (vergl. Chald. Paraphrast 2. Chron.

2. Chron. 33, 12. Syncell. p. 214. Glyc. p. 197), daß der abgöttische Manasseh in dem von ihm selbst verehrten Jupitersbilde (ἀγάλμα χαλκοῦν oder ζῶδιον, wie Glycas ausdrücklich sagt) eingeschlossen worden sey. Zu S. 40 Z. 15 bemerkt Hr. Arnoldi, daß das unter den vom Seleucus Nic. erbaueten oder erneuerten Städten erwähnte ܦܠܘܣ nicht Phellus in Lycien sey, welches Hr. Bruns angenommen hat; sondern Pella in Peräa. So richtig es nach den vom Hrn. A. beygebrachten Zeugnissen des Eusebius und Appian zu seyn scheint, daß nur Pella hier genannt seyn sollte: so muß doch wohl Bar Hebräus selbst sich verschrieben haben. S. 68 (nicht 48) des Textes Z. 2 hat Hr. Bruns übersetzt: (Julianus philosophum simulavit), dum coquos et *institores* removeret; eine Uebersetzung, die nicht genug begründet werden kann; Hr. A. übersetzt auf die Auctorität des Ammianus und Sokrates Scholast. coquos et *tonsores*, indem er im Text die (freylich etwas kühne) Aenderung ܣܦܪܐ vorschlägt. Zu S. 72 kommen mehrere schätzbare Berichtigungen vor; er zeigt z. B. daß übersetzt werden müsse: (Theodosius) venit Constantinopolin, et aedificavit ecclesiam *Anasthasiam* cura *theologi magni, qui adhuc ibi est*, und daß die letztern Worte keineswegs unächt oder corrumpirt sind; sondern daß Bar Hebräus dadurch sehr richtig den Gregorius Nazianzenus, τὸν Θεολογὸν τὸν μέγαλον bezeichnet hat. Auch verbessert er mit Recht das lächerliche Thessalonica, quae fuit *caput Italiae* (ܐܝܛܠܝܐ) in — *caput Thessaliae* (ܬܛܠܝܐ), coll. Theodoret. H. C. V, 17. — Diese wenigen Proben, zu denen wir leicht noch mehrere, eben so interessante hinzufügen könnten, werden für unsern Zweck, auf diese gelehrte Schrift aufmerksam zu machen, genügen. Wir wünschen nur, daß der Hr. Verf. bald eine Fortsetzung liefern möge. Die Observationen in dem jetzt angezeigten Specimen erstrecken sich nur bis S. 129 des syrischen Textes. Noch bemerken wir, daß Hrn. Arnoldi's Schrift sich auch durch den guten lateinischen Styl nicht nur, sondern auch durch guten Druck und Papier empfiehlt; nur ist es Schade, daß das Syrische (vermuthlich wegen Ermangelung brauchbarer syrischer Lettern in

der akadem. Druckerey zu Marburg) stets durch hebräische Buchstaben ausgedrückt ist.

Rs.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Griechische und römische Mythen. In Briefen an Emilie. Frey nach dem Französischen der Herren De Mouslier und Tressan bearbeitet. Mit Kupfern. Vorrede, Demouslers Leben und Einleitung 70 S. Erster Theil, 204 S. Zweyter Theil, 172 S. Dritter Theil, 232 S. Vierter Theil, 156 S. Fünfter Theil, VIII und 165 S. Sechster Theil, 155 S. 1804. 8.

Wir besitzen bereits einige Uebersetzungen dieser Mythologie, die durch ihre reizende Einkleidung so viel Glück gemacht, und welche noch unlängst Hr. Dokt. Schreiber in Eisenach, von neuem zu bearbeiten versprochen hat. Auf die freye Uebersetzung, welche wir vor uns haben, ist alle die Ausmerksamkeit verwendet worden, die ein Werk des Geschmacks von diesem Gehalt verdiente, und es erscheint in dem deutschen Gewande nicht minder zierlich, als in dem, mit welchem es sein Urheber ausstaffirte; aber von einigen Schlacken gereinigt. Die Briefe, mit welchen Tressan das Werk von Demoustier in der Braunschweigischen Ausgabe ergänzt hat, sind beybehalten. Das Aeußere ist gefällig, und mehrere Kupfer und Vignetten nach Antiken, sind wenigstens schöner, als die den Ausgaben des Originals zugegebenen.

Ch.

Die elegischen Gedichte des Properz, lateinisch und deutsch, mit erklärenden Anmerkungen, von Friedrich

durch Carl v. Stromberk. Erster Theil. Braunschweig, bey Kablisch. 1803. 8 Bog. 8. 12 Gr.

Der würdige Geschäftsmann, von welchem diese Uebersetzung herrührt, hat bereits durch mehrere, in periodischen Blättern bekannt gemachte Proben einzelner Gedichte aus römischen Elegikern, seinem Beruf zur Verdeutschung des Properz, eines der lieblichsten Elegiendichter des Alterthums, zureichend bekundet. Die Uebersetzung des ersten Buchs, welche er hier vollständig liefert, ist im Ganzen wohl gerathen; sie beweiset, daß er sein Original fleißig studirt hat, und der Sprache des Römers, so wie seiner Muttersprache, mächtig ist. Nur fehlt freylich sehr viel daran, daß er die Lieblichkeit und Eurythmie seines Urbilds erreicht hätte, oder ihr auch nur nahe gekommen wäre. Seiner Nachbildung klebt in Wendungen und Ausdruck häufig eine gewisse Schwerfälligkeit an, die gegen den leichten, oft beynahe hüpfenden Versbau des Römers merklich zurückbleibt. Vorzüglich aber wünscht man die häufigen Inversionen und künstlichen Wortversetzungen weg, durch welche der, in der Ursprache so wohllautende Dichter in der Uebersetzung wesentlich verliert. Z. B.:

Seite 5.

»Selbst vergißt er zu geh'n, Wege, die sonst er betrat.«

S. 9.

»Daß Du strahlen Dich nicht lässest im ewigen Glanz.«

S. 15.

»Fürchtend die Strenge zu sehr ihres empfundenen Zorns.«

(Wo überdieß unter experta *saevitiae*, nicht Zorn, sondern Härte und Grausamkeit zu verstehen seyn dürfte).

S. 17.

»Bis daß Luna die Fenster, dem Lager entgegen, durchschwebend«

wo entgegen, für diversas fenestras des Originals, dem Sprachgebrauche nicht gemäß ist.

S. 23.

»Denn nicht sonst ein Verlust kann Cynthia stärker bewegen.«

Seite 27.

»Armer zum äußersten Ziel strebst des Verderbens Du hin.«

S. 29.

»Meiner Blässe wirst dann so oft nicht mehr Du Dich wundern.«

(Hier verursachen überdieß die acht auf einander folgenden einsylbigen Wörter einen häßlichen Uebelklang).

S. 109.

»Aber daß Deine Lieb' einst Du mir entziehest der Leiche.«

(Eine gezwungenere Wortfügung läßt sich kaum denken, vorzüglich, wenn man sie mit dem so einfachen und verständlichen Originale:

Sed ne forte Tuo careat mihi funus amore

vergleicht).

An einigen Stellen hat sich der Verdeutscher zu klavisch an die Ueberschrift gehalten. Z. B. S. 31:

Non ego nunc Adriae vereor mare noscere Tecum.

»Mit Dir fürcht' ich mich jetzt nicht das Adrische Meer zu befahren.«

wo wir mit einer kleinen Aenderung befahren lesen würden. — Auch hier folgen wieder acht einsylbige Wörter auf einander.

Hier und da scheint auch der Sinn ein wenig verfehlt zu seyn. Z. B. in der ersten Elegie V. 36:

Neque assueto mutet amore locum,

gewöhnt an den Ort, fliehe der Zärtliche nie.

wo das Original offenbar sagt: der Liebe gewohnt, nicht des Orts.

Etwas kühn und ungewöhnlich scheint es uns zu seyn, wenn die *vagas puellae* S. 28 durch schweifende Mädchen übersetzt werden. Auch möchte der Genius unserer Sprache viel dagegen einzuwenden haben, wenn hier nachstehender Vers der sechsten Elegie:

His

His ego non horam possum *durare* querelis.

Solcherley Klagen vermag ich nicht eine Stunde zu dauern

verdeutscht wird. Eben so wenig würden wir in derselben Elegie das *durum* fatus durch hartes Geschick übersetzt haben. — Wodurch der Uebersetzer bewogen worden ist, S. 39 das, sehr unglücklich gebildete neue Wort Huldung zu schaffen, ist, da das Original nicht die geringste Veranlassung dazu giebt, nicht wohl einzusehen.

Bisweilen fehlt es auch am Zusammenhange, wo ein kleines Verbindungswort den Ideengang des Dichters, welcher freylich manchmal etwas desultorisch ist, hätte bezeichnen können. —

Die am Schlusse jeder Elegie hinzugefügten Anmerkungen beschäfftigen sich mit der Angabe des Inhalts, der Auslegung schwieriger Stellen, und der Erklärung mythologischer und historischer Anspielungen.

X.

Lexicon Xenophonteum. *Volumen quartum.* Lipsiae, in libraria Gleditschia. cIↃIↃCCCIIII. 628 S. gr. 8. 4 Mg.

Mit diesem Bande ist nun dieses Werk vollendet, das der Sprachkenntniß und dem aushauernden Fleiße des sel. Konrektor Thieme in Leipzig, und seinem Schüler und Freunde, dem Hrn. Rektor Stroz in Grimma, Ehre macht. Der Plan und Gehalt dieses Lexikons ist schon von einem andern Herrn Mitarbeiter an unserer Bibliothek in den Anzeigen der drey ersten Theile im Allgemeinen gewürdigt worden. (S. Band 72, 73 und 84). Rec. wünschte den Lesern dieser Zeitschrift genauere Rechenschaft von dem Inhalte dieser mühsamen Arbeit zu geben, und zugleich einige Nachträge zu liefern; aber er fürchtet, daß er den Recensenten der übrigen noch anzuzeigenden Schriften den Raum wegnehmen möchte; er begnügt sich daher, nur etwas Weniges zu erinnern, wozu ihm eine wiederholte Prüfung des ganzen Werks, und besonders des vorliegenden Theils Veranlassung gegeben hat.

Zuförderst sind alle Wörter, Formen und Bedeutungen, welche sich im Xenophon finden, aufgeführt, und mit den Stellen, in welchen sie vorkommen, und die fast durchgängig wörtlich abgedruckt worden sind, sorgfältig gesammelt; die wichtigern Varianten und Muthmaaßungen der Gelehrten des Xenophon an Ort und Stelle beygesetzt; die verschiedenen Uebersetzungen der Wörter, welche mehr als einen passenden Sinn zulassen, und meistentheils die Erklärungen der Wörter in den ältern Grammatikern, Suidas, Hesychius, Phavorinus, Thomas Magister, Moeris Atticista u. a. beygebracht, und öfters ist auch auf neuere Kommentatoren verwiesen worden, welche das eine und andere Wort genauer in ihren Ausgaben erläutert haben.

Rec. hat einige Bücher des Xenophon mit diesem Wörterbuche genau verglichen, und fast immer die erwünschte Auskunft gefunden; in manchen Artikeln hat er auch nicht eine Stelle aus jenen Büchern vermißt, welche zum Beleg dienen kann. Aber es ist natürlich, daß auch dem angestrengtesten ausdauernden Fleiße noch manches Citat entgehen mußte, das sich nur erst nach und nach, da man das Ganze abgedruckt vor sich hat, nachtragen läßt. Von allzubekannten, gar zu oft vorkommenden Wörtern kann hier ohnehin nicht die Rede seyn. Das gilt auch von den aufgeführten Varianten und Muthmaaßungen der Gelehrten, von ihren verschiedenen Uebersetzungen, und von den Erklärungen der ältern Grammatiker, unter welchen hier manche vermißt werden; da hingegen manche füglich hätten wegbleiben können. Was die letztern und die Erklärungen einzelner Wörter in den Schriften neuerer Philologen insonderheit anbelangt; so schien es dem Rec., als ob das richtige Verhältniß nicht immer getroffen worden wäre. In manchen Artikeln, die vielleicht am ersten eines solchen Citats bedurften, ist gar keins; in manchen aber sind wohl zu viele aufgeführt worden. Einige Schriften, welche hier erwähnt werden, sind entweder gar nicht im Buchhandel zu haben und längst vergessen, oder im Ganzen zu unbedeutend, z. B. einzelne Schulprogrammen S. 36 oder 546; auf der andern Seite sind die klassischen Kommentatoren, z. B. Ezech. Spanheim (zum Kallimachus, Aristophanes, Julianus), Hemsterhuis (zum Plutus des Aristophanes),

Wolf,

Wolf, Wyttenbach u. a. selten oder gar nicht angeführt worden. Manche Erläuterungen scheinen für den angehenden Philologen, auf welchen Thieme und H. Sturz, wie billig, Rücksicht genommen haben, noch nicht ausreichend zu seyn; bey manchen hat der H. Herausg. sein Urtheil nicht bestimmt ausgesprochen, was bey mehreren namentlich bey Zeune's Bemerkungen öfters nöthig gewesen seyn dürfte.

Rec. will diese unmaaßgeblichen Aeußerungen durch Beyspiele belegen, so gut es ihm an einem Orte möglich ist, wo ihm, entfernt von seiner Heimath, nicht einmal eine vollständige Ausgabe des Xenophon, geschweige denn eine Sammlung der besten Kommentare über die griechischen Klassiker zu Gebote steht, und wo er seine Kollektaneen nicht befragen kann.

In dem Art. ῥαβδωτὰ ἱμάτια heißt es: stragulae virgatae, h. e. in quibus lineae quaedam purpureae intextae erant. Hier könnte man fragen: müssen denn die Streifen nothwendig purpurfarben seyn? Unter ῥαΐζειν wird, wie in στέργειν, ὀλολύζειν, σῶστρον, σωφρονεῖν, die eigentliche Bedeutung genauer erläutert und mit den Bemerkungen Triller's zum Thom. M. und Fischers im Ind. Aeschin. belegt. Aber das ist bey andern schwierern Wörtern selten oder gar nicht geschehen. — Unter ῥαψῳδεῖν wird bemerkt, daß Tho. M. in dem Worte ῥαψώνη, es ein ἄχρηστον ῥῆμα nenne; aber nicht gesagt, daß er Recht habe. — Unter ῥαψῳδὸς wird gesagt: erant autem rhapsodi genus hominum molestum Athenis, und diese Bemerkung durch eine Note Valckenars zum Herodotus belegt. Hier wird übrigens Dressigs commentatio critica de rhapsodis angeführt; aber nicht, was Wolf und Ilgen, welche Rec. hier nicht nachschlagen kann, gewiß genauer entwickelt haben. — Wie genau die Verff. zu Werke gegangen sind, davon zeugt z. B. der Art. ῥᾴων. In einer Note zum Tho. M. werden nämlich drey Stellen citirt, wo diese Form vorkommen soll; allein die Verff. haben sie nicht finden können. Das Adverbium ῥᾷον ist vermuthlich gemeint. — Sollte wohl die Stelle des Ammonius, in welcher der Unterschied zwischen ῥᾴδιος und μυητῆρες erläutert wird, hier nothwendig seyn? Bey Ῥήτωρ ist zu vergleichen Valckenar. Diatrib. ad Eurip. Fragm. p. 247 u. Reis-

ke ad Demosthen. 680, bey σκόροδον die Interpreten zu Aristoph. Acharn. 166. und Equit. 493. — Unter Ῥόδος und Ῥόδος, Σικελία, Σκύθαι, Σπάρτη, Τιβαρηνοί, Τρωάς, u. a. Ortsnamen, steht nichts weiter, als der lateinische Name. Anderwärts ist in den geographischen Artikeln zwar mehr gesagt; aber die Angabe doch nicht ganz genau. So heißt es unter Τήμνος, Temnus, πόλις τῆς Αἰολίδος, nach Steph. Byzant., der fleißig aufgeführt wird. Der kleine Zusatz »haud procul a Smyrna remota« würde vielleicht nicht überflüssig gewesen seyn. Unter Σκῆψις steht: Scepsis, πόλις Τρωϊκή. Genauer war: urbs munita, a Milesiis condita, haud dubie tempore seriori, ab Aeoliis inhabitata, unde ea ad urbes Aeolicas refertur. Strab. XIV. p. 941. Genauer ist der Artikel Σινωπεῖς, Σπαρτωλός, u. a.

Der Hr. Herausg. konnte freylich in den geographischen Artikeln nicht so vollständig seyn, als Larcher in seinem Wörterbuche zum Herodotus; aber etwas mehr möchte der jüngere Leser wohl hier suchen, als er bisweilen findet. Die lange Erklärung des Suidas von ῥυθμὸς war wohl nicht nöthig. Bey ῥυθμὸς (βακχεῖος) fehlt Symp. 9. 3. Unter den Namen der Münzen σίγλος, στατήρ, τάλαντον, τριώβολον, so wie z. B. im ersten Theile unter Δαρεικὸς, ist nicht bemerkt worden, wie viel sie nach unserm Gelde betrugen. — Unter σιδὸς, Σκιρῖται, στιβὰς, στρατηγὸς, στύραξ, σωτὴρ, χρῆμα, σάγαρις, σατράπης, sind wohl die Citate ohne Noth gehäuft. — Wäre es nicht kürzer gewesen, wenn zu Ende des Artikels συμφρέχειν gestanden hätte: Polyb. 5, 33. als: Polybii locum attulit Maius Obs. Sacr. 4. p. 313.?

Daß bey einem sehr seltnen Worte, oder einer seltnen Bedeutung, wo bey den Lexikographen die Autorität fehlt, eine Beweisstelle aufgeführt wird, ist sehr gut; aber sollte sie auch anderwärts nöthig seyn? Wie oft hätte da bemerkt werden müssen: legitur etiam! Zuweilen wenigstens war eine nähere Bestimmung nöthig. So kommt z. B. συνταράττειν noch öfterer, z. B. beym Polybius, vor. Wollte aber der Hr. V. sagen: legitur etiam *hoc significatu*: so mußte es wohl zugesetzt werden. Beym Polybius ist πόλεμον σ. bellum con-

comitare. — Bey στράτευμα fehlt Symp. 8, 32. Unter συνειπεῖν fehlt Symp. 1, 2; bey σαθμὸς Symp. 3, 43. 45. Könnte das σωκρίνειν (σωκράνειν) nicht vielleicht in einem Exemplar des Hefychius geſtanden haben, wie σκακτὴρ in einem Exemplar des Pollux? Sollten wohl die vielen Definitionen der σωφροσύνη von Iſidorus, Ariſtoteles, Plutarchus, Diogenes Laertius, Joſephus, Phavorinus, Cicero, welche alle wörtlich aufgeführt werden, ganz zweckmäßig ſeyn? — Bey σεμνὸς fehlt Ap. 8, 5, 20; bey der Bemerkung σῆτον jungitur cum ποτὸν Ap. 2, 1, 24. Unter Φθόνος ſteht nur die Definition des Cicero von invidia. — Nicht nur von der Verwechslung des σεσφὸς mit σοφὸς; ſondern auch von der Bedeutung des erſtern Wortes hat Ruhnken geſprochen. — In τακτέος vermuthet der V., Xenophon habe in den Memorabil. 3, 1, 11 ſtatt τακτέων geſchrieben τακτῶν, *inſtructorum*, ubi quodque agmen inſtructum eſt. Dieß nähert ſich der gewöhnlichen Lesart mehr, als ταγμάτων beym Stobäus; und τάξεων, welches Hr. Schütz billigt. — Einen Beweis von der Genauigkeit der Verff. giebt der Artikel τὶς, welcher 14 Seiten einnimmt. —

Warum wohl in der Erklärung der Bedeutung des Wortes τροφὰς der Zuſatz: qui *ea parte anni, qua rex regiones obibat?* etc. — Ueber τέμενος hat Hr. Dir. Degen einen eignen Aufſatz in ſeinen Auszügen und Anzeigen kleiner akademiſcher und ſcholaſtiſcher Schriften, und zwar im erſten Stück, abdrucken laſſen. — ὑγρὸς kommt Sympoſ. 5 dreymal vor. Die Bemerkung dort, daß noch Niemand einen Haſen habe gehn (βαδίζειν, ſ. dieſes Wort) geſehn, iſt offenbar eine Gloſſe. — ὑγροσκελὴς, vom Haſen gebraucht, Sympoſ. 5, 13, fehlt ganz. — Cyn. 5 kommen auch ὑψηλὰ ὦτα vor. — ὑδροποτέω wird auch ὑδροτοτέω geſchrieben. ſ. Pierſon. zum Moeris, p. 380. — Ueber ὑμνέω ſ. Spanhem. zu Julian. Orat. I. p. 96 ſq. — In ὑποζύγιον fehlt Anab. 4, 5; ſo wie unter ὑπολύεσθαι und ὑπόδημα. Von der eigentlichen Bedeutung des ὑβρίζειν ſ. Ariſtoph. Plut. 564. — Nr. 1. (turpem vitam agere) ſteht auch Ap. 8, 1. 30. — Sollte das Verbum ὑέω nicht einmal beym Xenophon vorkommen? Hier fehlt es ganz. — Bey der Lesart ὑπερφάνῃ (in ὑπερφανὴς) iſt zu vergleichen Euſtath. ad Homer. Il. β. p. 238, 27. — Bey ὑπακούειν fehlt unter Nr. 3. Oecon. 14, 9. Ap. 8, 7. 10. — In ὑφελέ-

σθαι

ὦχι fehlt K. 5. ὠφελεῖται πρὸς τὸ ὁρᾶν. — Zu der Bemerkung von Φροντιστήριον kann verglichen werden Lamb. Bos in Obss. critt. p. 63. Bey Φθέγγεσθαι fehlt Sympos. 4, 1, 9. — Φέλλευς (S. 442) s. Harpocrat. p. 292. — Sollte wohl Sympos. 9, 5 ὡραῖος für adultus stehen? Sollte nicht vielmehr jene Stelle als Beleg für No. 3, und für die hier mitgetheilte Bemerkung gebraucht werden können, was für ein Unterschied zwischen ὡραῖος und καλὸς sey? Bacchus war ein schöner Mann (καλὸς), und Ariadne war ein reizendes Mädchen (ὡραία). — Da einzelne Abhandlungen nicht leicht in den Händen der Leser sind: so wär es wohl besser, wenn, unter dem Artikel ὦχι, Manso's Versuche über mythologische Gegenstände citirt wurden, wo bekanntlich diese Abhandlung (wenn Rec. nicht irrt, verbessert und vermehrt) abgedruckt worden ist. — ὀσμωμαος ist offenbar Bilsenkraut. s. Dioscor. 4, 69, Nicand. Alexipharm. u. A. — Nach den anderwärts vorkommenden Citaten in geographischen Artikeln konnte vielleicht auch unter Sicyon, Sparta, Salamis, Samos, Syracus, eine Quelle aufgeführt werden, wo man weitere Auskunft über die genannten Oerter findet. — Was einzelne Lesarten und Uebersetzungen verschiedner Interpreten anbelangt: so war es vielleicht gut, wenn der Hr. Herausgeber öfter sein eignes Urtheil hinzufügte. So ist z. B. im ersten Theil die Stephanische Lesart: πρὸς δρόμον, statt: ἁρμὸν, ohnstreitig richtiger, (Cyn. 5); so wie Gesners Uebersetzung von σύγκωλα. Auch dürfte über die Bedeutung von συγκόπτειν (Sympos. 8, 6) nicht leicht ein Zweifel seyn, da vorhergegangen war: μὴ ὄχλον παρέχε. — Ωκύλλος ist unstreitig einerley mit Ωκέλλας, einem Lacedämonischen Gesandten. — Sollte wohl χαίρετες (S. 535, No. 4) in Sympos. 8, 36 beneficium seyn? Unter χηλὴ wird gesagt: de alia vocabuli notione v. Kühn. ad Polluc. Aber wie oft hätte dieß müssen bemerkt werden, wenn das anderwärts hätte geschehen sollen! —

Man wird noch öfterer Stellen vermissen, wo ein Ausdruck vorkommt; aber hier ist es nöthig, den am Ende citirten Artikel nachzuschlagen, wo die eine oder andre Stelle, bey der Verbindung mit andern, schon aufgeführten Wörtern, bereits vermehrt worden ist. Z. B. unter χρίεσθαι fehlt Sympos. 2, 2. Aber man muß μύρον vergleichen. Unter σωφροσύνη fehlt Sympos. 4, 5.; aber man vergl. αἰδώς.

Daß

Daß die Glossen der alten Grammatiker wörtlich mitgetheilt worden, ist für den unbemittelten Leser sehr gut; nur hätte es überall geschehen sollen, z. B. unter ὑπερήφανος.

Noch verdient die Genauigkeit des Drucks gerühmt zu werden, welche man in diesem vierten Theile dem Herrn Conrektor Hauptmann, zu Gera, verdankt. Rec. hat, so weit er selbst das Werk vergleichen, wenig Fehler in den Zahlen und in den griechischen Worten gefunden; und wo er sie fand, da konnte er leicht immer entscheiden, weil ihm die von dem Herr. Herausgeber vergliechene Ausgabe nicht zur Hand war. Die, welche ihm vorgekommen sind, kann Jeder leicht verbessern, der ein solches Wörterbuch nachzuschlagen im Stande ist. Z. B. S. 101: imperatoris. S. 255: sepultura. S. 357 unter ὕλη — ἀψινθίς für ἄψινθος. S. 590 steht unter ψυχή vita, Ap. 3, 12, 2, statt: 3, 12, 1. S. 239 kommt quae tamen und qui tamen gleich hinter einander vor, was sich leicht abändern läßt. — Noch eine Kleinigkeit erlaubt sich Rec. zu bemerken. Der Hr. Herausgeber braucht ihres (z. B. S. 24. 44. 240. 241) adeo für folglich. Daß Tausende, und unter diesen auch berühmte Philologen, so schreiben, ist bekannt; aber Rec. zweifelt, ob irgend ein alter Klassiker dieß gethan habe. Adeo ist sogar, so sehr. Grad folglich, mithin, muß man sagen: ideo. Da beyde Adverbia einen ganz verschiedenen Sinn haben: so ist es klar, daß in manchen Fällen eine große Zweydeutigkeit entstehen könte, die man vermeiden muß. S. 360 sollte es wohl heißen: Bach. ad Symp.

Uebrigens ist noch bemerkt worden, welche Worte Stephanus in seinem Thesauro aufzunehmen vergessen hat; dahin gehören z. B. im Buchstaben Σ. die Wörter: σίγλος, siclus; σμινύη, ligo; σπειρίον, velamen, vestis; στενοχορία, angustia; στρατῆς, constanti et invicto animo; στρατηλάτης, dux militum; στρατιώτις, militi vehendo idonea; συγκαταδάζεσθαι, simul porrigere; συγκαταθεῖν, una excursionem facere in agrum hostilem; συγκαταλαμβάνειν, simul capere; συγκαταμιγνύναι, commiscere; συγκατασπενδάζειν, simul effundere; συγκατασρέφεσθαι, una in potestatem redigere; συμβοᾶν, acclamationibus convocare et excitare; συμμηχανᾶσθαι, excogitare; συμ-

πα-

παρατάττεσθαι, in eadem acie consistere; συμπαροξύνειν, simul excitare; συμπαρορμᾶν; συμπεριϊέναι, una circumire; σύμπλεως; συμπροσορᾶν; συμπρουθυμεῖν; σύμπτυκνος, densus; συμφυγάς, exilii socius; συμφύλαξ, custodiae socius; συναιθριάζειν; συναναβοᾶν, una vociferari; συναναπάμπτειν, inflectere; συναναπράττειν, in exigendo adjuvare; συναξιᾶν, annuere; συναποδοκιμάζειν, una improbare; συναποστέλλειν, una mittere; σύνεισπλεῖν, una navigare; συνεπβαίνειν, una escendere; συνεπιβιβάζειν, adjuvare alios in extrahendo; συνεκκόπτειν, una caedere; συνεκπέρᾶν, una evadere; συνεκτάττειν, una cum aliis ducibus aciem instruere; συνεκτρέχειν, una excurrere; συνεμβάλλειν, simul aggredi; σύνεξευπορίζειν, adjuvare in comparando; σύνεξιέναι, una abire; u. s. w.

Daß die Herren Verfasser überall selbst gedacht, und mit eigenen Augen gesehen, und daher die Irrungen ihrer Vorgänger vermieden haben, wird man sehr bald bemerken. So steht in dem Zeunischen Wortregister zu seiner Ausgabe der Denkwürdigkeiten des Socrates unter σαφής die Bedeutung insignis, praecipuus, mit der Stelle Ap. 11, 24. Aber von findet sich nichts; und jene Bedeutung ist im vorliegenden Lexicon weggelassen worden. Unter σαφηνίζειν steht bey Zeune a. a. O. illustrare, de fole, 4, 3, 4. Aber offenbar ist dort σαφηνίζειν so viel als indicare; wie auch das Lexicon von Xenophontem richtig bemerkt. Dagegen ist wohl die Zeunische Erklärung von σπεδαῖος (σπεδαῖα) σπέρματα, Ap. 4, 4, 23 genauer, als die im vorliegenden Lexicon. Das letztere hat unter No. 7 bonus, probatus. (Unter No. 2 steht die Bedeutung bonus, probus, gravis.) Aber Ernesti hat: σπέρματα σπεδαῖα, bonum semen, e quo valentes et robusti liberi procreari possunt.

Möchten doch mehrere Gelehrte solche speciellen Wörterbücher über einzelne griechische Schriftsteller bearbeiten, damit endlich einmal ein Werk vorbereitet werde, aus den gesammten griechischen Sprachschatz, so weit es möglich ist, aufstellt!

Itz.

Deut-

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch nach den besten größern Werken, besonders nach Scheller, Bauer und Nemnich ausgearbeitet, und mit vielen tausend Wörtern vermehrt von Johann Gottfried Haas, Conrektor der Schule zu Schneeberg. Zweyter Theil, deutsch-lateinisch. Wohlfeile, zum Gebrauche für Schulen bestimmte Ausgabe. Ronneburg und Leipzig, bey Schuhmann. 1804. 598 Seit. gr. 8. Beyde Theile 2 Rg. 12 gr.

Der erste, lateinisch-deutsche Theil dieses Wörterbuchs ist im 93sten Bande unsrer Bibliothek, S. 173—78, angezeigt worden. So wie bey jenem Scheller die Grundlage war: so ist es bey dem vorliegenden zweyten, lateinisch-deutschen Theile Bauer, welcher, in Absicht auf die gute Latinität, ohnstreitig den Vorzug hat; übrigens aber, nach des Rec. Einsicht, nicht ganz zweckmäßig bearbeitet ist.

Daß Hr. Conrektor Haas weit mehr Wörter aufgenommen hat, als Scheller, Bauer, und alle seine Vorgänger: davon kann man sich auf allen Seiten überzeugen. Er hat fast alle, aus fremden Sprachen entlehnte, unsrer Muttersprache aufgedrungene Wörter, die üblichen Kunstausdrücke, die im gemeinen Leben vorkommenden, sogar provinzielle Wörter, hier übersetzt. Man darf nur die deutschen Wörterbücher von Adelung, Rothe, Campe, und Andern vergleichen. Außer andern Wörterbüchern, hat er vorzüglich Nemnichs Polyglottenlexikon der Naturgeschichte benutzt, und dadurch seinem Werke, vor allen vorhergehenden, einen Vorzug gegeben. Auch sind hin und wieder mehrere lateinische Ausdrücke zu denen, welche Bauer hat, zugesetzt oder abgeändert, und, wie man leicht denken kann, ist Vieles, was Bauer und Scheller haben, weggelassen und abgekürzt worden. Indessen lassen sich noch manche Zusätze machen, was wohl sehr begreiflich ist; und wenn gleich die mehresten

Ab-

Abänderungen und Abkürzungen geflissigt werden dürften: so scheinen doch manche weder nothwendig, noch zweckmäßig zu seyn. Hier sind Beyspiele, welche das Gesagte bestätigen.

Im Aa hat Hr. Haas folgende Wörter mehr, als Bauer: Aa in Flandern, in Münster und Unterwalden ꝛc. Aachen, Aalbaum, A—bock, —eidechse, frau (mutter), —grundel, —schlange, —scholwer, —wurm, Aalshornbaum, Aamdamsblohm, Aar (Raubvogel, — Fluß in der Eyfel, — in der Schweiz), Aarbeere, Arnvogel, Aasfliege, —geier, —käfer, krähe, —rabe, aasen. Im Bauer ist auch noch erklärt: A und B (in der Bibel, Offenb. Joh.); A in der Musik; und die Redensart: Wer A sagt, muß auch B sagen. Aalartig, Aalshaut. Man sieht, daß in diesem kleinen Abschnitte schon Manches unnöthigerweise aufgenommen; und dagegen Manches weggelassen worden ist, was man hier sucht. Bey Beyden könnte z. B. Aalsuppe wegbleiben; denn wenn der Aal anguilla, und die Suppe jus heißt so ist der lateinische Ausdruck leicht zu finden. Eben das gilt von Aalshaut bey Bauer, welches Haas nicht aufgenommen hat; und nur etwa die uneigentliche Bedeutung (homo lubricus) könnte allenfalls hier stehn. Ob der Anfänger in Verlegenheit kommen werde, die Wörter: Aalscholwer, Aarbeere, Arnvogel, Aamdamsblohm ꝛc. (das letztre Wort gehört ohnes hin nicht hierher, wenn die alphabetische Ordnung beobachtet werden soll), hier aufzusuchen, das ist eine andre Frage. Eher wird er die Aamdamsblohm unter Sternlilie; Aalbornsbaum unter Hollunder ꝛc. aufschlagen. Dagegen wird er, wo vom Gerber die Rede ist, der die Aasseite abäaset, weder das hier angeführte pascere, noch inescare gebrauchen können. Eben so wird er nicht wissen, wie man Aaß in der Mühle, und Aaßkopf in der Baukunst übersetzen soll. Weiterhin fehlen die Wörter: abäthmen (im Bergbau), Abäugeln (Jäg.), Abbackung (im Wasserbau), Abbäumen (beym Leinweber), Abbauen (im Bergwesen), Abbaumen oder Abbölzen (b. Jäg.), Abbinden (beym Zimmermann), Abbiß (beym Jäger), Abblicken (im Bergw.), Abbohrer (ebendas.), Abbrand (ebdas.), Abbrechen (im Blechhammer, in der Landwirthschaft, und in der Jägerey), Abbreiten oder Abpochen (Kupferhammer), Abbröckeln, Abbruch (beym Schriftgießer und im Bergbau), Abdampfen,

pfen, Abdeichen, Abdörren (b. Bergbau), Abdoppeln (Schuhm.), Abdorren (Forstw.), Abdossiren (Wasserb.), Abdunkeln, Abebnen, Abfalzen, Abfangen (b. Jäg. und im Berg.), Abfinnen (b. Eisenschm.), Abfitzen (Maur.), Abflammen (b. Gärb.), Abflauen, Abflichheerd, Abflögeln, Abfügen, Abformen (b. Schuhm.), Abfüllen (v. Pferde), Abgangsloch (Bienenz.), Abhütten oder Abköhlen, Abicht (Tuchm.), Abkerten (ebendas.), Abketteln, Abkehlen ꝛc. Rec. will nicht behaupten, daß solche Ausdrücke in einem solchen deutsch-lateinischen Wörterbuche nothwendig stehen müssen, wie das vorliegende ist; sondern er hat bey diesen Zusätzen bloß den Plan berücksichtigt, den der Hr. Herausgeber sonst im ganzen Wörterbuche befolgt zu haben scheint.

Im Buchstaben J findet man auf den ersten sieben Kolumnen bey Hrn. Haas folgende Wörter und Bedeutungen mehr, als den Bauer: Jabobapita, Jachandelbaum, Jäck, Jacke, Jacken, Jackü, Jacobälilie, Jacob (?) Jacobinertaube, Jacobsbirn, —lauch, —zwiebel, —holz, —klee, —motte, —muschel, Jagdgöttin, —falk, —fisch, Jagel, Jagerbeer, Jagdfisch, —hut, Jägerkraut, —spinne, —vogel, Jageteufel, Jaguar, Jährling, Jakaspapuk, Jäkel, Jakschweife, Jalappe, Jalousietaube, Jälster, Jamaicapfeffer, Jambe, der weiße J—, dreyfüßiger J., Jambusenbaum, Jammerblume, —fall, Janus, —fest, —berz, —tute, Japan, Japaner, Japanisch, Jark, Jaspisbreccie, —erz, Jauer, Iberien, Iberis, Iberpflanze, Ibis, Ibischkraut, —pappel, Ich achte sein nicht (briza media), Ichneymon, Ickerley, Jedd, Jehova, (?) —blümchen, Jemteland, Jena, (?) Jenner (Januarius), Jentiing, Jer oder Jerre, Jerbra, Jeremiade, Jericho, —rose, Jerpe, Jerseyfichte, Jerusalem, —artischocke, —korn, —salbey, Jesche, Jese, Jessen, Jessel, Jesuitenpulver, —rinde, Jesuiterbecht, —mütz, —nuß, —thee, —rausch, Jesus, (?) —blümchen, —christwurzel, —kindlein, —Sirach, Igelsaloe, —blume, —distel, —fisch, —flockenblume, —grasblume, —käfer, —kälber, —kiefer, —klee, —klette, —kölbleingras, —mücke, —muschel, —roggengras, —rose, —schnecke, Igelsaloe (Aloë perfolia-

ta), —kolben, —knospen, —stein, —stechpalme, Ignatiusbohne, Ibern, Ickerling, Ikakopflaume, Ikrum, Ilaub, Ileken, Ilen, Iblen, Iliade, Ilk, Illanke, Ille, Illegal, Illyrien, (?) Ilse, Ilsenschnecke, Imber, Imker, Immenbär, —blatt, —brod, Immer (alveare), Immerschön, Immervogel, Immitiren, Imperialbarke, Impost (in der Baukunst), u. s. w. Die Ausdrücke: Jachzorn, jachzornig, wie auf der Jagd (raptim), Jagdgedicht, der Jägerey ergeben, Jägernetz, jahrmarktsmäßig, Jahrmarktsunruhen, —woche, jährlang, der Jäter; die Personalia: Ihm, Ihn, Ihr, Ihre; die Wörter: impliciren, impracticabel, imprimatur, Improvisator, imputative, imputiren, u. a., welche Bauer hat, sind, zum Theil mit Recht, übergangen. Unter den lateinischen Ausdrücken findet man manche mehr, oder abgeändert, z. B. Jacobsblume, necio jacobaea; Jagd (stat: Lärm), tumultus, tuba; Jäger, larus paralíticus, attelabus formicarius; Jägerrecht, pollúctum canarium; Jagdtasche, ostea radula; Jahrer, senator pedarius; Jahrgang, reditus annui; Jasmin, lycium philadelphus, gardenia florida, bignonia, plumieria, nyctantes, lantana, syringa; Ibischbaum, taxus *baccata*; Je länger je lieber, lonicera caprifolium, Solanum dulcamara. Der Artikel: Ja, nimmt bey Bauer zwey Spalten, bey Haas 10 Zeilen; der Art. Jahr bey ersterm anderthalb Spalten, bey letzterm 4 Zeilen; der Art. Jämmerlich bey ersterm über eine halbe Kolumne, bey Haas 6 Zeilen ein. Von der Präpositon in sagt H. weiter nichts, als: »oft auch mit dem Gen., als: die Leute in der Stadt; Fälle im Leben;« ꝛc. Das gehört nun zwar eigentlich in die Grammatik; aber da doch nun einmal dieser Artikel hier aufgenommen werden mußte: so war doch eine genauere Belehrung nöthig. Bauer hat sie mitgetheilt. Weiterhin hat H. folgende Wörter, die bey B. nicht stehen: Incarceriren, Indelt oder Inelt, murex cochlidium (Indianerfarbe), Indigopflanze, —ammer, unächter Indig, Indossiren, Indri, Inmann, Inn (Aenus), Innanke, Insect, —blume, —dieb, —lehre, —versteinerungen, Insel, Inselt. Dagegen hat Bauer folgende Wörter mehr: Incommodiren, Incommodität, Inconvenienz, Incorporiren, Incorrigibel, Incurabel, Indemnität, Independenz, Indifferent, In-

Digestion, Indisposition, Indulgenz, Injurienklage, Innungstag, —verwandter, Inquisitionsakten, ꝛc. Aber bey Beyden fehlen die Wörter: jaloux, Jalousie (Eifersucht), Jan Hagel, japaniren, Jargon, identificiren, die Immerkuh, Immhamen (beym Buchdrucker); die provinziellen Ausdrücke: ihrzen, Inmärker, ꝛc.; ferner: impastiren, kategorischer Imperativ, imponiren, important, imposant, ꝛc.; so wie auf den letzten Seiten des Buchstaben H die Wörter: Homolog, homonym, Homophonie, Homotonie, Honett, Honoratioren, honoriren (einen Wechsel), Hoschke, boschen, Hotel, Hude, Hühnen, —hügel, —gräber, ꝛc. Unter den naturhistorischen Namen vermißt man z. B. auf dem Bogen T folgende: Honigblatt (es steht unter Immenblatt), Hornbaumspanner (Phalæna geometra margaritata), Hühnerwethe (Falcoater, oder vielmehr Falco buteo), Hummelschwärmer (Sphinx fuciformis), Jabiru, der amerikanische, (Mycteria americana), Jacob Everts fisch (Perca guttata), Jacobskrug (eine Art Walzenschnecke, Voluta cymbium), Jambolbaum oder Jambolane (Jambolifera). Unter Jacobskraut (Jacobskrötenkraut) fehlt der Name Senecio Jacobaea. Er findet sich aber unter Jacobsblume, wohin nur verwiesen werden durfte; so wie unter Hopfenspinner auf Hopfeneule. Der Name Othonna charifolia bedeutet lorbeerblättrige Othonne, und Cineraria sibirica ist sibirisches Aschenkraut.

Im Buchstaben N finden sich bey Bauer z. B. folgende Wörter nicht, die Haas aufgenommen hat: Nabeneiche; 16 mit Nabel zusammengesetzte Wörter; Näber (terebra); Nachberg, Nachbeschickung, Nachbrechen; u. s. w. Dagegen hat der Letztere viele mit Nach komponirte Wörter weggelassen, die Bauer hat; z. B. nachbauen, nachbekommen, nachbetten, nachbieten, nachbrauchen, nachbrummen, nacheilen, nachdenken, Nachbildung, Nachcur, nachdringen, nachdonnern, nacheilen, nachheben, nachheulen, nachkramen, nachopfern, nachmurmeln, nachräumen, nachrechen, nachreiten, nachrennen, nachsäen; die Redensart: Jemandem eine Pfeife nachrauchen, ꝛc. Bauer hat dem Artikel Nach beynahe zwey ganze Kolumnen, ohne Noth, gewidmet; dagegen hat ihn Haas in 10 Zeilen abgefertigt.

Bey ersterm nimmt der Art. Nachricht über eine Kolumne; bey letzterm nur drey Zeilen ein. Wo jener zuweilen zu viel gethan hat, thut dieser bisweilen zu wenig. Manche Wörter unter Nabel konnten bey Hrn. Haas füglich wegbleiben, z. B. eine Nabelader, vena umbilicata; eine Nabelbinde, fascia umbilicata; oder gar nabelförmig, umbilicatus; und kurz vorher steht schon: wie ein Nabel, umbilicatus! Das ist ja das Nämliche! Außer dem griechisch-lateinischen Ausdruck: omphalocele (Nabelbruch), hat Bauer auch die ächt lateinischen: prolapsus umbilici, und umbilicus profusus, welche Hr. Haas weggelassen hat. Nabelkraut übersetzt H. cotyledon, pyrola umbellata, antirrhinum cymbalaria. Bauer aber: umbilicus Veneris; cotyledon. Allein Nabelkraut nennt man überhaupt cotyledon; und das gemeine Nabelkraut Cotyledon umbilicus Veneris. Pyrola umbellata ist schirmartiges Winterlaub, oder Wintergrün; und Antirrhinum Cymbalaria ist ecklichtes oder fünflappichtes Löwenmaul, oder Cymbelkraut. Bey Nabelschnur hat Bauer noch den Ausdruck: nervus umbilicaris, mehr; bey Nabelwurz aber Hr. Haas noch die Benennung: granium (soll heißen geranium) sanguineum. Bey dem Ausdruck Nachfahrer hat Hr. Haas, außer dem Ausdruck successor (Nachfolger, wofür man vormals Nachfahre sagte) auch noch den: revisor operarum nocturnus (im Bergwerke derjenige, der in den Schacht zur Nachtzeit fährt, und die Arbeit der Hüttenarbeiter besichtigt, — was, ohne nähere Erklärung, wohl kein Anfänger errathen möchte). Bey nachkriechen hat Hr. Haas noch zwey andre, gut lateinische Ausdrücke, die den Bauerschen vorzuziehn sind.

Mit Recht hat Hr. Haas die Uebersetzung biblischer Ausdrücke, oder dogmatischer Kunstausdrücke, selten aufgenommen, die man bey Bauer überall findet, und wodurch viel Raum verschwendet worden ist. Sie gehört in ein solches Wörterbuch nicht; denn der Anfänger soll keine Bibelabschnitte aus Luthers Uebersetzung, oder ein Pensum aus der Dogmatik übersetzen, wie es sonst wohl auf manchen Schulen Sitte war. Wer die Subtilitäten der ältern Dogmatiker kennt, wird ohnehin nicht in Versuchung kommen, ihre Ausdrücke mit bessern aus Cicero, Livius und andern Klassikern, die von dem ganzen Krame der scholastischen Theologie keinen Begriff hatten, vertauschen zu wollen; und ein vernünftiger

Schul-

Schulmann wird jetzt schwerlich das Neue Testament mit seinen Schülern lesen, um diese mit den Eigenheiten der reingriechischen Sprache bekannt zu machen! Wer die Bibelsprache versteht, wird sie auch ins Lateinische übersetzen können; und Schleusners Wörterbuch des N. T., Dathe's, Castellio's, Reichards Uebersetzungen ꝛc. werden ihm beßre Dienste leisten, als ein solches Wörterbuch. — So sind z. B. auf dem Bogen T die biblischen Ausdrücke: horen (a Deo deficere); der Hütte pflegen (sacris operari); der inwendige Mensch, Inwohnung Gottes des h. Geistes weggelassen worden; und blos die Ausdrücke: die Hütte des Leibes ablegen, (der Heiligkeit) nachjagen, Judengenoß, und der jüngste Tag, sind stehen geblieben.

Die Latinität ist im Ganzen gut; aber manche Ausdrücke bedürfen hier, wie in andern Wörterbüchern, einer genauern Kritik; welche aber hier der Ort nicht gestattet.

Aber gerade das, was dieses Wörterbuch vor andern auszeichnet, eine größere Vollständigkeit, gedrängte Kürze, ein äußerst ökonomischer Druck, ohne welche letztere Eigenschaften die beabsichtigte Wohlfeilheit gar nicht möglich gewesen wäre, ist auch mit vielen Nachtheilen verbunden. Selbst für gute Augen ist es, besonders des Abends bey Licht, nicht rathsam, ein solches Wörterbuch zu gebrauchen; und da Alles hinter einander fortgedruckt ist, was unter einen Artikel gehört, auch die Anfangsbuchstaben nur durch einen kleinen Strich bezeichnet worden: so dürfte das Nachschlagen doch für den Anfänger mühsam seyn. Oefters wird er aber auch nicht einmal finden, was er sucht. Dieß ist z. B. bey den botanischen Trivialnamen der Fall, die in verschiednen Gegenden verschieden sind. Hr. Haas scheint hier nicht genug geübt zu seyn; sonst hätte er allgemeinere Benennungen statt der, nur in manchen Orten üblichen, aufgenommen. Es wäre überhaupt noch die Frage, ob diese in ein solches Wörterbuch gehören. Wer die lateinischen Namen der Pflanzen kennen lernen will, der muß schlechterdings botanische Werke zu Rathe ziehen. Rec. gesteht, daß er viele deutsche Namen hier fand, die ihm in einem Umkreise von 40 Meilen nicht bekannt geworden sind; ob er gleich eine lange Reihe von Jahren hindurch ausschließend die Trivialnamen der Pflanzen in verschiednen Provinzen kennen zu lernen gesucht, und mehrere botanische Werke bey diesem Wörterbuche nachgeschlagen hat. — Und gesetzt

auch, der Anfänger findet den Namen, den er sucht: wie soll er sich helfen, wenn er mehrere Benennungen beygesetzt findet? Z. B. unter Jageteufel steht »Convallarium polygon. (atum) it. hypericum perforatum.« Das erstre nennt man bekanntlich Schminkwurz, Weißwurz, Mayblümchen; das letztre aber durchstochnes Johanneskraut. Ist nun die Pflanze gemeint, auf welcher sich schwarze Bläschen befinden, welche ein balsamisches Gummi enthalten, womit man Oele und den Weingeist roth färbt, und der Aberglaube vormals Wunderkuren verrichten wollte (hypericum perforatum); oder die, deren Wurzel vormals als Schminkmittel gebraucht wurde (Convallaria polygon.)? Die Benennung Nabelwurz für Geranium sanguineum ist dem Rec. unbekannt.

Aber eben so schwierig ist für den Anfänger die Auswahl der Ausdrücke, die zunächst in ein solches Wörterbuch gehören, wenn nicht, wie im Bauer, ein nähere Bestimmung dabey steht. Z. B. unter Nachdruck liest man die Wörter: vis .. emphasis, editio plagiaria. Der Anfänger ist im Stande, er setzt da, wo vom Nachdruck eines Buchs die Rede ist, vis; und, wenn er übersetzen soll: mit Nachdruck züchtigen, — cum editione plagiaria, oder auch cum emphasi castigare! Bestimmter sagt Bauer: Nachdruck, Kraft, Wirkung, vis; Nachdruck eines Worts, vis; wenn er im Contexte liegt, emphasis; Nachdruck eines Buchs, alibi, ab alio repetita editio. — Unter Einsetzen (einen Nacherben) hat Haas substitutio vulgaris; pupillaris. Bestimmter hat Bauer: Einsetzung zum Erben, substitutio; gemeine, vulgaris; statt des minderjährigen, pupillaris. Bey Nachfeuern steht im Haas: sclopetis explosis insequi. Wenn nun der Anfänger sagen soll: lignum foco addere, und er setzt dafür: sclop. expl. insequi?

Eben so nachtheilig für den Anfänger sind die Abkürzungen und Weglassungen mancher Wörter. Woher weiß er z. B., daß unter Jageteufel hyp. polygon. heißen solle: hyp. polygonatum; oder daß datura Stramon. so viel seyn solle, als: d. Stramonium? Unter Nachfrage steht: res, homo quaeritur, expetitur, etc. Unter nachhängen steht: voluptates sequi; unter nachjagen: sanctitati studere. Aber kann denn nachhängen und nachjagen überhaupt das bedeuten? Unter nach einander steht: continuare rem;

rem: unter nachempfinden: sensus insequens; unter nachbeten: sequi praeeuntem, und totus pendet ab illo; unter nacheifern: aemulari quid, aemulator, aemulatio, aemulus. Unter Nachbar: in propinquo habitare. — Ob nun gleich der Anfänger, der ein solches Wörterbuch braucht, wissen kann, was Verba oder Substantiva sind: so wird doch der Mangel an Genauigkeit, die man im Bauer fast überall bemerkt, ihn aufhalten; und es ist also, durch die Ersparung des Raums, nichts für ihn gewonnen. Diese Kürze verursacht an mehrern Stellen Undeutlichkeit; z. B. S. 296 steht: Jammer, malum — — man sieht seinen Jammer, miserrimum est spectaculum, an, cujus, it. morbus comitialis etc. — — Dagegen findet Rec. das Wörterbuch für den geübtern Leser brauchbar; dieser wird sich, ohne fremde Leitung, in den mehresten Fällen helfen können; nur hätten für diesen gar zu kleinliche Dinge, wie z. B. Jacob, Iacobus; Jesus, IESUS; (hier liest man Unterlaibsstaben, die vermuthlich diesen Namen auszeichnen sollen!) Johann, Ioannes; Iberien, Iberia; Jehova, Iehova; Jena, Iena; Joseph, Iosephus; Indien, India; u. s. w. weggelassen werden sollen; denn wer ein solches Wörterbuch brauchen kann, für den sind sie ganz zwecklos. Ueberhaupt mußte da Manches noch wegbleiben, wenn der so nöthige Raum geschont werden sollte.

Bisweilen ist die alphabetische Ordnung nicht ganz genau; z. B. S. 294: Jacobslauch; J—holz; Jagdschloß; Jagdfalk; ꝛc. Bisweilen findet man auch unangenehme Druckfehler; z. B. S. 295: Jägerey, res venatorio; S. 296: Jakaspapuk, arbutus vua ur (urſi). (Bekannter ist der Name: Bärentraube, Sandbeere.) S. 299: Infant, —ntinn, princeps hereditaria ria (sic!); Invotuliren, acta transmittenta compingere; unter nachsagen steht: seliſſe. Auch die Interpunktion ist öfters vernachlässigt. So fehlt S. 295 unter Jägercorps nach cohors ein Komma; S. 298 unter Umfang nach summa. Unter Jalappe muß der Punkt nach Jalappa wea, und Mirabilis Jalappa stehn. Unter Nach sollte nach setzen ein Punctum, und vor petere sollte aliquid stehn. Der Anfänger wird sich nicht drein finden, wenn er liest: »Nach in, als nach Prima setzen, nach was geben, sequi petere.« Nach graviter (unter dem Art. nachdrücklich) fehlt ein Punkt; sonst denkt

der Anfänger, man müsse graviter valde zusammensetzen. Nach quaerere (unter Nachfrage), und nach instare, welches verdruckt ist, (unter Nachjagen), ist ebenfalls die Interpunktion versehlt.

Noch möchte Rec. wünschen, daß der Hr. Vf. die veralteten, selten vorkommenden und provinziellen, oder gar durch eine falsche Aussprache entstandnen, deutschen Ausdrücke weggelassen hätte; denn wer soll diese hier nachschlagen? Die erstern gehören in ein Wörterbuch der deutschen Sprache, und können hier gar nicht erwartet werden. Schon oben sind Beyspiele da gewesen. Z. B. jach statt jähe ist nicht mehr gewöhnlich; nur in der Zusammensetzung mit Zorn (Jachzorn) kommt es noch bisweilen vor. Jenner muß Jänner (das abgekürzte Januarius) heißen. Ingwer muß Ingber geschrieben werden. Das erstere ist die Aussprache des gemeinen Lebens. S. 301 ist Jochheil offenbar das verdorbene Gauchheil. Irrsal ist veraltet. Horbel ist eine, nur in manchen Gegenden vorkommende, Benennung des schwarzen Wasserhuhns. Hort ist veraltet, und kommt nur noch in der deutschen Bibelübersetzung vor.

Rec. hat hier bloß aus dem Bogen T, und aus den ersten Kolumnen der Buchstaben A und N, Beyspiele aufgestellt, welche hoffentlich dem Leser das Urtheil über die Fehler und Vorzüge dieses Wörterbuchs erleichtern können, dessen zweyter Theil übrigens eben so, wie der erste, den Fleiß des Hrn. H. und sein Bestreben, zu nützen, beurkundet.

Lb.

Praktischer und mechanischer Unterricht in der französischen Sprache etc.; von dem Abbé *J. D. Grandmottet*. Braunschweig, gedruckt bey Vieweg. 1803. 368 S.

Dieses Buch hat so viel Eigenthümliches, und in demselben, so viel Gutes, daß es die Aufmerksamkeit aller Sachverständigen verdient. »Es ist, wie es der V. selbst, S. X, treffend bezeichnet, der erste Versuch eines längst gewünschten Werks, worin der Sprachgebrauch mit den Regeln, die

Kunst

Kunst mit der Fertigkeit, die Theorie mit der Praxis, das Genie der Sprache mit ihren Vorschriften, ihr Mechanismus mit ihren Abweichungen, in Verbindung gebracht sind, und wodurch derjenige, der die französische Sprache zu lernen wünscht, gleichsam mitten unter die Nation versetzt wird, welche sie redet.« Schön! Aber auch möglich? wird man ausrufen. Ja! die Möglichkeit ist hier eben so überraschend, als, für einen ersten Versuch, befriedigend gezeigt. Die Einrichtung des Buchs ist nämlich diese. Der V. vertheilt die Lehre, d. i. die Grammatikalien, oder Anfangsgründe, wie sie hier heißen, in sechs Abschnitte, und läßt, zur Anwendung der Lehre, hinter jedem Abschnitt ein Uebungsstück folgen — wozu ein gedrängter Auszug aus Gil Blas gewählt ist. — Dieß Uebungsstück steht zweymal da; erst in gewöhnlichem Deutsch; darunter alsdann, und mit der Ueberschrift: *Gebrauch*, in solchem Deutsch, wie es ein Franzos schreiben würde, wenn er buchstäblich, und Wort für Wort, aus seiner Sprache in die unsrige übersetzte; unter diesem Französisch-Deutschen stehen dann wieder die französischen Vokabeln. Diejenigen deutschen Wörter, welche sich unter diesen französischen nicht finden, sind in dem Französisch-Deutschen mit Cursiv, oder auch größerer Schrift gedruckt, und zeigen die Anwendung der vorhergehenden Grammatikalien, oder auch der Wörter an, die schon oft genug da gewesen sind. Um diese Beschreibung dem Leser zu veranschaulichen, setzt Rec. den Anfang des ersten Uebungsstücks her, mit Weglassung der Ueberschriften, zu welchen die ersten elf, hier nicht befindlichen, französischen Vokabeln gehören.

Nach einem vieljährigen Kriegsdienste in Spanien, sah sich mein Vater genöthigt, in seine Vaterstadt zurück zu kehren. Er heyrathete daselbst eine geringe Bürgerstochter, die nicht mehr jung war. Zehn Monate nach ihrer Vermählung erblickte ich das Licht der Welt.

Gebrauch.

Nach haben gedient[12] mehrere[13] Jahre[14] IN Spanien[15] mein[16] Vater[17] sich[18] sah[19] genöthigt[20] zu zurückkehren[21] in seine[22] Vaterstadt.[23] *Er* daselbst[24]

heyrathete[23] eine[26] geringe[27] Bürgerstochter[28] die[29] (ne) *war* A nicht mehr[30] jung.[31] Zehn[32] Monate[33] *nach*, ihren[34] Vermählung[35] *ich* sah[36] *die* Licht[37] *des* Tages.[38]

[12] servi	[21] revenir	[30] plus
[13] plusieurs	[22] sa	[31] jeune
[14] année	[23] ville natale	[32] dix
[15] Espagne	[24] y	[33] mois
[16] mon	[25] épousa	[34] leur
[17] père	[26] une	[35] mariage
[18] le	[27] petit	[36] vis
[19] vit	[28] bourgeoise	[37] lumière
[20] obligé	[29] qui	[38] jour

Gleich die beyden ersten Wörter in dem Französisch-Deutschen: *Nach haben*, finden sich, als Cursivgedruckte, nicht unter den unten stehenden Vokabeln; sondern müssen in den Anfangsgründen aufgesucht werden; in welchen also der Lehrling orientirt seyn muß. Nach findet sich S. 17. §. 13 unter den Vorsetzwörtern (Präpositionen); haben findet sich S. 3. §. 3 unter den Hülfsverben. Bey der vierzehnten Vokabel könnte man ungewiß seyn, ob man hier en oder dans setzen müsse. Das IN weiset in dem eben genannten 13ten §. auf das daneben stehende en; bey in hingegen steht dans. Weiterhin steht *war* cursiv gedruckt, und daneben ein großes A; beydes weiset wieder hin nach S. 3. §. wo das Imperfectum das Zeichen A, das Perfectum das Zeichen B. vor sich hat. — Aber diese beyden Zeichen sind in diesem ersten Buche bloß für die Hülfsverben être und avoir bestimmt, weil sich in dem, vor diesem ersten Buche stehenden, ersten Theil der Anfangsgründe bloß die Konjugationen der Hülfsverben finden. Die Konjugationen der eigentlichen Verben, und zwar der regelmäßigen unter ihnen, als: lever, bazir etc. finden sich, mit ihrem A. Imperfectum und B. Perfectum in dem zweyten Theil der Anfangsgründe, der vor dem zweyten Buche steht. Der Hr. V. hat nämlich, nach der Regel: ne quid nimis, oder vielmehr: divide et imperabis, das Viele, was von den Verben, und auch von andern partibus orationis, zu sagen war, vertheilt: so daß, um bey den Verben zu bleiben, der dritte Theil die unregelmäßigen; der vierte unpersönliche (deutsche) Verben, die

die im Französischen persönlich sind, und persönliche (deutsche Verben), die im Französischen unpersönlich sind; der fünfte Theil die *modos* des Verbums, und die Zeiten, aber nur die des Infinitivs; und der sechste endlich die Zeiten des Indikativs, darstellt; nämlich die zwey Paar Zeiten, die den Deutschen so viel zu schaffen machen:

je faisais	je fis
j'avais fait	j'eus fait.

Was die Zeiten je faisais und je fis, oder das Imperfectum und Perfectum betrifft: so ist es dem Hrn. V. (S. 318 ff.) hier nicht in dem Maaße, wie gemeiniglich sonst, gelungen, kurz und faßlich zu seyn, und der Sache ganz auf den Grund zu kommen. Dieser Grund nämlich scheint zu seyn, daß das Imperfectum — im Französischen, wie im Lateinischen, und, so viel Rec. weiß, auch im Italiänischen — die beschreibende, und das Perfectum die erzählende Form für die vergangene Zeit ist.

Nun beschreibt man aber, was ist; und erzählt, was geschieht.

Zu dem Seyenden gehört das Ruhende, Bleibende, Dauernde; also auch Beschaffenheit, Gewohnheit, Zustand, was man zu thun oder zu seyn pflegt; und was man gerade thut oder ist in dem Augenblick, wo uns Etwas geschieht, begegnet, wiederfährt, u. s. w.; wo also unser Zustand sich verändert.

Dieß Letzte war der Fall des Raben, dem der Fuchs den Käse abschmeichelte:

Maitre corbeau sur un arbre perché,
Tenait en son bec un fromage.

So stand es mit ihm; das that er, als es sich begab, daß

Maitre renard par l'odeur alléché
Lui *tint* à peu près ce langage.

Das Seyn kann man sich als eine Linie; das Geschehen als das Anfangen und Aufhören einer Linie, als ihren Anfangs- und Schlußpunkt, denken. Das will auch

auch der Hr. V. mit den Worten sagen: Für jede Handlung, die man weder bey ihrem Ende, noch bey ihrem Anfange; sondern bey ihrer *Mitte* betrachtet, braucht man das *Imperfectum*, u. s. w. Nur kann Rec. den Ausdruck, S. 3; das Imperfectum sey *halbvergangene*, und das Perfectum *ganz vergangene* Zeit, nicht billigen. Denn wenn man z. B. sagt: *il se* mit à pleurer: so deutet das ja offenbar auf den Anfang des Weinens; also auf den Uebergang aus dem Zustande des Nichtweinens in den Zustand des Weinens, wo man also weder an ganz, noch an halb vergangene Zeit denkt. Daher scheinen dem Rec. die Ausdrücke: beschreibende und erzählende Form der vergangenen Zeit, passender.

Aber auch diese passendern Ausdrücke reichen nicht hin, dem Deutschen in jedem einzelnen Fall die Sache klar zu machen. Hier muß man sich denn durch Umformung des Zweifelhaften helfen. Wir wählen dazu ein paar Beyspiele aus S. 318 ff.

Ich wollte (war Willens, hatte den Entschluß gefaßt), meinen Freund (zu) besuchen; aber (was geschah?) meine Frau wollte es nicht (widerrieth es mir). Je *voulais* aller voir mon ami; mais ma femme ne le *voulut* pas.

Ich wollte durchaus (ich nahm mir vor, faßte den Entschluß), meinen Freund (zu) besuchen, (und besuchte ihn); meine Frau wollte es nicht (meine Frau war anderer Meinung; oder: war nicht damit zufrieden, sah es nicht gern). Je *voulus* absolument aller voir mon ami; ma femme ne le voulait pas. — Hier mußte der Hr. V., nach seiner Theorie: Für jede vergangene Handlung, die völlig zu Stande gebracht ist, wird das Perfectum gebraucht, die eingeklammerten Worte: und besuchte ihn, einschalten; aber wenn es auch nicht zum Besuch gekommen wäre; wenn er sich auch nachher eines Andern besonnen hätte; so mußte nichts desto weniger das Fassen seines Entschlusses durch je voulus ausgedrückt werden, weil hier etwas Geschehenes erzählt wird; denn beym Fassen eines Entschlusses (das absolument, durchaus, thut nichts zur Sache) geht man über, aus dem Zustand der Unschlüssigkeit in den entgegengesetzten Zustand.

Daß

Daß des Hrn. V. Theorie die Sache noch nicht ganz erschöpft, scheint auch daraus zu erhellen, daß er S. 320 ff. Fälle annimmt, wo es gleichgültig sey, ob man das französische Imperfektum oder Perfektum setze. Hält man aber diese Fälle an den Probirstein des Seyns und Geschehens, des Zustandes, und der Veränderung des Zustandes: so findet man leicht, welche von beyden Zeitformen man hier brauchen müßte. Braucht man aber in diesen Fällen beyde als gleichgültig: so sind das Ausnahmen von der Regel, oder auch Provinzialismen. Einen solchen Provinzialism giebt es auch im südwestlichen Deutschland; man sagt da: waren Sie in Cassel? anstatt: sind Sie — jemals — in Cassel gewesen? kennen Sie Cassel? — Waren Sie in Cassel, als dieß und das da vorgieng? ist regelmäßig gesprochen.

Rec. muß sich das Vergnügen versagen, theils mit diesem sachverständigen Mann noch länger über Gegenstände, wo er andrer Meinung ist, sich zu unterhalten; theils die Vorzüge der Einrichtung dieser Grammatik weiter auseinander zu setzen. Er bemerkt nur noch, was zwar aus dem bisher Gesagten auch wohl schon einleuchtet, daß sie für Jünglinge ist; und zunächst für die auf dem Collegio Carolino zu Braunschweig studirenden Jünglinge, an welchem Collegio der Hr. V. als öffentlicher Lehrer angestellt ist.

Indessen muß Rec. doch noch über ein paar Punkte mit ihm rechten. Wenn man sich, in Hinsicht der Aussprache, (Vorr. IV.) einzig und allein an einen geschickten Lehrer zu halten hat; wenn dessen mündliche Anleitung das einzig dienliche und einzig nöthige Hülfsmittel ist: so mußte auch die eine Seite, die er der Aussprache widmet, wegbleiben. Nun wird aber, wer keinen geschickten, oder überall keinen mündlichen Lehrer hat, diese Seite keineswegs missen wollen, ja, er wird sich mehr solcher Seiten wünschen von einem Manne, der so viel geben konnte; also — hält die Theorie des Hrn. V. nicht Stich.

Eben so unzulänglich findet Rec. den Grund, warum der Hr. Verf. sich über die verhältnißmäßige Stellung der Hauptwörter und Beywörter nicht umständlich erklärt habe. Er sagt: die Bestimmungsgründe dieser Wortstellung sind zu metaphysisch. Das sind sie nicht mehr, als manche andre, die der Hr. V. aufgenommen hat, namentlich die Bestim-

Stimmungsgründe für das Imperfectum und Perfectum. — Der Sprachgebrauch, setzt der Hr. V. bald nachher hinzu, ist hier ein milderer Richter, usu mitius jubetur, als eine Menge eigensinniger und tyrannischer Regeln. Wer verlangt denn aber solche Regeln? Man will ja gerade in den Regeln den Sprachgebrauch dargestellt sehen; wie der Hr. V. es z. B. mit dem Imperfectum und Perfectum, mit den Verbindungswörtern, mit den Fürwörtern gemacht hat.

Ueber die Stärke des Hrn. V. in der deutschen Sprache muß man sich wundern; nur selten findet ein deutsches Ohr Etwas zu erinnern. Einmal — Rec. kann die Stelle nicht angeben — steht: er will mir sprechen, für mich. Freylich ist dieses mich gegen alle grammatische Vernunft; aber usus est tyrannus. — Denn hier wird der Hr. V. sein usu mitius jubetur schwerlich wollen gelten lassen.

E.

Rechtsgelahrheit.

Johann Christian Hellbachs Handbuch des Rangrechts, in welchem die Literatur und Theorie, nebst einem Promtuar über die praktischen Grundsätze desselben, imgleichen die neuesten vorzüglichern Rangordnungen im Anhange enthalten sind. Anspach, bey Haueisens Wittwe. 1804. 19 Bog. 8.

Was weit und breit in dem Felde der juristischen Literatur über Rang und Rangsachen zerstreut liegt, das hat der fleißige V. zusammengesucht, und auf eine gedoppelte Weise, zuerst zu einer Theorie; und dann zu einem Promtuarium, oder alphabetischen Ranglexicon, verarbeitet. Demnach zerfällt das Buch in zwey Hälften.

Die erste Hälfte handelt also von der Literatur, der Geschichte, den Quellen; dann von den Entscheidungsgründen, dergleichen von den Auskunftsmitteln, es sey Verträge, oder durch Alternative, Loos, Protestationen, u. s. w.; endlich auch vom gerichtlichen Verfahren in Rangstreitigkeiten. Dazu kommt dann noch ein kurzer Abschnitt über das Benehmen eines Dritten bey den Rangstreitigkeiten Anderer.

Die

Die zweyte, bey weitem größere Hälfte des Buchs ist dem Promtuar gewidmet, welches unter den ranglustigen Deutschen sein Glück zu machen verdient. Hier haben die Kaiser, vom römischen bis zum türkischen; die Könige; die Churfürsten; aber auch — die Schweinschneider, ihren Platz in eignen Artikeln gefunden. Hier erfährt man unter dem Rubro: Studenten, daß ältere bürgerliche Studenten jüngern adlichen vorgehen, und daß auf keine Fakultät, worin einer studirt, gesehen wird, wobey Gerdes und Conradi als Gewährsmänner angeführt werden. Hier kann also ein Jeder nur sein Amt oder seinen Charakter im Alphabet aufschlagen, um sogleich zu erfahren, was für, über, oder gegen seinen Rang in der juristischen Literatur, vorzüglich aber in ihrer Polterkammer, vorkommt.

Beyde Hälften des Buchs erstrecken sich übrigens sowohl auf das Staats-, als das Privatrangrecht. Jenes nimmt, wie man leicht errathen wird, bey weitem den größten Theil des Werks ein; dieses ist dagegen dann desto dürftiger und magerer. Ihre Verbindung läßt sich im Promtuario sehr gut rechtfertigen; nicht wohl aber in der Theorie, oder in dem System selbst. In Letzterem hätte wohl jedes ganz für sich abgehandelt werden müssen.

Dergleichen Sammlungen und Zusammenstellungen, wie die vorliegende ist, haben in mancher Hinsicht ihren guten Nutzen; und so unbedeutend der Gegenstand des Privatrangs in rechtlichem Betracht ist: so kann man ihm in dem systematischen Deutschland doch auch sein eignes Rechtssystem abnen. Auch der Ysop hat seine Monographieen. An wissenschaftliche Haltbarkeit zur Bereicherung oder Ausbildung der Theorie des gemeinen Rechts, oder an historisch-dogmatische Kritik, ist freylich nicht zu denken.

Daß der Verf. nicht im Stande gewesen ist, mehrere Rangordnungen zu benutzen und mitzutheilen, wundert uns. Die auf dem Titel angekündigten Beylagen bestehen bloß in einer Preußischen, einer Hessen-Casselischen, und einer Sachsen-Gothaischen Rangordnung.

Di.

Romane.

Ferdinand. Ein Original-Roman in vier Büchern; von Johann Gottw. Müller, Verfasser des Siegfried von Lindenberg. Erster Band. Mit einem Titelkupfer. 21¼ Bogen. Zweyter Band. 29⅛ Bogen 8. Altona, bey Hammerich. 1802. 2 Rt. 20 gr.

Die bereits vor einigen Jahren erschienenen Romane des Verfassers des vorliegenden haben ihm verdienten Beyfall und ein zahlreiches Publikum erworben. Wenn gleich keiner derselben auf den Namen eines Kunstwerks, im eminentern Sinne, Anspruch machen darf; wenn gleich auf den Ausdruck und die Schreibart nicht überall die gehörige Sorgfalt gewandt ist; wenn gleich das, übrigens sehr richtige, Räsonnement des Verfassers oft gar zu sehr in die Breite ausläuft, und er in den Predigerton verfällt: — so macht doch die tiefe Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, die er überall zu Tage legt; die gesunde, reine Moral, welche er lehrt, und die ihm eigenthümliche Bonhommie und frohe Laune, — daß man jene Mängel gern übersieht, und die Galerie von Menschengemälden, welche er mit eben so treuem Pinsel, als lebhaftem Kolorit darstellt, zum öftern, mit immer erneuetem Vergnügen durchwandelt. Vorzüglich gehören seine Waldheime, sein Emmerich, sein Friedrich Brack, und sein Herr Thomas, (der, leider! Torso zu bleiben scheint), zu den wenigen Büchern dieser Gattung, aus deren Lesung selbst junge Leute vielfachen Nutzen ziehen können.

Dasselbe kann man auch von dem Romane, dessen Beurtheilung uns hier obliegt, rühmen. Man findet hier die Erziehungs- und Bildungsgeschichte eines jungen Mannes, der im Schooße der Einfachheit und Natur, unter anspruchlosen, aber trefflichen Menschen, von seinem Vater, einem, durch Hofkabale gestürzten, vornehmen Staatsmanne, erzogen, und von demselben in den Jünglingsjahren auf Reisen begleitet, und in die große Welt eingeführt wird. Die so abstechenden und verschiedenartigen Verhältnisse und Verbindungen, in welche er geräth; die mannichfaltig nüancirten Charaktere der-

derjenigen Personen, mit denen er umgeht, die Eindrücke, welche seine Umgebungen auf ihn machen, — Alles ist hier treu, lebendig und belehrend geschildert, und giebt dem Verf. Veranlassung, manches herrschende Vorurtheil mit den Waffen der Vernunft und des Spottes zu bestreiten, und über Umgang beyder Geschlechter, Liebe, Freundschaft, und die mehrsten Verhältnisse des Lebens viel Einleuchtendes und Durchdachtes zu sagen. Wenn man gleich hier und da zu dem Wunsche veranlaßt wird, daß dieß mit weniger Redseligkeit geschehen seyn möchte: so gehört doch der Verf. zu den liebenswürdigen Alten, deren Geschwätzigkeit nur deßhalb nicht unangenehm ist, weil die Gegenstände ihres Gesprächs anziehend und interessant sind. Einige gar zu gemeine Ausdrücke, als Nippernäpperey, zusammenhabern, Kömmst endlich Parischen, du Fillig, daß dich alle Kobold u. s. w. hätten billig unterdrückt werden sollen. Man kann ja Leute aus den mittlern Volksklassen, (zu denen doch ein wohlhabender Pächter, wie Rösler, gehört,) redend einführen, ohne sie gerade im Tone von Handwerksburschen sprechen zu lassen.

Wg.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger, nebst einer Einleitung in die Naturgeschichte, von Fr. Kries, Professor am Gymnasium zu Gotha. Gotha, bey Becker. 1804. 8. 8 gr.

Der Verf. hat dieses kleine Lehrbuch zum Behufe seines Unterrichts in dem vortrefflichen Landschullehrer-Seminarium zu Gotha geschrieben. Zu einem solchen Zwecke ist es nicht nur vollkommen hinlänglich; sondern es kann auch in andern Lehranstalten, und überhaupt beym Unterrichte junger Leute gebraucht werden, um sie auf die Natur aufmerksam zu machen, und ihnen eine Menge nützlicher und angenehmer Kenntnisse zu verschaffen. Selbst auch die neuesten physischen Kenntnisse sind hier nicht vergessen. Die kurze

Einleitung in die Naturgeschichte ist auch zu dem gedachten Zwecke hinlänglich.

Wm.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

1. Geschichte der Universität zu Halle bis zum Jahre 1805. Von *Johann Christoph Hoffbauer*, ordentl. Professor der Philosophie. Halle, bey Schimmelpfennig und Komp. 1805. XXVI und 542 Seit. 8. 2 Mg.

2. Ueber die Universität zu Königsberg. Ein Nachtrag zu Arnoldt und Goldbeck. Königsberg, bey Hering. 1804. 94 Seit. 8. 12 Gr.

In einem Zeitalter, in welchem viele Regierungen sich der Bildungsanstalten in ihren Ländern mit vorzüglicher Aufmerksamkeit annehmen, und mehr, als vormals geschehen ist, ihre Fürsorge auf dieselben wenden, muß die Geschichte einer Universität, die einen ausgezeichneten Rang unter ihren Schwestern einnimmt, und ihn unstreitig verdient, in vieler Hinsicht willkommen seyn. Der Verf. von Nr. 1. hat einen wohl durchdachten Plan zum Grunde gelegt, von den ersten und zuverlässigsten Quellen und Hülfsmitteln Gebrauch gemacht, und mit Gründlichkeit, Genauigkeit und Wahrheitsliebe gearbeitet. Das Archiv der Universität Halle stand ihm offen, und dabey benutzte er die vorhandenen Schriften eines von Dreyhaupt, Büsching, Förster, von Ludewig, Michaelis, u. a. m. in sofern sie ihm als sichere Gewährsmänner zu Führern dienen konnten. Besonders hielt er sich an gleichzeitige Beschreibungen und an Urkunden, die seine Vorgänger, besonders Dreyhaupt, aufgezeichnet hatten.

Die

Die Geschichte selbst hebt schon vor der Einweihung der letztern Universität an, indem die Veranlassung zur Anlegung derselben in Halle erzählt wird. Schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde daselbst vom Kurf. von Mainz und Erzbischofe von Magdeburg, Albrecht, einem Bruder des Kurf. Joachim I. von Brandenburg, eine katholische Universität eingerichtet, die besonders dahin abzweckte, der neuen Lehre Luthers entgegen zu arbeiten. Sie erhielt gewisse Fonds; konnte aber nicht in Aufnahme kommen, noch weniger ihren Zweck erreichen. Nach dem Tode des letzten Magdeburgschen Administrators, Herzogs August von Sachsen, im J. 1680, wurde dem Geheim. Kammerdiener desselben Mille, genannt la Fleur, vom Kurf. Friedrich Wilhelm die Erlaubniß ertheilt, in Halle eine Exercitienakademie zu errichten, in welcher der Unterricht in Leibesübungen, und in neuern Sprachen ertheilt werden sollte. Darauf entstand 1688 beym Antritt der Regierung Kurf. Friedrichs III. eine Ritterakademie unter Direktion des Stallmeisters von Berghorn, und jene Anstalt wurde auf zwey Jahre konfirmirt. Vom J. 1690 an wurden in Halle philosophische und juristische Vorlesungen gehalten. Der denkwürdige, aus Leipzig vertriebene Thomasius, erhielt Beyfall und Zulauf, und Friedrich III. weihete die neue, oder restaurirte Universität 1694 am 1sten Jul. a. St. ein, wobey er selbst zugegen war. Der erste Prorektor war Dr. Baier, ein Theologe. Neben ihm waren Breithaupt und Aug. Herrmann Francke. Der erste Professor der Rechte und Director der neuen Universität war der berühmte Stryk. Bey der Stiftung wurden 10 Professoren mit Besoldungen versehen, die überhaupt genommen 4100 Thlr. betrugen. Im Jahre 1709 betrug die Summe aller Besoldungen 7557 Thlr. 8 Gr.; von denen aber nur 6700 Thlr. von der Salarienkasse erhoben; die übrige Summe hingegen unmittelbar aus den Kassen bezogen wurde, aus welchen sie flossen. Die ersten Ober-Kuratoren waren der Freyherr Daniel Ludolph von Dankelmann, der der Universität seine ganze Bibliothek vermachte, und der Geh. Staatsrath von Rhez.

Einer der preiswürdigsten Wohlthäter der aufblühenden Anstalt, war der Prof. der Arzneykunde Friedrich Hoffmann, der die Magdeburgschen und Halberstädtischen Stände

zur Errichtung eines Freytisches für ihre Landeskinder verhelfen mögte. Die Nachrichten, die S. 86 ff. von der Anlegung des Hallischen Waisenhauses, des theologischen Seminars, des reformirten (kürzlich mit dem lutherischen Gymnasium vereinigten) Gymnasiums, mitgetheilt werden, gehören ganz eigentlich wegen ihrer Verhältnisse zu der Universität in diese Geschichte.

S. 147 bis 241 enthält die Fortsetzung der historischen Nachrichten in Hinsicht auf die Universität unter der Regierung König Friedr. Wilhelms I. Die bekannte ökonomische Gesinnung dieses Fürsten, der überhaupt kein Beförderer wissenschaftlicher Anstalten und der Gelehrsamkeit war, konnte für diese hohe Schule ebenfalls nicht gedeihlich seyn. Daher konnte auch manche nothwendige Anstalt, u. a. ein anatomisches Theater, nicht eingerichtet werden. Im J. 1733 war der Etat der Salarienkasse nur 7000 Thlr. Die Anzahl der Studierenden in Halle war in diesem Zeitraume (von 1713 bis 1740) beträchtlich, so daß man im Durchschnitte jährlich an 1500 anschlagen kann. Dieser Regent ernannte 1724 einen gewissen Nicolaus Morgenstern zum Professor des Soldatenrechts. Der Verf. erklärt S. 171 diese Lehrstelle für überflüssig und nicht mit Unrecht. (Der Grund lag wohl in des Königs Vorliebe für den militärischen Stand). Von S. 193 an, ist die denkwürdige Verbannung Wolfs und Spangenbergs von der Universität beschrieben. Jenes Streitigkeiten mit Lange, dem Verketzerer desselben, sind bekannt, und hier am gehörigen Orte stiagraphisch wieder erzählt. (Daß man übrigens schon vor 1733 sich bemühete, den König Friedr. Wilhelm I. zur Wiedereinsetzung Wolfs in seine Professur, obgleich vergebens, zu bewegen, ist sicher; ungeachtet auch Dreyhaupt dieses in dessen Lebensbeschreibung nicht bemerkt hat. Der Kriegesrath Schäfer wünschte gern die Universität, die durch Wolfs Abgang sehr vermindert war, wieder zu heben, und schlug dem Könige vor, ihn von Marburg wieder nach Halle zu berufen. Der Monarch erwiederte: „er wünsche „sehr, daß alles Mögliche zum Besten der Universität angewandt „würde; allein Wolf sey ein Atheist.“ Der Ordensrath König in Berlin hat in seiner historischen Schilderung Berlins Th. 4. B. 2. S. 137 ff. einige Briefe Langens an den König aus den Jahren 1736 f. abdrucken lassen, worin

es

er sich zu rechtfertigen, und die Wolfische Philosophie fortgesetzt, als verdächtig und gefährlich zu schildern bemühet.) Ueberhaupt findet man bey unserm Verf. gute Beyträge zur Gelehrtengeschichte, von den Gebrüdern Baumgarten, u. a.

Die Geschichte der U. unter Friedrichs II. Regierung nimmt zwey Abschnitte ein, von S. 241—387. Der erste behandelt sie bis zum Curatorium des Min. von Zedlitz, und der zweyte während desselben. So wenig dieser große Fürst für die Aufnahme seiner Universitäten gethan hat: so bleibt doch dessen Zurückberufung Wolfs als Vicekanzler der Universität mit einem Gehalte von 2000 Thlr. merkwürdig. Zedlitz Bemühungen, den Flor der Universität zu bewirken, werden mit Recht gerühmt. In dankbarem Andenken bestehen manche seiner von ihm gegründeten Veranstaltungen, u. a. daß er für die Bibliothek und das anatomische Theater ein besonderes Gebäude bestimmen konnte.

Unter der Regierung Friedr. Wilhelm II. (S. 388 bis 464) wurde der Zustand der U. verbessert. Der Kanzler von Hoffmann sorgte mit vielem Eifer für Anschaffung neuer Fonds, und wirkte der U. eine Vermehrung derselben, jährlich von 7000 Thlr. aus, wozu noch einzelne Zuschüsse kamen. Es entstand ein klinisches Institut, die Vergrößerung des botanischen Gartens mit einer Sternwarte, ein zweckmäßigeres anatomisches Theater. Auch wurde vom Oberbergr. Goldhagen ein Naturalienkabinet für 2500 Thlr. gekauft.

Die Geschichte unter der Regierung des jetzigen Königs, ist unter 2 Abschnitte gebracht, davon der erste bis zum J. 1803 gehe. Bemerkenswerth ist, daß die Subordination der U. unter das Oberschulkollegium, die unter der vorigen Regierung eingerichtet war, aufgehoben wurde; indem die Universitäten wieder unter die Oberaufsicht des Chefs des geistl. Dep., des Staatsministers von Massow kamen. Der König wies 1803 eine jährliche Summe von 8000 Thlr. zur Verstärkung der Fonds an. Die vormals gesunkene Zahl der Studirenden stieg wieder, so daß sich am Ende des J. 1804 überhaupt 796 Studenten in Halle befanden.

Man sieht aus dieser Anzeige schon, daß besonders die beyden letzten Regenten ihre Fürsorge für die Aufnahme der

zur Errichtung eines Freytisches für ihre Landeskinder verwogte. Die Nachrichten, die S. 86 ff. von der Anlegung des Halleschen Waisenhauses, des theologischen Seminars, des reformirten (kürzlich mit dem lutherischen Gymnasium vereinigten) Gymnasiums, mitgetheilt werden, gehören ganz eigentlich wegen ihrer Verhältnisse zu der Universität in diese Geschichte.

S. 147 bis 241 enthält die Fortsetzung der historischen Nachrichten in Hinsicht auf die Universität unter der Regierung König Friedr. Wilhelms I. Die bekannte ökonomische Gesinnung dieses Fürsten, der überhaupt kein Beförderer wissenschaftlicher Anstalten und der Gelehrsamkeit war, konnte für diese hohe Schule ebenfalls nicht gedeihlich seyn. Daher konnte auch manche nothwendige Anstalt, u. a. ein anatomisches Theater, nicht eingerichtet werden. Im J. 1733 war der Etat der Salarienkasse nur 7000 Thlr. Die Anzahl der Studierenden in Halle war in diesem Zeitraume (von 1713 bis 1740) beträchtlich, so daß man im Durchschnitte jährlich an 1500 anschlagen kann. Dieser Regent ernannte 1724 einen gewissen Nicolaus Morgenstern zum Professor des Soldatenrechts. Der Verf. erklärt S. 171 diese Lehrstelle für überflüssig und nicht mit Unrecht. (Der Grund lag wohl in des Königs Vorliebe für den militärischen Stand). Von S. 193 an, ist die denkwürdige Verbannung Wolfs und Spangenbergs von der Universität beschrieben. Jenes Streitigkeiten mit Lange, dem Verketzerer desselben, sind bekannt, und hier am gehörigen Orte stiagraphisch wieder erzählt. (Daß man übrigens schon vor 1733 sich bemühete, den König Friedr. Wilhelm I. zur Wiedereinsetzung Wolfs in seine Professur, obgleich vergebens, zu bewegen, ist sicher; ungeachtet auch Dreyhaupt dieses in dessen Lebensbeschreibung nicht bemerkt hat. Der Kriegesrath Schäfer wünschte gern die Universität, die durch Wolfs Abgang sehr vermindert war, wieder zu heben, und schlug dem Könige vor, ihn von Marburg wieder nach Halle zu berufen. Der Monarch erwiederte: „er wünsche „sehr, daß alles Mögliche zum Besten der Universität angewandt „würde; allein Wolf sey ein Atheist.“ Der Ordensrath König in Berlin hat in seiner historischen Schilderung Berlins Th. 4. B. 2. S. 137 ff. einige Briefe Langens an den König aus den Jahren 1736 f. abdrucken lassen, worin

es

sich zu rechtfertigen, und die Wolfische Philosophie fortzusetzen, als verdächtig und gefährlich zu schildern bemühet.) Ueberhaupt findet man bey unserm Verf. gute Beyträge zur Gelehrtengeschichte, von den Gebrüdern Baumgarten, u. a.

Die Geschichte der U. unter Friedrichs II. Regierung nimmt zwey Abschnitte ein, von S. 241 — 387. Der erste behandelt sie bis zum Curatorium des Min. von Zedlitz, und der zweyte während desselben. So wenig dieser große Fürst für die Aufnahme seiner Universitäten gethan hat: so bleibt doch dessen Zurückberufung Wolfs als Vicekanzler der Universität mit einem Gehalte von 2000 Thlr. merkwürdig. Zedlitz Bemühungen, den Flor der Universität zu bewirken, werden mit Recht gerühmt. In dankbarem Andenken bestehen manche seiner von ihm gegründeten Veranstaltungen, u. a. daß er für die Bibliothek und das anatomische Theater ein besonderes Gebäude bestimmen konnte.

Unter der Regierung Friedr. Wilhelm II. (S. 388 bis 464) wurde der Zustand der U. verbessert. Der Kanzler von Hoffmann sorgte mit vielem Eifer für Anschaffung neuer Fonds, und wirkte der U. eine Vermehrung derselben, jährlich von 7000 Thlr. aus, wozu noch einzelne Zuschüsse kamen. Es entstand ein klinisches Institut, die Vergrößerung des botanischen Gartens mit einer Sternwarte, ein zweckmäßigeres anatomisches Theater. Auch wurde vom Oberbergr. Goldhagen ein Naturalienkabinet für 2500 Thlr. gekauft.

Die Geschichte unter der Regierung des jetzigen Königs, ist unter 2 Abschnitte gebracht, davon der erste bis zum J. 1803 geht. Bemerkenswerth ist, daß die Subordination der U. unter das Oberschulkollegium, die unter der vorigen Regierung eingerichtet war, aufgehoben wurde; indem die Universitäten wieder unter die Oberaufsicht des Chefs des geistl. Dep., des Staatsministers von Massow kamen. Der König wies 1803 eine jährliche Summe von 8000 Thlr. zur Verstärkung der Fonds an. Die vormals gesunkene Zahl der Studirenden stieg wieder, so daß sich am Ende des J. 1804 überhaupt 796 Studenten in Halle befanden.

Man sieht aus dieser Anzeige schon, daß besonders die beyden letzten Regenten ihre Fürsorge für die Aufnahme der

Universität preiswürdig dargethan haben. Wir fügen nur hinzu, daß der Verfasser mehrere Stellen des Textes mit Anmerkungen begleitet hat, die das Universitätswesen, und die vielfachen Einrichtungen und Verfügungen auf hohen Schulen betreffen. Auch hierin wird man mit Wohlgefallen den denkenden, mit der Lage der Dinge, ihren Vortheilen und Nachtheilen vertrauten Mann wahrnehmen, der mit Gründlichkeit seine Stimme abgiebt, und freymüthig und unbefangen sich erklärt.

Nr. 2. Die Schriften der genannten Schriftsteller, zu deren Arbeiten der gegenwärtige Nachtrag seyn soll, haben folgende Titel: 1. Dr. Daniel Heinr. Arnoldt ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergschen Universität 1. Th. 1740. 2. Th. 1746. und Zusätze zu dieser Historie. 1756. — 2. J. F. Goldbeck Nachrichten von der Königl. Universität zu Königsberg in Preußen, und den daselbst befindlichen Lehr- und Erziehungsanstalten. 1802.

Unser Verf. nimmt besonders auf den neuesten Zustand der Universität Rücksicht. Anfänglich spricht er überhaupt über die Vortheile der Universitäten; über ihren Sitz in größern oder kleinern Städten, und räumt den erstern den Vorzug ein, über ihre Lage, u. s. f. Dieß ist freylich nur summarisch angegeben, und hier nicht umständlich erörtert worden. Von S. 30 kömmt er erst seinem Hauptzweck näher, und schildert die neuere Justizverbesserung beym akademischen Senat, der jetzt sein eigenes Justizdepartement hat, auf die Verbesserung der Einkünfte unter Friedr. Wilhelm II. mit jährlichen 2000 Thlr. (Nach Goldbeck betrugen sie vorher ungefähr 3330 Thlr.) Der jetzige König schenkte der Universität die von der Wittwe des in Berlin verst. Dr. Hertz für 2000 Thlr. erkaufte Sammlung physikalischer Instrumente. — Von S. 34 bis 53 ist ein Nekrolog der Universitätslehrer seit 1782., worin der Name Kant ausgezeichnet zu werden verdient. (Hier ist ein Auszug aus Schultzens Gedächtnißfeyer auf Immanuel Kant.) Hierauf folgt ein Verzeichniß einiger Lehrer, die die Akademie wieder verlassen haben. (Sehr dürftig.) Dann ist das jetzige Lehrerpersonale der Universität nach den Fakultäten anzugeben, wobey ihre Würden und Vorlesungen namhaft gemacht, und hin und wieder Urtheile über ihre Lehrgaben,

ihre

Ihre Berufstreue, u. dergl. m. mitgetheilt werden. Zuletzt spricht der Verf. über Anstalten und Institute, die bey Universitäten erforderlich sind. (Fast alles bekannte Dinge.) Wir finden auch, daß die U. noch keinen botanischen Garten, und keine klinische Anstalt hat, welche Anlegungen einer günstigern Zukunft vorbehalten bleiben.

Ww.

Versuch über Luthers Reformation, ihren Geist und ihren Einfluß, oder Auszug aus der gekrönten Preisschrift des Herrn Villers über die — Frage: welchen Einfluß hat Luthers Reformation auf die politische Lage der verschiedenen Staaten Europa's, und auf die Aufklärung gehabt. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von G. F. H. Plieth. Nordhausen, bey Nitsche. 1805. 10½ Bogen. 8. 12 Gr.

Es ist nicht recht abzusehen, was den Uebersetzer bewogen haben kann, diesen magern und mangelhaften Auszug eines trefflichen Originals zu verdeutschen; da letzteres überdieß sowohl in der Urschrift, als durch zwey wohlgerathene Uebersetzungen allgemein bekannt ist, auch nichts Ueberflüssiges enthält, und sich daher gar nicht zum Epitomiren eignet. Von der Richtigkeit und dem Werthe der Verdeutschung können wir, da wir das Original nicht zur Hand haben, nicht urtheilen. Die beygefügten Anmerkungen sind ganz unbedeutend; wer ein Buch wie dieses ist, lieset, der darf nicht erst darüber belehrt werden, wer Erasmus und Zwingli waren, was eine Idylle sey, und wo Arkadien lag. — Eine unzählige Menge von Druckfehlern entstellen diese wenigen Bogen, so daß es den Anschein gewinnt, als ob sie gar nicht korrigirt wären. Fast alle Eigennamen sind unrichtig geschrieben; so lieset man von einer Landschaft Mysea statt Morea, Tenelon statt Fenelon, Barbegeac statt Barbeyrac, u. s. w.

Wg.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe eines reisenden Spaniers an seinen Bruder in Madrid über sein Vaterland und Preußen. Geschrieben in den Jahren 1801 und 1802. Erster Theil. Berlin, bey Unger. 1804. 8. 1 M.

Dieser sogenannte reisende Spanier, ist einer von den Reisenden, die nie aus ihrer Wohnstube kommen. Er ist ein ehrlicher deutscher Buchmacher, einer von dem

wob of gentlemen who write who write with ease!

Der Verf. scheint spanische Bücher, oder deren Uebersetzung gelesen zu haben, und von der preußischen Monarchie und deren Verfassung Etwas zu wissen; aber, so viel hier zu merken ist, nichts Gründliches. Er ist dabey ein ziemlicher Paradoxenjäger, und brinat über mancherley Gegenstände die er wohl nicht recht verstehen mag, allerhand fremdscheinende Gedanken hervor, welche mit der Menge schaler Gemeinplätze, womit so viele Seiten gefüllt werden, einen seltsamen Kontrast machen. Kurz dieß ist ein höchstmittelmäßiges Geschreibsel, das dem Leser weder wahren Nutzen, noch wegen der weitschweifigen Schreibart, Vergnügen gewähren kann. Wenn zufolge des Titels wirklich dieser ein Alphabet starke Band nicht der einzige Theil dieses Buchs bleiben sollte: so kann freylich der Verf., wenn er auf ähnliche Art fortschwatzt, noch zwanzig Theile schreiben; aber er ist vielleicht so billig, höchstens bis zum zweyten Theile zu gehen.

Sti.

Bildliche Darstellung aller bekannten Völker. Neunzehntes bis zwey und zwanzigstes Heft. Jedes Heft hat 4 illumin. Kupfer. Leipzig, bey Baumgärtner. 1804. 4. 1 M. 8 G.

Eine

Eine planlose Kompilation, die Heftweise unter obigem Titel erschienen ist. Wir haben von den vorigen Stücken Nachricht ertheilt. Die gegenwärtigen Hefte sind so fabrikirt bearbeitet, oder vielmehr abgeschrieben, daß wir von Herzen die jungen Leser bedauern, welche aus denselben Geographie oder Völkerkunde erlernen sollen. Hier erscheinen Araber, die päpstliche Leibwache, Böhmen, Steyermärker und Tyroler.

Heft 19. enthält unter der Ueberschrift: Bewohner des Egerschen Bezirks im Königreich Böhmen, Etwas von der Geschichte und den Gränzen des Landes, nebst einer trockenen Nomenklatur der Produkte desselben; dann wieder einige Brosamen Geschichte des Egerschen Bezirks, und Etwas von der Stadt Eger. (Alles aus Büsching excerpirt.) Zuletzt ein paar Anekdoten von Böhmischen Volkslustbarkeiten, aus dem Semler-Schützischen Elementarwerk getreulich nachgeschrieben. Wo der Abschreiber ja sich einige Aenderung erlaubt, wie bey der Angabe des Areals von Böhmen: so ist sie wahrlich keine Verbesserung. Nach ihm enthält Böhmen 961 Q. Meilen; er hätte aber dafür nach der 1787 vorgenommenen Messung 823 Q. Meilen, und mit Inbegriff der Städte und Flüsse 900 Q. Meilen angeben sollen. Bestimmter wäre es auch gewesen, zu sagen: B. wird in 16 Kreise getheilt, wozu noch die Hauptstadt Prag kömmt, als daß er 16 Kreise angiebt, von welchen drey unmittelbar um die Hauptstadt herum liegen.

Heft 20. Arabische Edelleute, und die päpstliche Schweitzer-Leibgarde. Von Arabien etwas Geographie; (aus Fabri's Handbuch) von den Trachten der vornehmen Araber, wie man es besser und deutlicher in Büsching und Rosche und Hammerdörfer findet, die doch wohl der Kompilation zur Grundlage gedient haben mögen. — Unter der Rubrik: Päpstliche Schweitzer-Leibgarde, Etwas vom Kirchenstaat und von Rom, nebst ein paar Anekdoten von diesen Soldaten, die hier ungeschliffen genannt werden, und von welchen einer ein Tölpel heißt, weil er den Papst nicht in die Bibliothek hinein lassen will, da es ihm, dem Wachthabenden, ausdrücklich verboten war, Niemanden hinein zu lassen!!!

Heft 21. Steyermärker. Produkte, Städte, u. s. w. bis auf die Land-Erbämter nach Büsching.

S. 22. Tyroler. Etwas Geographie nach geschilderter Manier. Auch von dem Handel der Imbster mit Kanarienvögeln. Letzterer ist zum Theil unrichtig beschrieben; bey Einkauf und Ertrag muß Manches in ein helleres Licht gesetzt werden. (Deutlicher und gründlicher ist dieser Gegenstand behandelt in Fabri's geographisch. Magazin B. 3. S. 457 ff.)

Der Herausgeber macht sich die Arbeit unverantwortlich leicht. Was wird aus der Schriftstellerey, wenn man also verfährt?

Der Verleger mag auf die Kupfer, die jedem Hefte beygefügt sind, Kosten wenden; aber der Schreiber des Textes erörtert dieselben zuweilen gar nicht, und das wäre doch eine Hauptsache des Kommentars. Die Zeichnung und das Kolorit der Kupfer, welche die behandelten Nationen in ihrer Tracht darstellen, sind verschieden. Am besten gefallen uns die im 21. und 22. Hefte; diejenigen im 19. Hefte hingegen sind mißrathen; besonders ist in denselben Nr. 3. verzeichnet. Im Ganzen dürften die mehrsten zu grell illuminirt seyn.

W.

Gelehrtengeschichte.

Repertorium Commentationum a Societatibus Literariis editarum. Secundum disciplinarum ordinem digessit, *T. D. Reuß*, Prof. et Bibliothecarius. Scientia Naturalis. *Tomus IV.* Physica. Goettingae, apud Dieterich. 1805. VIII und 416 Seit. 4. 3 Rthlr.

Weil mehrere Astronomen den baldigen Abdruck des die Sternkunde betreffenden Theils gewünscht hatten, war solchen gewillfahrt, und dieser Tomus V. früher als vorliegender IV. unter die Presse geschickt worden. Ihm wird in nächstbevorstehender Messe der von Oekonomie handelnde VI. folgen, und somit Alles wieder in der einmal beliebten Ordnung seyn. Daß Herr R. nur aus den Denkschriften gelehr-

gelehrter Gesellschaften selbst schönster, unausbleiblicher Komplexion hier also keineswegs zu befürchten bleibt, ergab sich aus den bereits erschienenen Bänden schon zur Genüge, und keinem derselben steht an wohl überdachter Anlage so wie an sorgfältiger Ausführung der vorliegende nach. Auch der Verleger verdient Aufmunterung; als welcher nicht nur für sich gleichbleibend guten; sondern auch ununterbrochnen Abdruck zu sorgen fortfährt: denn bey so kostspieliger Unternehmung der Liebhaber nicht lange warten zu lassen, ist doch gleichfalls alles Lobes werth! Im, diesem Bande eben so wenig fehlenden, Namensregister (als Sach-Index dient schon der vorangestellte Elenchus Sectionum) zeichnen nachstehende Namen durch zahlreichere Beyträge sich aus: Achard, Aepinus, Thomas Backer, Beguelin, Bergmann, Brunnings, de la Caille, de Cassini, Cavallo, Celsius, Derham, Desaguliers, de Euler, de Fouchy, Franklin, Halley, Haukbee, de la Hire, Huyghens, de Kraft, Kratzenstein, Lambert, Lavoisier, de Luc, de Mairan, Maraldi, Messier, Musschenbroek, Nairne, Newton, Nollet, Picard, Reaumur, Richmann, le Roy, Rumford, Scheuchzer, Strnadt, van Swinden, Toaldo, Wallis, Wilcke. — Nunmehr noch die Männer namhaft zu machen, aus deren Feder man in dergleichen Denkschriften der Beyträge noch ungleich mehr wünschen möchte, würde viel zu weit führen; weil nämlich das Warum? doch überall angezeigt werden müßte.

Umhin kann aber Rec. nicht, das bey Anzeige des ersten Göttingischen Repertoriumbandes erwähnte Wiener Unternehmen ähnlichen Zweckes hier beyläufig wieder in Erinnerung zu bringen. Zwar hat der demselben vorstehende Herr von Sartori, Kaiserl. Rath und Bibliothekar am wiederhergestellten Theresianum, eine nicht unbedeutende Anzahl andrer vermischten Werke zu seinem General-Index benutzt, wodurch er die Umsicht erweitert, und das Ganze noch brauchbarer gemacht zu haben scheint; auch dürfte bey noch nicht völlig beendigtem Werke ein entscheidendes Urtheil Manchem vielleicht zu voreilig dünken. Was indeß Rec. bis jetzt davon zu sehen bekam, hielt keine Vergleichung mit Plan und Ausführung des Göttingischen aus. Ungerechnet, daß letzteres, in Hinsicht auf die Vollständigkeit der hierzu gebrauchten Mémoires gelehrter Gesellschaften, doch

wirk-

wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, und also seinem Zweck entspricht, ist schon die Anlage desselben, nicht allein durch die jeder Hauptdisciplin gleich beygefügten Register; sondern auch in Stellung und Behandlung des Einzelnen selbst, weit bequemer und übersehbarer, als die viel zu verwickelte, sich durchkreuzende, und wegen der willkührlich gewählten Zeitperioden zur Benutzung noch beschwerlicher gewordene Arbeit des Wiener Konkurrenten. Hierzu kommt, daß man von dieser nicht mehr als hundert Exemplare abgedruckt hat, deren jedes dem von Wien etwas entfernt wohnenden Käufer weit über hundert Gulden kosten, und solcher eine Menge Notizen und Büchertitel darin wird bezahlen müssen, an deren Kenntniß ihm oft genug wenig oder gar nichts gelegen seyn kann; da hingegen es von der Neigung des Liebhabers abhängt, aus dem Göttinger Repertorium sich diejenigen Abschnitte zu wählen, die seinen literarischen Bedürfnissen am angemessensten sind. Noch umständlicher darüber sich hier zu erklären, verbietet der Raum, und gehört in die Anzeige des im Jahre 1805 noch nicht zu Ende gebrachten östreichischen Produktes selbst.

B.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Kurhessische Geh. Legationsrath, Freyherr von Leonhardi, ist zum bevollmächtigten Gesandten am Kurbadenschen und Kurwürtemberg. Hofe ernannt worden; wird jedoch vor der Hand in Frankfurt am Main wohnen.

Die theologische Fakultät in Würzburg hat den Herrn Professor Schnurrer zu Tübingen, aus eigenem Antriebe das Doktordiplom zugesandt.

Herr Dr. Mohr in Kiel, ist Adjunkt der dortigen philosophischen Fakultät geworden.

Herr C. P. Heise, ist beym Schullehrer-Seminarium in Friedrichsstadt-Dresden als Vice-Direktor und Hülfslehrer angestellt worden.

Der Professor der Rechtsgelahrheit Herr Dr. Stockmann in Leipzig, ist von dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt aus eigener Bewegung zum Hof- und Pfalz-Grafen ernannt worden.

Der Kollaborator am Johanneum zu Hamburg Herr S. Lenz, ist Prediger zu Hasbergen im Oldenburgischen geworden.

Der Prediger zu Scheibenfeld, Herr Mag. J. F. Thierfeld, hat eine Pfarrerstelle in Oedenach erhalten.

Herr

Herr Professor J. A. H. Tittmann zu Leipzig, ist zum Professor Theol. Ordinarius novae fundationis daselbst ernannt worden.

Der ordentliche Professor der Anatomie und Chirurgie Herr Dr. J. C. Rosenmüller, daselbst, hat eine Gehaltszulage von 100 Thlrn. erhalten.

Ebendaselbst haben der außerordentliche Professor der Philosophie Herr C. A. H. Clodius, und der außerordentl. Professor der Rechtsgelahrheit Herr Dr. C. G. Tilling, Pensionen von 100 Thlrn. erhalten.

Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Frankfurt an der Oder, hat den Herrn Professor Schmidt in Berlin, und Herrn Professor Brohm in Posen, zu ihren Mitgliedern ernannt.

Herr Dr. C. F. Enke, ist Archidiakonus an der Nicolaikirche, und Herr Mag. G. F. Jaspis, Diakonus an der Thomaskirche in Leipzig geworden.

Chronik deutscher Universitäten.

Halle. 1805.

Am 3ten August hielt zur Feyer des Geburtstages des Königs Herr Professor Voigtel, im großen Hörsaale der Universität eine Rede, in welcher er an „die Verdienste des „großen Kurfürsten Friedrich Wilhelms um den preußischen „Staat," erinnerte.

Unter den Schriften zur Beantwortung der Preisaufgabe der theologischen Fakultät im Dekanate des Herrn Geh. Raths Dr. Nösselt: Exponantur causae praecipuae obscuritatis Epistolarum Paulinarum propriae, hat Herr D. Schulz aus Pärben bey Freystadt in Schlesien den Preis, und Herr E. W. G. Wachsmuth aus Hildesheim das Accessit erhalten. Die neue Preisaufgabe im gegenwärtigen Dekanate des Herrn Dr. Knapp ist: Instituenda comparatio est praeceptorum Vet. Testam. (non neglectis etiam apo-

apocryphis V. T. libris) quae ad conformandos hominum mores spectant, cum praeceptis ex eodem genere in N. Testamento obviis, docendumque, quid ex eis efficiatur. Die Preisschriften müssen bis zum 18ten Oktober dieses Jahres eingehen.

Anzeige kleiner Schriften.

M. S. F. Kettels Zeugniß, sowohl über die von ihm erlebte neue Aufklärung in der Religion, als über sein Studium der Theologie und seine Amtsführung, bey seinem 50jährigen Magister- und Amts-Jubiläo freymüthig abgelegt. 1805. 3½ Bog. 8.

Der gutmeinende Jubelgreis ist laudator temporis acti. Er ist der Meinung, daß es vor einem halben Jahrhundert um die Religion und ihre Lehrer besser stand, als jetzt. Er hält dafür, daß keine so paradoxen, widersinnigen und seltsamen Meinungen und Erklärungen der theologischen (?) Religionslehren (dieser Ausdruck ist nicht glücklich gewählt) erdacht werden können, die nicht in den neuen theologischen Schriften gefunden würden. Er sucht diese Behauptung durch J. A. Cramers, W. A. Tellers, Niemeyers und Trennmanns Zeugnisse zu unterstützen. Der jetzt herrschenden Aufklärung stellt er S. 17 u. f. diejenige entgegen, welche der bekannte Philosoph A. G. Baumgarten, geliebt und zu befördern gesucht habe; bey welcher es hauptsächlich auf die Verbindung des Theoretischen und Praktischen in der Religion abgesehen gewesen sey. Sehr wahr ist es, wenn dieser verdiente Gelehrte den Ausspruch that: „Erkennet ein „künftiger Theologus die Sätze des studii theologici nicht „für Wahrheit, und er soll sie lehren: so ist er der ärgste „Heuchler, den man sich vorstellen kann. Da ist es besser: „manum de tabula, man trete nicht in diesen Stand.“

Unser Verfasser bekennt, daß er Baumgartens Unterrichte ein gründliches Studium der Theologie verdanke. Er giebt einen Abriß von dem Systeme, was er bey seinem Studiren und der Führung seines Lehramts befolgte, aus welchem allerdings seine jüngern Amtsbrüder manche nützliche

Lehre

Lehre ziehen können. Vorzüglich beherzigungswerth ist dasjenige, was er S. 26 von der Nothwendigkeit einen exemplarischen Wandel zu führen, und Alles zu vermeiden, was anstößig werden könnte, sagt; da die verderbliche Sorglosigkeit vieler unsrer jüngern Geistlichen in diesem Punkte keine Gränzen kennt. Am Schlusse wird eine kurze Nachricht von dem Leben und den Schriften des Jubelgreises mitgetheilt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der am 1sten Mai d. J. zu Wasungen im 81sten Jahre verstorbene Rath und Stadtsyndikus Hr. Ernst Friedrich Wilhelm Schenk, hatte bereits vor vielen Jahren als fleißiger Naturforscher die Entdeckung gemacht, daß die Sorbus hybrida Linn. von der man vorher glaubte, daß sie nicht in Deutschland einheimisch sey, in einem Gehölze zwischen Wasungen und Meiningen wachse, und über diesen Gegenstand mit mehreren berühmten Gelehrten, unter andern, mit dem Professor Schreber zu Leipzig, und dem Herrn von Münchhausen, dem Verfasser des Hausvaters, einen Briefwechsel geführt.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Erziehungsschriften.

1) Versuch der Charakteristik einer vollkommen naturgemäßen Leselehrart ꝛc. von F. Olivier. Dessau, Schulbuchh. 1804. 30 S.

2) Ueber die zweckmäßigste Leselehrmethode und den Unterricht überhaupt, nebst einer Beylage über die Verwendung der Klostergüter. Von G. Wahrmuth. Mit einem Kupferstich. Passau, Ambrosi. 1804. 58 S.

3) Ortho-epo-graphisches Elementarwerk ꝛc., von F. Olivier. Erster theoretischer Theil, enthaltend die Darstellung des ortho-epo-graphischen Systems. 62 S. Zweyter Theil, enthaltend den Kommentar zur tabellarischen Uebersicht dieses Systems. 96 S. Dritter Theil, Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache und ihres Mechanismus ꝛc. Mit zwey Kupferstichen. 216 S. Dessau, Schulbuchh. 1804.

4) Hamburgisches ABC und Lesebuch nach Pestalozzi's und Oliviers Lehrmethode, von Karl Wit-

te, Prediger in Lochau bey Halle. Mit 24 Kupf. Hamburg und Mainz, bey Vollmer. 160 S. Ohne Jahrzahl; aber erschienen in der Jubilate-Messe, 1804.

5) Neuestes ABC- und Lesebuch, nach Pestalozzi und Olivier, für den öffentlichen und Privat-Unterricht. Mit ausgemalten Bildern, als Hülfstafeln zur Erlernung der Buchstaben. Zeitz, bey Webel. 1803. 64 S.

6) Pädagogisch-amtliche Berichte an das Publikum über die Lautmethode des Hrn. F. Olivier. Leipzig, bey Gräff. 1805 (1804 in der Michaelismesse) 202 S.

7) Fibel oder Elementarbuch zum Lesen lernen von D. Heinrich Stephani. Zweyte Auflage. Erlangen, bey Palm. 1805. (1804) 47 S.

8) Kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren. Von D. H. Stephani. Zweyte verbesserte Auflage. Erlangen, bey Palm. 1805. (1804) 48 Seiten.

9) Ausführlicher Unterricht in der Stephanischen Elementarmethode des Lesenlehrens ꝛc. von Chr. Fr. Schneider, Kantor zu Albertshofen am Mayn, im Churpfalzbaierschen Franken. Mit einer Vorrede vom Hrn. Consistorialrath Stephani. Würzburg, bey Stahel. 1805 (1804). 228 Seiten.

10) Gemeinschaftliche Lesetafeln, nebst Unterhaltungen über den Inhalt derselben ꝛc., von D. J. P. Pöhlmann. Erste Lieferung. Erlangen, bey Palm.

Palm. 1805. (1804) 195 Seiten und 15 Tafeln.

11) Methodisches Elementarbuch für Stadt- und Landschulen, enthaltend ein ABC- und Sylbenbuch nebst Elemententafeln, ein Buchstabir- und Lesebuch, und eine Anweisung zum Gebrauch für Lehrer, von G. F. Ruf, Lehrer am Churfürstlichen Gymnasium zu Karlsruhe. Erlangen, bey Palm. 1804.

12) Schulbüchlein zur ersten Uebung im Lesen und Denken. Erste Abtheilung. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. 70. S. und eine Buchstabirtabelle auf einem halben Bogen.

13) Anleitung zum Gebrauch des (ebengenannten) Schulbüchleins. 32 S.

14) Hülfsbuch zur deutschen Buchstaben- und Sylbenkunde ꝛc. von M. Joh. Chr. Volbeding. Mit Kupfern. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 106 S.

15) Empfindungslaute. Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern; als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterrichte. Leipzig, bey Dyk. 1804. 44 S.

16) ABC-Buch für Taubstumme, von E. A. Eschke. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin. 1804. 51 S.

17) Kleine Bemerkungen über die Taubheit, von demf. Berlin. 1803. 52 S.

18) Kurzer Unterricht für Taube und Taubstumme, von D. C. Fr. Struve, Amts- und Landphysikus zu Borna. Leipzig, bey Kleefeld. 1804. 49 S.

Ueber die zweckmäßigste Leselehrmethode streiten sich in Nr. 2, ein Paar Ungenannte (denn Gottlieb Wahrmuth klingt wie ein angenommener Name); hingegen in Nr. 1, 3, 6, 8, und 9, Herr Stephani und Herr Schneider auf der einen, und auf der andern Seite Herr Olivier und Herr Tillich; letzterer in der Einleitung zu den pädagogisch-amtlichen Berichten S. 1 — 48.

Nr. 2 ist gleichsam nur ein Vorpostengefecht; die übrigen sind ein förmlicher Feldzug. Dabey wolle man aber nicht an etwas Inhumanes, an eine sogenannte gelehrte Klopffechterey denken; jene Männer streiten aus Liebe zur Wahrheit, und mit Gründen, die aus der Natur der Sache, wie diese jedem von ihnen erscheint, hergenommen sind.

In Hrn. Wahrmuths kleiner Schrift S. 11 f. findet Rec. seine eigne Ansicht buchstäblich ausgedrückt wie folgt: »Die Namen Selbstlauter und Mitlauter führten mich auf die Beurtheilung der Richtigkeit dieser Benennungen. Ich fand zwar, daß jeder Buchstabe selbst töne; daß aber der Ton der sogenannten Selbstlauter reiner und einfacher sey, als der der übrigen Buchstaben, und daß sie gleichsam die Elementartöne für den neugebornen Menschen bilden. Dieß verleitete (bestimmte, sagt Rec.) mich, die Bezeichnung dieser Töne als die Grundlage des ersten Leseunterrichts zu betrachten, und sie als das Leichteste und Einfachste für den neuen Lehrling allem Leseunterrichte voran zu schicken. An dieses Leichte und Einfache sollte das weniger Leichte allmählig geknüpft, und so fortschreitend der Unterricht vollendet werden.«

»Die ersten Töne, welche das Kind bezeichnen lernen sollte, wären also a, e, i, o, u,« (Rec. setzt noch ä, ö, ü, dazu, und ordnet sie — mit Hrn. Stephani in Hrn. Kantor Schneiders Schrift S. 99 beynah übereinstimmend — so,

a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

wie sie von der linken zu der rechten durch allmälige Verengerung, und umgekehrt von der rechten zur linken durch allmälige Erweiterung der Mundhöle gebildet werden. Ferner würde Rec., wenn er eine Fibel schriebe, jeden von diesen acht Selbstlautern zweymal erscheinen lassen, einmal gedehnt, einmal ungedehnt, beydemal von gleicher Höhe;

aber

über die gedehnten breiter, oder welches auf eins hinaus kömmt, dicker. Da sich diese letzten Zeichen bisher in den Druckereyen nicht finden: so werden die gedehnten hier durch Schwabacher bezeichnet:

Gedehnt a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

Ungedehnt: a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

Dieß scheint dem Rec. aus mehr als einer Ursache mit zum Elementar-Unterrichte zu gehören)

»Hierauf folgte ab, eb, ib, ob, ub; sodann ba, be, bi, bo, bu.« (Rec. würde nun, wie sich von selbst versteht, jedesmal acht Lesen (Sylben) haben, wo Hr. W. ihrer fünf hat, und würde diese acht dreymal haben, nämlich mit gedehnten und ungedehnten Selbstlautern, und einmal mit gedehnten Mitlautern. Diese letzten finden nur hinter ungedehnten Selbstlautern Statt; ihr Daseyn offenbart sich bis jetzt bloß durch ihre Verdoppelung; es könnte aber auch wie bey den Selbstlautern durch ihre Verdickung, und durch diese ganz unzweydeutig, bezeichnet werden. — Hier ein paar Beyspiele:

Ged. Selbstl. Aale Heer Speere

Ged. Mitl. alle Hert Speere

Beyläufig ist hier zu merken, daß h nie gedehnt, und ch nie ungedehnt werden kann, daher jenes keiner Verdoppelung fähig, und dieses keiner bedürftig ist.

Daß übrigens derselbe Konsonant bald mehr bald weniger gedehnt ausgesprochen werde, gehört auch noch in die Elementarlesekunst, und ergiebt sich aus folgenden Beyspielen:

er fält, von fallen; er fällt, von fällen,

halt, von halten; es hallt, von hallen,

hart, durum; er harrt, von harren.

Dieß geschieht weit öfter, als man glaubt, so lange man nicht darauf achtet; und daß man nicht darauf achtet, kommt, wenigstens zum Theil, von dem etymologischen Aberglauben unserer sogenannten Rechtschreibung her, als welche befiehlt, daß man z. B. fällt, cadit, mit einem doppelten l schreibe, weil es von fallen herkomme — als wenn man das dem

Worte nicht ohnehin ansähe; und als ob es, besonders zum Behuf des Wortkörper-Lesens und Schreibens, bey einigen Wörtern mehr als bey andern darauf ankäme, daß man ihren Ursprung ihnen ansähe. Wer sieht es z. B. gedacht an, daß es von denken herkömmt? Wer sieht es zwar an, daß es aus es ist wahr, und Junker, daß es aus junger Herr oder Jungherr zusammengezogen ist? Kann man aber dessen ungeachtet diese Wörter nicht eben so bald und eben so richtig lesen und schreiben lernen, als die übrigen, angeblich etymologisch richtig geschriebenen? — Oder vielmehr, man lernt dergleichen Wörter wie fält, cadit, eher richtig lesen, wenn es mit einem l, als wenn es mit zweyen geschrieben ist: denn in dem zweyten Falle sieht es auch wie fällt von fällen; und wo man einen gedoppelten Mitlauter sieht, da ist man eben so geneigt zum Dehnen, und bey natürlicher Rechtschreibung müßte man da auch eben so gut dehnen, als bey einem gedoppelt stehenden Selbstlauter.)

»Diese zusammengesetzten Buchstaben (ab, ba, u. s. w.) dürfen jedoch nicht vereinzelt ausgesprochen werden; sondern in ihrer Zusammensetzung muß der Lehrling das Unbekannte in dem Bekannten kennen lernen. Das Lesenlernen ist nämlich bey jeder Leselehrmethode zugleich eine Synthesis und Analysis. Nach meiner Meinung sollte die Synthesis früher vorgenommen werden, als der Schüler einzeln alle Töne kennen lernt; denn es ist ermüdend und zugleich verwirrend, so viel einzelne Töne gleich zu Anfang, ohne sie zu Sylben zusammen zu setzen, lernen zu müssen. Bey fortschreitendem Unterrichte kann der Lehrer nach der individuellen Fähigkeit des Lehrlings allmälig zur Analysis übergehen, und dieselbe vorzunehmen seine Zöglinge anhalten. Diese Lehrmethode scheint mir naturgemäßer zu seyn, als jede andre. Geht es doch in aller menschlichen Erziehung und Bildung auf die eben beschriebene Weise zu, und lernen wir doch reden, ohne zuvor buchstabirt zu haben: warum sollten wir bey dem Lesenlernen eine andere Methode wählen, da jene, je reiner sie geübt wird, desto besser geräth? Daß der Mensch früher Sylben ausspreche, und lieber durch einsylbige Worte bezeichne, ist natürlich: wer liebt nicht vor dem Schweren das Leichtere?«

Soweit Herr Wahrmuth und Rec. mit ihm. Wir wol-

wollen nun sehen, ob und worin Herr Stephani und Herr Olivier nebst ihren Freunden theils von dieser Lehrart, theils von einander abweichen.

1) Beyde Parteyen erklären sich wie Herr W. und Rec. gegen das Buchstabiren. Hr. St. indessen (N. 8, S. 18 ff.) nur gegen den Mißbrauch desselben, in sofern es nämlich als Mittel gebraucht werde, das Sylbenaussprechen zu lehren. Er setzt hinzu: »wir bedürfen dieser Hernennung der Buchstabennamen allerdings als ein der ächten Methode untergeordnetes Hülfsmittel.« Er giebt die Fälle an, wo es nöthig sey, und erklärt es für ein beym Richtigschreiben noch unentbehrliches Hülfsmittel.

2) Alle drey Parteyen sind unter sich einig, daß jeder Buchstabe einen Namen haben müsse; aber welches dieser Name seyn soll, und welches sein rechter Gebrauch, welches sein Mißbrauch sey, darüber sind wir nicht einverstanden.

a) Hr. St. behält die gewöhnlichen Namen; nur daß er sch scheh und ch cha nennt.

Aber er läßt sich buchstabiren beh, a, ba, beh, e, be, beh, i, bi, und s. w.

Und doch läßt er das b, so wie alle übrigen Mitlauter, ohne Zusatz von irgend einem Vokal, aussprechen. »Wie sehr wünschen wir, (heißt es N. 8, S. 24 f.) daß unsere Leser in einer von unsern Schulen sich einfinden könnten, um die sämmtlichen Mitlauter von den Schülern so vernehmlich, und ohne Zusatz von irgend einem Vokal aussprechen zu hören; sie würden dann begreifen, wie armseelig uns jede Methode vorkommen müsse, die noch eines Hülfslautes zur Hervorbringung der Mitlaute bedarf!«

b) Diesen Hülfslaut nun findet Hr. Ol. und Rec. mit ihm, unvermeidlich.

Er will diesen Hülfslaut so wenig als möglich hören lassen.

Er will ferner, daß der Laut eines Buchstaben immer auch der Name desselben sey.

Auch in diesen beyden Punkten ist Rec. mit ihm einverstanden. Aber nicht in folgenden:

aa) Daß dieser Hülfslaut im Deutschen ein ungedehntes ö sey, vorzugsweise sey. Eigentlich ist jeder ungedehnte Selbstlaut dieser Hülfslaut jedes Mitlauters; da man aber einen wählen muß — indem ein Buchstabe nicht füglich mehr als einen Namen haben kann — so stimmt Rec. für das ungedehnte e, wie wir es in der letzten Sylbe von besehen, geschehen u. dgl. aussprechen. Das ungedehnte e ist unter allen ungedehnten acht Selbstlautern am wenigsten hörbar; daher wird es auch so oft verschmiegen ohne daß man es vermißt, z. B. wenn man dreysylbige Wörter wie besehen, geschehen, in zweysylbige, besehn, geschehn, verwandelt.

bb) Rec. läßt diesen Hülfslaut lieber vor dem Mitlauter, dem er zu einem Namen behülflich seyn soll, hergehen, als ihm folgen. Er nennt also das b ebb, das d edd, das g egg, das ch ech, das k ekk, u. s. w. wie man schon von jeher das f eff, das l ell, das m emm, das n enn, das r err, das s eß nennt. Dieß hat den Vortheil, daß der Mitlauter — der, wie man aus der Verdoppelung sieht, gedehnt ausgesprochen werden muß, desto hörbarer wird, indem er ganz austönt, und somit seinen Hülfslaut beynahe verschlingt, oder vergessen macht. Steht er aber vor diesem: so ist es gerade umgekehrt: man hört ihn nicht so lange; und kein noch so kurzer folgender Vokal kann machen, daß man lange genug bey dem vor ihm auszusprechenden Konsonant verweilt: der Mechanism des Sprechens gestattet es nicht.

Auch hat Rec. von dieser Benennung der Mitlauter den Vortheil, daß er einer Frage ausweicht, die, an Herrn Stephani gethan, ihn scheint in Verlegenheit setzen zu müssen. Es ist diese:

Wenn die Mitlauter ohne Zusatz von irgend einem Vokal vernehmlich ausgesprochen werden können: warum soll denn nicht, wie es bey den Vokalen ist, ihr eigenthümlicher Laut auch ihr Name seyn? Dieser Name würde ja alle die Dienste leisten können, die Hr. St. von den bisher gewöhnlichen Buchstabennamen erwartet; ja wie es dem Rec. scheint, würde er sie noch besser leisten. — Auch würde Hr. St. durch Zulassung dieser neuen Namen dem bösen Schein — wenn es nicht etwa mehr noch als Schein ist

— aus,

— aus, daß er das gewöhnliche Buchstabiren zur Vorderthür hinausjage, und zur Hinterthür wieder hereinlasse, quasi postliminio recipiendum.

3) Hr. Ol. nimmt das Wort Lesenlernen in weiter, Hr. St. in enger und Rec. in noch engerer Bedeutung, so daß auch das Kennenlernen der Ziffern von 1 bis 1000 davon ausgeschlossen ist, und somit der ganze letzte Abschnitt in Hrn. St. Fibel wegfällt, eben so folgerecht wegfällt, als Hr. St. das lateinische Alphabet, das deutsche geschriebene Alphabet, die Bilder, überhaupt (N. 8, S. 45) »allen Stoff daraus verweiset, der nicht in eine Fibel; sondern in das Elementarbuch aller nöthigen Kenntnisse für die unterste Klasse gehört.« Für diese Klasse gehört nur die Ziffer 1, und was sich mit ihr vornehmen läßt; die übrigen Ziffern sind nur Schreibkürzungen von 2 und 1 und 1 u. s. w. gehören also in so fern in den spätern Leseunterricht; und als Zeichen von Zahlen gehören sie in die arithmetische Lehrstunde, aus eben dem Grunde, aus welchem Hr. St. das Lernen des geschriebenen Alphabets in die Schreibelektionen verweist. — Auch kann es nicht fehlen, daß ein Mann, wie Hr. St. über kurz oder lang finde, wie sehr er sich irrt, wenn er (N. 8, S. 46) glaubt, daß die in seiner Fibel angegebene Methode des Zahlenlesens keiner Erläuterung bedürfe, und gewiß das doppelte Verdienst erlangen werde, sowohl den Schülern diese Fertigkeit zu erleichtern, als auch den Lehrern selbst das nöthige Licht über die Zahlensprache anzuzünden, gegen die man leider! bisher in unsern Schulen eben so sehr als gegen die Wortsprache gesündigt habe. Das Letzte ist leider! nur zu wahr; aber es fehlt viel, daß dem Uebel so leicht abgeholfen werden könne; auf einer Oktavseite, und so abstrakt wie Hr. St. dabey verfährt, läßt sich wahrlich hier kein Licht anzünden. Es findet sich hier kein Schatten von der weisen Abstufung, die Hr. St. (N. 8, S. 46) empfiehlt, wodurch man die Jugend nach und nach zu allen ihr nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten hinführen müsse, um sie nicht auf einmal mit zu vielen, und was hier obenein der Fall ist, mit zu schweren Gegenständen zu überladen.

Dieß abgerechnet ist Rec. mit Hrn. St. über den Begriff des elementarischen Lesenlernens einverstanden; sichtbar

bare Wörter mittelst der Werkzeuge des Sprechens hörbar darstellen lernen, heißt dem Rec. elementarisch lesen lernen.

Wörter, nicht Worte; jene sind der Körper von diesen; diese erhalten den Sinn von jenen; jene werden gesprochen, diese geredet. Beyde können sichtbar dargestellt, also auch gelesen werden; aber um Wörter recht lesen zu können, muß man ihren rechten Laut; um Worte recht lesen zu können, muß man ihren rechten Ton hörbar zu machen wissen. Hörbar, denn hier ist vom elementarischen Lesen die Rede, welches nicht bloß mit den Augen kann verrichtet werden. Es ist ferner vom elementarischen Lesen der Wörter die Rede, welches dem elementarischen Lesen der Worte vorangehen muß — wie in der Natur das Sprechen dem Reden vorangeht — und welches daher vorzugsweise das elementarische oder eigentliche Lesen heißt.

Hr. Ol. nennt (N. 3, 1. Th. S. 17) seine Lautmethode, »vermöge der Begründung ihres ganzen Wesens auf die Natur der Sache, eine in sich vollkommen naturgemäße und gründliche Lesefehrart.«

»Indeß, setzt er auf der folgenden Seite hinzu, bleibt diese Ansicht der Lautmethode nur einen Theil desjenigen Charakters dar, der in dem gegenwärtigen Versuche derjenigen Lehrmethode zugeeignet werden soll, die hier unter jener Benennung aufgestellt ist. Es ist daher nöthig, hier im Voraus zu bemerken, daß diese Lehrart, ihrer umfassendern Zwecke wegen, noch aus einem andern höheren Gesichtspunkte betrachtet und beurtheilt werden muß.«

»Wäre es bloß im Allgemeinen (??) darum zu thun, das Geschäfft des Lesenlehrens möglichst zu erleichtern und zu verkürzen: so würde es ohne Zweifel genug gethan seyn, diejenige Methode herauszuheben und unverkennbar zu bezeichnen, die vermöge ihrer eigenthümlichen Naturmäßigkeit und Gründlichkeit sich am vollkommensten dazu eignet, diesen Zweck sicher und allgemein zu befördern. Allein es ist nicht bloß dieses längst gefühlte Bedürfniß einer von Grund aus verbesserten Lesefehrart; es ist das noch wesentlichere Bedürfniß einer allgemeinen

Grund-

Grundverbesserung des Fundamentalunterrichts, an dessen fast durchgängig noch sehr fehlerhaften Verfassung die bisherige allgemeine Leselehrmethode keinen geringen Antheil zu haben scheint, dem abzuhelfen noth ist.«

Hier kann man sich nicht enthalten zu fragen: amphora coeperat institui, currente rota cur urceus exit?

Hr. Ol. sagt zwar S. 195. »Was konnte bey dem Bestreben, eine Grundreform der Leselehrkunst zu bewirken, wohl natürlicher seyn, als der Wunsch, auch zugleich mit diesem Zwecke den noch höhern und wichtigern zu verbinden, die Grundsätze dieser Methode mit in den Plan jener so höchst wünschenswerthen Grundverbesserung des Fundamental-Kinderunterrichts möglichst eingreifen zu lassen?«

Der Wunsch einer Verbesserung des gesammten Fundamental-Unterrichts entsteht zwar natürlich genug, indem man sich mit der Verbesserung eines Theils desselben beschäfftigt; denn man wird bald gewahr, daß man mit dieser Verbesserung ohne jene nicht weit kömmt; aber Herrn Ol. Art diesen Wunsch zu befriedigen, findet Rec. nichts weniger als natürlich, und ist überzeugt, daß Herr Ol. sie über kurz oder lang eben so finden wird.

Diese Art besteht nämlich darin, daß er uns mit dem Wort Lautmethode erst den Begriff der Leselehrart im engsten Sinne dieses Worts verknüpfen heißt, und hinterher sagt, daß diese Ansicht der Lautmethode nur ein Theil ihres Charakters sey.

Daß er das erste wirklich thut, liegt offenbar in den Worten, womit die Einleitung S. 17 anfängt: »Die Lautmethode ist diejenige Leselehrart, die nach einer natürlichen praktisch bewährten Regel, den Elementarlaut geradezu zum Namen seines schriftlichen Zeichens erhebt,« u. s. w. Man sieht, daß hier vom Lesen der Wörter, d. i. der Wortkörper, also vom Lesen im engsten oder eigentlichen Sinne; aber nicht vom Lesen der Worte, noch weniger vom Rechtschreiben oder von sonst Etwas die Rede ist.

Auch paßt das Wort Lautmethode nur zu dieser eigentlichen Leselehrart; für das übrige was Hr. Ol. noch gern da hinein zwingen möchte, nämlich rechtsprechen und rechtschrei-

schreiben zu lehren, ist es ein leerer Titel, ist wie ein Justizrath, der etwa Professor poeseos et eloquentiae wäre, und sich also mit der Justiz gar nicht einmal befassen dürfte.

Wie aber ein Landesherr einen solchen Lehrer, wenn er Verdienste hat, durch einen solchen Titel zu heben sucht: so suchte, scheint es, Hr. Ol. — instinktmäßig, versteht sich, d. h. ohne sich des Vorsatzes bewußt zu seyn — seine Lautmethode durch den Titel Ortho-epo-graphisches Elementarwerk zu heben. Des Lesens — das etwa durch anagnosto hätte ausgedrückt werden, und zwischen epo und graphisches seinen Platz finden können — ist hier gar nicht einmal gedacht, so wie man einen Professor, der zugleich Justizrath ist, bloß Herr Justizrath und nicht Herr Justizrath und Professor nennt. Indeß ist doch in der deutschen Uebersetzung dieses griechischen Titels das Lesen ausdrücklich genannt.

Hr. Ol. fühlte, scheint es, daß seine Lautmethode dieses Hebens um so mehr bedürfe, da er schon überaus große Erwartungen von ihr erregt hatte, noch ehe sie zur Welt gekommen war; und da nach ihrer Geburt diese Erwartungen nicht ganz waren erfüllt worden, indem man sie zwar gut; aber weder so neu, noch so allgemein anwendbar fand, als ihr Urheber von ihr gerühmt hatte.

Aber zu diesem Heben schlug er den unrechten Weg ein. Die griechischen Wörter helfen zu nichts; die Titel ohne Amt gelten in der Welt; aber nicht in den Wissenschaften und Künsten; mit andern Worten: wer unter dem Worte Lautmethode eine Leselehrart verspricht, und in diese etwas Fremdartiges, sey es an sich noch so gut, und noch so nöthig, wie es wirklich der Fall ist, einmischt, der verfährt unlogisch; und jemehr Fremdartiges er einmischt, desto unbrauchbarer wird sein Buch zu seinem eigentlichen Zwecke, ohne darum für die fremdartigen Zwecke brauchbarer zu werden. Sprechen, Lesen und Rechtschreiben, sämmtlich nach der natürlichen Methode gelernt, unterstützen zwar einander gegenseitig; aber nichts desto weniger muß jedes in dem Elementarwerke für den Lehrer seinen abgesonderten Ort, und beym Unterrichte der Kinder seine abgesonderte Zeit haben, wenn es gedeihen soll.

Er-

Sonach mußte Hr. Ol. — dem es, wie wir oben gesehen haben, »nicht bloß darum zu thun war, das Geschäffte des Lesenlernens möglichst zu erleichtern und zu verkürzen,« — nicht die Grundsätze seiner Leselehrkunst mit in den Plan der Grundverbesserung des Fundamental-Kinderunterrichts möglichst eingreifen lassen wollen; sondern umgekehrt, es mußte die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Lehrart vor Augen haben, und sie auf jeden Theil des Fundamental-Unterrichts als Sprechen u. s. w. besonders anwenden. Er irrt sich indem er glaubt, daß die Grundsätze irgend einer besondern Lehrkunst in die Verbesserung irgend einer andern besondern Lehrkunst eingreifen können; das können nur die Grundsätze der Lehrkunst überhaupt, die allgemeinen Grundsätze, wie Rec. sie eben nannte; denn diese sind, wie ihr Name lehrt, allen Künsten gemein, d. h. auf alle anwendbar. Hingegen sind die Grundsätze der Lesekunst nur auf das Lesen, die der Schreibekunst nur auf das Schreiben, kurz die Grundsätze jeder besondern Kunst nur auf diese eine anwendbar.

Hr. Ol. verlangt (N. 3, 1. Th. S. XIV) »daß seine Leser nur auf die Sache selbst, nicht auf ihre Darstellung sehen mögen; er fühle noch immer den Mangel an gehöriger Gewandheit in einer fremden, spät erlernten Sprache.« Aber mit diesem Mangel — der freylich fühlbar genug ist — läßt sich schwerlich der Grundfehler dieses Elementarwerks, den Rec. eben gerügt hat, entschuldigen; denn dieser Fehler ist logischer Natur.

Da aber Hr. Ol. seiner deutschen Darstellung einer Sache, die ihm so sehr am Herzen liegt, selbst nicht traut, warum schrieb er nicht in seiner Muttersprache, und ließ seine Schrift vor oder nach dem Drucke ins Deutsche übersetzen? Hr. Tillich hätte der Aaron dieses Moses mit der schweren Feder seyn können; er hat das System seines Freundes gefaßt, und schreibt überaus faßlich und fließend; beydes sieht man aus seiner Darstellung und Rechtfertigung der Olivierschen Lautmethode, in der lehrreichen Einleitung zu (N. 6) den pädagogisch amtlichen Berichten u. s. w. wo er Herrn Ol. unter andern auch gegen Hrn. Stephani vertheidigt. Rec. hat diese Vertheidigung mit Vergnügen gelesen; ungeachtet er überzeugt geblieben ist, daß Hr. St. in den meisten Punkten Recht habe.

Dase-

Dasselbe gilt von der Darstellung der Olivierschen Methode S. 24 ff. — Rec. ist seinen Lesern eine solche Darstellung schuldig, und will diese lieber mit Hrn. Tillichs Worten als mit seinen eigenen geben, theils weil er die Mühe scheut, die Data zu einer solchen Darstellung aus Hrn. Ol. unbehülflichem Geschreibe zusammen zu suchen; theils weil er fürchtet diesem Manne oder vielmehr seiner Sache Unrecht zu thun, da er nicht, wie Hr. T., seinem Unterrichte beygewohnt, auch für sich keine Versuche mit dessen Lehrart angestellt hat. In Büchern sehen die Dinge anders aus, wie in der Natur; besonders in Büchern, wie Hr. Ol. sie schreibt, die unter andern den Fehler haben, daß sie uns verdrießlich machen dadurch, daß sie, wie im Bewußtseyn ihrer Unzulänglichkeit, uns immer auf etwas vertrösten, das noch kommen soll. So heißt es z. B. in dem Vorberichte zum gegenwärtigen ersten theoretischen Theile:

» Die Absicht des Verfassers dieser Schrift geht vor der Hand dahin, den Gegenstand derselben in einer möglichst kurzen und faßlichen Uebersicht der Beurtheilung aller Sachkundigen zu unterwerfen. — — So bald ihm diese nun zu Theil geworden, wird er nach seinen Kräften bemüht seyn, dieselbe zu benutzen, und dann auch diesem Versuche, sowohl der Form als der Ausführlichkeit und Vollständigkeit nach, den Grad von Vervollkommnung zu geben suchen, dessen er empfänglich seyn kann. « — Wer kann Lust bekommen, aus einer Darstellung, die sich so ankündigt, einen Auszug zu machen? Hier ist statt dessen die von Hr. Tillich.

» Das Wesentliche der Olivierschen Lesemethode besteht darin, daß er zuerst die Sprache als ein von allen willkührlichen Bezeichnungen und andern Bestimmungen völlig unabhängiges Lautsystem behandelt; und dieses als ein durchaus konsequent durchgeführtes und naturgemäßes Elementarmittel darstellt. Es ist also hier nicht das Alphabet zum Grunde gelegt; sondern die Sprache als ein Lautwesen; es ist aber auch dieses Lautwesen in eine natürliche Stufenfolge gebracht, nach welcher er beym Elementarunterrichte behandelt wird. Daß der Ton das Bezeichnete und der Buchstabe das Zeichen sey, ist eben so einleuchtend als bekannt. Auf diesen Grundsatz mußte

se der ganze organische Sprachunterricht gebauet werden. Dieser Grundsatz bestimmt aber zugleich den naturgemäßen Gang dieses Unterrichts. Es ist einleuchtend, daß das Bezeichnete zuerst bekannt seyn muß, ehe das Zeichen gegeben werden kann. Daher muß auch der mechanische oder organische (im eigentlichen Sinne genommen) Theil desselben eingeübt seyn, ehe das Buchstabenwesen folgen kann. Weil nun eine Sache schon vorhanden seyn muß, ehe es möglich ist, darüber zu reflektiren, und die Benennung eines Buchstabens, d. i. sein reiner Laut, im Wesentlichen nichts Anders ist als eine Reflexion (?) über den organischen Mechanismus der Sprache: so ist nichts natürlicher, als daß die bestimmte und deutliche Aussprache der Wörter allem Andern vorausgeschickt werden muß. Jetzt wird der Gang vollkommen analytisch. Das Kind spricht nämlich zuerst Worte aus; es sucht dann die Ruhepunkte, dann die Momente und zuletzt die Elemente der Sprache. Dadurch wird es sich der Gegenstände, welche dem Leseunterrichte zu Grunde liegen, bewußt. Diese sind nämlich die Elementarlaute der Sprache. Nun erst ist es in den Stand gesetzt, die Buchstaben als Zeichen anzusehen und sie mit einem Namen zu belegen. Aber der Name selbst ist nichts anders als ein Schall, mit welchem sich eine Vorstellung verbindet. Da nun ein Wort selbst nichts anders ist als ein zusammengesetzter Schall aus mehreren Lauten: so ist es nothwendig, daß man den einfachen Laut eines Buchstabens auch zugleich zum Namen desselben mache; denn sonst wäre eins von beyden überflüssig, oder vielmehr dem andern im Wege. Die Zeichen dieser Laute müssen in einer Stufenfolge einzeln dargestellt und kennen gelehrt werden. Diese finden sich nun in der Olivierschen Tablatur gesammelt. — Der Hauptschlüssel der Olivierschen Methode ist die Tabelle, die so für das Ganze berechnet ist, daß sie im Wesentlichen keine Veränderungen verträgt. Mit ihr beginnt nun der Zögling synthetisch zu verfahren. Wenn also die Neuheit der Ol. Sache bestritten werden sollte: so mußte erst gezeigt werden, daß das ganze Lautsystem in eben dem Zusammenhange schon vorhanden gewesen sey; daß also auch die Tabelle, welche hier als die Grundlage angenommen wird, in einer Gestalt vorhanden gewesen, aber durch etwas anderes vollkommen ersetzt; daß endlich in dem Unterrichte derselbe methodische, für die Entwickelung des Subjekts berechnete

und auf die Natur des Gegenstandes gebauete Gang befolgt worden sey; denn das ist das Wesentliche der Ol. Methode. Die Sprache als Sache des Organs ist von Ol. wirklich so fein und so gründlich behandelt, daß vielleicht in dieser Hinsicht wenig zu thun übrig bleiben möchte.«

Zur Geschichte der Olivierschen Lehrart liefern diese pädagogisch-amtlichen Berichte mehr als einen Beytrag.

Hr. T. erzählt S. 40 ff. die Veranlassung zu Hrn. Herzberg's amtlichem Berichte, welche dieser selbst gab, indem er bey der Prüfung, womit Hr. Ol. seinen zehnstündigen Unterricht in der Realschule beschloß, in Gegenwart des Hrn. Ministers von Massow öffentlich gegen die allgemeine Anwendbarkeit der Methode sprach, und nach seiner Weise sich feyerlichst auf sein Gewissen berief. Mitten in dieser Betheurung aber unterbrach ihn der Herr Minister, und verwies ihn im Abgehen auf einen schriftlichen Bericht.

Die Herren Schelz, Perschke und Hilscher reden in ihren Berichten, welche der Tillichschen Einleitung folgen, dem Hrn. J. Herzberg sehr stark in sein Gewissen, auf welches er sich so gern beruft; das aber nichts desto weniger ein irrendes Gewissen zu seyn scheint, und auch noch irren konnte, als es amtlich sprach. Sein gefährlichster Gegner von diesen dreyen ist Herr Hilscher, Kantor zu Weißig am Bober, im Preußischen Herzogthum Crossen, der Preußisch gegen Preußisch, Amtlich gegen Amtlich, Gründe gegen Gründe, Erfahrung gegen Erfahrung, und, was für Hrn. Herzberg das Schlimmste ist, doppelte Erfahrung gegen einfache zu setzen hat, da er von der alten Lehrweise zu der neuen übergieng, und diese letzte schon ein Jahr ausgeübt hatte, als er seinen Amtsbericht abfaßte.

Nun dieser Mann fand gerade das Gegentheil von allem, was Hr. J. H. ihm (S. 164) sagte, daß er finden würde: »daß diese Methode durchaus nicht anwendbar; daß sie viel zu schwer für Lehrer und Schüler sey; daß die Kinder durch die Menge der Zeichen überladen würden; daß sie zu kostbar sey; daß sie auch gar nicht das leiste, was man sich davon verspreche, und daß man das-

her

her sehr wohl thue, wenn man bey der alten Methode bleibe, weil man durch Hülfe dieser weit früher zum Ziele komme.«

Dieß letzte war nun geradezu gegen Hrn. K. H. Erfahrung, welche sich hier im Widerspruch fand mit der Aussage einiger Küster in der Mittelmark, worauf sich Hr. J. H. bezog, und die sämmtlichen anwesenden Söhne dieser Küster zu Zeugen aufrief. »Ist diese Aussage völlig wahr, sagt Hr. K. H. so bekenne ich frey, daß ich ihnen darin weit nachstehe; denn noch nie habe ich, bey aller Mühe, in einem Winter d. h. in etwa vier bis fünf Monaten, nach der alten Buchstabirmethode ein Kind zum fertigen, angenehmen und Jedermann verständlichen Lesen gebracht, ohnerachtet ich wohl nicht gerade beym gewöhnlichen Schlendrian geblieben bin.« — In wie fern er davon abgewichen, erzählt er S. 173 f. »Ich suchte mit möglichster Anstrengung in die Urmethode des Buchstabirens so viel Methode als möglich hinein zu bringen, und ergriff mit Freuden die Manier, mit der man im Breslauschen Schullehrer-Seminario das Buchstabiren zu behandeln und erträglich zu machen gesucht hatte; ich schaffte mir die dazu eingerichteten Buchstabir-Tabellen an, und trieb die Buchstabirpraxis mit allen kleinen Hülfsmitteln der Erleichterung, die sich nur immer wollten anbringen lassen. Allein Unnatur läßt sich doch nie in Natur verwandeln; ich fühlte von Zeit zu Zeit bald mehr bald minder das Unbehagliche, das Zweckwidrige, Kinder auf dem Buchstabirwege zum Ziel des Lesens zu führen.«

Was die Schwierigkeiten bey Erlernung der Elementarmethode betrifft: so versichert Hr. K. H. S. 168, »daß er deren keine einzige kenne, daß er diese Methode nicht nur in kurzer Zeit ungemein leicht; sondern auch vollkommen und gründlich gelernt habe,« und beruft sich dieserhalb auf das hier abgedruckte Zeugniß des Hrn. Pr. Ol. Die kurze Zeit bestand in acht Tagen: und diese Zeit über saß er nicht etwa Tag und Nacht und studierte; sondern da der Hr. Pr. Ol. so viel auswärtige und auch wohl häusliche Geschäffte hatte: so wurde gemeiniglich nur eine Abendstunde und nicht einmal alle

Tage dazu angewandt. In dieser Zeit kam er so weit, daß er nicht nur mit vollkommener Einsicht darüber sprach; sondern auch in einigen öffentlichen Schulen die Beweise ablegte, daß er bereits im Stande sey, sie mit Erfolg auszuüben.

»Eben so fährt nun Hr. K. H. S. 171 fort, ist es auch ein bloßer Wahn, womit Hr. Prediger Herzberg sich und Andere täuscht, wenn er meint, die Oliviersche Elementarmethode eigne sich nicht dazu, in Volksschulen, in allgemeinen Elementarschulen eingeführt zu werden: hier ist sie in eine Elementarschule, öffentlich, ohne die mindeste Schwierigkeit von irgend einer Art, eingeführt. Gleich nach meiner Wiederkehr von Berlin wurde sie in der Unterklasse mit noch ganz ungebildeten Kindern versucht. Als die Schulprüfung darauf erfolgte, waren die Kinder binnen vier Wochen, in etwa sechzehn Stunden, so weit gebracht, daß sie fertig auflösen und zusammensetzen konnten, d. h. völlig den Grund zur Leskunst gelegt hatten.«

»Meine beständig fortgesetzten praktischen Uebungen und weitern Erfahrungen hierin haben mir es auch immer mehr bestätigt, wie vortheilhaft diese Elementarmethode für Lehrende und Lernende, und daß sie die unvergleichbar beste sey, die ich bey meiner bisherigen Umhersicht habe kennen gelernt. Ja es hat sich auch ereignet, daß selbst Kinder, die auf dem Umwege der bisherigen Buchstabirmethode zu einer kümmerlichen, schwankenden und fehlervollen Leserey gelangt waren, noch durch die Uebung im Auflösen und Zusammensetzen gleichsam umgebildet und zum richtigen und sichern Lesen gebracht worden sind, wie ich davon wahre Beyspiele von Schülern aufstellen kann.«

Diesem Berichte, welcher dem Hrn. J. Herzberg sicher ganz unerwartet gewesen, folgen noch zwey desselben Inhalts, über den Erfolg, mit welchem die Oliviersche Leselehrart in der Bürgerschule am Dom in Naumburg, und in der Garnisonschule daselbst bisher ausgeübt worden ist.

»Die Oliviersche Lehrart — so fängt Herr von Viereck, Prem. Lieut. des Reg. Prinz Xavier, seine Nach-

richt,

richs an — hat auch in unserer Garnisonschule ihre wohlthätigen Folgen gezeigt. Nur mit großem Mißtrauen; aber dennoch mit einer gewissen Neugierde erwartete ich den Erfolg, welchen dieselbe in einer Anstalt haben würde, die immer über funfzig Schüler von dem verschiedensten Alter zählt; aber nun bin ich von ihrer Anwendbarkeit so vollkommen überzeugt, daß ich schon selbst mit Vergnügen darin-Unterricht ertheilt habe.«

Als der Hr. Verf. dieß schrieb, war der Unterricht erst vier Monate von dem Garnisonschullehrer Herrn Geisenheiner gegeben, welcher nicht viel Zeit an diesen Theil des Elementar-Unterrichtes wenden konnte, da er nur vier Stunden täglich Unterricht ertheilen kann, und da bey weitem der größere Theil seiner Schüler über die ersten Elemente bereits hinaus ist. Aber auch diese gewannen, durch die Bekanntschaft mit der Olivierschen Tabiatur an reiner Aussprache und Sicherheit im Rechtschreiben.

»Unter mancherley Vortheilen welche diese Lesearth hat — heißt es S. 186 — leuchteten mir gleich Anfangs folgende sehr deutlich in die Augen; nämlich

a) daß die Kinder ganz ungemein an Zeit gewinnen, und in verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit zum Lesen gebracht werden.

b) Daß diese Leseübung selbst eine Art von Verstandesübung ist, welche den Kräften der Kinder sehr angemessen ist, und sie zugleich angenehm unterhält.

c) Daß der Weg, welcher dabey eingeschlagen werden muß, etwas sehr Bestimmtes hat, welches den Lehrer eben so wie den Schüler ungemein sicher führt.

d) Daß die Orthographie sehr viel gewinnt, indem sie der Hauptsache nach, noch vor dem Lesen zu Kundschaft des Kindes kömmt.

e) Daß endlich dieß ganze Verfahren einem jeden Kinde, die Anzahl sey auch noch so groß, immer volle Beschäftigung giebt.«

Zu diesem letzten Vorzuge macht Hr. Tillich folgende nie genug zu beherzigende Anmerkung:

»Dieser Umstand ist sehr wichtig. Auch ich habe die Erfahrung gemacht, daß die nach Ol. unterrichteten Knaben, immer mit voller Seele auf einen Punkt geheftet sind. Wenn man es durch den Unterricht nur erst dahin zu bringen vermöchte, daß alles zeitverschwendende Sittenmustern, Schelten u. s. f. aus unsern Schulstuben verbannt wäre: dann hätte man sicher einen großen, ja ich könnte wohl sagen (Rec. sagt es geradezu, und wünschte es so eindringend sagen zu können, daß die ganze pädagogische Welt darauf achtete) den größten Schritt gethan in der Volkserziehung. (o in der Erziehung des Nichtvolks eben so gut!) Die Abwesenheit des Geistes, die Gedankenlosigkeit, die leider in den gewöhnlichen Schulen so häufig erzeugt wird, legt gewiß den Fortschritten in der rein menschlichen Bildung die größten Hindernisse in den Weg.« — Ja wohl, ja wohl!

Der zweyte Bericht von Hrn. Urbach, Lehrer der untern Klasse der Bürgerschule im Dom in N., ist mit einer rührenden Treuherzigkeit geschrieben. Hier eine Stelle S. 190 f.

»Leugnen kann ich es freylich nicht, daß es mir nicht wenig Mühe kostete, Olivier's, zum Theil auch Pestalozzi's Methode mit meiner Schuljugend anzuwenden. Es war mir in meiner Lage eine schwere Aufgabe, Kinder beyderley Geschlechts, deren Zahl sich gegen achtzig beläuft, nach ihr zu bilden, Kinder die außer der Methode gebildet, aber noch, was viele selbst nicht glaubten, ganz unwissend, und von höchst ungleichem Alter waren! Ach Gott, und dieß war bey weitem noch nicht alles. Durch welch ein Gefühl von Vorurtheilen gegen das Neue, von unbelehrbarer Anhänglichkeit an alles Hergebrachte, mußte ich mich bisher durcharbeiten! Man bildete sich ein, die Zöglinge würden durch die veränderte Buchstabenbenennung von grundaus verderbt; ja man wähnte sich sogar in allem was Gott und Religion betrifft, auf das Unerhörteste beeinträchtigt. Und hier sollte und wollte ich nun wirken: welch eine Aufgabe für mich! Wie so oft ging ich da mit verschlossener Wehmuth aus meinem Kinderkreise, ungewiß was ich thun oder

ver lassen sollte. Ja wer weiß es, ob ich nicht vielleicht Alles was ich mir vorgenommen hatte, wieder aufgegeben hätte, wenn nicht das so liebevolle und herzliche Trosteinsprechen unsers verehrungswürdigen Hrn. Schulinspektors (Hrn. M. Krause) und die gnädige Begünstigung mehrerer Edeln meinen schon sinkenden Muth von neuen aufgerichtet hätte. Durch Weh zur Wonne! rufte ich mir dann oft selbst zu, und begann von neuem ermuthigt meinen Lauf. Und es ist mir gelungen, doch wenigstens mehrere der Besserdenkenden zu gewinnen. Schon mancher wohlgemeinter Händedruck derer, die sich hörund sichtbar überzeugten, hat mich belohnt, reichlich belohnt. — Ja es kann, es wird besser werden, wenn wir nur ernstlich wollen und das Unsrige thun.

»Was nun den gewagten Anfang mit der Methode selbst betrifft: so kann ich mich der erfreulichen Bemerkung nicht enthalten, daß besonders seit diesem Anfange die sonst gewöhnliche traurige Schulstimmung fast verschwunden ist. Meine Zöglinge kommen in die Schule, wollen, können, harren aus, und das Alles mit Freuden. (Bekanntlich aus Pestalozzi's Erfahrung) Nur ungern trennen sie sich von mir; vorzüglich diejenigen, welche sich nun schon ihrer innern Kraft immer mehr bewußt werden. Mit Vergnügen bemerke ich, wie immer schon eins des andern Lehrer wird. Jetzt habe ich nicht mehr nöthig meine Zöglinge durch natürliche Zwangsmittel zur Stille und Aufmerksamkeit zu ermuntern. Ein vorzügliches Hülfsmittel dieses zu bewirken ist unstreitig das Laut- Vor- und Nachsprechen nach einem gewissen Takte, wobey die ganze Menge zugleich sehr vortheilhaft beschäfftigt wird, so daß die Kinder an keine unerlaubte Nebenbeschäfftigung denken können. — Selbst diejenigen meiner Zöglinge, welche außer der Methode gebildet sind, und die ich, aus leicht zu errathenden Gründen, zurück zuführen nicht wagen durfte, schließen sich an die Kleinen an, und lernen sogar von ihnen. Das Verschwinden der sonstigen Zwangsmittel macht es überhaupt den Kindern immer einleuchtender, daß ein Schulmeister kein Zuchtmeister ist. Und gewiß sind die Folgen davon sehr groß und wichtig; besonders für die moralische Bildung.

Nun erzählt der Hr. Verf. S. 192 — 196 etwas

von seiner Verfahrungsweise, das wir aus Mangel am Raum übergehen müssen; um von dem Nachtrage zu seiner Nachricht, der von anderer Hand ist und das Frühlingsexamen 1804 in seiner Schule beschreibt, noch ein paar Worte zu sagen. — Dieses Examen ist nicht nur dadurch merkwürdig, daß es den guten Erfolg der neuen Lehrart einer gemischten Versammlung von Domherren, adelichen Damen und Bürgern bewies; sondern auch dadurch, daß Hr. U. zeigte, wie er es anfängt, um Kinder von so verschiedenen Jahren, Fähigkeiten und Kenntnissen zugleich zu beschäfftigen. Er theilte die Kinder in drey Klassen, wovon die erste schon über die Anfangsgründe hinaus war. Während diese erste Klasse las, zeichnete die zweyte und dritte Linien, Winkel und andere geometrische Figuren, welche weiterhin von den Zöglingen auf verschiedene Gegenstände der Körperwelt hinüber getragen wurden; und während die zweyte und dritte las, schrieben die Lehrlinge der ersten eine kurze Beschreibung des Frühlings auf, die sie vorher nach den Regeln der Sprachbildung und Wortfügung vorgesprochen hatten.

Den guten Erfolg der Lehrart, auch in einer Sache, wo er von den Gegnern am meisten bezweifelt wird, in der Rechtschreibung, bezeugt folgende Stelle S. 200 f. »In den orthographischen Uebungen wurden unter andern auch von einigen Anwesenden Sätze diktirt, welche der Lehrer den Kindern noch einmal deutlich vorsprach; und man wunderte sich nicht wenig, als man bemerkte, daß auch die kleinsten Kinder fast fehlerfrey schrieben; eine Erscheinung die so auffallend für die Vortreflichkeit der Olivierschen Methode spricht, daß kein Zweifel ungerechter- und ungegründeter seyn kann, als derjenige, welchen man gegen ihre Vorzüge in Hinsicht auf die Rechtschreibung erhoben hat. Man kann sicher darauf rechnen, daß Kinder in unsern gewöhnlichen Volksschulen (ich spreche hier noch lange nicht von den schlechtern) gebildet, in dieser Hinsicht kaum während ihrer ganzen Schulzeit dahin kommen, wo diese Kinder innerhalb weniger Monate hingekommen sind.«

»Auch die arithmetischen Uebungen nach der Methode des Hrn. M. Tillich angestellt, fielen nicht minder

als

als die andern Uebungen zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Auffallend war die Fertigkeit, mit welcher die Kinder nicht leichte Aufgaben aus dem Kopfe löseten, und womit sie besonders mit gebrochenen Zahlen umzugehen wußten.«

»Bey allen diesen Uebungen war die Kraft, mit welcher die Kinder Alles begriffen und festhielten, die sichtbare Heiterkeit, die Gewandheit des Geistes, die anspruchslose Unbefangenheit, die gar nichts von einer sonst gewöhnlichen Schüchternheit wahrnehmen ließ, der sicherste und zuverlässigste Beweis eines völlig naturgemäßen Unterrichts und die beste Probe des Lehrtalents des wackern Lehrers dieser Anstalt.«

Zum Schluß wird gemeldet, daß selbst Reisende dieser Schule die verdiente Aufmerksamkeit schenkten, und daß einer von ihnen sie in Weimar so empfohlen habe, daß daselbst schon im Mai 1804, unter der Leitung des Hrn. Oberkonsistorialrath **Günther**, eine ihr ähnliche Anstalt errichtet sey, wozu Hr. **Urbach** seine Materialien und Erfahrungen mitzutheilen gebeten worden.

Rec. freut sich, daß die Mängel, welche er oben an Hrn. Olivier's Theorie rügte, auf die Ausübung seiner Lehrart so wenig Einfluß haben, daß diese einen ehrenvollen Platz unter den Verfahrungsarten der natürlichen Methode behauptet, wie aus den obigen Zeugnissen für jeden Unbefangenen zur Gnüge erhellet.

Die lesenswürdige Schrift des Hrn. Kantor Schneider enthält in der **Einleitung**: Aufzählung einiger allgemeinen Unterrichtsregeln als Grundgesetze einer jeden guten Methode, in Beziehung auf die Elementarmethode S. 1, **Im ersten Abschnitte**: Untersuchung der Entstehung und Beschaffenheit unserer Ton- und Schriftsprache, als die eigentliche Quelle, wodurch die Kunst elementarisch zu lesen entspringt; mit gleichmäßiger Darstellung der Ursachen, aus welchen der fehlerhafte Charakter der bisher gewöhnlichen Lesemethoden hauptsächlich abzuleiten ist S. 13. (Man könnte glauben, daß die erste Hälfte dieses ersten Abschnitts desselben Inhalts wäre, wie der dritte Theil von Hrn. Prof. Olivier's Elementarwerk: aber das ist nicht der Fall; jener stellt die Sache mehr historisch, die-

ser mehr physisch, nach Haller ꝛc. und eignen Beobachtungen dar. Indessen hat Hr. K. Schneider das Physische der Sache im zweyten Abschnitte dargestellt.) Im zweyten Abschnitte: Darstellung der Elementarmethode in ihrem Stufengange und Umfang. Im dritten Abschnitte: Anwendung der Elementarmethode auf richtiges Sprechen, Lesen und Schreiben, nebst Angabe mehrerer andern vorzüglichen Hauptvortheile, welche sie neben diesen noch gewährt.

Als eine Probe von dem pädagogischen Sinne, und zugleich von dem Vortrage des Hrn. Verfs. stehe hier seine Vergleichung der analytischen mit der synthetischen Methode. Bekanntlich steigt jene vom Allgemeinen zum Besondern, vom Zusammengesetzten zum Einfachen, vom Ganzen zu den Theilen herunter, und diese thut das Gegentheil; welche ist beym Unterrichte vorzuziehen?

»Schon in der Natur des Ganzen als eines aus Theilen zusammengesetzten Körpers, dessen innere Seiten einander selbst decken, ist es gegründet, daß er in Nacht und Dunkelheit gehüllet seyn muß. Ein Ganzes als Ganzes gleicht einer großen unbekannten Gegend, die in ihren Grenzen zwar ein Mannichfaltiges von allerhand Parthien und abwechselnden Schönheiten einschließt; die aber nur von Personen, die der Wege schon hinlänglich kundig sind, aufgesucht und gefunden werden können. Denn alle Schritte, die vorwärts gethan werden müssen, gehen ja in das Dunkel, uns nur im Rücken erst verwandelt sich die Nacht in Tag: So wie nun der Fremdling im unbekannten Lande sich nicht gern der Verirrung aussetzt; sondern sich lieber eines sichern Wegweisers bedient, der vorangeht und ihm die Bahn bricht; eben so braucht auch der Zögling die leitende Hand seines Lehrers, der ihn führt und mit seinem Verstande vordenkt, wenn er auf dem Wege der Analyse in ein ihm noch fremdes Gebiet irgend einer Wissenschaft eingeführt werden soll. Nie ist es möglich, daß er hier den unerfahrnen Schüler sich allein überlassen kann. Der in einander geschlungene Zusammenhang der Theile, ihre ungleichartige Mischung, die für schwache Auffassungskräfte

mehr

mehrentheils noch zu schweren Massen, Mangel an nöthigem Lichte, alles dieses führt die Nothwendigkeit herbey, daß der Lehrer immer voran muß und sein Schüler ihm allezeit nur bloß zu folgen hat. Ihre Geschäffte drehen sich im Allgemeinen um folgende Punkte: der Lehrer entdeckt und der Schüler empfängt; der Lehrer untersucht und sein Schüler nimmt auf Treu und Glauben an, der Lehrer bestimmt und ordnet, der Lehrling ist größtentheils Diener oder Gehülfe ꝛc., der Lehrer verhält sich selbstthätig, der Lehrling mehrentheils bloß leidend; der Lehrer hat einen sichern und festen Schritt, der Schüler aber nur alsdann, wenn er von jenem bey der Hand gehalten wird.

» Ganz anders aber verhält es sich mit dem Wege, welchen das synthetische Verfahren nimmt. So wie bey der analytischen Methode das Ganze zuerst unter Arbeit genommen werden mußte: so sind es nun hier gleich seine aufgelösten Theile. So wie dort die Dunkelheit der bedeckenden Hülle es war, unter welcher Alles hervorging: so ist es hier der helle Mittag, in dem gleich alles erscheint. So wie dort der Lehrling die herausgewickelten Theile für seine schwachen Kräfte oft noch zu schwer fand: so hat er hier die freye Wahl, aus dem schon Dalagenen zu nehmen, was er tragen kann. So wie er dort seinem Lehrer nur immer folgen mußte: so geht er hier meistens voran. So wie dort nur dem Lehrer, der Natur der Sache nach, das Recht zukam, Fächer und Ordnungen zu bestimmen: so findet hier der Lehrling durch Gleichheiten und Aehnlichkeiten, die sich ihm an den Elementen darbieten, solche größtentheils selbst. So wie er sich dort oft nur mit bloßen Worten begnügen mußte; so schaut er hier meistens selber an. So wie dort nur immer der Lehrer mehr selbstthätig war: so findet hier das ganz umgekehrte Verhältniß Statt. «

Wer noch zweifeln kann, welcher Lehrweise der Hr. Verf. den Vorzug gebe, der braucht nur zu lesen was unmittelbar vorher S. 15 f. steht:

» Der Unterrichtsstoff muß den zu bildenden Kräften in einer solchen Form übergeben werden, die den Entwicklungsgesetzen derselben ganz gemäß ist. Das

Gesetz der Entfaltung ist aber das Gesetz der Stetigkeit, ein und eben dasselbe große Gesetz, dem alle Produkte der Natur die Huldigung zu leisten gezwungen sind. Der als vollendet dastehende Baum, die zu einem Berge angehäufte Felsenmasse, was waren sie wohl in ihrem Anfange? Nichts als ein unbedeutender Keim, ein kleines Sandkorn. Aber auf einer gemeinschaftlichen Stufenleiter, durch allmähliges und unbedeutendes Zusammensetzen neuer Theile zu den schon vorhandenen, bildeten sie sich zu der Höhe hinauf, die nun Staunen und Bewunderung erregt.«

»Eben in einem solchen Stufengange muß nun auch der Unterricht auf den Lehrling einwirken. Seine Materialien müssen ebenfalls nur nach und nach, in gewissen bestimmten natürlichen Reihen auf einander folgen und gegeben werden, und eine gleichsam in sie hineingelegte logische Ordnung muß den objektiv nothwendigen Zusammenhang bewirken, in welchem sie subjektiv, d. h. nach den Gesetzen des Denkens wirklich stehen.«

Wie nun der Hr. Verf. diese Grundregel und seine übrigen auf den Elementarunterricht im Lesen, und zum Theil wider Hrn. Olivier anwende, muß Rec. im Buche selbst nachzulesen bitten. Rec. ist dadurch in seiner Vorliebe für die synthetische Leselehrart bestärkt worden.

Wir gehen zu den übrigen noch anzuzeigenden Schriften.

Nr. 4. Der Titel dieses Buchs macht stutzen. Hamburgisches ABC und Lesebuch! haben die Hamburger das bestellt? Oder machen ihnen Verfasser und Verleger ein Geschenk damit? Man sucht die Antwort hierauf in der Vorrede; aber vergebens. Hingegen findet man in dieser Vorrede, was man da nicht sucht, und worüber man von neuem stutzig wird: das Büchlein ist nicht ganz nach Pest. und Ol. Lehrmethode; sondern der Hr. Vf. fand sich bey der Ausarbeitung, aus Gründen, die der Hr. Verleger billigte, geneigt, hie und da seinen eigenen Gang zu gehn.

Ob die durch den Titel hintergangenen Käufer diese Gründe auch billigen würden, darum scheinen die beyden Her-

Herren nicht gedacht zu haben. — Aber was waren denn das für geneigt machende Gründe?

»Pestalozzi schien mir für ein Buch dieser Art zu weitläuftig.« —

Der Hr. Verf. sagt zu Anfang der Vorrede, er habe zum Behuf seines Buchs Pestalozzi's und Olivier's Werke sorgfältig studirt: Pestalozzi's Werke, von Lienhard und Gertrud an bis jetzt sind nun zwar etwas weitläuftig; aber wer sie quinteßenziiren will, wie der Hr. Verf. scheint gewollt zu haben, der kann seinen Pestalozzi ja so kurz machen wie er will, er kann ja einen Pestalozzi in einer Nuß daraus machen; besonders wenn er ihn sorgfältig studirt hat: was wollen also die Worte: P. schien für ein Buch dieser Art zu weitläuftig sagen? Nach welcher Hermeneutik ließe sich ein Sinn in dieselben auch nur hineintragen?

»Und Olivier hat sich, meiner Meinung nach, noch nicht deutlich genug erklärt, um ihm ganz folgen zu können.« — Gut: aber warum setzte man denn, bey so bewandten Umständen, die Worte nach P.s und O's Lehrmethode auf den Titel? Antwort: »Der Titel war schon früher bekannt gemacht, und durfte also beym Abdruck des Buchs nicht mehr geändert werden.« So! So! — Aber warum blieb denn das Buch nicht ungedruckt? wenigstens so lange ungedruckt, bis sich Ol. deutlich genug erklärt hatte, um ihm ganz folgen zu können? Hierauf findet sich keine Antwort. — Und warum durfte der Titel nicht geändert werden? In welchem Naturrecht oder positiven Recht ist denn das verboten? — Keine Antwort! Oder wo ist es geboten, daß ein Titel vor einem Buche, zu dem er nicht paßt, erscheinen soll? — Keine Antwort!

In den Worten: »um ihm ganz folgen zu können,« scheint zu liegen, daß der Hr. Verf. dem Hrn. Pr. Ol. doch in etwas folgen werde; nun hat aber Rec. gesucht und gesucht und gar nichts finden können, worin jener diesem gefolgt wäre. Und er folgt ihm nicht nur nicht; sondern er widerspricht ihm geradezu, und widerspricht ihm in der Hauptsache, über welche Hr. Pr. Ol. sich damals schon bestimmt erklärt hatte, daß nämlich der Laut jedes Buchstabens auch sein Name seyn müsse. Hiervon behauptet Hr.

P. Wit-

P. Witte gerade das Gegentheil, indem er S. 122 sagt: »Das Zeichen A heißt A und wird auch A ausgesprochen; das Zeichen B heißt aber Be und wird doch nicht Be ausgesprochen; sondern wie Be ohne e.«

Der Hr. Verf. geht also nicht hie und da seinen eigenen Gang; sondern er geht überall seinen eigenen Gang; wenn man eigenen Gang nennen kann, was ein ganz gewöhnlicher Gang ist, ein Buch aus dem Ermel schütteln. Wann sich die Hand ohne Zuthun des Kopfs bewegt: so läßt natürlich der Ermel theils allerhand fallen, das entweder gar nicht in das Buch, oder doch nicht an die Stelle gehört, wohin es fällt; theils behält er Vieles zurück, was man laut des Titels, in dem Buche zu erwarten hat. Von beyderley Sünden könnte hier ein großes Register machen, wer nichts geschenters zu thun, oder auch für eigne Sünden zu büßen hätte. Wäre aber auch Rec. in einem von diesen beyden Fällen: so ist er doch überzeugt, daß seine Leser ihm dieses Register gern schenken würden. Er verläßt also ohne weiters dieses Buch, und geht zu

Nr. 9, das seinem Titel Wort hält, dessen Verfasser Pestalozzi'n nicht zu weitläuftig, noch Olivier'n zu undeutlich fanden, um nach beyder, besonders nach des letztern Weise ein brauchbares Buch zu liefern. Denn dafür erkennt es Rec.; ob er gleich mit seiner, zu Anfang dieser Recension dargelegten Theorie — wozu auch noch die Entbehrlichkeit oder vielmehr Schädlichkeit der Bilder gehört — nicht übereinstimmt. Es ist besonders dadurch brauchbar, daß es keine Sprünge macht; sondern stufenweise vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet. Die hinten angehängten Bemerkungen für Mütter und Erzieher lehren kurz und faßlich den Gebrauch dieses Buchs.

N. 10 Herrn Pohlmann Lesetafeln heißen deswegen gemeinschaftliche, weil viele Kinder von einer Tafel — die auf Pappe gezogen und an die Wand gehängt, oder auf ein Gestell gesetzt werden muß — zugleich lesen sollen. So braucht nicht jedes sein Buch in der Hand zu haben: so wird den Armen die Ausgabe für ein solches Buch erspart; so können Eigensinn und Unwissenheit der Einführung besserer Lesebücher als die gewöhnlichen sind, kein Hinderniß in den Weg legen; vorausgesetzt nämlich, daß die Kirchenkasse

oder

oder wahlthätige Privatpersonen diese Tafeln der Schule als Inventarienstücke schenkten. — Die ersten zehn Tafeln sind bestimmt für die unterste Klasse der Leseschüler, die noch nicht ganz fertig lesen, und den Inhalt längerer Sätze oder kleiner Erzählungen noch nicht übersehen können, daher finden sich hier lauter kurze, unter sich nicht zusammenhängende Sätze, die ihrer Materie nach so wohl einfach als zusammengesetzt, und ihrer Form nach erzählend, bittend, befehlend, wünschend, fragend oder ausrufend sind. Der Inhalt dieser Sätze ist mannichfaltig, und wurde meistens bestimmt durch die Absicht, die der Hr. Verf. zugleich hatte, die Kinder mit der verschiedenen Aussprache des C und Ch, und dann mit der Aussprache des V, Ph, Tsch und der Sylbe ti vor einem Vokale, recht bekannt zu machen. — Mit der eilften Tafel fängt ein neuer, für die fertigen Leser bestimmter Abschnitt an, wovon diese erste Lieferung nur einige Nummern enthält, und welcher aus lauter Beyspielen aus der wirklichen Welt besteht, aus welchen Kinder sehen können, wie leicht und auf wie mannichfaltige Weise sie sich und andern durch Unvorsichtigkeit und Muthwillen um ihre gesunden Glieder, oder wohl gar um das Leben bringen können. — In einem dritten Abschnitte sollen Beyspiele aufgestellt werden von Menschenfreunden, die durch Wiederbelebung Erstickter und anderer Scheintodten sich Verdienste erworben haben.

Alles recht gut; nur kann Rec., als strenger Synthetist, nicht billigen, daß Tabellen, gleichviel welches Inhalts, schon gemacht den Lehrlingen vorgelegt werden; sie müßten vor den Augen derselben nach und nach, und so weit es angeht mit ihrer Hülfe, entstehn. Hier weicht also Rec. beyläufig gesagt, von Hrn. Kantor Schneider ab, der S. 102 die stehende Stephanische Wandfibel (in eilf Folioblättern, Erlangen, bey Palm, 40 Kr. oder 10 Sgr.) der Wandfibel mit beweglichen Lettern vorzieht. Er meint, dabey werde Geld und Zeit erspart; aber wenn man ohnehin, nach dem einen von seinen Vorschlägen, die Blätter einzeln auf Pappendeckel ziehen läßt: so kann ja das Zerschneiden dieser aufgezogenen Blätter — welches man allenfalls auch selbst thut — und der zum Aufbewahren nöthige Kasten so viel nicht kosten; und der Zeitverlust ist nur scheinbar.

Sonach — um wieder auf Hrn. P. zu kommen — entstünden nun seine Unterhaltungen nicht bey Gelegenheit der Tabellen; sondern umgekehrt, die Tabellen entstünden aus jenen; indem man über Cattun, Camelot und andere mit einem C zu schreibende Wörter spräche, sammelte man sie, entweder als Wörter alphabetisch, oder als Worte unter die Rubriken Natur- und Kunstprodukte, in der Lehrstunde selbst, in eine Tabelle; die denn künftig als Wiederholungsmittel gebraucht wird.

An den Unterhaltungen findet übrigens Rec. manches, der Materie wie der Form nach, auszusetzen; aber es fehlt ihm an Zeit und Raum seinen Tadel mit Gründen zu belegen, darum hält er ihn lieber zurück.

Nr. 11 zeichnet sich von den Büchern dieser Art nur durch dreyerley aus: erstlich, daß es die Sylben, die mehr als ein Zeichen für denselben Laut haben, unter einander setzt, durch eine Klammer verbindet, und so alle Vokale durchführt: z. B.

fa	fe	fi	
va	ve	vi	u. s. w.
pha	phe	phi	

Zweytens, daß es acht einfache, oder wie sie hier heißen reine Vokale zählt, indem es nämlich zu den fünf alten a, e, i, o, u, noch die drey neuerdings erst dafür erkannten ä, ö, ü setzt. Drittens, daß es eine besondere Rubrik für die Sylben mit gedehnten Vokalen hat, und diese in zwey Tafeln aufführt. Auf der neunten Elementartafel nämlich stehen jene Sylben ohne Dehnungszeichen, und darunter stehen dieselben Sylben ungedehnt, oder wie sie hier heißen, geschärft, welches durch die Verdoppelung des auf den Vokal folgenden Konsonants bezeichnet ist, z. B.

af	ef	if	u. s. w.
aff	eff	iff	

Auf der eilften Tafel hingegen stehen diejenigen durch den Vokal gedehnten Sylben (es sind lauter einsylbige Wörter) wo die Dehnung sichtbar ist entweder durch die Diphthongen au, eu, ei, oder durch ein doppeltes aa, ee, oo; oder durch ein dem Vokal folgendes h, als Zahn, mehr, Rohr,

(wo

(wo aber der Vokal e vergessen ist) oder durch ein dem Vokal i folgendes e, als Dieb.

Auf der neunten Tafel stehn aber bey weitem nicht alle Sylben die dahin gehörten; sondern von diesen bloß af, al, an; die übrigen, die sich da finden, scheinen lauter geschärfte Sylben, ohne ihr Korrelat zu seyn. — Von Sylben, die durch ihre Konsonanten gedehnt sind, wovon Rec. oben Beyspiele gab, scheint der Hr. Verf. keine Ahnung gehabt zu haben.

Nr. 12. In diesem Schulbüchlein ist, wie man in N. 13, S. 5 f. erfährt, »die Methode zum Grunde gelegt worden, an welche die vorhandenen Schullehrer fast allgemein gewöhnt sind; nur hat man bey der Bearbeitung desselben darauf gesehen, sie so zweckmäßig zu machen, als es ihre Natur erlaubt (wodurch man also die Unzweckmäßigkeit dieser Natur eingesteht) ohne Kosten zu verursachen, welche den Aeltern, deren Kinder sich des Büchleins bedienen werden, zu lästig fallen möchten.« Hier ist also, wie man sieht, für die geistliche Armuth der Schullehrer nicht minder, als für die leibliche Armuth der Aeltern gewissenhaft gesorgt. Es ist zwar bloß von vorhandenen Schullehrern die Rede, nicht von künftigen, nicht von solchen, die noch erst gebildet werden sollen; aber diese sind doch nicht ausdrücklich ausgeschlossen, es ist nicht gesagt, daß, und wie und wo sonst für sie gesorgt werde; und so darf man annehmen, daß auch ihnen dieses beneficium paupertatis zugedacht sey; daß sie also in der pädagogischen Geistes-Armuth ihrer Väter und für dieselbe mittels dieses Büchleins sollen erzogen werden, damit, wie billig, das Ey nicht klüger zu seyn sich einbilde als die Henne; damit also in der Pädagogie wie in der Theologie der Glaube der Väter bey Ehren bleibe.

Hieraus ergiebt sich nun, daß Rec. dieses Büchlein nicht beurtheilen kann noch darf. Er ist zwar ein vorhandener Schullehrer; aber er ist der väterlichen Weise nicht treu geblieben, wie aus dieser Recension deutlich genug zu ersehen ist. Er müßte also auf jeden Einwurf, den er machte, der Antwort gewärtig seyn: »Du kennst die Natur der unzweckmäßigen Methode nicht.« Und aus diesem Grunde würde sein Lob eben so vollgültig zurückgewiesen werden,

als

als sein Tadel. Er behält also beydes für sich. Aber einen Umstand, der die Methode nichts angeht, erlaubt er sich zur Sprache zu bringen. Nr. 13, S. 2 wird gesagt, » daß durch den Inhalt des Schulbüchleins der Gebrauch desselben keinesweges auf die königlich Preußischen Staaten beschränkt sey; daß also der einsichtsvolle Lehrer die Stelle S. 53 wo es heißt: mit uns stehen noch die Einwohner sehr vieler Städte und Dörfer unter einem Oberherrn, dem Könige, u. s. w. — daß der einsichtsvolle Lehrer von selbst diese Stelle benutzen werde, den Kindern ihren Landesherrn bekannt zu machen,« u. s. w. — Aber wenn nun das Land der Kinder keinen Herrn hat? Dieß ist z. B. in Hamburg der Fall, das vor der Hand noch ein Freyland ist. Wollte der Herr Verf. etwa sagen, der einsichtsvolle Lehrer werde von selbst im Hamburgischen Gebiete Obrigkeit statt Herr setzen: so kann Rec. nicht umhin zu fragen: wie wird auf einmal ein einsichtsvoller Lehrer aus dem Armen am Geist, dem zu Gunsten der Hr. Verf. sein Schulbüchlein, und die Anweisung zum Gebrauch desselben schrieb? Wie kann der etwas, und so etwas von selbst zu thun präsumirt werden, den man hundert andere Dinge, die sich theils eben so gut, theils noch eher von selbst verstehen, vorschriftsmäßig thun heißt, aus Besorgniß, er möge sie sonst gar nicht, oder verkehrt thun? — Die gute Stadt Hamburg wäre in Hinsicht ihrer ABC-Angelegenheiten, sey sie Olivier-Pestalozzisch, oder Anti-Olivier-Pestalozzisch gesinnt, in der That zu bedauern, wenn sie keine andere Wahl hätte, als entweder das ABC und Lesebuch des Hrn. Pr. Wirte, oder das Schulbüchlein unsers Ungenannten. Jener verspricht Waare aus der Fabrik der genannten Neuerer, und liefert sie aus eignet Fabrik, und unbrauchbar; dieser ist Anti-Neuerer; aber die fatale Stelle S. 53 versperrt ihm den Eingang ins Freyland; es wäre denn, daß er einsichtsvolle Lehrer nachweisen könnte, welche sein Büchlein brauchen wollten. Aber läßt sich das in unsern pädadogisch-ketzerischen Zeiten erwarten?

Nr. 14. Dieses sogenannte Hülfsbuch wird in unsern Zeiten schwerlich Jemand befriedigen, der Hülfe sucht, der nähere Auskunft über analytische und synthetische Methode, über die mechanischen Hülfsmittel beyder zu haben wünscht, u. dgl. Der Herr Verf. scheint mit diesem al-

lem

den unbekannt zu seyn, auch nie selbst Kinder im Lesen unterrichtet zu haben, sonst sähe wahrscheinlich sein Buch anders aus.

Nr. 15. Unter Empfindungslauten werden hier die acht Selbstlaute a, ä, e, i, o, ö, u, ü, verstanden, in sofern sie einfach oder als au, ai, äu, ei, eu, oi, ui zusammen gesetzt, Empfindungen bezeichnen. S. 4. »Verwunderung und Freude wird durch a; Zufriedenheit, Lebey, Friede und Ruhe durch e; Unwillen, Aerger und Schaam durch ä; Stillstand und Hemmen durch oi gehemmte Wirksamkeit, ein Gefühl von Kraftmangel durch ö; Spott, Unwillen und schnipsches Wesen durch i; Frost und Kälte durch ü; Schmerz und Unmuth durch u ausgedrückt.« Der Beweis wird aus den Erfahrungen der Kinder geführt, woran der Vater sie erinnert. Mitunter spricht er aber wohl, für Kinder die lesen lernen, zu hoch; z. B. S. 10: der Mensch hat also die Sprache, weil er ein vernünftiges Geschöpf ist. Die Sprache ist Wirkung der ihm von Gott verliehenen Vernunft; d. h., des Vermögens die Sinneneindrücke unter einander zu vergleichen, und so durch Schlüsse herauszubringen, was schädlich oder nützlich, was gut und böse ist. Wenn er dieses fleißig thut, und dadurch richtige Schlüsse machen lernt: so wird er verständig.« — Die Vertheidigung des Ypsilon S. 25 ff. ist gar zu Gottschedisch, und sollte billig nicht mehr aufgetischt werden. — Auf der Rückseite des Titelblatts wird gemeldet, daß dieser Aufsatz aus Hörstels Fibel entlehnt und zusammengezogen worden, von dem Vorsteher einer Leipziger Armenfreyschule.

Nr. 16. Dieß A B C für Taubstumme wäre auch bey Hörenden sehr gut zu brauchen; ob, umgekehrt, unsere auf Hörende berechnete A B C Bücher, versteht sich die guten, auch bey Taubstummen ohne Abänderung zu brauchen wären, kann Rec., der nie Taubstumme unterrichtet, und nie mit ihren Lehrern sich über den Unterricht besprochen hat, nicht entscheiden. Was hier anders ist, als es sich in andern A B C Büchern findet, kann der Hr. Verf. überhaupt für besser gehalten haben, ohne Beziehung auf Taubstumme. — Daß Hr. Prof. E. nicht buchstabiren lasse, darf man wohl voraussetzen, da er, ein Schwiegersohn des sel. Heinecke, vermuthlich seine Kunst bey diesem abgese-

ten Feinde des Buchstabirens gelernt hat. Einer von Hrn. J. Herzbergs Gegnern (in den pädagogisch-amtlichen Berichten), Hr. Perschke, erinnert wieder an den Dienst, den Heinecke dadurch der guten Sache geleistet hat. Ein anderer, Hr. Kantor Schneider, erinnert (in Nr. 9.) an einen andern frühern Widersacher des heillosen Buchstabirens, an Zimmermann, welches vermuthlich der Verf. der Anmerkungen zum Gebrauch des Berlinischen neu eingerichteten ABC-, Buchstabier- und Lesebüchleins ist, welche Rec. vor sich liegen hat. Vermuthlich hielt es Hr. Prof. E. nach allen diesen frühern und spätern Vorgängern unnöthig, sich über das Buchstabiren, überhaupt über seine Methode beym Lesenlehren zu erklären, da er nicht befürchten darf, daß man ihm eine schlechte zutraue.

S. 50 heißt es: »Die Definition ist der ausführliche Begriff, welchen man von einer Sache giebt.« Rec. nennt sie lieber den bestimmten; denn sie bestimmt die Grenzen eines Begriffs.

Nr. 17. Den Anlaß zu diesen kleinen Bemerkungen über die Taubheit gab Hrn. P. E. eine ihm von Hrn. Nicolai mitgetheilte Dissertatio inauguralis medica de effectibus musicae in hominem von Hrn. Bachmann, Erlangen, 1792 in welcher S. 21—28 etwas über die Taubheit vorkömmt, das Hr. P. E. hier im Original, und auch übersetzt liefert; Hr. B. führt Beyspiele von Tauben und Schwerhörenden an, welche tiefe und dabey sanfte Töne nicht auffaßten, hingegen von schneidenden starken Tönen oder von großem Geräusch afficirt wurden; und folgert daraus, daß das Organ des Gehörs von tiefen und sanften Tönen in einem geringern Grade, von scharfen heftigen hingegen in einem höhern Grade gereizt werde. Dieses findet Hr. P. E. wenigstens den Prämissen nach, falsch, zugleich zu enge und zu weit, und sagt bey der Gelegenheit viel Lehrreiches, auch über galvanische Versuche u. s. w.

Nr. 18. Die erste Veranlassung zu dieser Schrift gab die Bitte von Aeltern eines taubstummen Kindes im Reichs-Anzeiger, 1797, Nr. 77, welchen zu Gefallen der Hr. Verf. im N. A. 1798, Nr. 168. literarische Beyträge zur Taubstummenlehre einrücken ließ, die Hr. H. R. Stock

Stock lehre. Dieses Lob, so wie der Antrieb als Arzt, und Liebhaber der Anatomie u. s. w., in diesem Fache zu arbeiten, ferner um für einen geringen Preis einen kleinen und doch deutlichen Unterricht in solcher Aeltern Hände zu bringen, die nicht im Stande sind, ihr taubstummes Kind auf ein Taubstummeninstitut zu thun; endlich, um Tauben und Lehrern der Taubstummen vielleicht hier und da einen nützlichen Wink, wenigstens als Arzt, zu geben, dieß zusammen genommen bewog, laut der Vorrede, den Herrn Verf. diese Schrift in Druck zu geben.

Man kann mit Tauben und Taubstummen sprechen mittels des Gefühls, des Gehörs und des Gesichts; dieß wird theils aus der Erfahrung, theils aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, wo Alles mit Allem zusammenhängt, dargethan.

Rec. schließt diese lange Anzeige mit dem Wunsche, daß die gute Sache der natürlichen Lehrweise immer mehr Freunde, und diese nicht bloß unter den Lehrern, sondern auch unter ihren Vorgesetzten finden möge. Sie hätte in Naumburg nicht Wurzel schlagen können, wenn nicht Hr. v. Bretzegg und Hr. M. Krause sich ihrer thätig angenommen hätten; und daß sie in Weißig gedeihet, verdankt sie, nach S. 170, der pädagogisch-amtlichen Berichte, dem warmen Antheil, welchen der dortige Herr Kirchenrath und Schulephorus Perschke, daran nahm, und den er dadurch unverkennbar an den Tag legte, daß er, ohnerachtet seiner so vielfältigen eigenen Amtsgeschäffte, es doch freywillig übernahm, die Schulgeschäffte des Hrn. Kantor Hilscher's, während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit, mit Hülfe seines Sohnes, des Hrn. Kandidat Perschke zu versehen. — Auch Hr. Zimmermann in der obgedachten vortrefflichen Anweisung (die auch als dritter Theil des Berlinischen neu eingerichteten Schulbuchs, Berlin, 1792 erschienen ist), S. 17 bemerkt, daß, wenn nur der Lehrer die bessere Unterweisungsart wählen will, und des Beystandes seines Predigers versichert ist, er die Aeltern bald durch Vorstellungen und Proben von der Vorzüglichkeit derselben überzeugen und für dieselbe gewinnen könne. Und in das

Vorrede erzählt er, daß Hr. Kantor Gossert zu Zechin, einem Dorfe, bey Küstrin, während der Winterschule, vom October 1791 bis gegen Ende des Märzes 1792, von achtzig großen und kleinen Lehrlingen umgeben, seine kleinen Anfänger eben so weit im Lesen gebracht habe, als er, noch als Seminarist in Berlin, ein vierjähriges Mädchen in einem Vierteljahr, täglich höchstens eine Viertelstunde, brachte; so weit nämlich, daß sie nicht allein fast jedes gedruckte Wort, wenn sie es gleich noch nie vorher gesehen hatte, sondern auch mit lateinischen Buchstaben geschriebene deutsche Wörter ohne Hülfe heraus zu bringen wußte. — Als er kaum zwey Monate in Zechin gewesen war, schrieb er Hrn. Z. schon: »So sehr der Bauer für das Buchstabiren eingenommen war, so zufrieden ist er jetzt, daß ich es abgeschafft habe. Nur zwey von den Aeltern haben sich beschwert, daß sie, wegen meiner neuen Benennung der zusammengesetzten lauten und stummen Buchstaben, ihren Kindern beym Aufsagen zu Hause gar nicht helfen könnten, sind aber auch schon geruhig, da sie die Fortschritte im Lesen gewahr werden.« — Unser einer lernt nun daraus, einmal, daß manche Dinge so neu nicht sind, als sie ihren Erfindern und Freunden manchmal scheinen; dann, daß man, in möglichen Dingen, Alles kann, sobald man es ernstlich will, und rechts anfängt.

E.

Kriegswissenschaft.

Neues militairisches Magazin, von *Johann Gottfried Hoyer*, Kurfürstl. Sächs. Pontonier-Kapitain. *Zweyten Bandes siebentes und achtes Stück. Dritten Bandes erstes bis viertes Stück.* Nebst Plänen. Leipzig, bey Baumgärtner. 1803, 1804. Jedes Stück von 61 bis 68 Seiten kostet 16 gr.

Die nächst vorhergehenden Stücke sind im LXXI. Bande S. 226 f. angezeigt.

In

In den beyden zum zweyten Bande gehörigen Stücken, iſt der »Rapport des Hannöverſchen Generals von Hamm »ſtein, von ſeinem meiſterhaften Rückzuge aus der Fe»ſtung Menin, da er ſich durch das Belagerungskorps durch»ſchlug,« beſonders leſenswürdig. Die »Gedanken eines deutſchen Officiers über die jetzige Verfaſſung des Soldatenſtandes,« werden in beyden Stücken fortgeſetzt, ſo wie auch im dritten Bande, wo wir etwas über dieſe Abhandlung ſagen werden. Gleichfalls finden ſich in beyden Stücken, ſo wie auch im dritten Bande Fortſetzungen der »Nachrichten von dem Feldzuge der Alliirten in Brabant »und Flandern 1793, von einem Heſſiſchen Officier« (Hrn. Major von Porbeck). Sie ſind, wie alle Schriften des Verf., angenehm zu leſen. Man findet dabey ferner »Betrachtungen über die Geiſtesbildung des Kriegers,« welche im dritten Bande fortgeſetzt werden; von welcher Fortſetzung wir unten etwas ſagen werden.

»Eine tragbare militairiſche Brücke, welche auf Pfer»den oder Mauthieren leicht fortgebracht werden kann, er»funden vom Verleger dieſes Magazins Hrn. Baumgärt»ner.« Sie ſoll aus Bohlen, die auf 300 Fuß langen Gurten oder Tragſeilen ruhen, beſtehen. Dieſe Brücke nimmt ſich in der Beſchreibung recht ſchön, und noch beſſer im Kupferſtich aus, wo man die Infanterie mit aufgepflanzten Bajonetten auf derſelben marſchiren ſiehet. Im wirklichen Gebrauche aber möchte es wohl große Schwierigkeiten haben, Tragſeilen, die nur 100 Fuß, geſchweige denn 300 Fuß lang ſind, an beyden Ufern ſo gut zu befeſtigen, daß die Befeſtigung nicht weiche, oder wenigſtens dieſe Seilbrücke tief ins Waſſer drücke, wenn auch nur die Laſt der mit eiſernen Ringen, Haken und Ankern verſehenen, vier Fuß langen und einen halben Fuß breiten Bohlen darauf gelegt würden. Wenn nun vollends Infanterie, Kavallerie (im 3ten Stücke S. 56) und natürlich auch Artillerie darüber paſſiren ſollte, würde wohl dieſe Seilbrücke mit allem, was darauf wäre, ins Waſſer fallen. Nicht zu gedenken, daß, wenn auch wirklich die Seile oder Gurte anfänglich die ungeheuere Laſt, die ſie tragen ſollen, aushielten: ſo würden ſie doch nur fünf oder ſechsmal, ſonderlich im regnichten Wetter, gebraucht, und, wie es nicht anders ſeyn kann, unmittelbar dicht zuſammengerollt, und auf Pferde gepackt,

gewiß anfangen zu verfaulen, und die Brücke möchte wohl zerreissen, wenn man sie am nöthigsten brauchte. Kurz, Hr. Baumgärtner zeigt, daß er sich ganz aus seinem Fache wagte, als er einen solchen Vorschlag machte.

Den dritten Band eröffnet die schon gedachte Fortsetzung der oben erwähnten Abhandlung »über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes.« Der Verf. derselben äußert sogleich an der Spitze einen Gedanken, der bey einem aufmerksamen Leser ohne Zweifel, einige Betrachtungen veranlassen dürfte. Der Verf. meint nämlich nach seiner »sehr leicht auszuführenden Idee,« daß die Infanterie einer Armee aus drey gleichen Theilen bestehen müsse, wovon ein Drittel leichte Infanterie, ein Drittel Grenadiers, und ein Drittel Linien Infanterie seyn sollte.

Es würde ohne Zweifel zu weit führen, und folglich unnütz seyn, wenn wir uns hier auf eine genaue Untersuchung einer solchen Eintheilung einlassen wollten. Indeß ist doch nicht zu läugnen, daß dieselbe auf sehr schwankende Begriffe zu beruhen scheint.

Leichte Truppen können, wie Rec. sich solches vorstellt, als die Extremitäten einer Armee, als die Fühlhörner des Körpers betrachtet werden, hinter welchen das Gros derselben in Ruhe genießen, seine Bewegungen, durch welche es auf einer schwachen Seite des Feindes überlegne Kräfte hinbringen soll, verbergen, und vermittelst welcher äußersten Spitzen, der kommandirende General, die Seele einer Armee, von allen feindlichen Anstalten unterrichtet werden muß. Der eigentliche Körper, dasjenige, wodurch eine Kriegsangelegenheit entschieden wird, bleibt immer die Armee und deren Linientruppen selbst, wenn anders der Oberfeldherr seine schwere Kunst zu durchschauen vermag. Dieß gilt vorzüglich von allen deutschen Armeen, und wenn das Gegentheil statt gefunden hat; so scheint solches nicht die zweckmäßigste Verfahrungsart gewesen zu seyn. Man schreibt zwar heutiges Tages sehr viel, und mehr als zu viel auf die Rechnung der leichten Truppen, und je höher die Kunst steigt, den Krieg durch überlegene Talente führen zu wollen, desto nöthiger ist allerdings diese unentbehrliche Theil eines Heers. Allein man muß sich hüten, nicht zu weit zu gerathen, und statt großer kriegerischer Geschicke-

gemälde, den künftigen Generationen, bloße kleine Miniaturstücke des sogenannten kleinen Kriegs liefern zu wollen.

Rec. wagt nach seiner individuellen Ueberzeugung den Gedanken zu äußern, daß kein großer Feldherr jemals den Krieg von dieser Seite betrachtet habe. Leichte Truppen hingegen zugleich in der Linie zu brauchen, scheint ebenfalls nicht zweckmäßig gehandelt zu seyn. Dieß aber, und überhaupt diese Ansicht des Kriegs würde statt finden müssen, wenn man den dritten Theil einer Armee gänzlich aus leichten, nicht für große entscheidende Gewaltstreiche geeignete Truppen, bestehen lassen wollte.

Des Verfs. Idee scheint daher, in Absicht dieser Truppenart, zu weit ausgedehnt zu seyn. Eigentlich würde die Anzahl dieser Truppen einer Armee, nach der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Kriegstheater aufgeschlagen werden soll; ferner in Beziehung auf den Feind, mit welchem man zu thun hat, und der Art und Weise, mit welcher man den Krieg führen will, gewählt werden müssen. Da aber ein Staat auf alle diese Fälle und alle Beziehungen derselben Rücksicht nehmen kann und darf: so wird man dieselben auch nicht als unumstößliche Regel festsetzen können. So viel indeß nach allgemeinen Abstraktionen erhellt: so scheint ein weit geringerer Theil, als unser Verf. annimmt, und sogar in vielen Fällen die Hälfte, völlig zureichend zu seyn. Uebrigens ist diese Materie so oft in der Theorie untersucht, und so wenig in der Ausübung nach Grundsätzen durchgeführt worden, daß Rec. keineswegs irgend ein entscheidendes Urtheil zu äußern wagt, und auch Vorstehendes nicht niedergeschrieben haben würde, wenn die, wie es scheint, zu weit getriebene Annahme des Verfs. dieser Abhandlung, nicht dazu veranlaßt hätte.

Das 2te Drittel einer Armee, soll nach dem Verf. aus Grenadiers bestehen. Sollen dieß ausgesuchte Leute seyn? Alsdann dürfte nicht viel Gutes für das letzte Drittel der Linieninfanterie übrig bleiben. Sollen sie hingegen bloß den Namen haben: so ist es gleich viel, wie man diese beyden Drittel benennt.

Auch diese Frage: ob es gut sey, eine elite von Truppen zu haben, und wie stark dieselbe nach Verhältniß des

Stanzen seyn dürfe, ist schon oft debattirt worden. Noch sind die Meinungen, wenigstens was die Extreme großer Eintheilungen anbetrifft, getheilt. Indeß ist nicht zu läugnen, daß ein Kern von Truppen in vielen Fällen gute Dienste leisten könne. Es kömmt dabey hauptsächlich auf den Geist an, der in einer Armee herrscht. Die braven preuß. Grenadiers, mit welchen Friedrich einst bey Leuthen und Torgau die in Wahrheit halsbrechenden Angriffe unternahm, waren eigentlich keine Elite von Truppen; sie waren aber vom Geist der Tapferkeit beseelt, und erwarben durch ihn ihrer Armee einen unsterblichen Ruhm.

Das Folgende dieser Abhandlung gründet sich auf die speciellen Ansichten des Verfs. und muß, wegen nothwendiger Kürze, der Durchsicht des Lesers überlassen bleiben, welcher darin manches Gute, wenn gleich nichts Neues, finden wird. Die zu weit getriebene Idee vom Einfluß der leichten Truppen, scheint bey dem Vf. durch neuere Ereignisse erzeugt worden zu seyn, worüber Rec. sich auf das so eben Gesagte beziehet. Im dritten Stücke dieses 2n Bandes wird diese Abhandlung fortgesetzt und beschlossen.

Nr. III. im 1. Stücke des dritten Bandes ist eine Fortsetzung der oben angeführten »Betrachtungen über die Geistesbildung des Kriegers.« Der Verf. betrachtet seinen Gegenstand aus einem philosophischen Gesichtspunkte. Rec. wünscht nur, daß dergleichen Betrachtungen in dieser besten Welt durchgängig praktisch werden möchten, wozu es indeß nicht den Anschein hat.

Nr. IV. handelt »von den Vortheilen der zweyrädrigen Fuhrwerke, nach einer Schrift des französischen Brigade-Chefs Grobert, frey bearbeitet.« Rec. hat das Original nicht zur Hand, findet indeß die hier abgehandelte Materie nicht ohne Interesse. Wenn es bey den deutschen Artillerien ausführbar wäre, das gesammte Fuhrwesen derselben mit eben der Sorgfalt bearbeiten zu lassen, wie nicht zu läugnen scheint, daß solches bey den Franzosen statt findet: so sollte man glauben daß diese Einrichtung bereits angeordnet seyn könne. Da dieß aber nicht der Fall ist: so läßt sich nicht anders vermuthen, als daß derselben unübersteigliche Hindernisse, oder die Abneigung gegen die großen Kosten einer gänzlichen Abänderung, im Wege stehen.

Nr. V.

Nr. V. »Ueber das Abstecken eines in Graden gegebenen Winkels ohne Instrumente.« Der vorzüglichste Nutzen, der diesem Aufsatz beygefügten Tabelle, scheint Rec. nach des Verf. eigner Meinung, am Zeichentische statt zu finden. Auf dem Felde bey militärischen Verrichtungen, wie z. B. bey dem Bau einer Batterie, scheint die bisherige mechanische Methode einen hinlänglichen Grad von Genauigkeit zu gewähren.

Nr. I, im 2. Stücke ist ein Aufsatz »vom Erhöhungswinkel der Kanonen in Rücksicht der für den Zollaufsatz »jetzt gebräuchlichen Instrumente,« von Hrn. Leonhardi. Ein interessanter Aufsatz für den Artilleristen.

II. »Versuch, einige Regeln der Geologie und Hydrologie militärisch zu nützen.« Rec. ist überzeugt, daß alle wissenschaftliche Kenntnisse mit einander im Zusammenhange stehen. Indeß ist bey dem Mehr oder Minder ein großer Unterschied vorhanden. Die Benutzung und Beurtheilung des Terrains bis zu den genannten Wissenschaften zurück zu führen, scheint Rec. deshalb zu praktisch überflüssigen Weitläuftigkeiten zu gehören. Es ist dem Soldaten unmöglich, alle Fächer des menschlichen Wissens, welche mit dem seinigen zusammenhängen, zu studiren. Es sind für ihn zu viele andere ihn näher angehende Gegenstände vorhanden. Oberflächliche, nur für den vorliegenden Fall gerade hinreichende Kenntnisse aus einer andern Wissenschaft entlehnt, führen überdem zu keinen tiefen Einsichten, welche doch erfordert werden, um einen Gegenstand vollständig bemerken zu können.

III. »Analytisch-geometrische Untersuchung der konischen Mörserkammern.« Von Hrn. Leonhardi. Ebenfalls ein Aufsatz, welchen der mit dem Studium der Artillerie beschäfftigte Leser mit Vergnügen durchgehen wird.

Nr. III. d. 4. St. »Welches ist die Abweichung der Kugel »einer vermittelst eines festen Aufsatzes gerichteten Kanone bey »schiefem Stande der Räder?« von Hrn. Leonhardi. Der Verf. untersucht diesen Gegenstand genügend für den denkenden Artilleristen. Ob indeß der größere Theil der Leser des militärischen Magazins dem Verf. wird folgen können, bezweifelt Rec., da ein solcher Aufsatz nur für einen kleinen Theil derselben gemüdigt werden dürfte; das Magazin hin-

hingegen für das große, militärische Publikum bestimmt zu seyn scheint.

K.

Technologie.

Journal für Lederfabrikanten und Gerber; oder die neuesten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen in der Kunst Leder zu gerben. Zur Beförderung und Vervollkommnung dieser Kunstgewerbe herausgegeben von S. F. Hermbstädt, Königl. Preuß. Geheim. Rath, Prof. ꝛc. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. Berlin, in der akademischen Kunst- u. Buchhandl. 1802. u. 1803. 368 S. 8. 1 Rtl. 14 gr.

Die neuere Chemie, die ihren mächtigen Einfluß auf die Vervollkommnung der technischen Gewerbe äußert, ist in einem vorzüglichen Grade bey der Zubereitung der thierischen Häute und Felle zu gegerbtem Leder wirksam gewonden. Hr. Geh. Rath Hermbstädt hielt es daher für wichtig, alle diese neuern Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen allmählig zu sammlen, und sie in dem vorliegenden Journal den deutschen Lederbereitern aller Art, zur Prüfung und Nachahmung bekannt zu machen. Der Herausgeber war überdem durch seine praktischen Dienstgeschäffte veranlaßt worden, selbst mehrere Versuche, besonders zur Prüfung der von Seguin erfundenen Schnellgerberey, anzustellen, und er hielt es für zweckmäßig, auch diese zu beschreiben, und die Beschreibungen mit Beyfügung der gefundenen Resultate in diesem Journal mitzutheilen. Ein äußerst interessanter Aufsatz ist in dieser Hinsicht in Nr. 2. des ersten Heftes, worin die Versuche mit der Gerbung vermittelst verschiedener Vegetabilien, und die Befindung der quantitativen Verhältnisse des darin befindlichen gerbenden Stoffs in Vergleichung gegen Eichenrinde, und der Zeiträume, welche eine jede dieser Substanzen zum Garmachen der Häute erfordert, ausführlich beschrieben werden.

Der

Der Herausgeber, der mit seinen großen chemischen Kenntnissen und seinem seltenen Forschungsgeiste einen so glücklichen Sinn für das eigentliche main d' oeuvre der technischen Gewerbe verbindet, erwirbt sich durch die Herausgabe dieses Journals, das für alle in Leder arbeitende Fabrikanten und Oeuvriers unentbehrlich ist, wenn sie nicht bloß bey dem alten Schlendrian bleiben und ihr Gewerbe ohne alle Kenntniß und Nachdenken ausüben wollen, ein neues Verdienst um die Vervollkommnung der technischen Gewerbe, und es ist zu wünschen, daß diese Zeitschrift mit dem ersten Bande nicht abgebrochen seyn möge.

Md.

Der Farben-Laborant im Großen; oder aufrichtige Anzeige der wichtigsten geheim gehaltenen Farbenbereitungen und deren Anwendung im Großen. Von Joseph Gürth, Apotheker. Wien, bey Geistinger. 1804. 80 S. 8. 12 K.

Diese wenigen Bogen zerfallen in zwey Abschnitte, von welchen der eine die Vorschriften zu Mineralfarben, und der andere die zu Lackfarben enthält.

Wenn solche auch im Ganzen wenig Neues in sich fassen, da das mehreste davon schon in andern ähnlichen Schriften sich befindet, mit dem kleinen Unterschiede, daß, wo in jenen die Angabe der Ingredienzen nach Lothen oder Pfunden bestimmt ist, solche hier öfters auf mehrere Hundert Pfund ausgedehnt sind, um sie dem Titel entsprechend zu machen: so können sie doch, da sämmtliche Vorschriften leicht ausführbar sind, und auf reinen chemischen Grundsätzen beruhen — demjenigen, der ihrer bedarf, immer Nutzen gewähren; auch findet man Stoff genug zum Nachdenken, um auf mehrere Farbenbildungen, als selbst hier angegeben sind, geleitet zu werden.

Daß man nach S. 9 das Scheelsche Grün aus der schwefelsauren Kupferauflösung, ohne Arsenik, bloß durch beschleunigte Niederschlagung mit Pottaschenlösung berei-

bereiten könne, ist Rec. nie gelungen; obgleich die Versuche bald im Kleinen, bald in größerer Menge angestellt wurden; die Niederschläge fielen zwar meistens körnig aus; hatten aber nie das gelbgrüne Ansehen. Auch siehet das nach der Vorschrift S. 42 aus dem schwefelsauren Kupfer erhaltene sogenannte Kalkblau, dem nach den beyden vorhergehenden Vorschriften verfertigten sehr nach, da bey der Vermischung mit Kalkmilch ein schwefelsaurer Kalk entsteht, welcher zugleich mit niederfällt, und daher kein gesättigtes Blau giebt.

Nachlässigkeiten in der Schreibart, als: Stäts, dasselbe, Pöttich, färben des Musealins, statt Färben des Mousselins u. d. m., muß man in einer solchen Schrift wohl übersehen?

Jz.

Handlungswissenschaft.

Versuch über das kaufmännische Speditionswesen in seinem Verhältnisse gegen den Staat. Stuttgard, bey Metzler. 1804. 54 S. 8. 6 gr.

Es führt zur Vervollkommnung der Handlungswissenschaft, einen einzelnen Gegenstand derselben für sich herauszuheben und mit einer größern Ausführlichkeit, als wie der Zweck eines Lehrbuchs erlaubt, alles das zusammenzustellen, was sich über ihn sagen läßt. Der Verf. des vorliegenden Versuchs, hat dieses in Hinsicht des Speditionswesens gethan, wodurch man eine sehr belehrende Uebersicht des zur Beförderung eines raschen und sichern Waarenverkehrs so nothwendigen Speditionsgeschäftes erhält. Es ist freylich nur ein Hülfsmittel der Handlung, kein eigenes Handelsgewerbe; allein demnach verdient das Speditionswesen so wohl von Seiten der Regierung die größte Aufmerksamkeit, als von Seiten des fremden, wie des vaterländischen Kaufmanns die sorgfältigste Nachfrage und Beachtung. Welch ein wichtiges und beträchtliches Verkehr bloß Speditionsgeschäfte in einer Stadt hervorbrin-

bringen können, hat Rc. vor mehreren Jahren in Lüneburg zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wie viele andere Städte Deutschlands hatten und haben nicht ihren Wohlstand, theils ganz, theils größtentheils, der Weiterbeförderung durchgeführter Kaufmannsgüter zu danken. Die Kenntniß dessen, was im Allgemeinen Rechtens und Herkommens ist, ist daher gewiß wichtig, und hierzu giebt die vorliegende Schrift, vorzüglich was Landfrachtgüter betrifft, nach dem Urtheil des Rec., eine gute Anleitung.

Md.

Uebersicht und Berechnung aller Münzen, Ellenmaaße und Handelsgewichte von allen Welttheilen; nebst den Wechselarten von allen großen Handelsstädten in Europa. Nach dem Kettensatze entworfen von Johann Friedrich Lange und Moses Israel. Leipzig, bey Gräff. 1804. XXXVI u. 778 S. gr. 8. 3 Rl. 8 gr.

Die kaufmännische Literatur hat in neuern Zeiten einen außerordentlichen Zuwachs erhalten, und ist, wie jede andere Wissenschaft, mit einer ungeheuern Menge Schriften überladen, wovon, wie gewöhnlich, nur der kleinste Theil brauchbar ist; den Rest kann man mehr oder weniger für Schofel erklären. Jeder, der nur ein wenig rechnen und buchhalten, oder sonst kaufmännische Geschäffte zu betreiben weiß, glaubt schon einen Beruf zu haben, das Heer der Autoren zu vermehren, und wird Scribler, unbekümmert, ob er reines Gold oder Schlacken zu Tage fördert; genug, wenn es nur Geld einträgt. Dieser Unfug ist nie so arg, als jetzo gewesen, und nimmt stündlich zu; mit welcher Fluth von kaufmännischen Rechenbüchern, Anweisungen zur Kette und zum Buchhalten ꝛc., werden wir nicht überschwemmt, und kaum einige dieser Schriften stiften wahren Nutzen. Wir haben gar keinen Mangel an Büchern über die Münz-, Maaß- und Wechselverfassung, und besitzen Werke, die ganz klassisch, ihrem Zweck vollkommen entsprechen. Vorzüglich zeichnet sich die neueste Ausgabe von Nelkenbrechers

brechers (Gerhardts) Taschenbuche aus. Hier findet man für einen billigen Preis, Alles, was nur irgend dem Kaufmanne zu wissen nöthig ist; Gerhards Komtoristen, Bohns Kaufmann u. a. m. nicht zu gedenken. In diesem Betrachte ist ein neues Buch dieser Art, ganz überflüssig; denn es bleibt immer nur Kompilation, bloß ein Supplement über die ganz neuesten Veränderungen wäre brauchbar; hierzu bedarf es aber keines dicken Wälzers. Diese goldne Regel hätten die Verf. gegenwärtiger Schrift auch beherzigen sollen; aber nichts weniger. Anstatt in gedrängter Kürze die etwanigen wenig bedeutenden neuesten Ereignisse der Münz- und Wechselverfassung vorzutragen, und sich mit dem Ganzen auf ältere Werke zu beziehen, dehnen sie ihr Buch durch die ekelhaftesten Wiederholungen recht absichtlich aus, und vertheuern es unerlaubt. Ein Blick auf die ersten Seiten wird dieses sogleich beweisen; denn jeder Artikel wimmelt von solchen Selbstplagiaten; vorzüglich aber übertreffen sie sich mit den französischen Münzen ꝛc., anstatt unter Frankreich eine allgemeine Uebersicht anzugeben, setzen sie diese Beschreibung 14 mal. bey Paris, Bourdeaux, Bayonne ꝛc. hin. Ein höchst strafbares, allen Pflichten des Autors gegen das Publikum zuwiderlaufendes Verfahren, welches durch die hin und wieder zerstreuten Notizen neuerer Vorfälle gar nicht entschuldigt wird; denn auch hier findet man manche fehlerhafte Angaben; z. E. bey Hamburg, Leipzig u. a. m., wo sie die ältern richtigen schlecht kopirten. Wenn auch die Verf. vermeinten, durch ihren Kettensatz etwas Verdienstliches geleistet zu haben: so irren sie sich sehr. Schon längst ist es bewiesen, daß die Kette bey weitem nicht die großen Dienste leistet, die ihr unverständige Rechner zuschreiben. Nur der wahre, keineswegs der allgemeine Gebrauch dieser Operation ist wahrhaft vortheilhaft. Wer Alles nach der Kette rechnet, ist gewiß ein schlechter Arithmetiker, der sich selbst um die schönsten Vortheile bringt. Für Anfänger ist es besonders höchst schädlich, wenn sie unwissende Lehrer, (denen gewöhnlich die Kette ein Palladium ihrer Kenntnisse ist), sogleich gewöhnen, Alles kettenmäßig zu berechnen. Die jetzige Anweisung ist vollends ganz überflüssig und unnütz; denn geübte und gründliche Rechner werden selten die langen hier befindlichen Kettensätze machen,

chen, denen Aufrechnung und gewöhnlich (besonders wenn viel Primzahlen dabey sind) eine solche beschwerliche Multiplikation und Division erfordert, daß man mit der einfachen Regeldetri zehnmal eher fertig wird, und noch über dieses den Vortheil hat, die Aufgabe in einzelnen Sätzen in einer Nota oder nach doppelten Posten mit Debet und Kredit vorzustellen, ohne welches Niemand die Anwendung praktisch darstellen kann. Nach der Kette würde dieses aber eine Menge einzelner Sätze mit mühsamer Berechnung verursachen. Diese Gelehrten wissen ganz andere Vortheile durch Dezimalbrüche, Gleichungen ꝛc. abzubringen, und gebrauchen die Kette nur in einigen Fällen; z. E. bey Berechnung des Pary; für solche ist also gegenwärtige Anweisung völlig unbrauchbar. Anfängern aber wird sie vollends gar nichts helfen, da die ganze Erklärung, welche die Verf. von der Kette selbst geben, undeutlich, unvollständig und verworren, überhaupt so fehlerhaft ist, daß solche Rec. mit wahrem Unwillen las, und sich die Verf. billig als seynwollende Lehrer hätten schämen sollen, solchen Unsinn zu schreiben. Die Kette ist die Grundlage der ganzen Schrift, welche Anfängern ein Lehrbuch zur Erlernung dieser Regel seyn soll; also hätte eine gründliche Erläuterung von der Entstehung, dem richtigen Aufsatz, der vortheilhaften Berechnung (der gewöhnliche Schlendrian kann oft mächtig abgekürzt werden, hier aber eine unbekannte Sache) der Aufstellung nach einzelnen Sätzen ꝛc., sollen angeführt werden. Weit gefehlt! nichts von Allen findet man; die Erklärung hebt also an: »Die größte Schwierigkeit für »Anfänger bey Erlernung der Kettenrechnung besteht hauptsächlich im Ansatze der besondern Umstände einer Aufgabe, »dann wird aber auch eine vorzügliche Fertigkeit im Abbreviren, Resolviren und Reduciren der Brüche erfordert »(natürlich, denn schon zur Regeldetri ist es nöthig) sobald »der Anfänger mit diesem allen aufs Reine gekommen ist: »dann wird es für ihn in dieser Art zu rechnen keinen Anstoß mehr geben. Zur nähern Einsicht der Sache mögen »folgende Exempel dienen: 1 Elle kostet 1 Thlr. 3 Gr. »6½ Pf.; um wie viel Thaler kommen sonach 63 Ellen?« Nun folgt eine auf 6 Seiten befindliche Anweisung, wie 3 Gr. 6½ Pf. im Bruch des Thalers, so wie einige andre Benennungen zu reduciren sind, welches billig hätte sollen vorausgesetzt werden; aber hier ist jede Gelegenheit ergriffen,

sen, das Buch unnöthig auszudehnen; Autor und Setzer haben mit einander gewetteifert. Nun kommt man endlich ans Ziel. »Man nehme sich vorzüglich in Acht, die Zah»len, welche in das Multiplikationsfach gehören, nicht »in das Divisionsfach zu versetzen, und ein jeder, selbst »derjenige, welcher die Kette schon in Uebung hat, thut »sehr wohl, wenn er diese beyden Fächer mit einem Striche, »nämlich:

»Divisionsfach | Multiplikationsfach von einander unterscheidet, weil man sonst leicht einem Irrthume (ja wohl) »ausgesetzt seyn könnte. Das zur linken Hand ist immer »das Divisions- und das zur rechten das Multiplikations»fach. Das Verhältniß aber bleibt einerley, wenn man »dessen Glieder durch einerley Zahlen dividirt« ꝛc. Nun kommt sogleich eine magere Angabe der Zeichen zur Aufhebung der ersten Zahlen, und dann ist es alle, und die Verf. gehen sogleich zu Aufgaben über. Nun fragt Rec. Jedem, der nur einigermaaßen Ziffern kennt, ob dieses eine »Erklärung der Kettenrechnung« zu nennen sey; ob wohl Jemand daraus nur einen Begriff davon erlangen könne? Der ganze Mischmasch dient zu nichts, als abermals eine Menge Papier vollzufüllen. Bey jedem Platze, dessen Münze und Verfaßung erklärt wird, befinden sich mehrere Kettensätze; die aber sämmtlich nicht einmal zweckmäßig gewählt sind; denn entweder gehen sie auf ungewöhnliche Exempel von einer Kontofinte über Ellen oder Pfund, oder enthalten Aufgaben, die kein Mensch, der nur die ersten Begriffe des Rechnens inne hat, nach der Kette berechnen wird. Z. E. wie viel betragen 830 Pfund, wenn 100 Pfund 125 Thlr. kosten? u. a. m. Dabey werden die großen unaufzuhebenden Brüche beybehalten, die man weit bequemer in Dezimaltheilen ausdrücken kann. An häßlichen Druck und Schreibefehlern wimmelt es auch; besonders sind der letztern gar zu viel, z. B. für Moneta Nuova in Posen, schreiben die Verf. allemal Patenta Nuova, für die Crimm, Grimm, für Nequinetz steht Nequinetz, u. s. m. Auch selbst die Kourse sind nicht allemal richtig angegeben. Bloß das Papier ist sehr gut und stark, und macht dem Verleger Ehre; nicht so der Druck. Rec. könnte noch weit mehrere Proben anführen; allein er glaubt durch diese wenigen schon genug bewiesen zu haben, daß diese Schrift

unter

unter die schlechtern ihrer Art gehöre, und die kaufmännische Literatur gar nichts verloren, vielmehr gewonnen hätte, wenn sie ungedruckt geblieben wäre.

Mathematik.

Elementar-geometrische Auflösungen des Delischen Problems, der Aufgabe vom Dreyschnitt des Winkels und einiger anderen Sätzen (Sätze), als ein reguläres 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29 Eck geometrisch zu zeichnen, nebst einer neuen und sehr leichten Methode, eine Linie proportionaliter ad totam zu theilen. Erfunden und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht von August Wilhelm Wlochatius, Doktor der Weltweisheit und außerordentlichem Professor derselben. Mit zwo (zwey) Kupfertafeln. Königsberg, gedruckt bey Degen. 1804. 7 Bog. 8. 16 gr.

Der Titel ist etwas altfränkisch, und scheint aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu seyn; auch der Styl selbst ist es nicht minder; allein demungeachtet ist der Inhalt nicht unwichtig, und beweist die guten Kenntnisse des Verfs. und den Scharfsinn, mit welchem er geometrische Aufgaben durch Construktion aufzulösen versteht. Schon in den frühesten Zeiten machte wie bekannt, das Delische Problem von der Verdoppelung des Würfels, den damaligen Mathematikern viel zu schaffen; und ob es zwar an und für sich eben von keinem großen Nutzen ist: so gab es doch Gelegenheit zur Entdeckung mancher nützlichen Lehrsätze und bisher unbekannten Sachen. Z. E. die Zissoide ward bey dieser Untersuchung vom Diokles erfunden. Seitdem hat man sich in neuern Zeiten keine große Mühe mehr gegeben, diese und mehrere ähnliche Aufgaben rein geometrisch aufzulösen, weil man Alles durch Rechnung weit leichter bestimmen kann. Durch gegenwärtige Schrift will nun der Verfasser eine bisher unentdeckte Methode zeigen, alle diese Probleme geometrisch vollkommen aufzulösen, und freut sich sehr, durch

seine Erfindung die große Lücke auszufüllen; aber schon darinnen irrt er, wenn er meint, er sey der einzige Entdecker. In dem Werke, das Rec. vor sich hat: »La Trisection et la Multisection de l'arc par la regle et le compas seulement etc. par le Citoyen P. à Paris 1804. 8. 20 S.« findet man eine ganz ähnliche Auflösung von dem Dreyschnitte des Winkels, die nur sehr wenig von der des Verf. abweicht. Die Hauptsache beruht auf folgender Verzeichnung. Ueber der Sehne des zutheilenden Bogens wird ein Halbkreis errichtet, und dieser und die Sehne wird in die verlangten Theile zerlegt. Sodann wird der nächste Theilungspunkt der Sehne am Mittelpunkte des Halbkreises durch eine gerade Linie verbunden, und eine diese gerade halbirende senkrechte bis zum Durchschneiden der Sehne fortgeführt. Wird nun aus diesem Durchschnittspunkte ein Kreis gezogen, der durch die anfänglichen Theilungspunkte des Halbkreises und der Sehne durchgeht: so soll er alle übrigen Bögen, die über der nämlichen Sehne stehen, in dem verlangten Verhältnisse durchschneiden. Die Construktion zur Erfindung von zwey Mittel-Proportionallinien, als das Haupterforderniß des Delischen Problems, vollzieht unser Verf. durch eine ähnliche Construktion; die man aber hier, auch nur im Auszuge, wegen Kürze des Raums unmöglich anführen kann; allein es ist ebenfalls weiter nichts als eine veränderte Verzeichnung nach der bekannten Methode, von der man viele Abänderungen hat, die alle die verlangten Linien durch Näherung zu finden lehren, welches auch in Praxis hinlänglich ist. Auf gleichen Gründen beruht auch die Verzeichnung der ungeraden Vielecke im Cirkel, die ebenfalls bloße veränderte Construktionen der bekannten Regeln sind. Ist nun gleich diese Erfindung nicht eben von der Wichtigkeit, die der Verf. darauf setzt: so macht sie ihm doch, wie schon gesagt, Ehre, und kann Gelegenheit zu dem tiefsten Calkul geben; besonders in Verbindung trigonometrischer Formeln, da dann allerdings ein sehr reeller Nutzen entstehen und eine wahre Erweiterung des Gebiets der Mathematik erfolgen kann.

Le Quarré d'une Quantité négative est négatif et non positif. Am Ende nennt sich der Verfasser: *J. Kloßermann*, Associé correspondant de la so-

cie-

ciété royale des sciences de Göttingen. St. Petersbourg. 1804. 10 S. 8. 4 Gr.

Beruhte der Vortrag des Verf. nicht auf unrichtig angebrachten und mißverstandenen Sätzen: so würde die Arithmetik und Algebra einen gewaltigen Umsturz leiden, ja in ihrer Grundfeste erschüttert werden; allein nichts weniger als dieses; denn man wird gar bald die ganze Behauptung beleuchten und sehr wenig Mühe brauchen, sie zu widerlegen. Es wird nämlich gesagt: es sey eine Linie $c = a + b$ also $c^2 = a^2 + 2ab + b^2$ und umgekehrt $c^2 - ab - ab - a^2 = b^2$, nun ist $b = c - a$, folglich $(c - a)^2 = c^2 - ab - ab - a^2$, weil nun in dieser Formel a auf der einen Seite als eine negative Größe, und ihr Quadrat auf der andern ebenfalls mit dem Zeichen minus erscheint: so zieht der Verf. hieraus den Schluß, daß $(-a^2)$ nicht $= +a^2$ sondern $= -a^2$ sey. Diesen Irrwahn legt er in der zweyten Abtheilung seiner Schrift zum Grunde, um die gewöhnliche Regel zu widerlegen. Wir halten es für überflüssig, uns in eine weitläuftige Auseinandersetzung des Falschen dieses Satzes einzulassen, da es jedem, der die ersten Fundamente der Algebra gründlich versteht, sogleich in die Augen fällt. Wenn man $c - a$ zum Quadrate als ein Produkt von zwey gleichen Faktoren erhebt, erhält man unwidersprechlich $c^2 - 2ac + a^2$; setzt man nun $c = a + b$: so erhält man eine Formel, worinnen zwar a^2 allerdings negativ erscheint; allein das Produkt hört dann auf, eine unmittelbare Multiplikation von zwey gleichen Faktoren zu seyn, das es doch unumstößlich seiner Natur nach seyn soll. Die beste Widerlegung findet aber der Verf. bey Kästner, wo dieser beweist, daß wenn $x - a = 0$ und $x - b = 0$, nicht $x^2 = ab$ seyn könne. Es ist überhaupt ganz irrig, wenn man arithmetische Grundlehren aus geometrischen Konstruktionen herleiten und beweisen will, wie hier gethan wird; dadurch entstehen öfters unnütze und unnöthige Streitigkeiten. Uebrigens hat der Verf. nicht unedel geschrieben; nur wäre zu wünschen, daß er ein anderes Thema erwählt hätte; denn so verdient er keinen Dank.

Prüfung der von (vom) Herrn Professor Wagner vorgeschlagenen Reform der Mathematik.

Von Dr. Schön, ehemaligem Professor der Philosophie und Mathematik am Gymnasium und zugleich an der Universität zu Würzburg. Arnstadt und Rudolstadt, bey Langbein und Klüger. 1804. 8. 4 Bog. 6 gr.

Die vorgeschlagene Reform der Mathematik des Herrn Prof. Wagner hat wie bekannt gleich nach ihrer Bekanntmachung vielen Widerspruch gefunden; aber keiner hat dieses mit so vieler Gründlichkeit wie der Verfasser gethan, und Rec. zweifelt, ob der Gegner etwas Erhebliches wird erwidern können. Vorzüglich wird hier die Nichtigkeit der vom Hrn. Wagner angeführten zwey Behauptungen von der Geistlosigkeit der Größenlehre und des Mangelhaftigen in dem ganzen Systeme derselben mit Scharfsinn widerlegt. Es ist überhaupt ein sehr schlüpfriges und gewöhnlich undankbares Unternehmen, das durch eine lange Reihe von Jahren bewährte Studium einer Wissenschaft umzuändern. Ist auch wirklich hier und da die vorgeschlagene Reform gegründet: so zeigen sich doch dagegen so viele Schwierigkeiten und Mängel, die den wenigen Nutzen nur zu sehr überwiegen. Besonders ist dieses der Fall mit der Mathematik, einer Wissenschaft, die alle ihre Lehren auf reine Anschauung und Zurückführung auf die einfachsten Sätze baut, wenn man ihre Begriffe in bloße philosophische Darstellung derselben verwandeln will. Dann verliert man weit mehr, als man gewinnt; anstatt des scharfen mathematischen Beweises verirrt man sich öfters in Hypothesen und logische Spitzfündigkeiten. Alle diese Sätze führt der Verf. mit Wärme und Mäßigung aus, und Rec. glaubt, daß ihm jeder wahre Philosoph, der auch Mathematiker ist (und welcher ist dieses nicht?) beystimmen wird. Ob es übrigens gegründet sey, daß, wie der Verf. meint, Hr. Prof. Wagner noch zu wenig mit dem wahren Geist der Mathematik bekannt sey, um eine Reform derselben vorzuschlagen, wollen wir nicht geradezu unterschreiben. So viel ist aber gewiß, daß er hier seinen schärfsten Gegner findet.

Erleich-

Erleichterung eines gründlichen und nützlichen Studiums der Mathematik, vorzüglich als Bildungswissenschaft. Von Karl August Märtens, Prediger zu groß Quenstedt im Halberstädtschen. Mit einer Tafel. Halberstadt, bey Groß. 1805. 8. 176 Seiten.

Diese Schrift hat Rec. mit Vergnügen gelesen, und kann nicht umhin solche als recht brauchbar zu empfehlen. Der Verf. beweist damit seine faßliche Lehrmethode, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich jeder angehende Lehrer der Mathematik mit derselben bekannt machen möchte, um seinem Vortrage jenes Trockne und zu Abstrakte zu benehmen, das Viele von dem Studium dieser Wissenschaft abhält. Man findet hier nichts weniger als ein Lehrbuch, welches auch nicht seyn soll und kann; aber dagegen einen Weg vorgeschrieben, den man mit wahrem Nutzen gehen wird. Im ersten Abschnitte handelt der Verf. »von dem Nutzen der Mathematik und der rechten Art, diese Wissenschaft zu studiren, um diesen Nutzen zu schöpfen.« Der zweyte Abschnitt enthält eine »Uebersicht der reinen Mathematik,« und der dritte redet »Ueber die Rechnung mit entgegengesetzten Größen. Der Hauptsatz des Verfs. beruht auf Anempfehlung einer synthetischen auf reine Anschauung gegründeten Zergliederung der Elemente der Mathematik. Er zeigt wie solche auf die verschiedenen Theile derselben kann angewendet werden, wobey besonders die Arithmetik sehr gründlich abgehandelt wird. Hierbey gleicht seine Methode der Pestalozzischen Lehrart sehr; nur ist sie weitumfassender. Bisweilen findet man aber, daß der Verf. etwas unvollkommen erklärt, z. E. bey der Erläuterung der Kegelschnitte, wird gesagt: Eine Ellipse entstehe, wenn der Kegel einige Zoll tiefer unter der Spitze überzwerg geschnitten wird. Warum denn einige Zoll? Demungeachtet benimmt dieses dem Werth der Schrift wenig, die allemal zweckmäßig bleibt.

Dm.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens, von einem Oberländer. Erstes Bändchen, 12½ Bogen. Zweytes Bändchen, 1 Alph. 9 Bogen. Königsberg, bey Nicolovius. 1803. 8. 2 Rl.

Die Gegend von Preußen, welche der ungenannte Verf. dieses Buchs bereiset hat, liegt zwischen Mühlhausen, Frauenburg, Preußisch-Holland, Marienwerder, Danzig und Elbing. Am ausführlichsten verbreitet er sich über Danzig, dessen umständliche und genaue Beschreibung beynahe den dritten Theil des Ganzen ausmacht. Auch über Frauenburg, das dortige Domkapitel, Morungen, das Marienburger Schloß und den Danziger Werder findet man hier anziehende und mit Sorgfalt gesammelte Nachrichten.

Man kann dem Verf. Kenntnisse, Beobachtungsgeist, warmen Patriotismus und regen Eifer für das Gute nicht absprechen; daher diese Reisebeschreibung, wenn sie gleich nur einen kleinen Theil Preußens umfaßt, eine belehrende und unterhaltende Lektüre gewährt. Nur sieht man sich fast auf jedem Blatte zu dem Wunsche veranlaßt, daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, eine Menge kleinlicher Details und völlig unerheblicher Dinge, welche, außer seiner Frau, an welche er diese Bemerkungen, doch ohne die beliebte Briefform richtet, keinen denkenden Leser weder belehren noch vergnügen können, vor dem Drucke anzumerken. — Wir rechnen dahin, um aus zahllosen Beyspielen nur einige anzuführen, die Nachricht S. 95, des ersten Theils, daß der Graf Dohna auf Schlodien s. v. Nachtgeschirr (oder wie es hier, sehr biblisch heißt: Gefäße zu Unehren) aus massivem Silber besitze, und vergoldete Desert-Teller habe; daselbst S. 196, daß man dem Verf. in Silberbach Milchmus von Waizenmehl vorgesetzt hat; Th. 2, S. 8. daß die Bauern in Hazenau mit ihrem Pfarrer in Unfrieden leben, und sogar den Abendmahlsgebrauch stecken lassen;

(ein

(ein sehr übelgewählter unschicklicher Ausdruck! —) daselbst S. 29. daß die Gräfinn Dohna zu Quittainen über den Tod ihrer Kinder betrübter gewesen ist, als ihr Gemahl; daselbst S. 84. daß der Verfasser, zwischen Culm und Marienwerder auf dem Postwagen eingeschlafen und durch einen sanften Regen wieder geweckt worden ist, u. s. w. — Ist es nicht ein gewaltsamer, mit nichts zu entschuldigender Raub an der Geduld und dem Geldbeutel des Käufers, wenn ein Schriftsteller solche Geringfügigkeiten in Menge auskramt? — Auch die Th. 1. S. 120. bey den Haaren herbey gezogene Invective gegen den »bestitterten und bebänderten Adel;« daselbst S. 171 gegen das Kantische Moralprincip, und daselbst S. 175 gegen manche Herren, (wie seltsam ausgedrückt! —) welche der allgemeinen Literaturzeitung bloß nachbeten, daß die bisherigen religiösen Ideen gar schrecklichen Schaden gethan haben, stehen hier gar nicht an ihrer Stelle, da ein Reisender vor allen andern, wenn seine Beobachtungen Werth haben sollen, das sine ira et studio nie aus den Augen lassen muß.

Das was Th. 1, Seite 289 — 296, über Herders Jugendleben und frühere Amtsverhältnisse, aus Berichten, die der Verf. in Morungen, Herders Vaterstadt, einzog, erzählt wird, liefert, vorausgesetzt, daß es aus zuverlässigen Quellen geschöpft ward, einen nicht unerheblichen Beytrag zur Biographie jenes unvergeßlichen Mannes.

Sehr anziehend und erfreulich für jeden Freund des Guten sind die Nachrichten Th. 2, S. 439 — 67 in der Anmerkung von den seltenen und großen Verdiensten, die sich der Graf von Dohna auf Schlobitten, um die moralische Bildung der Kinder seiner Unterthanen und die Verbesserung der Dorfschulen in seinen weitläuftigen Besitzungen erwirbt. Dieser würdige Mann, der, ohne Geräusch erregen und Aufsehen machen zu wollen, in Rochow's Fußtapfen tritt, hat unter andern, um die elenden, theils albernen, theils sogar sittenverderblichen Lieder, welche auch dort, wie fast überall, die Landleute von Hausirern kaufen, zu verdrängen, selbst kleine Bücher verfertigt, und auf seine Kosten drucken lassen, die Anekdoten vom Könige, Gespräche und Lieder enthalten, von welchen der Graf mehrere selbst verfertigt, und andre, mit Abänderungen, die der Fassungskraft seines Publikums angemessen sind, aus den besten deutschen Dichtern entlehnt hat. Diese werden in Verbindung mit

allerley kleinen Geschenken als Camisölern, Mützen, Schuhen, Gesangbüchern, Bibeln, u. s. w. zu Weihnachten und bey andern schicklichen Veranlassungen, an die Dorfjugend ausgetheilt. Die hier mitgetheilten Bruchstücke aus den vom Grafen gedichteten und umgearbeiteten Liedern zeugen von der musterhaften und zweckmäßigen Einrichtung derselben. Nach der Versicherung des Verfassers werden diese Lieder, nicht nur von den Kindern, sondern auch von den Erwachsenen, bey Mahlzeiten, auf der Straße und nach vollbrachter Erndtearbeit gesungen. — Es fällt in die Augen, daß dieß gerade die rechte Art ist, wie die den Begriffen und Verhältnissen des gemeinen Mannes angemessene wahre Aufklärung mit der größten Gewißheit eines guten Erfolges befördert werden kann.

Wg.

Gelehrtengeschichte.

Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlins. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von C. P. Conz. Ludwigsburg, in der Cottaschen Hofbuchhandlung. 1803. 10 Bogen. 8.

Dieses kleine Buch liefert einen schätzbaren Beytrag zur nähern Kenntniß eines der ältesten und ausgezeichnetesten deutschen Dichter, der bekanntlich noch vor Opitz geboren wurde, dessen Zeitgenosse und Mitbewerber um die poetische Palme war, und was Gedankenfülle und Kraft des Ausdrucks betrifft, gewiß mit ihm wetteifern kann, wenn er ihm gleich an Zierlichkeit und Schmuck der Diktion, so wie an Vielseitigkeit der behandelten Gegenstände und Mannigfaltigkeit der Dichtungsformen weit nachsteht.

Der Verfasser giebt zuerst ziemlich ausführliche Nachrichten von Weckherlins Leben und Schriften, von welchen wir unsern Lesern einen kurzen Auszug mittheilen wollen.

Georg Rudolph Weckherlin ward am 15ten September 1584 (also dreyzehn Jahre eher als Opitz) in Stuttgard gebo-

geboren, wo sein Vater Rentkammerrath war. Schon als siebzehnjähriger Jüngling gieng er nach Tübingen auf die Universität, machte drey Jahre darauf eine Reise nach Sachsen, kehrte auf ein Jahr nach Tübingen zurück, besuchte dann Frankreich und England, und ward hierauf, nach seines Vaters Tode, als Sekretär des Herzogs von Würtemberg, in Stuttgard angestellt.

Im Jahre 1618 gab er zuerst, unter dem Titel: »zwey Bücher Oden und Gesänge« eine kleine Sammlung Gedichte heraus, verließ zwey Jahre hernach seine Vaterstadt auf immer und gieng wieder nach London, wo er als Sekretär bey der deutschen Kanzley angestellt ward und bis an seinen Tod blieb. Hier zeigte er sich als ein wackerer Geschäftsmann, und wurde zu mehrern Versendungen nach Italien, Spanien, Schottland, Irland, den Niederlanden, u. s. w. gebraucht.

Im Jahre 1641 gab er die zweyte, sehr vermehrte Ausgabe seiner Gedichte heraus, welche unter dem Titel: »geistliche und weltliche Gedichte,« bey Johann Janßon zu Amsterdam erschien, und jetzt sehr selten geworden ist. Sie enthält freye Uebersetzungen von dreyßig Psalmen, ein Weihnachts- und ein Bußlied, viele Sonnette, welche größtentheils das Lob berühmter Regenten und Staatsmänner bezwecken, ferner neunzehn Sonnette, oder »Klinggesäng, von seiner Liebsten, ihrer Schönheit Wundern, ihren überschönen Augen, und schönen Händen« ein lyrisches Gedicht, die Rose, ein Lied in schwäbischer Mundart, einen Kriegsgesang, mehrere Trinklieder und eine kleine Sammlung von Epigrammen. — Von diesen verschiedenen Dichtungsarten werden hier glücklich gewählte Proben mitgetheilt. Wir beschränken uns darauf, ein paar kleine, am Schlusse des Buchs befindliche Singgedichte abzuschreiben.

Leander und Hero.

Wie uns die Lieb ein Licht, ein' Lust das Leben gäb,
Und wie ein Feu'r, uns beid' verliebend, uns erleuchtet;
So hat ein Wasser nach ertränkend uns besuchtet;
Und nun mit einer Erd' bedecket uns das Grab.

Grabschrift.

Hier schläfet (Gott sey es gedankt!)
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt;
Ach! — tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt Ihr einen neuen Streit.

Das Glück.

Das Glück ist allen gleich und gut,
Ist auch beständig heut und morgen,
Den Reichen zieht es Furcht, Müh, Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Dido.

Wie bitter, Dido, war die Frucht,
Der beyden Männer Lieb', denen du beygewohnet! —
Des einen Tod hat Dich mit Flucht,
Des Andern Flucht mit Tod belohnet.

Im Jahre 1648 kam eine neue Ausgabe von Weckherlins Gedichten heraus; die der Verfasser aber nicht hat zu Gesichte bekommen können. Nach Nachrichten, welche ihm von Andern mitgetheilt worden, enthält sie weltliche Oden und Gesänge, geistliche Gedichte, heroische und andre Sonnette und Gedichte, Buhlereyen oder Liebgedichte, Hirtengedichte, Epigramme, Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden, Ringelrennen, u. s. w. Jeder Abschnitt hat besondere Zueignungsgedichte, welche größtentheils an fürstliche Personen gerichtet sind. Vor den weltlichen Gedichten steht folgende Anrede des Dichters an sein Buch:

Wenn Du dann so wohl aufgenommen,
Für andre komme, auch herfür,
So wollen fröhlich bald nach Dir,
Mehr schönere Geschwister kommen.

Diese Ausgabe ist die letzte, welche Weckherlins Gedichte erlebt haben. Bald nachher starb Weckherlin zu London. Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Dies ist eine kurze Skizze der hier gelieferten Biographie Weckherlins, welche jeder Freund der deutschen Dichtkunst um so mehr mit Vergnügen lesen und dem Verfasser verdanken wird, da er mehrere in derselben enthaltene Nachrichten, die er von, nach lobenden Abkömmlin-

lingen Weckherlins, die sich in Stuttgard aufhalten, einzog, hier zuerst bekannt macht. —

Merkwürdig ist, daß W—s Zeitgenossen, vorzüglich Opitz, und dessen Nachfolger Flemming, Tscherning, Rist, u. a. welche an so manche ganz unbedeutende Dichterlinge ihrer Zeit mit vollen Händen Weihrauch spenden, jenes Dichters mit keinem Worte Erwähnung thun, dessen nur Zinkgräf und späterhin Moscherosch mit Auszeichnung gedenken. Der Vf. findet den Grund dieses Stillschweigens in der Vernachläßigung der Prosodie, den schwäbischen Idiotismen und Anglicismen, welche sich W. häufig zu Schulden kommen ließ, und die mit dem Purismus jener Dichter freylich sehr merklich kontrastiren.

Im Anhange wird eine kleine Anthologie aus W—s Gedichten mitgetheilt, welche den Freunden altdeutscher Art und Kunst um so lieber seyn wird, da sich die obenerwähnten wenigen Ausgaben seiner Gedichte so selten gemacht haben, und der von Herder, u. a. geäußerte Wunsch, eine neuere Sammlung, sey es auch nur eine Auswahl derselben veranstaltet zu sehen, wohl sobald nicht in Erfüllung gehen wird.

X.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1804. Leipzig, in Commission der Weidmannischen Buchhandlung. 9 Bogen. 8.

Statt einer Ankündigung neuer Stiftungen, die sonst den Inhalt der Vorrede dieses Jahrbuchs ausmachte, nimmt der Herausgeber in dieselbe eine Stelle aus dem Intelligenzblatte der Leipziger Literaturzeitung auf, über den fortwährenden Flor der Leipziger Universität mitten unter den verschiedenen literarischen Revolutionen, die für manche deutsche Universitäten so nachtheilig wurden. Sie ist ganz in dem, der Würde einer so alten hohen Schule, die sich der innern Gründe ihrer bestehenden Frequenz bewußt ist, angemessenen Tone geschrieben, gleichweit entfernt von verdächtiger Charlatanerie, und von hämischen Seitenblicken an neuere Institute oder ausgewanderte Leh-

Lehrer. Doch erwähnen wir noch aus dieser Vorrede, daß die philosophische Fakultät dieser Universität für eine Schuldverschreibung Herzog Georgs zu Sachsen von 1502, diese Summe von dem Churfürsten ausgezahlt erhalten und zu Vermehrung ihres Wittwenfiscus verwendet hat.

Aus dem Tagebuch selbsten merken wir an, daß sich die Zahl der in diesem Jahre neu inscribirten akademischen Bürger auf 217 belaufen hat (1803 war sie 283; 1802, 266; 1801, 233.) Die Zahl der Docenten in jeder Facultät ist so ziemlich die nämliche, wie voriges Jahr; nur ist unter den ordentlichen und außerordentlichen Professoren, Doctoren und Baccalaureen bald einer mehr, bald weniger. Die höchste Würde in der Rechtsgelehrsamkeit haben durch Inauguraldisputationen erhalten, die Doktoren Herold, Pezold, Michaelis, Teucher, Diedemann, Demuth, Gaudlitz und Ermel; in der Arzneygelahrheit aber nur zwey, Döring und Heffter. Der neucreirten Magister waren eilf. Dem Hrn. Prof. Seydlitz, dem verstorbenen Rektor Möller in Meißen, und zwey Landpredigern, war dieses Jahr das funfzigste ihrer Magisterwürde. Der Nekrolog enthält die Todesfälle des in Frankreich beliebten Hubers, des Appellationsraths D. Börners, M. Wendlers, der als ein geschickter Mann im 62ten Lebensjahr als Magister starb; des Musikdirektor Hillers, und des Kreissteuereinnehmer Weiße. Antrittsreden haben gehalten Prof. Pölitz, D. Rosenmüller, als Professor der Anatomie und Chirurgie, Prof. Schwägrichen, als außerordentlicher Prof. der Naturgeschichte, und der jüngere Prof. Eck, Sohn des Herausgebers. Habilitirt haben sich die Magister Teucher, Rektor Rost und Haase; pro loco in der medicinischen Facultät disputirte Hr. Prof. Rosenmüller. Die von dem ehemaligen Vice-Oberconsistorial-Präsident, Grafen Peter von Hohenthal 1774 gestiftete Freyschule ist, wegen anderer nachher in Leipzig gestifteten Freyschulen, eingezogen, und der Fond dazu, zu Verbesserung der Schulen in der Gräfl. Hohenthalschen Herrschaft Königsbrück, gewidmet worden. D. Reinhold ist zum Lehrer am Klinischen Institut, D. Clarus zum Prosektor und Pr. *d'Apies* zum Lehrer der französischen Sprache an Huberts Stelle mit 300 Tha-

Thaler Gehalt ernannt worden. D. Dähne ist an Hebenstreits Stelle Stadtphysikus geworden. Als gebornen Leipziger sind auswärts gestorben, der Hofrath D. Treitschke in Dresden, der Rektor Wolf in Luckau, und Probst Teller in Berlin. In diesem Jahre studirten in Leipzig zwey Prinzen von Holstein-Oldenburg, acht Grafen und 62 von Adel, und darunter 32 aus dem Lande. Das Verzeichniß der von Leipziger Gelehrten erschienenen Schriften erscheint hier zum letzten Male. Der Herausgeber hat darin Recht, wenn er sagt, daß die eigentlichen gelehrten Schriften von selbst bekannt werden, und daß es eine unangenehme und undankbare Arbeit sey, der fürchterlichen Menge, der alle Jahre zunehmenden Menge schaler Romane, Gespenster- Mord- Zauber- und Räubergeschichten, und ihren anonymen Verfassern nachzuspüren (wiewohl manche Leipziger Verleger nicht unterlassen, ihre Meßwaren dieser Art durch pamphaste Selbstrecensionen bekannt zu machen). Das einzige, was der Leser dabey verliert, ist das kleine Vergnügen, manchen rüstigen Fabrikarbeiter von Romanen und Uebersetzungen zu erfahren. Das Tagebuch hat, wie im vorigen Jahre, ein kurzes Register. Sollte es nicht für den Leser in mancher Rücksicht vortheilhafter seyn, ein ganzes Quinquennium oder gar Decennium in Einem Register zusammen zu fassen?

Gi.

Das gelehrte Baiern, oder Lexicon aller Schriftsteller, welche Baiern im achtzehnten Jahrhundert erzeugte oder ernährte. Von Dr. *Klement Alois Baader*. Nürnberg und Sulzbach, bey Seidel. 1804. Des ersten Bandes zweyte Hälfte. Von Spalte 305 bis 658. gr. 4. 1 Rl. 16 gr.

Die erste, in der Ostermesse 1804 ausgegebene Hälfte des Bandes ist im XCVI. der N. A. D. B. mit Beyfall angezeigt worden. Vorliegende zweyte Abtheilung hebt mit dem Namen Faber an, und schließt mit dem zu St. Nikola bey Passau privatisirenden Philosophen Hrn. Joseph Kurz, unter dessen 4 Schriftchen eines zum Titel führt: »Ueber den eigentlichen Grund des kalten Benehmens gegen die

die Reinhold'schen Beyträge. 1802. 8. — Zuverlässig hat dieser Kaltsinn nichts anders zum Grunde, als die Langweiligkeit besagter Beyträge, und das unaufhörliche Schwanken der Reinholdschen Ansichten; womit es wirklich so weit gekommen ist, daß man nunmehr gar nicht mehr weiß, was der sonst achtungswerthe Mann eigentlich beabsichtige! — Folgt ein Blatt mit Zusätzen, und Angabe der während des Drucks vorgefallenen Veränderungen; sodann auf drey Blättern in dreyfacher Columne die alphabetisch gestellte Nomenclatur der im ersten Bande namhaft gemachten Schriftsteller und Gelehrten, und endlich ein eben nicht zahlreicher Nachtrag zum Subscribenten-Verzeichniß.

Von den in dieser Abtheilung aufgeführten Namen mögen nachstehende gleichfalls unter die auch außerhalb Oberdeutschlands bekannten gehören: Freyherr von Fahnenberg zu Regensburg; der unlängst ebendaselbst 67 Jahre alt gestorbene und aus Brüssel gebürtig gewesene Ex-Jesuit Franz Xaver Feller, dessen Feder unter die emsigsten ihrer Zeit gehörte; wie er denn auch die 63 Bände des zu Mastricht von 1774 — 94 gedruckten Journal historique et littéraire ganz allein zusammengeschrieben, und die von ihm, mit vielen Veränderungen jedoch, besorgte Ausgabe des ursprünglich zu Caen in Frankreich erschienenen Dictionnaire historique des grands hommes etc. in 8 derben Octavbänden, mehrere Auflagen erlebt hat; überall aber der Jesuit durchblickt. Der für Baierns Geschichte so brauchbare Frauner. Der unlängst gestorbene Astronom Fischer, von dessen Lebensumständen man doch etwas Umständlicheres zu erfahren gewünscht hätte. Frobenius Forster, Fürstabt zu St. Emmeran in Regensburg, einer der gelehrtesten und verdienstvollsten Prälaten seiner Kirche. (Daß man die Namen Joh. Leonh. Frisch, Ganz, Gichtel, Graf Görz, Hohenthal, Homann der Geo- und Uranograph, nebst vielen andern mehr in einem Gelehrten Baiern findet, wo solche doch allemal etwas auffallend bleiben, wird freylich durch die schon auf dem Titelblatte angebrachte Cautel einigermaßen gerechtfertiget; Regensburg indeß, das so manchen Beytrag geliefert hat, erzeugte die meisten der auf dasigem Reichstage ihre Feder schärfenden Scribenten doch eben so wenig, als es sie ernährete!) Gaßner; wo aber der von Lavater ihm eine Zeitlang gewordene Beyfall unerwähnt

blieb.

lieb. Gemeiner, Syndikus zu Regensburg. Freyherr von Gleichen. Prof. Gänner zu Landshut. Der zu R. seit geraumer Zeit sich aufhaltende Zeichner und Kupferstecher von Goez. Hr. von Grimm; bey dessen Schriften aber das Trauerspiel Banise fehlt. Freyherr von Häffelin, Hartenkeil, Hartleben, Helfenzrieder, Hieber, Augustinermönch und fleißiger Mitarbeiter am sogenannten Parnassus Boicus, der damals, das heißt vor bald 100 Jahren, für eine seltene Erscheinung in Baiern gelten konnte. Lorenz Hübner, jetzt zu München. Freyherr von Hügel zu Regensburg. Freyherr von Jestatt. Kayser, Fürstl. Thurn- und Taxischer Hofrath und Bibliothekar zu Regensburg, dessen Schriften mehrere Columnen anfüllen. Kanonikus Kobolt, der an einem Supplementbande zu seinem vor 10 Jahren erschienenen, nur aber bis an 1724 reichenden, Baierschen Gelehrten-Lexicon fleißig arbeitet. Freyherr v. Kreitmayr. Joh. Bapt. Kraus, als Abt zu St. Emeran 1762 gestorben; ebenfalls einer der überaus thätig gewesenen Vorsteher dieses berühmten Stifts.

An die siebenthalbhundert Namen sind übrigens in diesem ersten, etwa ein Viertel des Ganzen ausmachen sollenden Bande schon enthalten! wobey denn zu wünschen bleibt, daß der unlängst als Kurfürstlicher Obercommissar des Schulen- und Studienwesens im nunmehr baierisch gewordenen Schwaben nach Ulm versetzte Herausgeber die nöthige Muße zur Vollendung behalten, und sein Werk nicht die Anzahl derer vermehren möge, die mitten in der Unternehmung zum großen Verdrusse des Käufers in's Stecken gerathen! Daß Herr B. selbst darüber klagt, von mehr als hundert in vorliegende Abtheilung gehörenden Köpfen, oder wenigstens Federn, noch nichts Zuverläßiges haben aufspüren zu können, ist bereits bey Anzeige der ersten Hälfte erwähnt worden. Wirklich sah R.c., und das nicht ohne Befremden, sich ganz vergeblich, z. B. nach dem Namen Ignaz Hardt um; eines Mannes, der durch seine Ausgabe der griechisch geschriebenen Chronik des Julius Pollux, so wie durch das neue mühsam gefertigte Verzeichniß der griechischen Handschriften kurfürstlicher Bibliothek auch im Auslande rühmlich bekannt ist; überdieß seit geraumer Zeit schon mitten in München lebt, wo Personalien von ihm zu erfahren mithin gar keine Schwierigkeit haben konnte. Un-

ter

ter eben diesem Buchstaben bekommt man über den unlängst verstorbenen Mich. Huber nichts weiter zu lesen, als wenn und wo der treffliche Mann geboren, und daß er Lehrer der französischen Sprache zu Leipzig gewesen. Kein Wort vom vorhergegangenen langen Aufenthalte desselben zu Paris, dem er seine Sprach- und Kunstkenntnisse doch hauptsächlich zu danken gehabt. Auch fehlt unter den Schriften des wackern Mannes eines der vorzüglichsten Werke: sein in französischer Sprache rühmlich aufgesetztes und gedrucktes, auch von dem Hrn. Rost und Martini gleichzeitig in's Deutsche übergetragnes, und schon bis zum 8ten Bande vorgerücktes Handbuch für den Kupferstich ꝛc. — Zwar hat sein in Ulm bald darauf gleichfalls verstorbener Sohn sich nur kurze Zeit daselbst aufgehalten; doch aber wirklich in Baierschen Diensten gestanden; daß also eine auch diesen ungemein thätig gewesenen Schriftsteller betreffende kleine Notiz gar nicht überflüssig gewesen wäre. Hoffentlich wird man dergleichen Lücken noch im zu erwartenden Supplementbande, zum Theil wenigstens, ausgefüllt finden!

Hm.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Hundert und zweyten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Ein Wort über die herrschende Irreligiosität und einen zweckmäßigen Religionsunterricht, als das wirksamste Mittel dagegen. Von C. W. D. Hoffmann, weiland Subrektor der Kölnischen Stadtschule in Berlin. Nebst dem Leben des Verfassers. Gedruckt zum Besten seiner Geschwister. Berlin, bey Frölich. 1804. 15½ Bog. 8. 15 Gr.

Die Lebensbeschreibung des zu früh verstorbenen Verf. ist hier mit Recht vorangestellet worden, weil man daraus nicht nur überhaupt sieht, wie der junge schon viel leistende und noch mehr versprechende Mann das geworden ist, was er war; sondern sich auch durch den Augenschein überzeugt, daß seine erste Erziehung einen sehr großen Einfluß auf sein Verhalten noch in den spätern Jahren seines Lebens, und auch selbst auf diese vorliegende Schrift gehabt hat. Es leuchtet aus allem dem, was hier von ihm erzählt wird, deutlich hervor, daß in seinem schwächlichen Körper eine edle fromme Seele wohnte, die bey aller bisweilen im Streit mit Andern an Intoleranz streifenden Wahrheitsliebe, bey aller bisweilen in eine Art von Rigorismus übergehenden Rechtschaffenheit, bey einer, keinen aus Schwachheit begangenen Fehler seiner Schüler schonenden, Strenge, und bey einer bloß durch die

Kraft seiner Vernunft gezogenen religiösen Schwärmerey sich sehr viel Liebe und Achtung erwarb.

In der Abhandlung selbst wird nun, wie seit einigen Jahren von Mehreren geschehen, die Frage aufgeworfen und beantwortet: wie der herrschenden Irreligiosität unsers Zeitalters, welche der Verf. sehr richtig nicht sowohl in dem Mangel an äußern Ehrfurchtsbezeugungen gegen Gott, als vielmehr in den wahren religiösen Sinn setzt, am besten entgegen gearbeitet werden könne? In der Hauptsache ist der Rec. bey der Beantwortung dieser Frage darin einig mit dem Verf., daß dieses große Uebel der Irreligiosität größtentheils doch auch von der nicht religiösen Bildung der Jugend vornehmlich in unsern Schulen herrühre; und da der Verf. selbst ein Schullehrer war: so ist dieses Urtheil um desto merkwürdiger, und zeugt von seiner großen Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit. Er dringt deshalb mit Recht darauf, vornehmlich diesen wahren religiösen Sinn wieder herzustellen, der allen äußern religiösen Gebräuchen und Feyerlichkeiten erst ihren rechten Werth geben muß. Er ist deshalb der Meinung, daß das religiöse Gefühl, welches sich in der Anlage bey allen Menschen findet, schon in der Kindheit und in der frühen Jugend nicht bloß durch die Aeltern, wenn solche selbst religiös sind, (welches zu unsern Zeiten wohl selten der Fall seyn), sondern vornehmlich durch die Schullehrer (die aber auch nicht immer religiös sind, aber es doch seyn sollten, wenn sie Nutzen stiften wollen) geweckt und nach und nach gestärkt werden müsse. Das müßte nun allerdings anfänglich durch nichts weniger als durch einen prodentlichen und eigentlichen Religionsunterricht geschehen; sondern vielmehr dadurch, daß man die Kinder zuerst auf das Große, Erhabene, Staunenerweckende in der Natur, z. B. bey einem Sturm, einem Ungewitter ꝛc. aufmerksam mache, ihnen kleine Geschichten vorzüglicher religiöser Menschen aus allen Ständen erzähle, dabey mit sichtbarem Ernst und ungeheucheltem Gefühl von Gott und Religion spreche, und überall selbst Religiosität zeige u. s. w.; bis endlich der eigentliche Religionsunterricht, der aber in den niedern Klassen der Schule anders als in den höhern seyn müsse, erfolgen könne, worüber die Aeußerungen des Verf. selbst weiter nachzulesen sind.

Man merkt es dieser Schrift, die von einem gereiften Nachdenken und von einem gesunden auf eigne Erfahrungen

sich

sich stützenden Urtheile zeigt, in der That nicht an, daß sie in der letzten Krankheit des Verf., wenn die Schmerzen etwas nachließen, geschrieben ist. Es kommen darin allerdings manche treffliche Winke und Gedanken vor, die zu unsern Zeiten eine vorzügliche Beherzigung verdienen, und man wird sie überhaupt nicht ohne Interesse lesen.

Allein wenn zwar eine solche religiöse Bildung der Jugend das wirksamste Mittel ist, um der herrschenden Irreligiosität entgegen zu arbeiten: so giebt es doch unstreitig noch andere auch sehr wirksame, die dabey nicht vernachlässigt werden müssen, wozu das Beyspiel der höhern Stände, der religiöse Sinn der Prediger, die bessere mehr das religiöse Gefühl weckende und belebende Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen u. s. w. gehören, welche der Verf. nicht ausschließt. Ueberdieß, wenn gleich eine Religiosität, wo bey das Herz allzeit kalt bleibt, eigentlich keine Religiosität ist: so muß doch auf der andern Seite dem religiösen Gefühl, in so fern es bloß Gefühl ist, (wie hier geschieht) kein so grosser Werth beygelegt werden, und Rec. kann auf keine Weise die auch hier geäußerte Meinung unterschreiben, daß dieses religiöse Gefühl bis zum nicht verstandenen Mysticismus gehen kann oder soll. Denn der recht verstandene Mysticismus ist, wenn man nicht mit Worten spielen will, doch immer Mysticismus, und Mysticismus ist der Weg zur Schwärmerey, sie sey so fern als sie wolle. Was würde aus unserm Verf. geworden seyn, wenn er so fortgefahren hätte, die Erbauungsstunden zu besuchen, und auf den Wiesen oder Feldern zu beten? Gewiß nicht der edle brauchbare Mann, der er hernach wurde. Auch dürfte es zu unsern Zeiten wohl schwerlich rathsam seyn, die alten dogmatischen Vorstellungen, die in die Theologie als Wissenschaft gehören, wie doch der Verf. räth, in den obersten Klassen der Schulen, auch selbst den Nichttheologen vorzutragen. Rec. glaubt, daß dadurch vielmehr Schaden als Nutzen gestiftet werde, und der nun im Grabe ruhende Verf. würde vielleicht auf diesen Gedanken nicht gekommen seyn, wenn er nicht nach seinen noch nicht genug geläuterten und von den frühern Jahren seines Lebens noch beybehaltenen Religionsbegriffen diese dogmatischen Lehrmeinungen für positives Christenthum gehalten hätte. Orthodoxie ist indessen nicht Religion.

Zb.

Ueber die Gefahr sich auszupredigen. Ideen, Wünsche und Vorschläge für jetzige und künftige Prediger, von M. J. A. Nebe. Leipzig, bey Reinike. 1805. 13 Bogen. 8. 16 gr.

Einige Prediger befürchten mit der Zeit Mangel an neuem Stoff zu ihren Predigten, bloß aus Aengstlichkeit oder aus Hypochondrie, und von denen ist hier nicht die Rede; denn diese, da es ihnen nicht an Kenntnissen, Einsichten und an Gewandtheit fehlt, und sie immer noch, wie hier vorausgesetzt wird, forstudieren, werden sich und wenn sie auch noch so alt werden sollten, schon zu helfen wissen. Allein andere fürchten jenen Mangel an neuen Gedanken aus wahrer Geistesarmuth und Mangel an hinlänglicher Vorbereitung zu ihren Vorträgen, und diesen will nun der Verf. in der gegenwärtigen Schrift zur Hülfe kommen. Rec. will hier nur bemerken, daß einem Kopf, dem es an Fähigkeiten fehlet, auch durch keine Mittel in der Welt zu helfen ist. Er hätte gar nicht studieren, gar nicht Prediger werden sollen. Denn da er nur ein Paar Gedanken hat: so wird er diese unaufhörlich wiederholen.

Die Mittel sich nicht auszupredigen, welche der Verf. hier empfiehlt, sind: daß man nie der allgemeinen Wahrheiten zu viele, auch in einer allgemeinen Form vortrage; das soll vermuthlich heißen, daß man nicht zu viele allgemeine Themata wähle, und sie auch wohl gar ganz allgemein ohne auf spezielle Fälle Rücksicht zu nehmen, oder darauf die Anwendung zu machen, ausführe; daß man nicht Alles in die Predigt aufnehme, was uns gefällt, und doch nicht recht zur Sache gehört; sondern nur das, was passend ist und nicht füglich wegbleiben kann; daß man sich vor dem Extemporiren, ohne die Sache recht durchdacht zu haben, und besonders im Anfange des erlangten Predigtamts hüte, sondern die Predigten fleißig aufschreibe; daß der Prediger kein Thema wähle, welches ihm nicht interessant ist, und zu dem Ende sich folgende Regeln vorschreibe: 1) Meide in jeder Hinsicht den Gewohnheitsgang (und auch den Kanzelton) 2) sorge für Mannichfaltigkeit in deinem Vortrage durch Denken und Lesen, und durch Aufsuchung des Eigenthümlichen deines Thema's 3) gebrauche bisweilen Beyspiele aus

der

der Geschichte (hier würde sich Rec. doch nur auf die biblische einschränken) 4) benutze die Bibel als eine Quelle der Gedanken.

Man sieht wohl, daß der Verf. in seiner Materie nicht sehr tief eingedrungen ist; auch wäre es gut gewesen, wenn er in einigen Beyspielen gezeigt hätte, wie man aus einem allgemeinen Thema bisweilen viele besondere durch kleine Zusätze oder hinzugesetzte Beziehungen machen kann. Indessen ist doch Alles, was man hier findet, sehr nützlich und lesenswerth.

V.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Ob eine allgemeine reine Vernunftreligion in dieser Welt möglich und von der Umschaffung oder Abschaffung der christlichen Religion zu erwarten sey? Von J. C. Jain. Berlin, bey Maurer. 1804. 6½ Bog. 8. 8 gr.

Der Verf. dieses Versuchs hat, wie er in der Vorrede sagt, nicht die Absicht, hier etwas in dieser Materie Neues oder bisher Unbekanntes zu liefern; sondern er will nur diejenigen unter den gebildeten Christen, welche zu unsern Zeiten die Vernunftreligion so oft und so sehr empfehlen, hiervon überzeugen, daß sie bey dem Christenthum und seinen positiven Lehren weit besser fahren. Auch will er »einige junge Prediger und Kandidaten der Theologie, die, wie er sich S. VII ausdrückt, bey ihrer sonst rechtschaffenen Gesinnung und aufrichtigen Wahrheitsliebe, durch die mannichfaltig von einander weit abweichenden philosophischen und theologischen Lehrmeinungen, die sie gehört oder gelesen hatten, sehr zweifelhaft und ungewiß gemacht worden sind, in dem, was sie selbst glauben oder Andern vortragen sollen,« zur Hülfe zu kommen suchen. Nun, die jungen Prediger und Kandidaten, welche selbst nicht recht wissen, was sie glauben sollen, müssen doch in der That sehr elende Subjekte seyn, und Rec. würde ihnen rathen, ja recht fleißig zu studiren, damit sie so große Lücken in ihrer Religionserkenntniß so viel wie möglich ausfüllen;

denn R. zweifelt sehr, daß durch das Lesen des gegenwärtigen Versuchs allein diese Lücken ausgefüllt werden möchten.

Der Verf. hat zwar bey der Herausgabe dieser Schrift eine sehr lobenswürdige Absicht gehabt. Allein, wenn sie auch nur das Bekannte und Gewöhnliche enthalten soll: so müßte doch dieses mit einer mehr als gewöhnlichen Präzision, Klarheit, Deutlichkeit und Lebhaftigkeit dargestellet worden seyn, damit es den Leser mehr an sich ziehe. Auch muß man, wenn man über diese Sache auch nur populär schreiben will, mit vielem Scharfsinn zuvor tief in dieselbe eingedrungen seyn, und sich besonders hüten, daß man nicht vorgefaßte Meinungen zur Untersuchung mitbringt, nicht als bewiesen voraussetzt, was noch erst bewiesen werden soll, oder auch Begriffe miteinander verwechselt, welche offenbar verschieden sind. Z. B. der Glaube, daß Etwas ist, und der Glaube, wie es ist, sind sehr von einander verschieden.

Cz.

Rechtsgelahrheit.

Grundsätze des natürlichen Staatsrechts, als Gegensätze derer von J. J. Rousseau über den gesellschaftlichen Vertrag. Nach dem Französischen des Herrn M. vormals Parlementsadvokaten zu Paris, bearbeitet von E. F. von Perrin, Kurfürstlich Badensch. Lieutenant. Leipzig, bey Baumgärtner. (ohne Jahrszahl) 279 S. 8.

Der Rec. muß, da er das Original dieser Schrift nicht zur Hand hat, die Leser in Ansehung dessen, was sie eigentlich an der deutschen Bearbeitung haben, in eben der Ungewißheit lassen, worin er sich selbst befindet. Nach dem Titel zu urtheilen, sollte man hier wohl etwas anders als bloße Uebersetzung erwarten. Herr von Perrin hat aber nicht für gut gefunden, eine Vorrede voranzehen zu lassen, und darin näher anzugeben, was er eigentlich für das Deutsche Publikum geleistet habe. Beyläufig findet man bemerkt, daß das Buch im Jahr 1794 geschrieben, und

und der Verf. genöthigt gewesen ist, sein Vaterland zu verlassen. Nach den Ansichten, welche damals der Zustand der Dinge in Frankreich darbot, und nach den persönlichen Verhältnissen des Verf., ist Manches, was hier vorkommt, zu erklären. Die einzelnen Kapitel des Werks vom gesellschaftlichen Vertrag werden der Reihe nach durchgegangen, und den Grundsätzen Rousseau's andere entgegengestellt, die der Verf. mit Widerlegung des Genfer Philosophen zu vertheidigen sucht. Bey vielen könnten beyde wohl Recht haben, wenn keine Mißdeutung vorgienge. Der Verf. streitet nach allen Kräften für Monarchische Regierungsform, Geistlichkeit und Erbadel. Man ist jetzt dieses Streits etwas müde. Die gegenseitigen Argumente sind bekannt, und es scheint daher dem R. c. überhaupt nicht nöthig, eine nähere Anzeige des Inhalts dieser Schrift zu übernehmen.

Hz.

Anweisung zur vorsichtigen Eingehung und Abschliessung aller Kontrakte und Geschäffte, woraus rechtliche Folgen erwachsen. Ein Handbuch für diejenigen, welche über dergleichen Geschäffte Belehrung suchen, wie auch für angehende Praktiker, mit vorausgeschickter Theorie, beygefügten Vorsichtsregeln, Formularien und mit Rücksicht auf sächsische und preußische Gesetze, von M. Johann Aegidius Geyer, Jur. K. Dritter Theil. Leipzig, bey Barth. 1802. 397 S. 8. 1 Rl. 4 Gr.

Die beyden ersten Theile dieses Buchs sind von einem anderen Rec. im 1. Hefte des 75. Bandes der N. A. D. B. angezeigt und gehörig gewürdiget worden. Dem Rec. des gegenwärtigen 3ten Theils bleibt nichts übrig, als zu bemerken, daß mit solchem nunmehr das Werk geschlossen sey, und das über die beyden ersten Theile gefällte Urtheil in Beziehung auf den vorliegenden zu unterschreiben. Die Behandlung der in demselben vorkommenden Gegenstände, Erbschaft und Testamente, Tausch, Trödelkontrakt, Hinter-

lequng, Leihkontrakt, Vormundschaft, Ehe, Quittungen, ist ganz von gleichem Schlag wie der Inhalt der beyden ersten Theile. Der Verf. weiß es durchaus nicht, bey seiner Arbeit den Gesichtspunkt, der der eigentliche Zweck derselben seyn sollte, hervorstechend zu machen, und wir wenigstens glaubten bey Durchgehung dieses Buchs meistens bloß ein Werk vor uns zu haben, das eine Art Handbuch von populärer Jurisprudenz seyn sollte; in welchem aber freylich nur eine sehr übel geordnete, sehr unzuverlässige, in unzähligen Stellen ganz unrichtige, und besonders noch wegen des Mangels einer gehörigen Sonderung zwischen gemeinem, Preußischem und Sächsischem Recht verwirrte Theorie vorgetragen wird. Stößt man vollends auf ein solches geschmackloses Gewäsche, wie im §. 1. des Kapitels von der Ehe die Lamentationen über den Ehestand unseres Zeitalters, der hier die Benennung »Sündenbündel« erhält: so wird ein Buch der Art ganz unerträglich.

Stz.

Vollständige Lehre vom rechtlichen Beweise in bürgerlichen Rechtssachen, aus vernunftmäßigen Grundbegriffen, mit Rücksicht auf die Positivgesetze, abgeleitet, und systematisch dargestellt, von *Ernst Christ. Gottl. Schneider*. Giessen und Darmstadt, bey Heyer. 1803. XVIII und 566 S. gr. 8.

Der Verf. hat diese Lehre für die neue Hessen-Darmstädtische Legislation bearbeitet, welche aus dem Schooße einer eigends dazu niedergesetzten Kommission hervorzugehen im Begriff ist. Als Mitglied der Kommission, hat er sich dadurch ein Verdienst um seinen Staat, dem er dient, erworben; als Schriftsteller und Gelehrter, den Dank des Publikums. Man kann schon vermuthen, daß ein so aufgeklärter und liberal denkender Geschäftsmann, als der Verf. ist, nicht zu der Klasse von Leuten gehört, welche die Sache einer neuen Legislation in irgend einem Winkel kurz und gut, und ohne daß davon etwas im Pu-

Publikum ruchbar wird, abgemacht wissen wollen. Nein! er legt im gegenwärtigen Werke seine Arbeit zuerst allen sachverständigen Männern öffentlich zur Beurtheilung vor, um sie sodann, wenn sie die öffentliche Prüfung ausgehalten haben wird, zur Publikation für das Land desto zuversichtlicher empfehlen zu können. (Auf diese Weise haben sich jedoch schon oft Staat und Wissenschaft einander die Hand geboten. Neuer ist dagegen die Erscheinung bey vorliegendem Werke, daß die Legislation mit ihm den Versuch zu machen angefangen hat, ihre Gesetze und Vorschriften in eine doctrinelle Form zu bringen, so daß jenes Werk mehr das Ansehen eines Hand- oder Lehrbuchs, als eines Stücks aus einer Prozeßordnung, hat; und daß es mehr zum Unterrichte und zur wissenschaftlichen Belehrung, als zur praktischen Norm für Richter und Advokaten, geschrieben zu seyn scheint. In diese enge Berührung ist, so viel wir wissen, noch in keiner Gesetzgebung der Staat mit der Wissenschaft gekommen; und es wird nicht an Leuten fehlen, welche vor dieser Berührung, wie vor einem Incest, die Augen zudrücken. Nur, drückt aber die Augen nicht zu; sondern sieht jene Verbindung mit Freuden realisirt.)

Im Felde des Prozesses läßt sich diese Verbindung auch wohl mit am leichtesten ausführen, wenn man nur nicht unterläßt, denselben seinen wesentlichen Bestandtheilen nach in zwey Hälften zu zerschneiden, in die Hälfte des rein privatrechtlichen Stoffes, und in die der regierungsrechtlichen Bestimmungen über die Organisation und den Gang der eigentlichen Prozeßmaschine. Wenn irgend ein Theil des Rechts auch in der Legislation einer wissenschaftlichen Bearbeitung fähig ist, ja ohne dieselbe durchaus nicht gedeihen kann: so ist es jene erstere Hälfte. Bey der andern Hälfte treten schon mehrere Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten ein. Der Vf. hat, mit vieler Einsicht in die Natur und Erfordernisse seines Plans, jene beyden Hälften auch wirklich in seinem Werke ganz von einander abgeschieden, und dasselbe dennoch in zwey Haupttheile zerfallen lassen. Der erste, also der rein privatrechtliche, theilt sich dann wieder sehr zweckmäßig, und ganz nach der Methode, die bey dergleichen, einer wissenschaftlichen Bearbeitung fähigen Stoffen mit Recht hergebracht ist, in einen allgemeinen und besondern Theil.

Auf Veränderung des Materials ist des Verf. Zweck nicht eigentlich gerichtet; vielmehr geht sein Plan nur dahin, in die bestehenden Prozeßrechte über den Beweis die gehörige Einheit, Konsequenz, Bestimmtheit und Vollständigkeit durch Hülfe einer Entwickelung derselben nach Grundsätzen, und durch Ausspinnung einer rationellen Theorie bis tief in das Einzelne zu bringen. Indem nun der Verf. diesen seinen Weg durch das Halbdunkel, durch den wilden und verwarrenen Wald der bestehenden Rechte mit festen Schritten verfolgt, sieht man, wie das Verworrene sich um ihn herum scheidet, wie Zweifel sich lösen, Widersprüche sich heben, neue und weitere Aussichten sich öffnen, wie des Unbrauchbaren eine Menge abfällt, wie das Vereinzelte sich aureihet. Darin bestehen denn die Resultate der Operation des Verf. Freylich wird das Material dabey auch getroffen; aber nicht anders, als bloß mittelbarer Weise, nämlich um dem Bedürfnisse der Form möglichst vollkommen zu genügen.

Der Verf. ist aber nicht dabey stehen geblieben, die Resultate, die sich auf jenem Wege ergeben haben, vorzulegen; sondern er hat, in einer eigenen dem Werke angehängten Abtheilung, unter dem Namen »kritischer Anmerkungen zu dem Entwurfe« zugleich auch die Gründe entwickelt, die ihn bestimmt haben, diesen oder jenen Schritt zu thun, diese oder jene Richtung zu nehmen.

Uebrigens müssen wir uns begnügen, den Hauptcharakter des Werks, und zwar nur ganz kurz, gewürdigt zu haben. Im Einzelnen, und in der Ausführung selbst würde Ree. sehr oft mit dem Verf. nicht zusammen treffen; so wie jener denn auch nicht bergen kann, daß es dem Verf. nicht immer gelungen ist, tief genug in den Geist der Sache einzudringen. Letzteres möchte namentlich der Fall seyn bey der, sonst neu und fleißig vom Verf. bearbeiteten Lehre von den Präsumtionen; auch möchte es der Fall seyn in Rücksicht des Princips der Verschiedenartigkeit der Beweismittel.

Zw.

Phil-

Philosophische Rechtslehre und Kritik aller positiven Gesetzgebung, mit Beleuchtung der gewöhnlichen Fehler in der Bearbeitung des Naturrechts, von Jakob Fries. Jena, bey Mauke. 1803. XX und 179 S. gr. 8.

Bey dem Verf. steht das Innere des Menschen nicht in der Natur; sondern es steht dieser entgegen. Höher steigt man bey ihm nicht, als daß man die Idee und Natur gegen einander über in zwey verschiedenen Punkten erblickt, welche sich nicht weiter auflösen. Genug also, um zu wissen, daß der Verf. wenig Beyfall bey denen finden wird, welche glauben im Stande zu seyn, den Vorhang aufzuziehen, oder ihn wenigstens zu lüften, hinter welchem jene beyden Punkte in einem gemeinschaftlichen dritten zusammenlaufen. Auf der andern Seite werden diejenigen, die mit dem niedriger genommenen Standpunkte sonst nicht unzufrieden sind, wiederum fragen, ob man nicht schief in die Welt blicke, wenn man unter allen den Dingen, die darin sind, die Idee so schlechtweg isoliret, und nicht zugleich das Uebrige jedesmal mit in das Auge faßt? ob die Aussprüche nicht zugleich aus dem Innern und der Natur geschöpft seyn müssen, wenn sie auf unsere irdischen Zustände passen, und darin ausführbar seyn sollen? — Will man also nicht suchen eine Stufe höher zu steigen, als diejenige ist, worauf der Verf. steht: so steige man lieber noch eine Stufe tiefer unter ihm hinab.

Wir wollen den Verf. sich in einer Stelle selbst aussprechen lassen: »das Gesetz des Rechts entspringt aus unserm eigenen Innern, wir lernen es nicht von der Natur; sondern wir setzen durch dasselbe als ein Gesetz der Freyheit die Gesellschaft der Menschen aller Natur entgegen. Aber dennoch finden sich die Menschen nur in der Natur; das Rechtsgesetz kommt also in ihrer Gesellschaft nicht als ein natürlicher Weise schon geltendes Gesetz vor; sondern nur als eine Idee. Es ist nur als eine Aufgabe gegeben; es soll durch die eigene Thätigkeit der Menschen erst unter ihnen eingeführt werden.«

Na.

Ueber

Ueber die Ascendentenfolge nach Longobardischem Lehnrechte, von Heinrich Immanuel Klüpfel. Stuttgart, bey Löflund. 1804. 6 Bogen. 8.

Es sind die bekannten beyden Texte des Longobardischen Lehnrechts, um die sich die, durch den Gräflich Pückler'schen Successionsstreit so interessant gewordene Kontrovers über die Ascendentenfolge dreht, und auf deren Auslegung ihre Entscheidung beruht. Die Literatur dieses Gegenstandes ist bereits so reichhaltig, daß man fast Gefahr laufen möchte, den Gegenstand selbst über die Masse der Schriften, worunter er begraben liegt, aus dem Auge zu verlieren. Die neueren Schriften zeigt Gönner an in seiner Abhandlung: die Ascendentenfolge in wirkliche Lehne (Bamberg 1795) S. 4. 7. und unser Verf. liefert Supplemente zu dem Gönner'schen Verzeichnisse, welche sich bereits wieder mit neuern Supplementen bereichern ließen. Die Hauptidee, die der Verf. in der vorliegenden, mit vieler Einsicht und Gründlichkeit abgefaßten Abhandlung ausführt, ist dieselbe, von der auch der Verf. des Aufsatzes im juristischen Archiv (1804. Bd. 4 S. 146—149): »Beytrag zur Lehre von der Ascendenten-Erbfolge in Lehnen« ausgegangen ist. Der Verf. dieses Aufsatzes im Archive wundert sich, daß man vor ihm noch so wenig die von ihm genommene Ansicht der Sache genommen habe. Hr. Klüpfel bezieht sich dagegen auf eine bereits vor einigen Jahren von ihm herausgegebene Abhandlung, worin er jene Idee schon früher, und schon vor dem Verf. jenes Aufsatzes, aufgestellt habe. Die vorliegende Schrift ist eine weitere Ausführung seiner frühern Abhandlung. In die Streitfrage selbst kann man sich nicht wohl einlassen, ohne weitläuftig zu werden.

Zw.

Ueber Pfandverschreibungen auf adliche Güter nach polnischen Rechten, vom Kriminalrath Steiner. Thorn, gedruckt bey Kimmel. 1803. 4 Bog. 4.

Der zehnjährige Aufenthalt des Verf. zu Warschau, wo er als Lehrer am Kadetten-Korps stand, gab ihm die Ver-

Veranlassung, sich mit dem polnischen Recht bekannt zu machen, und seine Bestallung als Justizkommissar bey den Königlichen Regierungen, nach der Preußischen Occupation, gab ihm Gelegenheit, seine erworbene Theorie in den Fällen, welche nach polnischen Rechten beurtheilt werden mußten, anzuwenden, und daher Stoff zu genauen Untersuchungen mehrerer Materien dieses Rechts.

Außer der Kenntniß der gemeinen Rechte, der Latinität des Mittelalters, in welcher die Statuten, und der polnischen Sprache, in welcher die Reichstags-Konstitutionen geschrieben sind, der Geschichte und Verfassung von Polen, ist die Kenntniß der alten deutschen Rechte, wo nicht unumgänglich nöthig, doch meistens zur Aufklärung durch Vergleichung sehr nützlich. Gegenseitig bietet das polnische Recht wiederum den gelehrten Forschungen im Fache des deutschen Rechts die Hand. Geringer scheint auf dem ersten Anblick das praktische Interesse dieser Abhandlung zu seyn. Aber wenn gleich das polnische Recht, im Verhältnisse zum allgemeinen Preußischen Landrechte, nicht hervortreten kann: so werden dessen Trümmer doch in dem Provinzial-Gesetzbuche stehen bleiben; nicht zu gedenken, daß sich noch lange Zeit Fälle finden werden, wo man, wegen des Bedürfnisses historischer Aufklärung bey Aufstellung oder Anwendung von Rechtssätzen, zu den polnischen Rechtsquellen wird zurückgehen müssen.

Vorzüglich sind es einige sehr irrige Behauptungen des Ostrowski, in dem Civilrechte der Polnischen Nation (Bd. 1 S. 227 der Bröckerischen Uebersetzung), gegen welche die vorliegende, sehr gründlich abgefaßte Abhandlung gerichtet ist, deren Zweck dahin geht, die Natur, Form und Wirkung der polnischen Pfandkontrakte zu untersuchen, und sie richtiger, als es bey jenem Verf. geschehen ist, darzustellen.

Das gemeine Recht in Deutschland vor der Aufnahme des Römischen Rechts, aus den Reichsgesetzen, dem Sachsen- und Schwabenspiegel und andern Quellen dargestellt vom LR. Joh. Friedr. Reitemeier.

meier. Frankfurt an der Oder, in der Akademischen Buchhandlung. 1804. VIII und 313 S. gr. 8.

Der Verf., der schon so manchen neuen Weg in der Jurisprudenz gebahnt, und dagegen die Fabrikirung von Lehrbüchern und Kommentaren andern untergeordneten Köpfen gern überlassen hat, ist bekanntlich mit Ausführung eines großen Plans hervorgetreten, dessen Gegenstand kein geringerer ist, als dem deutschen Reiche gerade noch in dem Augenblicke, in welchem es ganz in Trümmer zu zerfallen droht, ein allgemeines Gesetzbuch, aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts komponirt, zu verschaffen. Seine seit dem Jahre 1800 herausgegebenen Schriften beziehen sich sämmtlich auf dieses Unternehmen mehr oder weniger. Diese Tendenz hat auch die vorliegende Schrift, auf welche wir uns jedoch hier um deswillen nicht näher einzulassen haben, weil es bloß ein Theil des größern Werks: »Deutschland vor und nach dem Lüneviller Frieden; ein Handbuch der deutschen Geschichte und Statistik, ingleichen des Staats-, Bürger- und Privatrechts« (Bd. 1. 1804) ausmacht, welcher, um ihn gemeinnützlicher zu machen und ihn mehr in die Hände der Juristen zu bringen, nicht weniger um ihm die Form und Bequemlichkeit eines Buchs zu Vorlesungen zu geben, besonders abgedruckt worden ist. Wir begnügen uns daher, bloß im Allgemeinen zu bemerken, daß der Zweck des vorliegenden Werks dahin geht, eine systematische Darstellung der vaterländischen Rechte, nach den Rechtsspiegeln und andern deutschen Rechtsquellen vor der Aufnahme der Römischen Legislation, zu liefern.

Di.

Versuch einer Theorie über die Auslegungskunst des römischen Rechts zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, von *K. P. J. R.* Halle, bey Schimmelpfennig und Comp. 1804. 10½ Bog. 8.

Der

Der allgemeine Theil zerfällt in folgende Abschnitte: über die Auslegung der Gesetze überhaupt — über die grammatische Auslegung — über die logische Auslegung im Allgemeinen. Der besondere Theil beschäftigt sich mit der Auslegung des Römischen Rechts insbesondere, in nachstehender Ordnung: über die Ausgaben des Römischen Rechts, deren Werth und Gebrauch — über die Interpretation des Römischen Rechts überhaupt — über die grammatische Interpretation des R. R. — über die logische Interpretation des R. R. — über die Kritik des R. R. insbesondere — über die Hülfsmittel der logischen und grammatischen Auslegung des R. R.

Als Leitfaden bey Vorlesungen mag die Schrift immerhin ihren guten Nutzen haben. Der Gegenstand ist aber für die Wissenschaft darin nicht weiter gebracht. Wir finden nicht, daß der Verf. tiefer eingedrungen, oder zu einer weitern und freyern Ansicht gelangt wäre, als seine Vorgänger. Auch bey ihm ist der Plan der Hermeneutik des Römischen Rechts dadurch mangelhaft und einseitig, daß von der Interpretation dieses fremden Rechts in seinen mancherley Verhältnissen zu den ursprünglichen vaterländischen Rechten und Gesetzen nichts gesagt ist; insbesondere davon nichts gesagt ist, wie das Römische Recht, sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen, zu nehmen und zu erklären ist, damit es mit den übrigen in Deutschland geltenden Rechts- und Gesetzbüchern in ein Ganzes mit Einheit und Konsequenz zusammenschmelze. Hiermit fehlt denn gerade derjenige Theil der Hermeneutik, welcher in praktischer Hinsicht der wichtigste und fruchtbarste ist. Es fehlt aber dieser Theil nicht bloß bey dem Verf. allein; sondern auch bey allen Vorgängern desselben. Desto ausführlicher ist der Verf. mit seinen Vorgängern bey den Gründen für und gegen die Behauptung, daß alle Manuscripte der Pandekten von der Florentinischen Handschrift (so mag man sie immerhin noch nennen, wie man jene berühmten Marmora Sigaea nennt, ob sie sich gleich in England befinden,) abstammen.

Zw.

Johann Christian Hellbachs Grundsätze von den Rechten, Gesetzen und Gewohnheiten der Kirchstellen

meier. Frankfurt an der Oder, in der Akademischen Buchhandlung. 1804. VIII und 313 S. gr. 8.

Der Verf., der schon so manchen neuen Weg in der Jurisprudenz gebahnt, und dagegen die Fabrikirung von Lehrbüchern und Kommentaren andern untergeordneten Köpfen gern überlassen hat, ist bekanntlich mit Ausführung eines großen Plans hervorgetreten, dessen Gegenstand kein geringerer ist, als dem deutschen Reiche gerade noch in dem Augenblicke, in welchem es ganz in Trümmer zu zerfallen droht, ein allgemeines Gesetzbuch, aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts komponirt, zu verschaffen. Seine seit dem Jahre 1800 herausgegebenen Schriften beziehen sich sämmtlich auf dieses Unternehmen mehr oder weniger. Diese Tendenz hat auch die vorliegende Schrift, auf welche wir uns jedoch hier um deswillen nicht näher einzulassen haben, weil es bloß ein Theil des größern Werks: »Deutschland vor und nach dem Lüneviller Frieden; ein Handbuch der deutschen Geschichte und Statistik, ingleichen des Staats-, Bürger- und Privatrechts« (Bd. 1. 1804) ausmacht, welcher, um ihn gemeinnützlicher zu machen und ihn mehr in die Hände der Juristen zu bringen, nicht weniger um ihm die Form und Bequemlichkeit eines Buchs zu Vorlesungen zu geben, besonders abgedruckt worden ist. Wir begnügen uns daher, bloß im Allgemeinen zu bemerken, daß der Zweck des vorliegenden Werks dahin geht, eine systematische Darstellung der vaterländischen Rechte, nach den Rechtsspiegeln und andern deutschen Rechtsquellen vor der Aufnahme der Römischen Legislation, zu liefern.

Di.

Versuch einer Theorie über die Auslegungskunst des römischen Rechts zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, von *K. P. J. R.* Halle, bey Schimmelpfennig und Comp. 1804. 10½ Bog. 8.

Der

Der allgemeine Theil zerfällt in folgende Abſchnitte: über die Auslegung der Geſetze überhaupt — über die grammatiſche Auslegung — über die logiſche Auslegung im Allgemeinen. Der beſondere Theil beſchäftigt ſich mit der Auslegung des Römiſchen Rechts insbeſondere, in nachſtehender Ordnung: über die Ausgaben des Römiſchen Rechts, deren Werth und Gebrauch — über die Interpretation des Römiſchen Rechts überhaupt — über die grammatiſche Interpretation des R. R. — über die logiſche Interpretation des R. R. — über die Kritik des R. R. insbeſondere — über die Hülfsmittel der logiſchen und grammatiſchen Auslegung des R. R.

Als Leitfaden bey Vorleſungen mag die Schrift immerhin ihren guten Nutzen haben. Der Gegenſtand iſt aber für die Wiſſenſchaft darin nicht weiter gebracht. Wir finden nicht, daß der Verf. tiefer eingedrungen, oder zu einer weitern und freyern Umſicht gelangt wäre, als ſeine Vorgänger. Auch bey ihm iſt der Plan der Hermeneutik des Römiſchen Rechts dadurch mangelhaft und einſeitig, daß von der Interpretation dieſes fremden Rechts in ſeinen mancherley Verhältniſſen zu den urſprünglichen vaterländiſchen Rechten und Geſetzen nichts geſagt iſt; insbeſondere davon nichts geſagt iſt, wie das Römiſche Recht, ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen, zu nehmen und zu erklären iſt, damit es mit den übrigen in Deutſchland geltenden Rechts- und Geſetzbüchern in ein Ganzes mit Einheit und Konſequenz zuſammenſchmelze. Hiermit fehlt denn gerade derjenige Theil der Hermeneutik, welcher in praktiſcher Hinſicht der wichtigſte und fruchtbarſte iſt. Es fehlt aber dieſer Theil nicht bloß bey dem Verf. allein; ſondern auch bey allen Vorgängern deſſelben. Deſto ausführlicher iſt der Verf. mit ſeinen Vorgängern bey den Gründen für und gegen die Behauptung, daß alle Manuſcripte der Pandekten von der Florentiniſchen Handſchrift (ſo mag man ſie immerhin noch nennen, wie man jene berühmten Marmora Sigaea nennt, ob ſie ſich gleich in England befinden,) abſtammen.

Zw.

Johann Chriſtian Hellbachs Grundſätze von den Rechten, Geſetzen und Gewohnheiten der Kirchſtellen

stellen und Kirchstühle, Kapellen und anderer Kirchstände, besonders nach Preußischen, Sächsischen und andern Verordnungen. Erfurt, bey Keyser. 1804. 8½ Bog. 8.

Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste handelt vom Rechte der Kirchenstellen überhaupt; der andere von dem Rechte verschiedener Kirchenstuhlgattungen insbesondere. Was der Verf. über seinen Gegenstand gelesen und gesammelt hat, das hat er ganz geschickt unter Rubriken zu vertheilen verstanden, und hat auf jeden Fall durch diese Concentrirung des Zerstreuten sich ein neues Verdienst um die juristische Literatur erworben, welches vorzüglich Geistliche, Konsistorien und Geschäftsmänner, die in Kirchenrechtssachen zu arbeiten haben, ohne daß ihnen immer Zeit und Geld genug bleibt, bey einem jeden zweifelhaften Falle viele Bücher nachzulesen und nachzukaufen, recht dankbar anerkennen werden. Dagegen weiß der Verf. von der jetzt beliebten wissenschaftlichen, raisonnirenden oder rationellen Bearbeitung juristischer Gegenstände so gut wie nichts. Daß sich die Schrift bloß auf das Protestantische Kirchenrecht beschränkt, hätte billig auf dem Titel mit angegeben werden sollen.

Di.

1. Lehrbuch der Philosophie des Rechtes. Zu Vorlesungen und zum Privatgebrauche. Von Christian Weiß, Doktor und Professor der Philosophie. Leipzig, bey Gräff. 1804. 280 S. 8.

2. Anfangsgründe des philosophischen Privatrechts. Nebst einer Einleitung in die philosophische Rechtswissenschaft überhaupt. Von Karl Salomo Zachariä, öffentlichem Rechtslehrer auf der Universität Wittenberg. Dii immortales! quam tu longe juris principia repetis. Cic. de leg. I. 10. Leipzig, bey Sommer. 1804. 246 Seit. 8.

Die

Diese Lehrbücher enthalten zwar keinesweges nur ein bloßes Räsonnement über die verschiedenen positiven Rechte, die in dieser Sinnenwelt gegolten haben, oder noch gelten, oder sich auch nur denken lassen, wie es einst Jemand unter dem Namen Naturrecht in den civilistischen Kursus bringen wollte. Man weiß indeß, was man überhaupt eigentlich an den neuern Philosophien des Rechts, philosophischen Rechtslehren, und Lehrbüchern des Naturrechts hat; wie Manches darin erst umständlich deducirt wird, was dem gesunden Menschenverstande ohne alle Deduktion sehr leicht verständlich gesagt werden könnte; wie Manches diese Lehrbücher bloß durch die Art des Ausdrucks ins Dunkle setzen, was sonst mit andern Worten gesagt, Jedermann faßlich war; und wie Manches in ihnen seicht und unvollständig berührt, wo nicht ganz übergangen wird, was man gerade durch die gepriesenen Fortschritte in der Wissenschaft berichtigt, und etwas mehr aufs Reine gebracht sehen möchte. Der Recensent weiß daher auch von diesen Lehrbüchern nichts mehr zu sagen, als daß sie im Geist und Tone des Zeitalters geschrieben sind; wenn er ihnen gleich den freylich leichten Vorzug vor manchen andern Versuchen dieser Art gern zugestehen will. Das Motto, was der Titel Nr. 2. enthält, ist überhaupt für die Art der Behandlung des Naturrechts seit einer gewissen Periode äußerst zutreffend. »Erst »seit Kant,« sagt der Verfasser Nr. 1., »ist die Wissenschaft des Rechts so begründet und dargestellt worden, daß »sie theils ihr eigenthümliches, von dem Sittengesetz völlig gesondertes Princip erhalten hat; theils auch der Hypothese eines uranfänglichen Zustandes sowohl Einzelner »als des ganzen Geschlechts keinesweges bedarf.« Der Rec. ist dieses Glaubens gar nicht; sondern vielmehr der Meinung, daß gerade seit dieser Periode eine Menge abgeschmackter Dinge in den Lehrvortrag gekommen ist, wodurch jungen Leuten die Köpfe verdreht werden, und was überhaupt wohl dazu beytragen könnte, einen Lehrling von gesundem Verstande ganz von der Wissenschaft zurückzuschrecken. Wenn der Recensent dieß auch gerade den beyden vorliegenden Lehrbüchern nicht nachgeredet haben will: so kann er sich doch davon noch keinesweges ganz überzeugen, daß die Wissenschaft des Naturrechts überhaupt seit der gedachten Periode eben sonderlich weiter gebracht worden sey; und auch in diesen beyden Lehrbüchern ist ihm weder in der Anordnung noch in der

Ausführung irgend etwas an schärfer bestimmten Begriffen oder berichtigten Grundsätzen vorgekommen, was als reicher Ertrag für die Wissenschaft eine besondere Auszeichnung verdiente.

Versuch einer Prüfung der Rechtmäßigkeit der Succumbenzgelder; von K. G. Neundorf, vormals ersten Rathskonsulenten in Eßlingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. 46 Seit. 8.

Dieser Verfasser meint es gewiß sehr gut mit den Processführenden. Das Unrechtmäßige der Succumbenzgelder wird hier sehr einleuchtend gezeigt. Genau betrachtet, war es bey dieser Ausführung nicht nöthig, auf den ersten Ursprung der Staatsvereinigung, und auf die Nothwendigkeit der Anordnung mehrerer Gerichte im Staate zurückzugehen; noch weniger besonders darzuthun, daß es erlaubt sey, die Rechtmäßigkeit der Einrichtung, wovon hier die Rede ist, zu prüfen, und mit Kant zu bemerken, daß nicht alle positiven Gesetze auch gerecht seyn. Die Erfahrung lehrt dieß schon genug, ohne daß es einer Erinnerung daran bedarf. Indeß kann man es dem Verf. schon zu Gute halten, daß er erst ein wenig weit ausholt, da er doch in der Folge sehr gründlich und bestimmt über die Sache urtheilt. Succumbenzgelder, worüber die juristische Literatur bisher nur zwey Schriften, von Wildvogel und Heinecclius, erhalten hat, sind nach der Erklärung des Verfassers, eine Geldsumme, welche derjenige, der sich der Appellation oder Revision bedienen will, bey Gericht hinterlegen muß, und die verwirkt wird, wenn das Erkenntniß des vorigen Richters von dem Appellations- oder Revisionsgerichte bestätigt wird. Diesen Begriff der Sache wird man als richtig gelten lassen. Zwar dürfte er Denen von Rostock nicht gefallen, allwo die städtische Obrigkeit den Mißbrauch eingeführt hat, die Succumbenzgelder bey vorkommenden Appellationen an das Mecklenburgische Hof- und Landgericht, auf jeden Fall, der Appellant mag künftig gewinnen oder verlieren, dennoch für eine gute Prise zu erklären, und nie wieder zu erstatten. Dieser heillose Mißbrauch, wenn er zur Kenntniß des Verfassers gelangt wäre, würde freylich eine ernstliche Rüge

vor-

verdient haben; ohne jedoch in der Destination darauf Rücksicht zu nehmen, da so etwas doch wohl höchstens nur einmal in Deutschland vorkommt. Bey Succumbenzgeldern lassen sich dreyerley Absichten denken: Entweder will man dadurch 1) dem Mißbrauche der Rechtsmittel Schranken setzen, oder 2) diesen Mißbrauch bestrafen, oder 3) der Justiz Last eine Erleichterung verschaffen. Der Verf. hat sie nach dieser dreyfachen Absicht geprüft, und gezeigt, daß keine derselben zu ihrer Rechtfertigung hinreicht; nicht die erste, weil auch eben so leicht gegen die Vorschrift der Reichsgesetze, und namentlich der Wahlkapitulationen, durch Einführung der Succumbenzgelder dem Armen der Weg zum höhern Richter versperrt werden kann; nicht die zweyte, weil keine Strafe statt finden darf, so lange noch nicht ausgemacht ist, daß Jemanden eine gesetzwidrige Handlung wirklich schon zur Last falle, und so lange man den Schuldigen von dem Unschuldigen noch nicht unterscheiden kann; das Vorauszahlen der Strafe an sich also keinen Grund hat, und das Verwirken derselben bloß darum, weil in der zweyten oder dritten Instanz eine Bestätigung des vorigen Urtheils erfolgt, noch keinesweges gerechtfertigt ist, da der verlierende Theil bey der häufigen Ungewißheit des Rechts noch nicht gleich als muthwilliger Processführer zu behandeln, und in Strafe zu nehmen ist; endlich auch nicht die dritte, weil Finanzspekulationen eigentlich nie auf die Rechtspflege einen Einfluß haben dürfen, und es in der That gar abscheulich ist, wenn diese Finanzspekulationen sogar den Erfolg haben, daß dadurch Parteyen, denen der Unterrichter zu nahe thut, die ihnen gesetzlich gestattete Zuflucht an den Oberrichter, oder überhaupt die rechtliche Wohlthat einer anderweitigen Instanz erschwert wird. Im Gegentheil sind diese Succumbenzgelder den Reichsgesetzen und der deutschen Staatsverfassung zuwider, welche den Unterthanen ein wohlerworbenes Recht geben, von den Landesherren zu fordern, daß ihre Rechtssachen in zwey oder drey Instanzen gehörig untersucht und entschieden werden. Gönner's Handbuch des Processes, III. 37. 10—20. Es ist also den Landesherren nicht erlaubt, dieses Recht zu schmälern oder gar zu vereiteln, weil Gegenstände, welche zur Grundgesetzgebung des Staats gehören, durch Disposition einer untergeordneten gesetzgebenden Gewalt, wie die deutsche Landeshoheit ist, nicht abgeändert werden können, und

weil diese Landeshoheit nicht die Befugniß geben kann, das was ihren Inhabern durch Reichsgesetze eigentlich zur Pflicht gemacht ist, wieder aufzuheben oder einzuschränken; welches aber durch willkührliche Einführung der Succumbenzgelder offenbar geschehen würde. —

Von dem Rechte der Landesherren, die Appellationsfreyheit nach einer gewissen Summe einzuschränken, läßt sich durchaus kein Schluß auf die Rechtmäßigkeit der Succumbenzgelder machen, da jene Beschränkung dazu dienen soll, um dem Kostenaufwand vorzubeugen, der den Gegenstand des Streits übersteigen würde — denn nur in sofern, als sich dieses von ihr behaupten läßt, kann sie gerecht genannt werden — dahingegen die Succumbenzgelder dem gemeinen Besten nicht gemäß sind, und die Einwilligung des Volks dabey nicht vermuthet werden kann. — Der Rec. würde lieber kurz und gut gesagt haben, daß durch solche gerade umgekehrt den streitenden Theilen die Last aufgebürdet würde, noch einen Aufwand mehr zu machen, und solche bey dem ungewissen Ausgange des Streits gleichsam aufs Spiel zu setzen. —

Den Beschluß machen einige Wünsche, die Sache wenigstens etwas zweckmäßiger einzurichten, z. B. nur bey der dritten Instanz Succumbenzgelder festzusetzen, diese mit dem Gegenstande des Streits in Verhältniß zu bringen, die Armen damit zu verschonen, u. dgl. m.

Hz.

Versuch einer Anleitung zur Abfassung geschickter Relationen und Defensionen für angehende Juristen. Leipzig, in Joachims literar. Magazin. (Ohne Jahrzahl.) 9 Bog. 8.

Die erste Abtheilung handelt von den Relationen, die andere von den Defensionen. Den größten Theil des, für den Gegenstand ohnehin schon wunderbar kleinen Raums, nehmen noch Muster ein. Man begreift nicht, welchen Nutzen dieses oberflächliche Büchelchen stiften soll, da es in keiner Hinsicht den weit bessern Werken von Hommel, Pü-

ter,

ler, Claproth und Andern, die in den Händen aller Juristen zu seyn pflegen, vorgezogen zu werden verdient.

Das Weiberecht, von C. E. Münter, Doktor und Procurator bey der Justizkanzley zu Zelle. Hannover, bey Hahn. 1804. 1 Alph. 8.

Des Verf. Manier, einzelne Gegenstände der Jurisprudenz zu bearbeiten, ist bereits aus seinem Frachtfahrerecht und Nothanscherrecht bekannt. Es ist eine Manier, gegen die sich gar sehr viel sagen läßt, vorzüglich weil es dabey an Kritik, Auswahl und Geschmack, nicht selten auch an Beurtheilung fehlt. Dennoch werden, wie es scheint, die Schriften des Verf. gekauft: wahrscheinlich, weil sie Gegenstände betreffen, über welche, wegen Mangels zweckmäßiger und zulangender Gesetze, viel processirt zu werden pflegt, und weil sie daher von den gemeinen Richtern und Advokaten, welche eben so unkritisch selbst sind, als die Münterschen Schriften, willkommen geheißen werden. »Was »bleibt bey so schwankendem Rechte, oft ganz ermangelndem »Gesetze dem Juristen übrig, als geläuterte Logik, Induk»tion, Analogie, Auctoritäten?« fragt der Verf. Nichts ist's! Nur scheint uns Hr. M. nicht der Mann zu seyn, der Ursache hätte, gerade solche Gegenstände, die in so hohen Regionen schweben, und in so zarte Stoffe verwebt sind, vor andern sich zur Bearbeitung auszuersehen.

Ueber weibliche Bürgschaften und Konkurssachen; vom Reg. R. von Zangen zu Langgöns. Gießen, bey Heyer. 1804. 16½ Bog. 8.

Unter diesem Titel erhält das Publikum zwey Abhandlungen des Verf., von welchen jede ganz für sich besteht: 1. Ueber weibliche Bürgschaften. Dieser Aufsatz stand zuerst in dem Nonneburger neuen juristischen Journale (Bd. 1. Heft 1. S. 51—94.); erscheint aber hier erweitert und vermehrt. Er enthält weiter nichts, als einen sehr ausführlichen, mit vielen literarischen Nachweisungen reichlich ausgestatteten und mit einer fortlaufenden Vergleichung der gemeinen Rechte begleiteten Kommentar über die Hessendarmstädti-

Prüfung einzelner Theile des bürgerlichen Rechts; von *F. X. Krüll*, Professor der Rechte in Landshut. Landshut, bey Krüll. 1803. 119 Seiten. 8. 10 M.

Die kurbaierische Verordnung vom 24. Jan. 1800, welche jeden In- und Ausländer zu freymüthigen Aeußerungen über Gesetz-Reformen auffordert, veranlaßt Herrn Krüll, dem Publikum einige Proben von Untersuchungen über einzelne bey uns eingeführte Rechts-Institute mitzutheilen. In dem gegenwärtigen Bändchen liefert er zwey solcher Abhandlungen. I. Prüfung der sogenannten willkührlichen Gerichtsbarkeit aus dem richtigen Begriffe der Gerichtsbarkeit. Daß nach den Begriffen des allgemeinen Staatsrechts, Gerichtsbarkeit bloß die Befugniß, Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden enthalte, und die sogenannte willkührliche Gerichtsbarkeit kein Ausfluß der richterlichen Gewalt sey, ist zwar eine nicht unbekannte, selbst im Römischen Recht nicht übersehene, aber dennoch in Behandlung der Lehre von der Gerichtsbarkeit, sogar in der Form der Behandlung höchst selten gehörig berücksichtigte Wahrheit. Es war daher allerdings sehr zweckmäßig auf die Beherzigung dieses objektiven Unterschieds zwischen zweyen gewöhnlich in demselben Subjekt vereinigten Gewalten aufmerksam zu machen, was von dem Herrn Verf. in dieser ersten Abhandlung auf eine einleuchtende Weise geschehen ist. Für die zweyte in dem gegenwärtigen Bändchen enthaltene Abhandlung: Prüfung des inneren Nachsteuer- oder Abschoßrechts, weiß Rec. dem Herrn Verf. weit weniger Dank. So wenig Rec. das Nachsteuerrecht, das einzelne Gutsbesitzer oder Gemeinheiten gegen andere desselben Staats ausüben, in Schutz nehmen möchte, so wenig hat ihn das Räsonnement des Hrn. Verf. befriedigen können. Nach Hrn. Krüll ist dieses sogenannte innere Nachsteuerrecht, da demselben der Charakter der philosophischen Rechtmäßigkeit gebricht, längst erloschen, selbst (nach S. 101) ohne eigene Erklärung der gesetzgebenden Gewalt; wenigstens ist diese zu dessen Aufhebung eben so berechtiget als verpflichtet. Zwar hält der Hr. Verf. es in seinem Ursprung, wo den städtischen Gemeinheiten (diese nimmt er hauptsächlich zu seinem Gesichtspunkt) die Sorge

für

für die Erhaltung ihrer Integrität und für die Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel von dem Staate beynahe ganz überlassen gewesen sey; nicht für unrechtmäßig. Allein da jetzt nach ausgebildeter Landeshoheit der Staat jene Sorge übernommen habe, und die Städte keines eigenen Fonds für ihre eigene, gleichsam besondere Sicherheit mehr bedürfen: so, urtheilt er, habe jetzige Fortsetzung dieses Nachsteuerrechts keinen gültigen Grund mehr, sey folglich rechtswidrig, und kein, auch noch so oft bestätigtes Privilegium kann, nach dem Hr. Verf., eine städtische Gemeinde oder einen Gutsbesitzer in dem fernern Genuß der Nachsteuer-Revenuen schützen; denn jedes Privilegium ist unvernünftig und von Anbeginn an ein Unrecht; wohlerworbene Privilegien sind eine rechtliche Unmöglichkeit, und der Landesherr ist zu deren unbedingter Aufhebung ohne weiters befugt.

Dergleichen Sätze sind nun aber freylich in unserem positiven Staatsrecht wenigstens, auf das sie doch der Herr Verf. anwenden will, noch lange nicht anerkannt; seine ganze Argumentation bleibt daher mangelhaft und unbrauchbar. Mit seiner Rechts-Philosophie könnte man ohne Anstand auf einmal ein paar Dutzende von Instituten, die seit Jahrhunderten innigst in Deutschlands Verfassung verwebt waren, exiliren; aber der Knoten wäre auf diese Art nur zerhauen, nicht aufgelöst. Da übrigens der Herr Verf. das innere Nachsteuerrecht hauptsächlich bloß in Rücksicht auf den Zweck, zu welchem die Revenuen, die es abwirft, ursprünglich bestimmt gewesen seyn sollen, angreift: so ließe sich ihm auf jeden Fall noch einwenden, daß für die erste, von ihm angenommene Veranlassung zu Einführung dieser Abgabe in der Folge sich von selbst manche andere Gründe substituirt haben könnten, die deren Beybehaltung rechtfertigen dürften, da doch noch jetzt Municipalstädte oft genug im Fall sind, zu Bestreitung ihrer Gemeinde-Auslagen namhafte Schulden zu machen. Die Seite der Sache hingegen, daß eine solche Abgabe die Freyheit der Staatsbürger, ihren Wohnsitz zu verändern, auf eine dem Geist der jetzigen inneren Verfassung der deutschen Staaten widerstrebende Weise beschränke und dem Staats-Zwecke schädlich sey, fanden wir von dem Herrn Verf. nicht genug relevirt. Alles was er hierüber in den paar letzten Zeilen

Prüfung einzelner Theile des bürgerlichen Rechts; von *F. X. Krüll*, Professor der Rechte in Landshut. Landshut, bey Krüll, 1803. 119 Seiten. 8. 10 *G*.

Die kurbaierische Verordnung vom 24. Jan. 1800, welche jeden In- und Ausländer zu freymüthigen Aeußerungen über Gesetz-Reformen auffordert, veranlaßt Herrn Krüll, dem Publikum einige Proben von Untersuchungen über einzelne bey uns eingeführte Rechts-Institute mitzutheilen. In dem gegenwärtigen Bändchen liefert er zwey solcher Abhandlungen. I. **Prüfung der sogenannten willkührlichen Gerichtsbarkeit aus dem richtigen Begriffe der Gerichtsbarkeit.** Daß nach den Begriffen des allgemeinen Staatsrechts, Gerichtsbarkeit bloß die Befugniß, Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden enthalte, und die sogenannte willkührliche Gerichtsbarkeit kein Ausfluß der richterlichen Gewalt sey, ist zwar eine nicht unbekannte, selbst im Römischen Recht nicht übersehene, aber dennoch in Behandlung der Lehre von der Gerichtsbarkeit, sogar in der Form der Behandlung höchst selten gehörig berücksichtigte Wahrheit. Es war daher allerdings sehr zweckmäßig auf die Beherzigung dieses objektiven Unterschieds zwischen zweyen gewöhnlich in demselben Subjekt vereinigten Gewalten aufmerksam zu machen, was von dem Herrn Verf. in dieser ersten Abhandlung auf eine einleuchtende Weise geschehen ist. Für die zweyte in dem gegenwärtigen Bändchen enthaltene Abhandlung: **Prüfung des inneren Nachsteuer- oder Abschoßrechts**, weiß Rec. dem Herrn Verf. weit weniger Dank. So wenig Rec. das Nachsteuerrecht, das einzelne Gutsbesitzer oder Gemeinheiten gegen andere desselben Staats ausüben, in Schutz nehmen möchte, so wenig hat ihn das Räsonnement des Hrn. Verf. befriedigen können. Nach Hrn. Krüll ist dieses sogenannte innere Nachsteuerrecht, da demselben der Charakter der philosophischen Rechtmäßigkeit gebricht, längst erloschen, selbst (nach S. 101) ohne eigene Erklärung der gesetzgebenden Gewalt; wenigstens ist diese zu dessen Aufhebung eben so berechtiget als verpflichtet. Zwar hält der Hr. Verf. es in seinem Ursprung, wo den städtischen Gemeinheiten (diese nimmt er hauptsächlich zu seinem Gesichtspunkt) die Sorge

für

für die Erhaltung ihrer Integrität und für die Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel von dem Staate beynahe ganz überlassen gewesen sey; nicht für unrechtmäßig. Allein da jetzt nach ausgebildeter Landeshoheit der Staat jene Sorge übernommen habe, und die Städte keines eigenen Fonds für ihre eigene, gleichsam besondere Sicherheit mehr bedürfen: so, urtheilt er, habe jetzige Fortsetzung dieses Nachsteuerrechts keinen gültigen Grund mehr, sey folglich, rechtswidrig, und kein, auch noch so oft bestätigtes Privilegium kann, nach dem Hr. Verf., eine städtische Gemeinde oder einen Gutsbesitzer in dem fernern Genuß der Nachsteuer-Revenuen schützen; denn jedes Privilegium ist unvernünftig und von Anbeginn an ein Unrecht; wohlerworbene Privilegien sind eine rechtliche Unmöglichkeit, und der Landesherr ist zu deren unbedingter Aufhebung ohne weiters befugt.

Dergleichen Sätze sind nun aber freylich in unserem positiven Staatsrecht wenigstens, auf das sie doch der Herr Verf. anwenden will, noch lange nicht anerkannt; seine ganze Argumentation bleibt daher mangelhaft und unbrauchbar. Mit seiner Rechts-Philosophie könnte man ohne Anstand auf einmal ein paar Dutzende von Instituten, die seit Jahrhunderten innigst in Deutschlands Verfassung verwebt waren, exiliren; aber der Knoten wäre auf diese Art nur zerhauen, nicht aufgelöst. Da übrigens der Herr Verf. das innere Nachsteuerrecht hauptsächlich bloß in Rücksicht auf den Zweck, zu welchem die Revenuen, die es abwirft, ursprünglich bestimmt gewesen seyn sollen, angreift: so ließe sich ihm auf jeden Fall noch einwenden, daß für die erste, von ihm angenommene Veranlassung zu Einführung dieser Abgabe in der Folge sich von selbst manche andere Gründe substituirt haben könnten, die deren Beybehaltung rechtfertigen dürften, da doch noch jetzt Municipalstädte oft genug im Fall sind, zu Bestreitung ihrer Gemeinde-Auslagen namhafte Schulden zu machen. Die Seite der Sache hingegen, daß eine solche Abgabe die Freyheit der Staatsbürger, ihren Wohnsitz zu verändern, auf eine dem Geist der jetzigen inneren Verfassung der deutschen Staaten widerstrebende Weise beschränke und dem Staats-Zwecke schädlich sey, fanden wir von dem Herrn Verf. nicht genug relevirt. Alles was er hierüber in den paar letzten hohen

der gegenwärtigen Abhandlung äußert; z. B. daß ein Mitglied der Gesellschaft nicht Eigenthum derselben werden könne, sind Gemeinplätze, welche man mit gleichem Recht auch gegen das Abschoßrecht, das der Landesherr im Namen des Staats ausübt, anführen könnte.

Sch.

Uebersicht des Strafgesetzes Franz II. Enthaltend I. die Verbrechen und schweren Polizeyübertretungen, deren Behandlung und Bestrafung überhaupt; II. die alphabetischen Repertorien aller einzelnen Hauptverbrechen — sammt einem Anhange von den Uebertretungen der Unmündigen und deren Bestrafung. Mit vorzüglicher Hinsicht für die Unterthanen der K. K. Staaten für die — Ausländer und — für obrigkeitliche Beamte ꝛc. In zwey Theilen. Grätz, bey Ferstl. 1805. 172 S. gr. 8.

Als ein Beystück zu dem im 106 B. I. St. S. 198. dieser Bibliothek angezeigten Gesetzbuche über Verbrechen, zeigen wir hier noch das vorliegende Werk an; ob es gleich schon nach dem für die hier noch zu recensirenden Schriften gesetzten Termin 1804 herausgekommen ist.

Der ungenannte Verfasser hat die Absicht dem Inländer eine Kenntniß der Verbrechen und schweren Policeyübertretungen, eine Erklärung des Verhaltens und der Pflichten der Personen, welche zu Kriminaluntersuchungen zugezogen werden, eine Darstellung des Untersuchungsverfahrens selbst; eine kurze Abhandlung von dem Kriminalurtheile, dessen Bekanntmachung und Vollziehung; eine Anleitung zur Ergreifung des Recurses oder Wiederaufnahme einer neuen Untersuchung; eine Anzeige der Kriminal- und Polizeygerichtskosten, eine Erklärung der Strafen überhaupt, und eine Zergliederung (?) der Erlöschung der Verbrechen, der schweren Polizeyübertretungen und deren Strafen zu liefern. Für den Ausländer soll diese Schrift eine Erklärung der Unterscheidungspunkte von der Be-

Bestrafung der Inländer seyn, und den Beamten ein vollständiges Repertorium aller Hauptverbrechen und Hauptpolizeyübertretungen geben.

Das Ganze besteht aus einem Auszuge aus dem angeführten Gesetzbuche; der aber nicht die Ordnung des Gesetzbuches selbst beybehält; sondern im ersten Theile I von den Verbrechen, deren Behandlung und Bestrafung der In- und Ausländer handelt, und hier wieder 1) von den Verbrechen überhaupt, 2) von der Behandlung des Verbrechens, (wo die gesetzlichen Vorschriften über Kriminalgericht, die Untersuchung überhaupt, die Verfahrungsart insbesondere und über das Urtheil gegeben werden;) und 3) von der Bestrafung der Verbrechen überhaupt, den Strafen insbesondere, der Bestrafung der Verbrecher, von der Entschädigung und Erlöschung der Verbrechen und Strafen. In der II. Abtheilung ist ein alphabetisches Register über die Verbrechen und ihre Strafen enthalten. — Dieselbe Ordnung und Verfahrungsart ist auch in dem zweyten Theile bey den schweren Policeyübertretungen beobachtet. — Der auf dem Titel angemerkte Anhang nimmt die letzte Seite ein.

Den Nutzen dieses Auszugs können wir nicht einsehen; denn gewiß, das Gesetzbuch selbst ist eben so deutlich für jeden wie er. Die Sprache desselben ist unrein; so wird z. B. Niemand auf den ersten Anblick errathen, was der Verfasser S. 3 mit der Ueberschrift: von erklärten Verbrechen sagen will; er will nämlich von den für Verbrechen erklärten Handlungen reden.

Ok.

Der Begriff des Direktoriat's. Eine kriminalistische Abhandlung von D. Joh. Reinh. Große. Göttingen, bey Ruprecht. 1804. 51 Seiten 8. 4 Gr.

So wenig sich auch Res. von der vorliegenden Schrift nach ihrer äußerst schwülstigen und Gedankenstrich-reichen Vorrede versprach, so sehr hat ihn doch die Gründlichkeit und Genauigkeit befriedigt, welche durchgängig in

der

der Abhandlung selbst herrscht. Sie ist zunächst gegen die Meinung von Feuerbach's civilistische Versuche. Giessen 1803. 1. Th. Nr. V. gerichtet, nach welcher Directariat in dem Stehlen aus dem obersten Stockwercke eines Hauses (aus einer Dachstube), oder in dem Eingehen in dasselbe, um zu stehlen, bestehen soll, und bestimmt darauf den Begriff des Directariates dahin, daß er bloß ein Eingehen und Verbergen in den obersten Stockwerken der Häuser, um aus den unteren zu stehlen, bezeichnet habe, wobey also auf das Bewohntseyn dieser Stockwerke von der ärmeren Volksklasse (worinne Feuerbach den Grund der gesetzlichen Auszeichnung dieses Verbrechens findet,) gar nichts ankomme. Der mit großem Fleiße aus den Gesetzen geführte Beweis, daß das crimen directariatus keinen Diebstahl selbst begriffen habe, läßt keinen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung übrig. Schade daß diese Abhandlung so ganz undeutsch geschrieben ist.

Gn.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte von *Matthissons*. Fünfte(,) stark vermehrte Auflage. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie. 1802. 332 Seit. 8. 2 Rl.

Die wiederholten Auflagen dieser Gedichte, die der Verf. bald selbst herausgegeben hat, bald von Andern hat herausgeben lassen, sind ein unzweydeutiger Beweis von dem anhaltenden Beyfalle eines Theils des deutschen Publikums. Der Verfasser hat sich diesen Beyfall erworben durch Lorrethheit und Zartheit des Gefühls, durch Wärme und Lieblichkeit einer, freylich sehr begränzten Phantasie, und durch ein artiges und gefälliges Bilderspiel. Er hat ihn erworben und sich erhalten durch die bey weitem kleinere Zahl seiner Lieder, und ihn durch die viel größere einer späteren Periode nicht vermehrt. Was diese Sammlung Gutes und Ausgezeichnetes hat, das umfaßten bereits die wenigen Bogen der ersten Auflagen. Der Dichter hat sich

sich ungemein schnell erschöpft. Seine neueren und neuesten Stücke sind entweder Variationen zu seinen älteren, oder kalte Produkte der Kunst.

Aber schon seine ersten und besten Gedichte wurden durch eine gewisse Beschränkung charakterisirt. Es ist ein ganz kleiner Kreis von Ideen und Empfindungen, worin sich der Dichter herumdreht. Seine Bilder und Gleichnisse kehren bey denselben Veranlassungen meist nur in anderer Bekleidung zurück. Ueberall dieselben Ingredienzien: Ruinen, Abteyen, Heerden- und Klosterglocken-Geläute, Mondschein, Psyche, Lethe, Grabthal, Glühewürmer, Lichtwürmer, Feuerwürmer, Urnen aller Art, u. s. w. Indessen fehlte es diesen Stücken nicht an Gemüth und nicht an einem bedeutenden Inhalte. Ihr religiöser und moralischer Sinn sprach uns freundlich an, und eine reizende Schwärmerey und Schwermuth vollendeten die Wirkung. Matthisson hatte Hölty's Manier glücklich aufgefaßt, ohne darum aller Originalität zu entrathen. Jene Gedichte sind sehr zu ihrem Vortheile, reich an anmuthigen Naturschilderungen. Doch fällt auch in ihnen schon hier und dort eine zu üppige Ueberfüllung auf. In den zunächst folgenden beschränkte sich der Verf. fast ganz auf diese Art von Malerey, die nur Wohlgefallen erregen kann, so lange sie nicht Hauptsache wird, sondern Verzierung bleibt. Wir rechnen hierher unter andern solche Stücke, wie S. 96. Der Alpenwanderer, S. 119 Abendgemälde, S. 125. Mondscheingemälde, S. 129. Der Wald, u. s. w. Diese und ähnliche bestehen von Anfange bis zu Ende aus einer Reihe von Bildern, die wie zusammen gewürfelt erscheinen, die gar keinen Gedanken umschließen, und gar keine Verbindung mit einander haben, als die etwa der Reim macht. Da kommen oft sehr ungleichartige Dinge zusammen. Z. B. S. 130.

In der Abendhelle
Funkelt die Libelle
Sanft am Farrenkraut gewiegt;
Mückenschwärm' erheben
Sich aus Binsengräben.
Und der braune Schröcker fliegt.
Iris und Ranunkel

Blühn

Wo durch die fluthende Wildniß, begrünzt von der Wieg' und dem Sarge,
Eben mit göttlicher Huld Freundschaft und Liebe den Pfad.

Uebrigens versteht sich unser Verf. auf den Hexameter und und Pentameter sehr wenig. Seine Hexameter hüpfen nach einerley Takte, ohne Abwechslung, oft ohne Cäsur in lauter Daktylen fort, wie in der angeführten Probe. Seine Pentameter gerathen ihm noch schlechter, z. B. S. 224:

Dankbar dem Liebling die Stirn | mit Immortellen bekränzt.

S. 242:

Der sich auf | Alpenschnee | noch | gestern im Nebel wärmt.

S. 243:

Oder dem steinernen Gast | Don Juan's | gleich die Gestalt.

In den angeführten Stellen sind schon einige Beweise, welchen Sylbenzwang sich der Dichter erlaube. Wir könnten sie mit zahllosen anderen vermehren; besonders aus seinen Gedichten in antiken Formen. Hier sind zunächst wenigstens noch einige:

S. 25:

Sey Herr von Peru's Gold —.

(Bekanntlich heißt es Peru, nicht, Peru.)

S. 113:

Wo, | tief zwischen | Klüften —.

S. 115:

Steigen über des Thals | Baumlabyrinth empor —.

S. 124:

Am Hapnquell, mich entzückt —.

S. 161:

Ein | Quell, dessen | Tugend —.

S. 200:

Daß hoch über seiner Hülle Trümmern —.

S. 201:

Gern weil' ich, Grazie, wo du den Hügel —,

S. 224:

Sirhst du das | Laubkabinett unter den Linden am Teich?
Dort hat, bey'm | Schimmer des Mondes —.

S. 228:

Als deiner | Wildnis —.
Und was dem | Wollenvieh | frommt —.

S. 236:

Wolken erheben sich nie bis zur | Stirn dieses | heiligen Greises —.

S. 257:

Aber so | weissagte | Kuma's er|hab'ne Prophetinn: Ein| andrer —.

S. 278:

Du, deren | schlanke Gestalt u. s. w.

Die meisten Matthissonischen Gedichte, und darunter die gekanntesten und beliebtesten, haben den Reim. Der Verf. hat sich sichtbar und nicht ohne Erfolg bemüht, neue, voll- und wohltönende Reime zu finden, und dagegen die zu sehr verbrauchten, so weit es anging, zu vermeiden. Diese Bemühung erkennt der Recensent gern an. Aber er bedauert es, daß eben dieses Suchen nach neuen Reimen den Dichter nicht selten auch auf harte und übellautende geführt hat. Noch mehr bedauert er, daß diese Gedichte so voll offenbar falscher Reime sind. Der Verf. hat alle möglichen Fehler gegen die Richtigkeit des Reimes, und zwar sehr häufig begangen. Er reimt kurze Sylben mit langen, Vocale und Diphtongen, die gar nicht unter einander verwandt sind, geschärfte Vokale vor verdoppelten Konsonanten mit gedehnten vor einfachen, u. s. w. Er braucht in einer und derselben Strophe einerley Vokale und Diphtongen in den männlichen und weiblichen Ausgängen. Alle diese Vorwürfe wollen wir nun mit hinlänglichen Beweisen belegen. Es wird nicht nöthig seyn, sie unter Rubriken zu bringen. Wir wollen bloß einen Theil der in unserem Exemplare als falsch bezeichneten Reime mit Angabe der Seitenzahl nach der Reihe hersetzen. S. 5: Winzerherd-, leert. S. 8: Traubenlyserinn, Grün; Pfad, Bad. S. 9: Erhöht, Majestät. S. 12: Himmelan, Kahn. S. 18: Plan,

begann; kam, schwamm. S. 19: Gebe, Stäbe; Düfter, Küfter; Gras, las. S. 21: Speer, Mähr; Ellbersee, Fer, (elasyblig).

S. 32.

Ich wußte von den Kreisen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weisen
Und von Heraldik weiß.

S. 23: Zähre, Belvedere; Tuffsteinhöhle, Raphaele. S. 26: Zauberkehle, Seele; blühn, hin. S. 27: Fahrt, Gegenwart. S. 29: Paradies, Medizis. S. 30: Pantheon, schon. S. 31: Cicero's, ergoß. S. 32: Kehrte, erklärte. S. 36:

Wie glänzten vom Tyrrhenermeere
Der Flotten Purpursegel her!
Wie drängten Heere sich an Heere,
Von fernen Zonen Beute-schwer.

S. 37: Bort, fort. S. 42: Umdüstern, flistern; Stäte, flehte.

S. 47:

Als die Fluren sich verschönten,
Und mit holdem Zauberton
Götter-Melodieen tönten:
Seliger Endymion.

S. 68: Gefährten, kehrten. S. 69: Küsten, Wasserwüsten. S. 70: Hoch, noch. S. 73 und 74 Feyerton, Acheron. S. 82: Nebelmeer, her. S. 83: Plan, Mann. S. 88: Gebet, geweht. S. 89: Umflort, fort. S. 96: Kieselbahn, hinan. S. 98: Dehnt, wähnt. S. 99: Rast, Pallast. S. 108: Düfter, Rohrgeflister; umflort; fort. S. 129: Moos, Maigesproß. S. 145: Pygmalion, Ton. S. 146: Grün, Elphrekönigiun. S. 151: Moos, Frühlingsproß; Grün, Königiun. S. 153: Menschenlob, erhob; Nachtigall, Ohrenqual. S. 154: Nächtkumpan, abgewann. S. 174: Groß, vergoß. S. 178: Gärtchen, Weidenpfötchen. S. 188: Entflehn, Grillenverkündetinn. S. 198: Heiligthum, Elysium.

S.

S. 217:

Bäll' und Opern freun den Städter,
Assembleen die Städterinn:
Uns entzückt der Frühlingsäther,
Und der Haine Baldachin.

S. 218: Ergab, Grab. S. 286: See, Näh'. S. 288: Sirenenton, davon. S. 294: Viele, Krokodille. S. 296: Aehnlich, gewöhnlich; jeder, Feder. u. s. w. u. s. w.

Sogar kleine Sprachfehler sieht sich der Verf. um des Reimes willen nach. So reimt er S. 26: Oden und Boden. Eben so S. 117. Und doch weiß er recht gut, daß das Wort Odem heißt. Wo er es nicht als Reim nöthig hat, schreibt er es selbst so z. B. S. 57. — Er sagt wob, um es S. 18 auf erhob, und S. 35 auf hob reimen zu können. Die irreguläre Form von weben ist aber längst veraltet. (Doch sagt der Verf. auch S. 49 woben, S. 220 gewoben, S. 245 gewobenes Traumbild.) — — —

Hr. Matthisson hat es unternommen, eine Lyrische Anthologie der Deutschen herauszugeben, die jetzt schon bis zum zehnten Bande angewachsen ist, und über hundert Dichter begreift. Hätte er sich begnügen wollen, von allen guten vaterländischen Dichtern Proben des Besten und Gelungensten, das sie hervorbrachten, zu geben, und Alles getreu so zu geben, wie er es fand: so gehörte dazu ein vielseitig gebildeter Geschmack und die Entäußerung aller Parteylichkeit für eine bestimmte Gattung und eine bestimmte Manier. Wir wollen Hrn. M. seinen Antheil Geschmack gar nicht absprechen; nur ist dieser von einer gewissen Einseitigkeit nicht frey. Sie zeigt sich durchaus in seinen Gedichten; und seine Vorliebe für die Manier und den Ton, die darin vorherrschen, hat ihn denn nun auch größtentheils bey der Wahl der Anthologie bestimmt. Er ist noch weiter gegangen. Er hat die in dieser Sammlung aufgenommenen Stücke nach seiner Art verändert, und, wie er doch wohl glauben muß, verbessert. Was sich überhaupt gegen ein solches Beginnen sagen läßt, wollen wir hier nicht wiederholen. Daß aber Hr. M. nicht der Mann dazu sey, muß im voraus schon aus der Bekanntschaft mit seinen eigenen Gedichten erhellen. Man muß sich besser auf Sprache, Metrik, Rhythmus und

Reim verstehen, wenn man die kritische Kelle an die Werke der Dichter einer ganzen Nation legen will.

Al.

Ludwig Theobul Kosegarten's Poësieen. Neue, verbesserte Auflage. *Erster Band.* VIII und 388 Seiten. *Zweyter Band.* VI und 368 S. Leipzig, bey Gräff. 1802. gr. 8. 4 Mg.

Ludwig Theobul Kosegarten's Poësieen. *Dritter Band.* Leipzig, bey Gräff. 1802. X und 298 S. gr. 8. 1 Mg. 8 Gr.

Die erste Auflage der Gedichte des Verf. erschien im Jahre 1788 zu Leipzig in zwey Bänden kl. 8. Zehn Jahre später, 1798, gab er sie, sehr vermehrt und verbessert, unter dem Titel Poesieen, gleichfalls zu Leipzig, in zwey Bänden gr. 8. neu heraus. Ueber beyde Ausgaben ist in unserer Bibliothek zu seiner Zeit geurtheilt. Die gegenwärtige neueste ist nach einem ziemlich kurzen Zwischenraume gefolgt. Sie ist zugleich eine vermehrte und verminderte, und beurkundet so von der einen Seite die ungeschwächte Liebe des Verf. zur Dichtkunst, und von der anderen die Strenge, die er gegen sich selbst übt. Was indessen jetzt hiezu gekommen ist, war fast Alles vorher schon einzeln in Zeitschriften ausgestellt worden. Der oben verzeichnete dritte Band gehört zur zweyten Auflage vom Jahre 1798, und enthält für die Besitzer derselben die Bereicherungen der dritten, freylich nur an ganzen Stücken, nicht an Veränderungen der übrigen. Die Kritik könnte ein sehr interessantes und dankenswerthes Geschäfft durch Vergleichung aller drey Sammlungen unter einander übernehmen. Wir haben die früheren aber nicht zur Hand, und können also nicht einmal im Allgemeinen entscheiden, ob eine solche Vergleichung immer zu Gunsten der späteren ausfallen müßte. Unseres Lobes bedarf der Dichter nicht, und hoffentlich auch nicht unserer Aufmunterung, die erkenntliche Mitwelt noch recht lange und oft mit den Blüthen seines regen Geistes zu erfreuen, und daneben seinen älteren Arbeiten mit der Sicherheit des gereiften Geschmacks immer mehr

Voll

Vollendung und Ausbildung zu geben. Das ist ein sehr gerechter Anspruch an den Genius, der in der dem ersten Bande vorgesetzten Zuschrift: An die Zeitgenossen sich selbst so wahr charakterisiet:

»Verleidet keiner Schule, keiner Rotte
Verkauft um schnöden Hohn und feiles Lob,
Gehorchend einzig dem gewalt'gen Gotte,
Wagt' ich zu singen, was die Brust mir hob.
Die Katarakte schoß den Felsbang nieder;
Rauh klangen, herzlich doch, des Jünglings Lieder.«

»Gezündet durch das Heilige und Hohe,
Entstoben Funken der verborgenen Gluth;
Das Schlechte nur, das Niedrige und Rohe
Verschmähte zürnend die geweihte Wuth.
Ich sang die Liebe meiner Rosenjugend:
Gott, die Natur, die Schönheit, und die Tugend.«

»Doch andre Zeiten brachten andre Lehren.
Ein neues Licht entblitzt der alten Nacht.
Man heißt uns neue fremde Götter ehren, u. s. w.«

Diesen neuen Lehren, diesen fremden Göttern will der Dichter nicht huldigen. Das Stück schließt mit folgender schönen Stanze:

»Zum neuen Glauben, zu den neuen Zeugen
Mich zu bekehren, bleibe fern von mir!
Was ich gesungen hab', hab' ich gesungen.
Wir haben auch den Geist des Herrn, auch wir!
Seyd ewig denn, ihr Genien meiner Jugend,
Mein hohes Lied: Gottheit, Natur, und Tugend!«

Lr.

Theater.

Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht. *Zweyter Theil.* Die Kreuzesbrüder. Berlin, bey Sander. 1803. IV und 424 S. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Der erste Theil, (mit dem besondern Titel: Die Templer auf Cypern,) ist bereits von einem andern Rec. in die-

dieser Bibliothek, (LXXXV. Bd., S. 354,) kurz angezeigt. Allerdings verdiente das Werk eine ausführlichere Beurtheilung, als womit dort, vor seiner Vollendung, der Anfang gemacht werden konnte. Wir würden diese hier nachholen, wenn die Erwartung jenes Rec., daß der Zweck des ganzen Gedichts sich im zweyten Theile entwickeln werde, erfüllt wäre. Das ist nun aber nicht der Fall. Zwar wird die Handlung bis zum Sturze der Tempelherrn unter Philipp dem Vierten in Frankreich fortgeführt; aber sie endigt damit nicht. Der Sturz des Ordens wird durch eine geheime Gesellschaft, die Thalesbrüder, auch Kreuzesbrüder genannt, bewirkt, wovon die Geschichte, welcher der erste Theil folgte, nichts weiß. Der Triumph dieser räthselhaften Gesellschaft macht den Schlußstein. Der Rec. ist vielleicht mit Gegenständen dieser Art, mit der Geschichte und dem Geiste geheimer Orden zu wenig bekannt, um aus dem Allen einen bedeutenden Zweck heraus finden zu können, der fast unterzuliegen scheint. Er muß ein Urtheil über die Tendenz und die Kraft des Ganzen Anderen überlassen, die mit Mysterien vertrauter zu seyn sich einbilden, als er.

Aber das hindert ihn nicht, einen offenen Sinn für die einzelnen großen Schönheiten des Stücks zu haben, und die poetischen Talente des Verf. zu erkennen und zu ehren. Zur Darstellung auf der Bühne war das Gedicht schon seines Umfangs wegen freylich nicht geeignet. Dennoch wundert sich Rec., daß es nicht allgemeinere Sensation gemacht zu haben scheint. Aber vielleicht dürfte es nur den Namen eines der Götzen unserer Tage an der Stirn führen, um eben so viele Lobpreiser zu haben, als etwa eine Natürliche Tochter, oder eine Braut von Messina. Doch, so ist ja das Schicksal der Bücher! In Hinsicht auf manche Erfordernisse der poetischen und insbesondere der dramatischen Kunst braucht unser Verf. Keinem zu weichen, der weit mehr bejubelt wird. Sein Geschmack hat sich von den Fehlern der Mode fast immer rein erhalten. Seine Verse, (das Gedicht ist in Jamben, die zuweilen gereimt und hier und da mit lyrischen Stellen gemischt sind,) haben Regelmäßigkeit und Wohllaut, Eigenschaften, an denen es in vielen berühmten neueren Schauspielen sehr fehlt. Wie leicht sich der Genius

des

des Verf. in diesen Fesseln bewege, davon wollen wir ein Beyspiel geben. Wir wählen dazu den 7. Auftritt des 3. Aufzugs im zweyten Theile, weil er auch außer dem Zusammenhange leicht verständlich ist. Er beweiset zugleich, wie sehr der Dichter seine Vorgänger übertrifft, wenn er sich einmal zu solchen Künsteleyen in der Form herabläßt, denen man gern Beyfall erzwingen möchte. Die Scene ist das Sprachzimmer im Norbertiner Nonnen-Kloster von Sanct Clara; links ein kleiner Altar mit einem Marienbilde.

Agnes, (allein, einen Brief in der Hand haltend.)

So soll, so soll er kommen,
Ich soll ihn heut noch schauen,
Und die gepreßte Seele
In seine Lippen hauchen; —
Und neues Leben saugen
Aus seinen großen blauen
Aus seinen Feueraugen! —
Dem Kerker hier entronnen,
Soll ich in gold'ner Ferne,
Von seinem Arm umschlungen,
Mich im Azur des Himmels,
Und in dem Schmalz der Fluren,
In Lieb' und Freyheit sonnen! —
O, daß mich Wonne tödte,
Daß ich an seinem Herzen
In's Flammenmeer zerröne! —

Doch, ist dieß Freudebeben
Kein Bruch des Schwurs, den ich dem Herrn gelobt?
Ist dieses glühende Streben,
Das hier (auf ihr Herz zeigend) so wüthet und tobet,
Die Angst am nahen Ziele, —
Sind das des ersehnten Entzückens Gefühle? —

(Pause.)

Und wenn ich dann mit ihm die That vollendet,
Wenn dann mein Leid geendet, — ich den Mauern,
In denen ich, — mit Schauern, ach! umnachtet, —
So lange schon geschmachtet, dann entsprungen,
Und wieder ihn errungen: — werd' ich's tragen?
Wie, — oder ist dieß Zagen, dieses Bangen
Ein Vorgefühl der langen ew'gen Strafen,
Die noch im Dunkel schlafen, und mit Schrecken

Mich einst erwecken? — Wird die ird'schen Flammen
Gott nicht verdammen, dem ich Treu' geschworen,
Der mich zur Braut erkoren? Werden Gluthen
Der Hölle den umfluthen, den verderben, —
Den, welchen zu erwerben ich das Leben
Der Heiligkeit gegeben? Wird vernichtet
Mein Adalbert den ew'gen Tod dann sterben? —

(Sie blickt nach dem Marienbilde, und wirft sich mit Inbrunst davor nieder.)

O, gnadenreiche Mutter aller Wonnen!
Du kennst die Dornen, die die Liebe krönen;
Denn deinem Aug' entströmt das ew'ge Sehnen,
Der Lieb' und Wehmuth tiefer Wunderbronnen.
Als Thränen einst in diesen Augen rannen, (rannen,)
Da starb dein Sohn, die Gottheit zu versöhnen;
Und doch versiegten nicht die Mutterthränen
Vom Strahl der aufgegangnen Gnadensonnen. —
Du liebtest, Königinn der Himmelschöre;
Kann deine Magd, des Staubes arme Beute,
Kann sie des Staubes reinste Blüthe hassen? —
Bey deines Sohnes Todeskampf! erhöre
Die Schwache, die mit Gott und Lieb' im Streite ...
Soll ich die Liebe, soll ich Gott verlassen? —

Lr.

Romane.

1. Heraldo der Unergründliche. Zwey Bände mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1802. 35½ Bog. 8. 2 Rt. 8 gr.

2. Michel Mort der Kreuznacher. Eine romantische Ausstellung aus der vaterländischen Geschichte mit historischen Farben gezeichnet. Vom Verf. der Henriette von Detten. Elberfeld, bey Büschler. 1805. 14 Bog. 8. 16 gr.

Nr. 1. ist ein alltägiicher, höchst langweiliger Roman, der zu der zahlreichen Sippschaft Rinaldo Rinaldini's gehört, und dessen Held der auf dem Titel genannte Heraldo ist. Daß dieser Heldenthaten ohne Maaß und Ziel verübt, daß

daß alle Weiber und Mädchen sich stehendes Fußes in ihn verlieben, daß er, trotz seiner Räuberhauptmannschaft ein wahrer Tugendspiegel, der Retter ganzer Staaten und Beschützer ihrer Beherrscher ist, — dieß Alles ist, seit dem letzten Quinquennium, in welchem die Räuberhauptleute auf dem Parnasse hausen, so hergebracht und völlig in der Ordnung, daß es kaum mehr einer Erwähnung bedarf. Auffallend ist es, daß der Verf., der sich Felsenwangen nennt, sich so viel auf die Reinheit seiner Sprache zu gute thut, und doch die gröbsten Verstöße gegen die ersten genannten Regeln begeht. So schreibt er z. B. S. 9.

»Ihre blasse Wange verkündeten den Schmerzen und S. 10:

den Schmerzen besänftigte u. s. w.

Beyde Titelkupfer, vorzüglich das zum ersten Theile, sind wahrhaft scheußlich.

Nr. 2. enthält die Beschreibung des Lebens und der Thaten eines mannhaften und tapfern Kreuzfahrers, der im Mittelalter, um die Zeit der Kreuzzüge lebte. Nach der Versicherung des Verf. in der Vorrede, sollen dabey historische Data zum Grunde liegen; dieß dürfte aber wohl nur eine ziemlich fabelhafte Tradition und das Mehrste dichterische Ausschmückung seyn. Die zahlreichen Freunde solcher historisch-romantischen Zwitter werden auch hier, wo es an Humpen und Fehden nicht fehlt, ihre Rechnung finden. Uebrigens ist nicht einzusehen, warum der Verf. sein Buch keinen Ritterroman genannt wissen will, da die hier erzählten Begebenheiten um die Periode des Ritterwesens fallen, und er selbst seine Imagination als eine Hauptquelle des Inhalts angiebt.

Erzählungen und Dialogen von Ludwig Wieland. Herausgegeben von Ch. W. Wieland. Zwyter Band. Zürich, bey Geßner. 1805. 18 Bog. 8. 1 Rth. 4 Gr.

Dieser zweyte Band einer, unter einem sehr empfehlenden Namen erscheinenden Sammlung, hat vor dem ersten,

welchen wir N. A. D. Bibl. Bd. LXXXVIII. S. 167 angezeigt haben, sehr wesentliche Vorzüge. Die vier Erzählungen, welche hier geliefert werden, zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung, Interesse des Inhalts, und Leichtigkeit des Vortrags aus; vorzüglich gehören »die Glücksritter,« und »die gefährliche Wette« zu dem Besten, was neuerdings in dieser Gattung erschienen ist — Die dem Französischen nachgeahmte Posse, »der Barbier von Bagdad« ist eine recht artige Kleinigkeit, und »das Gespräch über das Theater« ist eben so reich an neuen Ideen, als gut dialogisirt. — Der Verf. ist auf dem rechten Wege, ein ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der schönen Literatur zu werden; nur vermeide er die Klippe des Vielschreibens, an welcher schon so viele gute Köpfe scheiterten, und fahre unermüdet fort, die besten Muster der Alten und Neuen, vorzüglich aber die Werke seines unsterblichen Vaters zu studiren.

Z.

Chemie.

Fenwick Skrimshire's (e) Erster Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie und in einigen davon abhängigen Künsten. Zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung. Aus dem Englischen übersetzt von D. Chr. Gottfr. Senkelsen, und mit einer Vorrede (begleitet) von M. J. C. Hoffmann. Leipzig, bey Richter. 1804. 8. 1 Alph. 4 B.

Die Absicht des Verf. der vor uns liegenden Schrift, ist nicht, dem bereits mit seiner Wissenschaft vertraut bekannten Chemiker einen Leitfaden in die Hände zu geben, oder ihm hier neue Aufschlüsse und bisher noch nicht bekannte Ansichten zu eröffnen; sondern er bestimmte sein Werk nur für den Dilettanten in der Chemie, und für denjenigen Theil des Publikums, welcher diese Wissenschaft gerne kennen lernen möchte, ohne sich doch mit einer zu großen Menge von Arbeit

heit bey ihrem Erlernen zu befassen. Er bezweckt dabey, welche Hoffnung auch in der Vorrede geäußert wird, dieser Wissenschaft noch mehrere Freunde zu verschaffen, als sie bereits schon jetzt besitzt, indem er ihr Anziehendes, ihren großen Nutzen, und ihren wichtigen und allgemeinen Einfluß auf so viele Künste und Gewerbe zu einem besondern Gegenstande seiner Darstellung wählet. Dieserhalb ist auch das ganze Buch mit der Beschreibung von vielen artigen Versuchen angefüllt, welche ohne einen großen Aufwand von kostbaren und seltnen Apparaten angestellt werden können, und welche doch zur Erläuterung der daselbst befindlichen Lehrsätze dienen. Die Erklärung dieser Versuche ist durchgehends richtig gegeben. Dieses ist auch der Grund, weshalb der Verf. sich mit mehrerer Ausführlichkeit bey dem technischen Theile seines Werkes verweilet hat.

Wir haben hier in 22 Abschnitten, folgende Gegenstände abgehandelt: Gegenstand und Nutzen der Chemie. Chemische Elemente. Wärme und Licht. Von der Wärme insbesondre und von der Ausdehnung durch die Wärme. Wirkungen der Wärme auf dichte und flüssige Körper. Von der Verbrennung. Von den verschiednen Quellen der Wärme. Von dem Lichte insbesondre. Von den Gasarten, Sauerstoffgas. Stickgas. Wasserstoffgas. Kohlenstoff und und Kohlen (stoff) saures Gas. Steinkohlen. Oele. Phosphor. Schwefel. Alkalien. Erde. Ackerland und Düngung. Metalle. Farben. Gerberey. Verarbeitung des Leders zu Schmalleder.

Unsre Leser sehen hieraus, was sie in dem Buche zu finden haben. Es ist nur noch die Frage übrig, wie diese Materien hier vorgetragen sind, und ob überhaupt von einem solchen chemischen Unterricht Nutzen zu hoffen stehe?

Die Darstellungsgabe des Verf. ist deutlich und gut; aber unangenehm durch zu große Weitläuftigkeit, und durch das zu verschwenderische Häufen von, oft wenig interessanten Beyspielen. Sein Styl ist, soweit man ihn aus der Uebersetzung beurtheilen kann, schwerfällig, und sehr oft sieht man der letzten es an, daß sie eine Uebersetzung sey. Mehrere Beschreibungen von Versuchen sind undeutlich, oft sogar von solchen, welche mit Gefahr für den Experimentator verbunden sind, wie z. B. die Bereitung des Phosphors

ꝛc.

wasserstoffgases. Uebrigens ist aber eine zweckmäßige Anordnung und Auswahl der beschriebnen Materien nicht zu verkennen, und man darf in so ferne dem Verf. sein Verdienst nicht absprechen. Ob aber eine oberflächliche Unterweisung in der Chemie überhaupt nützlich sey; ob es besonders in unsren Zeiten, wo man sich so gerne bloß oberflächliche Kenntnisse in jeder Wissenschaft verschafft, nicht um darin Etwas zu leisten, sondern nur um damit glänzen zu können, ein Verdienst um die Wissenschaft seyn könne, wenn man sie populär vorträgt, ist eine ganz andre Frage, und diese möchte Rec. gern verneinend beantworten. Das ganze Heer von Dilettanten in allen Zweigen des menschlichen Wissens stiftet offenbar mehr Schaden als Vortheil, indem alle diese Dilettanten Halbwisser sind. Der Handwerker in Deutschland, für den man wirklich jetzt Vieles schreibt, kann und will alle diese Schriften nicht gebrauchen, weil der Staat nicht dafür Sorge trägt, daß er auf eine zweckmäßige Weise erzogen und zur Benutzung eines wissenschaftlichen Unterrichtes fähig gemacht wird. Man läßt ihn in möglichst schlechten Trivialschulen aufwachsen, gebraucht ihn als Lehrling zur Feld- und Hausarbeit, und überläßt ihn als Gesell und Meister seinem Schicksale. Darum sind diese Menschen dumm, und werden es bleiben, bis man sie zwingt klug zu werden.

Mithin, ist es, unsres Dafürhaltens, noch nicht Zeit für den Handwerker zu schreiben, und wird nie Zeit werden, eine ernsthafte, vielumfassende und tiefes Studium erfordernde Wissenschaft, im populären Gewande vorzutragen.

Or.

Versuch eines systematischen Handbuchs der Pharmacologie von *Wolfg. Friedr. Wilh. Klose*, Doktor der Arzneygelahrheit u. s. w. *Erster Theil.* Allgemeine Pharmacologie. Breslau, bey Hamberger. 1804. 8. 1 Alph.

Arzneymittel nennt Hr. Klose »solche Heilmittel, welche »durch ihre Grundmischung (oder nach chemischen Gesetzen) »auf den menschlichen Körper wirken; entweder schon gegen »irgend eine Krankheit Heilsamkeit bewiesen haben, oder

»des

»deren bekannte wesentliche Eigenschaften wenigstens den Arzt »berechtigen, von ihrer Wirksamkeit, in gewissen abnormen »Zuständen des menschlichen Körpers mit Wahrscheinlichkeit »erwarten zu dürfen; deren Wirkungen auf den menschlichen »Körper sich aber nicht nur von einem wohlunterrichteten »Arzte voraus bestimmen; sondern auch nach seinen Absich»ten leiten, mäßigen und hemmen lassen.« Diese ungeheuer lange Beschreibung der Arzneymittel entstand aus der von dem Verf. als Axiom aufgestellten Satze, daß alle psychischen Einflüsse von den Heilmitteln ausgeschlossen werden müßten. Bedenken wir aber mit welcher Energie die psychischen Potenzen auf die Verhältnisse der Thätigkeit des Organismus wirken, wie sehr sie im Stande sind, den richtigen Erregungszustand in einen kranken zu verwandeln, und wie oft sich allein durch ihren Einfluß der pathologische Zustand in einen normalen zurückführen läßt; wenn ein Arzt wie z. B. M. Herz in der bekannten Moritzischen Angelegenheit, sich ihrer bedient: so muß man mit dem Wunsche: plus ultra! alle psychischen Kräfte zu den Heilmitteln zählen. Wenn aber die Frage eintritt, ob diese Kräfte in den Pharmakologieen aufgezählt werden sollen: so ist freylich darauf nicht gut eine bejahende Antwort zu geben; vielmehr würde Rec. es schon für gewagt, wenn gleich für konsequent, halten, sie in einer Heilmittellehre aufzuführen, wie kürzlich geschehen ist. Die dem 3ten Kap. als Ueberschrift vorgesetzte Frage: Wie werden die Arzneyen im Konflikt mit dem M. H. gebracht? erregte in uns den Glauben, daß hier eine materia Medica in nuce geliefert werden solle; es enthält aber nichts, als einfache unvollständige Uebersicht des Formulars. Im 4ten Kap. sucht Hr. K. zu beweisen, daß die Wirkung aller Arzneymittel auf eine Veränderung in der Mischung und Form der Materie des M. H. sich reduziren lasse. Gegen diese Behauptung ließe sich wohl mit Recht sehr viel einwenden. Allein es hat dem Verf. nicht gefallen, die Einwendungen des dynamischen Systems gegen sein chemisches zu hören. Vielmehr weiset er sie geradezu und absprechend zurück. Wir wollen uns daher wohl hüten, sie hier, wo sie ohnehin nicht an ihrem Orte seyn dürften, aufzuzählen. Kap. 5 enthält die Aufzählung der empirischen Regeln für die Voraussagung der Wirkungen der Heilmittel. Sie bestehen in dem über diesen Gegenstand bereits Allbekannten. Im 6. Kap. finden wir eine sehr genaue und zweckmäßige Darstellung der Klassifika-

fikation der Arzneymittel, wie diese von den verschiednen Schriftstellern geliefert worden ist. Bestimmt erklärt sich der Verf. gegen die Eintheilungen nach den Wirkungen auf den m. K., und gänzlich für die, nach ihren objektiven Eigenschaften. Rec. gesteht offenherzig, daß er der gegenseitigen Meinung sey, und die letzte Eintheilung für geradezu dem Arzte praktisch unbrauchbar halte, so treffl ich sie auch für den Pharmazeuten seyn mag. Am Schlusse des Kap. steht Hrn. Kl. eigne Eintheilung der Arzneymittel, welche sich weder in Extenso noch im Auszuge hier liefern läßt. Kap. 7 giebt die Grundsätze an, nach welchen die Dosen der Arzneymittel bestimmt werden. Wir zweifeln, daß Hr. Kl., wenn er erst geraume Zeit praktizirt hat, sich an die von ihm gegebnen Gesetze der Dosen binden werde. Sie ändern sich bey jedem Subjekt, mit jeder Veränderung der Krankheit. Kap. 8. Eine Aufzählung der verschiednen Arten von Apothekermaaß und Gewicht. Kap. 9. Exposition (warum nicht Erklärung?) der Begriffe, welche der Verf. mit gewissen Kunstwörtern verbindet. Es ist wahrlich nöthig, daß jetzt jeder Arzt ein Wörterbuch für seine Schriften schreibe; denn eine solche Babylonische Sprachverwirrung, wie jetzt unter den Aerzten herrscht, ist noch nie gewesen. Indessen weicht Hr. Kl. wenig von der allgemeinen Sprache der Erregungstheorie ab. Kap. 10. Handelt von den pharmazeutischen Zeichen. Man sollte ihr Andenken von der Erde vertilgen, statt es zu erhalten. Im Anhange finden wir ein, wie der Verf. selbst gesteht, nicht ganz vollständiges Verzeichniß der über Arzneymittellehre erschienenen Schriften, welches jedoch die brauchbarsten und besten, aber freylich auch manches Schlechte enthält.

Aus diesem Auszuge sehen unsre Leser, daß Hr. Kl. ein fleißiger und denkender Mann sey, welcher seine Wissenschaft eifrigst vorwärts zu bringen bemühet, und zu diesem Geschäffte mit hinlänglichen Fähigkeiten ausgerüstet ist. Ihm fehlt es zwar, wie jedem angehenden Schriftsteller, noch so sehr an kaltem Blute; doch findet sich dieses unfehlbar. Die Fortsetzung dieses Buches wird seinen Lesern willkommen seyn.

Zt.

Encyklopädie der gesammten Chemie abgefaſst von *Friedrich Hildebrandt* u. ſ. w. *Zweyter Theil.* Praxis. *Neuntes Heft. Zehntes Heft.* Erlangen. 1804. 8. 17 *Bg.* und 10 *Bg.*

Nachdem der berühmte Verf. im vorigen Hefte das Allgemeine der praktiſchen Chemie vorangeſchickt hat: ſo wendet er ſich nun zu den einzelnen Theilen derſelben, und trägt in jedem einzelnen Hefte eine Lehre der angewandten Chemie vor. In den beyden vor uns liegenden, finden wir (im 9ten) die Aerurgie und (im 10ten) die Hydrurgie ausführlich genug dargeſtellt. Der Inhalt des neunten Heftes iſt folgender: Es zerfällt in drey Hauptabſchnitte deren erſter von den Luftarten überhaupt, deren Gewinnung und Reinigung; der zweyte von den einzelnen Luftarten handelt, (warum nicht Sauerſtoffgas, da offenbar die Namen Lebensluft petitio principii iſt? Bey dem Stickgaſe iſt der Fall anders, weil wir einmal deſſen Baſis Stickſtoff nennen, und keinen beſſern Namen dafür wiſſen, indem der Nam- Salpeterſtoff, deſſen ſich Hr H. bedient, auch zu viel ſagt), dem brennbaren Gaſe (richtiger Waſſerſtoffgas) und deſſen Abarten, dem geſchwefelten, dem gekohlten, dem phosphorhaltigen brennbaren Gaſe. (Auch dieſe Namen ſind ſchleppender als die allgemein eingeführten, wenn gleich etwas langen; Schwefel - Kohlenſtoff - und Phosphorwaſſerſtoffgas). Bey dieſer Gelegenheit von den Thermolampen. Vom Salpeterſtoffgaſe (Stickgaſe), oxydirten Salpeterſtoffgaſe (gasförmigem Stickſtoffoxyd, oxydirten Stickſtoffgaſe), dem ſchwefelichtſauren (richtiger ſchwefl.), ſalzſauren, oxydirt, ſalzſauren, flußſauren, kohlenſauren Gaſe, dem Kohlenoxydgas (gasförmigen Kohlenſtoffoxyd) und dem Ammoniakgaſe (Stickſtoffwaſſerſtoffgas). Unſre Leſer ſehen daß Hr. H. faſt alle bekannt gewordnen Gasarten geſchildert hat. Seine Ausführlichkeit und Deutlichkeit iſt ſchon durch die vorigen Hefte nicht mehr fremd, und wir glauben, daß jeder, der die Materie kennt, und den Apparat entweder ſelbſt bey der Hand hat, oder gute Kupfer mit der Beſchreibung vergleicht, ihn hinlänglich verſtehen werde. Ohne dieſe beyden Hülfsmittel aber fällt es ſehr ſchwer dem Faden der Beſchreibung zu folgen. Der dritte Abſchnitt handelt von der Eudiometrie, welche

er

er nicht Oxygenometrie oder Oxymetrie nennen will, will diese letzte Benennung zu viel sage. Der nämliche Einwurf gilt aber, und noch mit größerem Rechte gegen die Namen Eudiometrie. Wir finden hier die Eudiometrie mittelst des Phosphors, des Schwefelkali, des Eisens und Schwefels, des brennbaren Gases, des salpetersauren Gases beschrieben, und in einer Note die Beschreibung des Humboldt'schen Kohlensäuremessers.

Im 10ten Hefte finden wir die chemischen Verrichtungen, welche das Wasser betreffen, ebenfalls in drey Abschnitten; der erste handelt von der Gewinnung, der zweyte von der Reinigung des Wassers, und der dritte ist eine sehr deutliche und ausführliche Anweisung zur Zerlegung der Mineralwasser.

Wir könnten dieser Anzeige noch einige kleine Bemerkungen anhängen, welche wir für Berichtigungen halten; allein sie sind zu geringfügig, als daß wir unsern Lesern damit beschwerlich fallen wollen. Möchte es Herrn Hildebrandt gefallen haben, seiner Arbeit mehr Präzision zu geben: so hätte dadurch vielleicht das Ganze gewonnen.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Ober-Konsistorialrath und ordentl. Professor der Gottesgelahrheit, Herr Dr. A. H. Niemeyer in Halle, ist von der Universität zu Moskau zum Ehrenmitgliede aufgenommen worden.

Herr Mag. G. D. Goldhorn, bisheriger Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche, und Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig, hat die Predigerstelle zu Leutsch bey Leipzig erhalten.

Der Herr Dr. und Professor der Theologie Moldenhawer zu Kopenhagen, ist zum Mitgliede der neuerrichteten Direktion des Universitäts- und Schulwesens in Dänemark ernannt worden, bey welcher der Herr Professor Engelstoft als Sekretär und Büreau-Chef angestellt worden ist.

Todesfälle.

1805.

Am 19ten Jul. starb zu Barchfeld der Fürstl. Löwenstein-Werthheimische Geh. Rath und Regierungspräsident, Herr P. H. von Hinkeldey, 85 Jahre alt.

Am 24sten Jul. zu Nonnebarg, der daſige Superintendent und Oberpfarrer Herr G. L. Grunner, im 66ſten Lebensjahre.

Am 31ſten Jul. zu Osnabrück, Herr M. G. Ringelmann, Superintendent und Oberpfarrer daſelbſt, 68 Jahre alt.

Vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen.

Sr. Excellenz des Herrn Staatsminiſters von Maſſow, Anleitung zum praktiſchen Dienſte der Königl. Preuß. Regierungen, wovon die im Jahre 1792 bey Fr. Nicolai zu Berlin herausgekommene erſte Ausgabe ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr zu haben iſt, wird zur Oſtermeſſe 1806 in einer neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe erſcheinen.

Verbeſſerungen.

Im CII. Bd. 2. St. S. 238. Z. 12. von unten ſt. Ring l. Rink.

SEP 2 8 1943